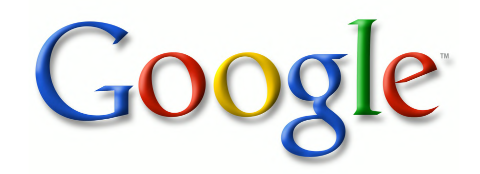
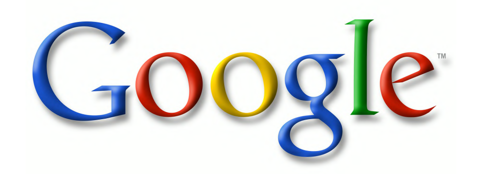
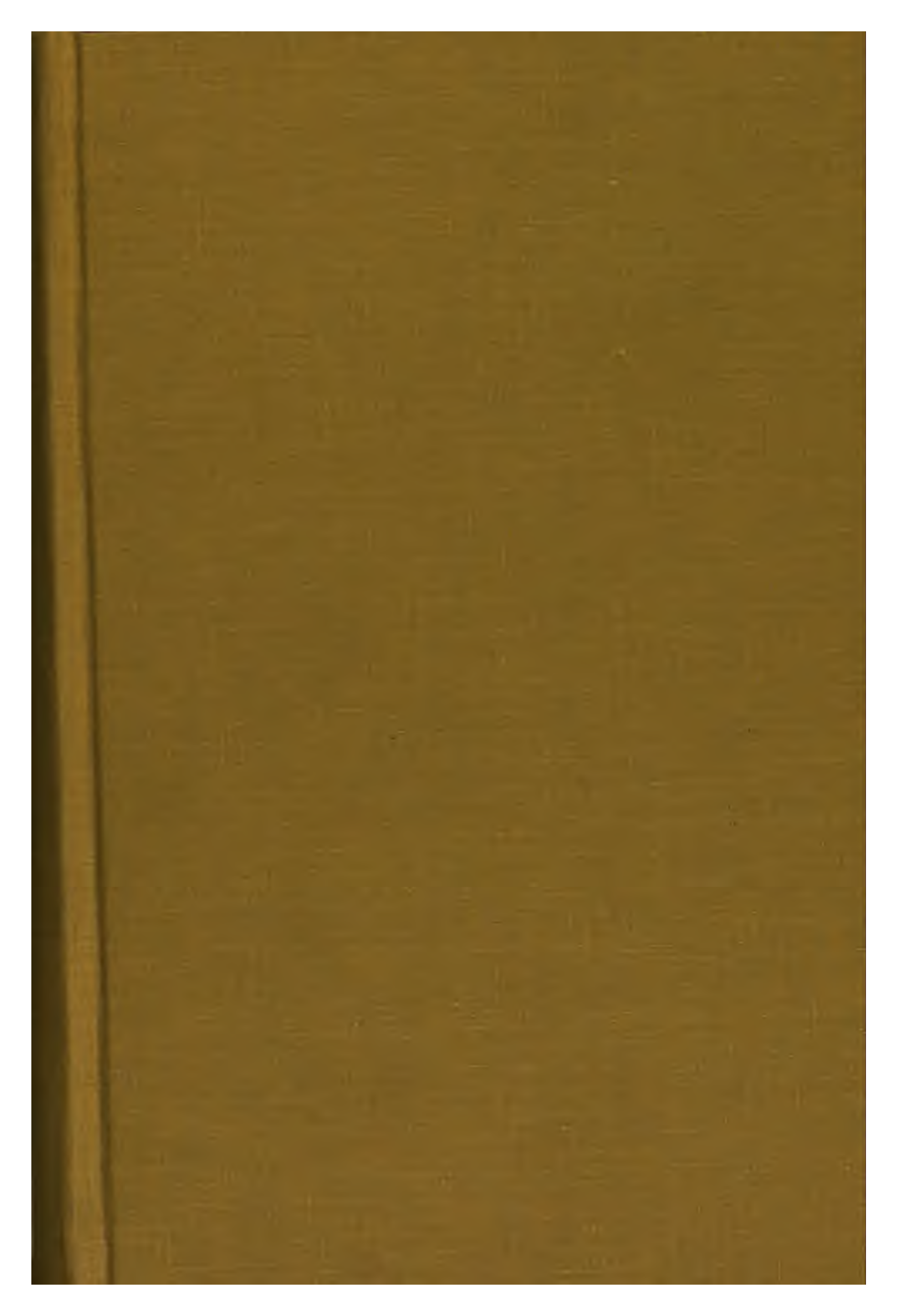
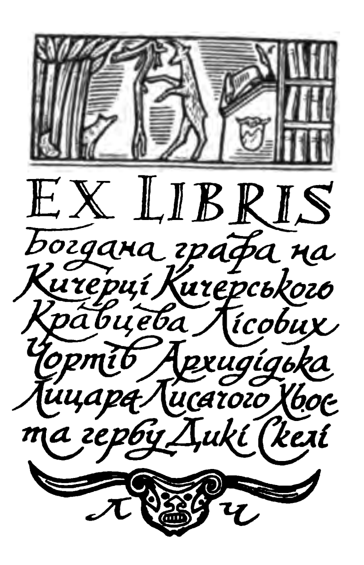







EX LIBRIS
Богдана графа на
Кичерці Кичерського
Кравцева Лісових
Чортів Архидідька
Лицаря Лисачого Хвоста
та гербу Дикі Скелі
Л Ч

Kulturgeschichte

der

Menschheit

in ihrem organischen Aufbau

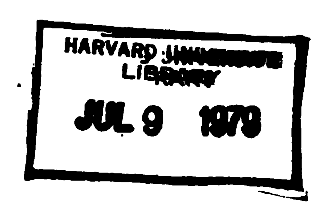
von

Julius Lippert.

Zwei Bände.

1. Band.

Stuttgart.
Verlag von Ferdinand Enke.
1886.



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vorwort.

In einer wirklich pragmatischen Kulturgeschichte, die das Leben der Menschheit als ein Ganzes in allen seinen Ursächlichkeiten zu erfassen sucht, muß durch die Sache selbst bedingt der Schwerpunkt in die sozialen Erscheinungen fallen; für die Darstellungsweise aber wird jenes Band der Ursächlichkeit maßgebend sein.

Hierin liegt zugleich eine Weitererstreckung und eine Beschränkung unserer Aufgabe; einzelne Kulturmomente dürften aber überdies in einer neueren Auffassung und Beleuchtung erscheinen, das Ganze muß dem gebildeten Laien Resultate und Belege zugleich in einer Weise vorführen, welche eine Nachprüfung gestattete, denn nirgends in der Wissenschaft ist eine solche Mitarbeit des Laien wohl erwünschter als auf diesem Gebiete.

Aus diesen Gesichtspunkten mag dem Unternehmen, zu dem mich überdies nicht zum geringsten Teile die freundliche Anerkennung ermuntert hat, welche meine soziologischen Vorarbeiten in Fachkreisen fanden, seine Berechtigung neben den vorhandenen in ihrer Art vorzüglichen Werken zuerkannt werden. Vielleicht dient ihm auch mitten im Kampfe der Zeit eine wohlabwägende Würdigung sowohl der materiellen oder vielmehr allgemein kosmischen wie der specifisch menschlichen oder — mehr im Anschluß an die gebräuchliche Redeweise gesagt — geistigen Bewegungsfaktoren im Gebiete der Kulturentwicklung bei denen, die nach Klarheit der Erkenntnis streben, zu einiger Empfehlung.

Daß ein solches Werk sich heute nur auf induktiver Forschung aufbauen kann, ist selbstverständlich. Wenn aber etwa von Seiten der Vertreter dieser Forschungsrichtung das Bedenken erhoben werden sollte, daß für einen solchen Aufbau das von der Detailforschung gelieferte Merkmal noch immer zu unvollständig, das aufgehäufte in seiner Fülle und Zerstreuung nach kaum zu sichten und zu bewältigen sei, so empfinde ich sehr wohl das Gewicht eines solchen Einwandes. Aber ich bin auch überzeugt, daß nur immer wieder der Versuch der Zusammenfassung das im Detail Gewonnene auf die Probe zu stellen und für neue Arbeiten eine richtige Fragestellung vorzubereiten imstande ist; damit möge ich, der Unvollkommenheit mir wohl bewußt und für jede sachliche Korrektur der Kritik im vorhinein

dankbar, vor den Fachmännern entschuldigt sein; der Laie aber hat wohl ein Recht, ohne auf den Abschluß des menschlichen Wissens zu warten, in das seiner Zeit einen Einblick zu gewinnen.

Die Auswahl des Stoffes des ersten Bandes und das Maß der Ausführlichkeit, das ich dem und jenem Gegenstande zuteilte, dürfte vielleicht ebenfalls hie und da Bedenken erregen. Indes tritt oft gerade das konventionell als geringfügig Behandelte im Verbande der Ursächlichkeiten des Kulturlebens bedeutsam hervor, und zu dieser Bedeutung mußte es denn auch in der Darstellung um so mehr erhoben werden, als dieser erste Band gleichsam nur die Exposition zur Entwickelung der höheren Probleme des Folgenden bieten muß. Im Zusammenhange des Ganzen betrachtet, wird sich diese Auswahl von selbst entschuldigen.

Vielleicht hätte ich hie und da, allenfalls in den Kapiteln über die Beziehungen zur Tier- und Pflanzenwelt dem Fachmanne mit litterarischen Nachweisen genügen können; für den Laien aber würden sich Schwierigkeiten erhoben haben, einer solchen Behandlung mit Nutzen zu folgen. Ueberdies sind die genannten Faktoren ebensowenig wie Geräte, Waffen, Schmuck u. dergl. an sich die Gegenstände, auf die ich die Aufmerksamkeit des Lesers lenken wollte, sondern sie sind es, welche in einer besonderen Art der Betrachtung wie neugefundene Urkunden das Leben der Menschheit insbesondere in ihren Gruppierungen nach Fürsorgestufen und Wirtschaftsbetrieben aufhellen; und da es mir nun gerade auf diese Gruppierungen ankam, auf deren gesonderter Kulturarbeit wie gegenseitiger Durchdringung nach meinem Ermessen die dermalige Stellung der Menschheit beruht, so mußte ich jene Gegenstände nach einer besonderen, hiefür geeigneten Auswahl behandeln. Entfernt sie sich in etwas von der geläufigeren Art, so lohnt sie dafür vielleicht durch entsprechende Resultate. Hie und da, wie etwa in betreff der Geschichte der Völkerverwandtschaften, widersprechen jene freilich dem bisher als gültig erachteten und werden sich dafür auch ihrerseits Widerspruch gefallen lassen müssen. Aber ich habe in Kämpfen ähnlicher Art bereits erfahren, daß der Sieg der Wahrheit schließlich doch nicht durch den Grad der Aufregung und den Ton der Kämpfenden entschieden wird.

Die Rassentheorie, welche ich der Exposition der menschlichen Geschichte zu Grunde gelegt habe, dürfte aber kaum zu diesen Streitfragen zu zählen sein; sie unterscheidet sich ja von den anerkannten eigentlich nur dadurch, daß sie sich zur Erklärung der geschichtlichen Thatsachen mit den einfachsten Einteilungsgründen genügen, und weiterer Begrenzung durch die Fachwissenschaft den Raum offen läßt. Anders dürfte die Geschichte vorläufig kaum verfahren können.

Kundratitz-Leitmeritz, 11. Juni 1886.

Julius Lippert.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Die Lebensfürsorge als Princip der Kulturgeschichte.

Um das Wissen vom Menschen bewegt und bemüht sich im Grunde all unser Wissensdrang. Getrennt und gesondert, nach Gegenstand und Behandlung völlig verschieden, arbeiten die mannigfaltigen Forschungszweige; aber in irgend einer Beziehung zum Menschen treffen sie sich alle. Selbst die Erforschung der fernsten Himmelsräume findet hier ihre Anknüpfung; sie weist dem Menschen seine wahre Stellung an und belehrt ihn über die Irrwege, auf denen seine Spekulation zu tasten pflegt.

Alles, was wir heute an verläßlichem Wissen unser nennen, verdanken wir der modernen Arbeitsteilung auf dem Gebiete der Forschung; aber mit Recht verlangen wir auch schon nach einer Vereinigung dessen, was, nur nach der Methode der Erforschung geschieden, in sich eine Einheit bildet, das zu enthüllende eine große Rätsel der Menschheit.

Es sind wieder verschiedene Standpunkte, von denen aus eine solche Vereinigung versucht werden kann; einen derselben bietet — nach unserer Auffassung — die Kulturgeschichte. Welchen dieser Standpunkte immer wir wählen, keiner gewährt uns noch den Ausblick auf einen ringsum wolkenlosen Horizont; der der Kulturgeschichte — wir müssen es im vorhinein gestehen — ermangelt der Tiefe in die kosmische Urzeit hinein; dagegen gewährt er uns, abgesehen von dieser Beschränkung, den herrlichsten Ausblick über die Gesamtheit des menschlichen Lebens bis auf die Gegenwart. Diese in allen ihren Erscheinungen, in denen sowohl, welche das Endresultat langer Entwickelungsreihen, wie in denen, welche die zahlreich zurückgebliebenen Reste abgebrochener sind, uns klar zu machen, den Entwickelungsgang der Menschheit als ein organisches Gebilde einschließlich selbst der Naturnotwendigkeit in seinen Irrungen darzustellen und auf solchem Grunde auf das Verständnis des Gegenwärtigen in allen seinen Formen hinzuwirken, das soll das Ziel einer solchen Kulturgeschichte sein.

Dieselbe Bezeichnung hat bisher sehr vielerlei umschlossen, der Natur der Sache gemäß. Man sonderte zuerst aus der „politischen Geschichte"

dasjenige aus, was an sich für das Volksleben und die Sitten eines Zeitraumes bezeichnend, doch nicht unmittelbar an die Geschichte der Staatenbildungen angereiht werden konnte. Seine Zusammenfassung als Kulturgeschichte lieferte interessante, bunte Bilder, und sofern sie nur der Wirklichkeit entnommen waren, nicht minder auch einen Einblick in ein treibendes Etwas im Leben der Völker, der Menschheit, das nicht immer identisch war mit den Triebfedern der politischen Aktionen.

Eine andere Richtung, inauguriert durch H. T. Buckles „Geschichte der Civilisation in England", suchte dieses Etwas als ein Naturgesetz zu erfassen und damit gleichsam eine neue Art Geschichte an die Stelle der althergebrachten zu setzen.

In unserer Absicht liegt es nicht, einem dieser beiden Wege, auch nicht beiden zugleich, zu folgen. Unsere Betrachtungsweise wird am besten selbst unterscheiden lehren, wie weit das „Naturgesetz" als Antrieb in das Werk des Menschen, die Schöpfung seiner „Kultur", hineinreicht, wie weit der Mensch selbst aus seinen eigenen Antrieben, Kräften und Mitteln heraus ein besonderes Reich des Menschlichen innerhalb der Natur zu schaffen vermochte. In diesem Bereiche — wie groß oder klein es sei, möge sich zeigen — fällt dem menschlich Persönlichen keine unbedeutende Rolle zu, obwohl es sich nie loslösen kann von den Gesetzen der Kulturbildung, nie anderer Mittel sich zu bedienen vermag, als die ihm auf diesem Grunde erwuchsen.

Wir werden hierin eine Grenzscheide für die Auswahl unseres Stoffes finden, und es wird sich zeigen, daß in der Darstellung des eigentümlich Gesetzmäßigen in der Kulturentwickelung ein genügend großer und bedeutsamer Stoff für eine besondere Aufgabe der Wissenschaft geboten ist.

Diese eigenartige Aufgabe, in deren Wesen der Leser erst durch die Darstellung selbst eingeführt werden kann, schreibt uns auch einen eigenartigen Gang vor. Wir verkennen nicht das Verdienstliche der Versuche, auch die Kulturgeschichte ähnlich wie die politische in ein System von chronologisch aufeinander folgenden Perioden zu zerlegen. Wir anerkennen insbesondere die vielen Vorzüge des von Morgan[1]) aufgestellten, aber es kann uns auch nicht entgehen, daß alle diese Systeme von der Art der sogenannten „künstlichen", der beschreibenden Naturwissenschaften sind. Eine dem Systeme der allgemeinen Geschichte auch weiterhin folgende Kulturgeschichte müßte sich innerhalb der immer nur mehr oder weniger künstlich abzusteckenden großen Perioden topographisch über die Erde hin bewegen, zu großer Ermüdung des Lesers und zu gleicher Erschwerung der Erfassung des Zusammenhanges in allen wesentlichen Dingen.

---

[1]) Lewis H. Morgan, Ancient Society, or Researches in the Lines of Human Progress from Savagery, through Barbarism to Civilization. London, Macmillan 1877. Darnach: Friedr. Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. Hottingen-Zürich 1884.

Bei der Einheit der Bahnen, welche der menschlichen Kulturentwickelung infolge der Einheit der ersten Antriebe und der Einheit der Denkgesetze — trotz mannigfaltiger Denkergebnisse bei der Anwendung auf die durch die mehr oder weniger zuverlässige Wahrnehmung gebotenen Elemente des Denkens selbst — angewiesen sind, würde eine Einteilung nach den wesentlichsten Faktoren der Kulturentwickelung einer pragmatischen Kulturgeschichte mehr entsprechen. Wir werden dieser Methode den Vorzug geben und an jene die sich empfehlenden Konzessionen machen.

Wir wollen den Leser zuerst zu einem orientierenden Ausblicke über die Art der Gegenstände einladen, die uns im folgenden eingehender beschäftigen sollen. Wenn wir ihn von da zurück zu einer „Urzeit des Menschen" führen, die wir doch weder nach unten noch nach oben hin scharf abgrenzen können, so soll er damit nicht überredet werden, daß es jemals eine Urzeit in dem Sinne gegeben habe, daß in ihr alle Antriebe und Vermögen des Menschen gleichsam schliefen. Eben weil das nie der Fall sein konnte, bleibt jene „Urzeit" eine unbegrenzbare. Wir konstruieren uns nur diesen Begriff, weil wir einmal nach unten hin über eine gewisse Grenze hinaus auf das Gebiet unsicherer Vermutungen treten, und weil es anderseits geboten scheint, uns über ein geringstes Ausmaß von menschlichen Kulturschöpfungen zu verständigen, welche wir der Kultur als relative Kulturlosigkeit und als Ausgangspunkt jener entgegenstellen können; eine absolute Grenze zwischen beiderlei besteht für den Kulturhistoriker nicht. Alles, wodurch der Mensch sich auch nur im geringsten Grade über seine natürliche Beschränktheit erhebt, ist ein Teilchen Kultur, und wir Erben vergangener Geschlechter sind wenig berechtigt, die ersten und schwierigsten Schritte von der Ehre dieses Namens auszuschließen. Dieser Einheit des nur stufenweise in die Erscheinung Tretenden entspricht auch die Einheit des Grundantriebes aller Kultur.

Dieser Eine, überall herrschende Grundantrieb in der Kulturgeschichte ist die Lebensfürsorge. In ihr vereinigt und sondert sich Menschliches und Tierisches; in ihr bekundet sich je nach ihrer Erstreckung tierischer Instinkt und das Siegel und Zeichen des Menschentums, sie verknüpft und trennt je nach ihrer Art die beiden Bereiche des Lebenden auf Erden.

Die Ansicht, welche noch Gerland als Fortsetzer des großen Werkes von Waitz[1]) mit Eifer vertritt, Lubbock[2]) an den socialen Verhältnissen der Naturvölker eingehend prüft und zurückweist, die Ansicht, daß nicht bloß in einzelnen Fällen, was zugestanden werden muß, sondern ganz allgemein der niedere Kulturstand der Naturvölker als die Folge des Herabsinkens

[1]) Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859—1871, 2. Aufl. 1876 ff.

[2]) Sir John Lubbock, The origin of civilization and the primitive condition of man. 3. Aufl. 1875; deutsch von A. Passow. Jena 1875.

von einstiger Höhe ihres sittlichen und intellektuellen Zustandes zu betrachten sei, hat in dem Maße an Boden verloren, in welchem eine unparteiische Forschung zur erweiterten Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse vorgedrungen ist. Nachdem es kaum noch möglich war, die intellektuellen Fortschritte des Menschengeschlechtes im Verlaufe der Kulturentwickelung in Abrede zu stellen, blieb eine Hauptstütze jener Ansicht die Vorstellung von einem sittlichen Zustande des Urmenschen, welcher sich über den der nachfolgenden Generationen erhob. Die Klarstellung dieses Verhältnisses ist einer der Gegenstände, die uns im nachfolgenden beschäftigen werden. Es wird sich dabei im wesentlichen zweierlei zeigen: einmal kann es unmöglich Gegenstand der Kulturgeschichte sein, das jeweilige Verhältnis des thatsächlichen Handelns der Menschen zum Sittlichkeitskanon ihrer Zeit festzustellen; es wird ja auch der Geschichtsforschung über historische Zeiten kaum möglich sein, diese subjektive Sittlichkeit für die einzelnen Perioden nachzuweisen. Nur allgemeine Schlüsse sind es, welche uns gestatten anzunehmen, daß das Maß der subjektiven Sittlichkeit naturgemäß ein größeres sein wird bei einfacheren, primitiveren Lebensverhältnissen. Je unentwickelter diese sind, desto seltener wird es vorkommen, daß etwas geschieht, was nicht Sitte ist. Wir werden aber eben daraus fürs andere ersehen, daß der Inhalt des Sittlichkeitskanon sich erst wachsend anfüllen kann mit der Entwickelung der socialen Lebensverhältnisse. Was man einst als die idealere Sittlichkeit eines gedachten Naturmenschen zu bewundern sich bestimmen ließ, das könnte man auch nur die ungestörtere Stilmäßigkeit des Lebens nennen; in dieser aber muß man anderseits wieder das Zeugnis der größeren Armut seines Sittlichkeitskanon erkennen. Wir werden diese Armut nicht ohne schwere Kämpfe einem größeren Reichtum von Sittlichkeitsbegriffen weichen sehen und es als Trugschluß erkennen, wenn sich dem Beobachter unvermerkt jene subjektive Sittlichkeit an die Stelle eines objektiven Kanon, eines hohen sittlichen Ideales schiebt.

Ohne die Kenntnis- und Vorausnahme erst in einer fernen Zukunft sich bildender Gesellschaftsformen wäre es selbst einem philosophischen Kopfe der Urzeit nicht möglich gewesen, auch nur in abstraktem Denken ein Sittlichkeitsideal zu konstruieren, das dem unseren, welches das Ergebnis einer historischen Entwickelung ist, entsprechen könnte.

Indes geht aus der Beobachtung kulturloser Völker nichts mit größerer Gewißheit hervor, als daß solche Köpfe unter ihnen auch nicht vereinzelt zu finden sind, daß die Art ihrer Denkthätigkeit, so sehr sie sich nach Zeugnis der Inanspruchnahme des einfachen Werkzeuges und der sich entwickelnden Sprachfertigkeit von der tierischen unterscheidet, nicht imstande ist, in weiterem Maße Elemente einzubeziehen, welche außer Beziehung zu den Sinneneindrücken der Gegenwart, ja des Augenblickes stehen. Die Täuschung über den Gedankeninhalt des Wilden, welche geraume Zeit die Wissenschaft in den Kinderschuhen gefangen hielt, beruht im Grunde sogar

auf einer Täuschung über unser eigenes Denken. Man glaubte, den Urmenschen müßten der Gang der Sonne und die Erscheinungen des Himmels unendlich eindringlicher angeregt und lebhafter in seinen Gedanken beschäftigt haben als uns — gleich als ob wir entweder der Erscheinungen gewohnter oder durch die uns klar gewordenen Ursachen des Staunens mehr überhoben wären als jener. In Wirklichkeit aber kann ja bei frühen wie bei späten Generationen des Menschengeschlechtes in selbständiger Weise erst dann die Denkthätigkeit mit diesen Gegenständen sich befassen, wenn das von Kindheit an Gesehene zum Gewohnten und Gewöhnlichen geworden ist. Auch dem schlichteren Manne unserer Zeit sind die Ursachen der Himmelserscheinungen nicht durchweg geläufig, aber ein Bewundern derselben bleibt doch mehr Sache des geschulteren Geistes. Das schlichtere Menschenkind nimmt diese seit dem ersten Gedanken immer gleich sich verhaltenden Dinge als das Gewöhnliche gedankenlos hin; erst wenn der Begriff der Ursächlichkeit dem Denken geläufig wird, erst wenn die der Erfahrung sich enthüllenden Ursachen in einen Vergleich gesetzt werden zu dem Maße der Erscheinungen, an dessen Größe sie nicht hinanreichen, erst dann bricht sich das Erstaunen Bahn. Daß ein solcher Prozeß dem Urmenschen noch fern ist, bestätigen uns die glaubwürdigsten Zeugnisse aus dem Bereiche der Beobachtung der Naturvölker.

Eher noch als das Alltägliche in seiner Größe zieht das in unberechenbarer Folge Erscheinende seine Aufmerksamkeit auf sich. Es ist eine bezeugte Thatsache, daß die niedrigst stehenden Völker, wie Stämme aus der Gruppe der Brasil-Indianer, eher dazu kommen, nach einer Erklärung des überraschend wirkenden Donners und Hagels zu suchen, als nach Sonne und Sonnenschein zu fragen: sie, die bereits hinter Donner und Hagel einen wirkenden Geist vermuten, sind noch nicht dazu gekommen, eine ähnliche Erklärung für den Sonnengang zu suchen; das Tagtägliche hat ihr Denken noch nicht angeregt. Aber auch das Maß des Staunens dem Donner gegenüber muß bei diesen Naturmenschen das der Furcht nicht erreichen; sie erkennen kein Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung, wenn sie dem dahingeschiedenen Geiste von einem ihresgleichen die Verursachung des aufregenden Schauspiels zuschreiben.

Die Großartigkeit der Natur und ihrer Erscheinungen vermag einen Geist nicht anzuregen, der nicht vorgeschult ist in der Schule des Gesellschaftslebens, und die Elementarien dieser Schule bestehen in der Sorge um das eigene Ich. Nur an dieses knüpft überall die elementare Betrachtung an; die Sonne drängt sich der Gedankenbildung des Menschen auf, indem sie und nur insoweit sie sein eigenes Ich wärmt oder sengt, der Donner, indem er es schreckt, der Hagel, weil er es peitscht; nur an diese Beziehung zum Ich knüpft sich eine Reihe primitiver Gedanken und mit diesen beginnt die immer an die Sorge um das Ich gelehnte Schulung der menschlichen Denkkraft.

Es ist recht kennzeichnend, daß Klemm[1]) seine Kulturgeschichte mit jenen Stämmen — Indios da matto Brasiliens oder Tapuyas — als den auf der untersten Stufe der Menschheit stehenden beginnen konnte, von denen doch wieder J. G. Müller[2]) nicht ohne Verwunderung behaupten konnte, daß gerade auf sie eine Natur in „gigantischer Urkraft" wirke, welche beim beobachtenden Europäer eine Fülle großer Gefühle und Gedanken hervorrufe. Auf die berüchtigte „Dumpfheit" und „Denkträgheit" des Tapuyas hat diese großartige Natur keinen anregenden Strahl geworfen; sie ist völlig eindruckslos geblieben; jene Denkträgheit entspricht eben nicht dieser gigantischen Umgebung, wohl aber dem geringen Grade der Lebensfürsorge dieser ohne Haus und Kleid dem täglichen Nahrungsbedarfe mit zureichendem Erfolge nachgehenden Menschen.

Baegert erhielt von den Indianern Kaliforniens auf die Frage, ob sie wohl noch nie daran gedacht, wer Sonne und Mond gemacht habe und erhalte, die schlichte Antwort „nein!" Park, auf welchen sich Spencer und Lubbock berufen, machte unter Negern dieselbe Erfahrung. „Manchmal fragte ich die Neger, was während der Nacht aus der Sonne werde und ob wir des Morgens dieselbe Sonne wiedersähen oder eine andere? Allein ich merkte, daß sie meine Fragen für sehr kindisch hielten. Der Gegenstand schien ihnen außer dem Bereich menschlichen Nachforschens zu liegen. Sie hatten bis jetzt weder eine Vermutung darüber aufgestellt, noch einen Versuch gemacht, sich die Sache irgendwie zu erklären."

Selbst in ihrer Lebensführung viel weiter fortgeschrittene Völker teilen noch mit den rohesten diesen Zug der Interesselosigkeit. Die geistig ziemlich geweckten Eskimos auf Grönland umfängt in anderer Weise eine geheimnisvoll großartige Natur, ohne sie anders als in den Beziehungen zur Lebensfürsorge anzuregen. „Wenn man sie gefragt hat," so erzählt der kundige Missionär David Cranz[3]), „wer Himmel und Erde und alles, was sie sehen, geschaffen, so ist die Antwort gewesen: ‚Wir wissen das nicht!' Andere wieder antworteten dem Fragenden: ‚Es ist immer so gewesen und wird so bleiben.'"

Spencer[4]) hat eine ziemlich reiche Sammlung von Belegen veranstaltet, welche alle darthun, daß das Staunen und die denkende Beschäftigung mit dem nicht unmittelbar die Lebenssorge Berührenden den Völkern der Unkultur völlig fern liegt. Diese Gewöhnung der Ablehnung äußert sich zuweilen als völlige Stumpfheit, welche selbst ungewöhnlicheren Erscheinungen gegenüber einen höheren Grad von Neugierde nicht aufkommen läßt. Die Australier, mit welchen Dampier bekannt wurde,

---

[1]) Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit. Leipzig 1843—1852.
[2]) J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855.
[3]) D. Cranz, Historie von Grönland. Frankfurt und Leipzig 1780. S. 233.
[4]) Herbert Spencer, Principles of sociology, 1874. VII. § 45 f.

zeigten nicht einmal vor dem Wunderdinge eines europäischen Schiffes einigen Respekt. Diejenigen, die er an Bord genommen hatte, achteten auf nichts anderes im Schiffe, „als auf das, was sie zu essen bekamen". Kapitän Wallis traf diese „unerklärliche Gleichgültigkeit" bei den Patagoniern; selbst das Geheimnis des Spiegels konnte ihnen keine Bewunderung entlocken[1]).

Spencer erklärt diese auffallende Gleichgültigkeit des Naturmenschen, von dem wir auf den Urmenschen zurückschließen müssen, durch seine Unbekanntschaft mit dem Naturgesetzmäßigen. Er ist von Kindesbeinen an gewohnt, die Erscheinungen um ihn als etwas Unabwendbares hinzunehmen, und da er keine Idee hat von einem Naturgesetzmäßigen, so erscheine ihm auch nichts außerhalb desselben, nichts wunderbar. Die Beschränkung der Gedanken auf den Kreis des den Denkenden unmittelbar Berührenden gilt sowohl räumlich wie zeitlich; Spencer urteilt an anderer Stelle, daß der Wilde in beiden Beziehungen nur Gegenwärtiges überdenke, aber niemals „generalisiere".

Diese Beschränkung im Denken und die infolge Mangels an Uebung sich daraus ergebende Beschränktheit des Denkvermögens hat in ihrer Auffälligkeit einzelne Beobachter dahin geführt, den Wilden sowohl Gedächtnis wie Phantasie überhaupt abzusprechen. So glaubte Burton[2]) nach seinen Erfahrungen den Ostafrikaner kennzeichnen zu können. Die Richtung seines Geistes sei ausschließlich auf Gegenstände beschränkt, welche sich hören, sehen und fühlen lassen, sein Geist wolle und möge sich lediglich mit dem Augenblicke der Gegenwart beschäftigen. Ganz übereinstimmend schildert Baker, der das Gebiet des Albert Nyanza durchforschte, die schwarzen Bewohner desselben. Ihre Gedanken würden ganz und ausschließlich von ihren täglichen Bedürfnissen in Anspruch genommen, wie die der Tiere; einen Leitfaden zu ihrer eigenen Vergangenheit, eine Geschichte besäßen sie nicht. Aber auch nur mit dieser selben Beschränkung gilt jenes Urteil, das wir oben über die Eskimos vernahmen. So entschieden sie die Spekulation über die Natur und fern liegende Gegenstände ablehnen, so wenig sind sie an sich unthätig; die große Unwirtlichkeit ihres Landes fordert vielmehr ein Maß von Ueberlegungen heraus, das der Afrikaner nicht kennt. Diesen allein wenden sie ihr Denken zu. Ihr Kenner Cranz[3]) bemerkt an anderer Stelle: „Ihr Nachdenken äußert sich in den zu ihrem Bestehen nötigen Geschäften, und was damit nicht unzertrenntlich verbunden ist, darüber denken sie auch nicht."

Es bedarf wohl kaum noch der Feststellung der Thatsache, daß der Urzeit jede Art Spekulation, jedes Philosophem als Kanon für die Richtung

---

[1]) Ebend.

[2]) André, Burton und Spekes Reisen. S. 351.

[3]) A. a. O. S. 163.

ihrer Handlungen fremd war; die Urmenschheit stand einfach vor der Thatsache ihres Daseins, und die einzige Folgerung aus dieser Thatsache war die Sorge für des Daseins Erhaltung. Sie ließ sich ohne Spekulation vermitteln, sie wohnt als Instinkt dem Tiere inne, und dieser Instinkt fehlt auch dem Menschen nicht. Daß ihn ein Lebewesen besitze, daß es durch diesen Instinkt zu zweckmäßigen Verrichtungen getrieben werde; das ist die Grundbedingung für die Erhaltung seiner Art. Wo immer diese instinktive Fürsorge entgleist, wo sie die Berührung mit den zweckentsprechenden Mitteln verliert, da bricht ein dürrer Ast vom Stammbaume der Lebewesen. Wo wir es aber mit dem Leben zu thun haben, da ist Lebensfürsorge der Urantrieb seiner Aeußerungen und Bethätigungen.

Der modernen Naturanschauung ist die Vorstellung geläufig geworden, daß die von Generation zu Generation aus Anregung der Lebensfürsorge geübten Thätigkeiten als ohne Bewußtsein eintretende „Reflexbewegungen" sich auf die nachfolgenden Generationen vererben und in ihrer Anhäufung den vererbten Instinkt bilden, und daß anderseits beim Hinzutreten neuer Elemente in Ausübung der Lebensfürsorge Bewegungen und Thätigkeiten sich zweckentsprechend modifizieren und dieser Modifikation bis zu einem gewissen Grade jene der Thätigkeitsorgane nachfolge, wodurch wieder unter Voraussetzung von Häufung und Vererbung neue Artenmerkmale entstünden. Man kann nicht versuchen, von einem solchen Vorgange sich eine klarere Vorstellung zu machen, ohne zu bemerken, welch großen Einfluß schon die ersten Modifikationen in ihrer Befestigung durch Vererbung auf die Möglichkeit oder Ausschließung künftiger Modifikationsformen haben müßten. Eine außerordentliche Anpassung an gegebene Verhältnisse konnte mit Bezug auf diese die höchstvollkommenen Organsformen schaffen und zugleich in dieser Vollkommenheit eine weitere Modifikationsfähigkeit ausschließen, während anderseits eine minder vollendete Anpassung einer größeren Differenzierung in der Zukunft, einer längeren Reihe der Entwickelung Raum läßt. Das Fruchtreis an einem Obstbaume stellt, wenn ein Gleichnis gestattet ist, sofort eine höhere Stufe der Vollendung dar, als das Auge, das sich daneben zum Holzreise entwickelt; dafür schließt aber mit jenem an dieser Stelle die Vegetation des Baumes, während sich das Holzreis noch in zahllosen Verzweigungen ausleben kann. Oder um der Sache näher zu bleiben: ein Huf wird sich durch keine Anpassungsversuche mehr in eine Greifhand, desgleichen eine Greifhand nie mehr in einen Huf verwandeln, auch wenn neue Lebensverhältnisse einen solchen Schutz des Organes mehr als seine Gelenkigkeit erheischen würden. Hinge in solchen neuen Lebensverhältnissen die Existenz des betreffenden Tieres ausschließlich von einer solchen Anpassung ab, so wird jene einfach unmöglich; die entsprechende Tierform wird erlöschen. Aber ein Organ, das weder die für bestimmte Lebensverhältnisse vollendete Form des Hufes noch die der Greifhand entwickelt hätte, sondern beiden gegenüber auf einer tieferen Entwickelungsstufe zurück-

geblieben wäre, das könnte nach jener Auffassung dem Einflusse veränderter Lebensbedingungen nach der einen wie nach der anderen Seite hin nachgeben. So scheint die Natur mit jeder vollendeten Specialität eines Rüstzeuges, mit dem sie ihre Geschöpfe für die Lebensfürsorge oder den mit dieser gemeinhin verbundenen Daseinskampf ausstattete, diesen eine Abfindung für weitere Beförderung aufgenötigt zu haben.

Innerhalb dieser Anschauung erscheint des Menschen unerreichte Höhe wenigstens nicht widerspruchsvoll; ihm ist keine dergleichen Abfindung zu teil geworden; darum blieb ihm die Bahn ungemessener Vollendung offen. Er hat im Entwickelungskampfe um die leibliche Ausstattung keine Specialwaffe errungen, nicht das Fernglasauge des Adlers, weder den Meißelzahn des Nagers, noch den Reißzahn des Raubtieres, noch das Mahlsteingebiß des Dickhäuters. Seine Ernährungsorgane haben weder die Verdauungsgewalt eines Raubtiermagens, noch den zur Verwertung des geringsten Nahrungsgehaltes so dienlichen Apparat des Wiederkäuers. Der Vierhänder hat zehn geschickt bewegliche Finger vor ihm voraus, indes ein Paar unserer Bewegungsorgane ein Mittelding geblieben ist zwischen Hand und Fuß. Der Mensch ist nicht zum Sieger bestimmt durch Anhäufung von Kraft und Fülle zu gigantischen Maßen; ihn schützt auch nicht ein Pygmäenmaß und Unansehnlichkeit; keine Specialwaffe, die wir sonst im Daseinskampfe thätig sehen, ist ihm in höchster Vollendung zu teil geworden; er hat sein Glück in dem großen Kampfe nicht auf ein einziges Los gesetzt. Seine leibliche Vollkommenheit besteht vielmehr in der relativ größten Möglichkeit der Anschmiegung an die mannigfaltigsten Lebensbedingungen. Kann ja selbst heute noch die Volksmeinung darüber, ob der Mensch nach seinen Kau- und Verdaungswerkzeugen zum Pflanzen- oder zum Fleischesser bestimmt sei, wie über eine unentschiedene Frage in Bewegung gesetzt werden. In der That ist der Mensch beides und ist es, wenn auch nicht immer an allen Orten, so doch immer nach Umständen gewesen.

Gerade der Umstand, daß des Menschen Organismus in Anbetracht der Ernährungsorgane nicht zu einer einseitigen Entwickelung geführt wurde, ist neben dem Analogen, daß die Entwickelung seiner Bewegungsorgane weder der des Vierhänders noch der der Vierfüßler folgte, sondern zu einer Teilung gelangte, als deren Folge die so unterscheidende aufrechte Haltung angesehen werden kann, gerade diese Umstände sind für die Möglichkeit der Erweiterung des menschlichen Verbreitungsgebietes von außerordentlicher Bedeutung gewesen. Die paläontologische Forschung führt uns auch noch im Verlaufe der jüngeren geologischen Umgestaltungen ein ziemlich buntes Bild wechselnder Tierformen vor zum Beweise, daß diese Veränderungen bedeutend genug waren, um die Tierwelt zu einer Anpassung zu zwingen, welche wesentlich neue Formen schuf oder aus Nachbargebieten heranzog, oder aber sie in ihren bestehenden Formen zu vernichten. Der Mensch dagegen, dessen erste Spuren in Europa unter den Fossilien der Quartär-

oder Diluvialzeit sich finden, zu einer Zeit, da die nordischen Gletscher denen der Alpen noch die Hand reichten, unter den ausgestorbenen Arten des Mammut und unterschiedlicher Nashorne, war der Art nach schon derselbe wie heute. Unter den unterscheidenden Merkmalen, welche die Fachgelehrten aus den Knochenresten erkannt haben, ist wohl das des Prognathismus das wesentlichste. Diese nach außen hin schiefe Stellung der Zähne, welche den Mund mehr hervortreten läßt, als heute bei der weißen Rasse der Fall ist, findet sich immer noch bei den dunklen Rassen des Südens. Die große Verbreitungsfähigkeit des Menschen, die in den kombinierten Vorzügen seines Organismus beruhte, mußte ihm eine Menge neuer Elemente der Lebensfürsorge zuführen, und die neuen Formen des Wettbewerbes oder des „Kampfes ums Dasein", in welche er immer wieder eintrat, müssen mit jenen zusammen, um mit dem Ausdrucke der Naturwissenschaft zu reden, eine stets neue „Zuchtwahl" geübt haben. Der Erfolg einer solchen kann naturgemäß nur in einer immer zweckentsprechenderen Ausbildung der Organe überlebender Generationen zu Tage getreten sein.

Wenn wir bei der Unzulänglichkeit des urgeschichtlichen Materials die Betrachtungsweise der modernen Naturwissenschaft prüfend herbeiziehen, so müssen wir billig staunen über den verhältnismäßig geringen Einfluß, welchen so große Veränderungen, wie sie seit der sogenannten Eiszeit eintraten, und die Verbreitung der Menschen über Landstriche von so gegensätzlichem Klima und unter so mannigfaltige Arten der Mitbewerber als Anlässe der Zuchtwahl auf die Differenzierung der Menschen geübt haben. Wenn wir auch wohl mit Recht als solche Ergebnisse die unterscheidenden Rassenmerkmale annehmen dürfen, so sind diese — im wesentlichsten auf Schädelform, Zahnstellung, Art und Verteilung der Behaarung, die Verhältnisse der Extremitäten und die nicht außer Zusammenhang mit der verschieden verteilten Thätigkeit innerer Organe stehende Färbung der Haut beschränkt — nicht von solcher Bedeutung, daß sie den Naturforschern von heute zur Schaffung „guter Arten" genügten. Die angedeutete vorteilhafte Einschränkung der Zuchtwahlergebnisse allein vermöchte einen solchen Stillstand innerhalb eines Zeitraums, der eine förmliche Neuschöpfung innerhalb des Tierreiches ausfüllt, nicht zu erklären.

Die Funde, welche uns die Anwesenheit des Menschen zur Quartärzeit bekunden, lösen uns auch dieses Rätsel. Es sind elende Stückchen Stein und Knochen, diese Werkzeuge, die der Mensch jener Zeit bei sich führte, aber es sind W e r k z e u g e, Zeugen bewußter und nicht mehr ungeübter Denkthätigkeit. Mit dem Gebrauche des Werkzeuges, das die unzulänglichen Gliedmaßen in einer sinnreichen Weise zulänglich macht, entzieht sich der Mensch in irgend einem Grade dem Naturgesetze der Zuchtwahl oder vielmehr er weist ihr ein anderes Gebiet an, dort wo die in beschränkten Grenzen die Natur bewältigende Erfindungsgabe ihren Sitz hat. Je vollendeter das Werkzeug und mit ihm die gesamte äußere Lebensausstattung

wird, desto geringfügiger können die Einflüsse werden, welche die Zuchtwahl auf Umgestaltungen des Körpers übt. Die längere Greifhand braucht nicht mehr im unbedingten Vorteile zu sein, ihre Vererbung nicht mehr kommenden Generationen eine siegreiche Existenz zu sichern, wenn die Erfindung gemacht ist, durch den Stab den Arm beliebig zu verlängern. Fortan bezieht sich der sichtbare Einfluß der Zuchtwahl immer mehr auf das Gebiet der Geistesgaben und wirkt immer mehr und mehr nur noch von da aus in sekundärer Weise umgestaltend auf das Aeußere. Es schwinden die „niederen" Rassen vor den „höheren" zu beständiger Veränderung des Gesamtbildes der Menschheit; aber die „höheren" sind nicht mehr die durch die Erfolge leiblicher Zuchtwahl allein ausgezeichneten, sondern diejenigen, welche durch Erfindungen des Scharfsinns ihre Lebensfürsorge relativ höher gehoben, sie zeitlich und räumlich weiter ausgreifend gestaltet und ihre günstigen Erfolge aufgehäuft zum Erbe jüngerer Generationen gemacht haben.

Lazarus Geigers[1]) berühmte Lehre, daß die menschliche Sprache die Schöpferin der menschlichen Vernunft geworden sei, hat die genau beschränkende Definierung des Begriffes „Vernunft" zur Voraussetzung; Verstandesthätigkeit als Schöpferin der Sprache geht ihr voraus, und mit solcher ausgerüstet treffen wir, dank dem genannten Zeugnisse der Werkzeuge, den Menschen der Quartärzeit. Es ist aber wahrscheinlich, daß, so wie nach dem Stande der Fürsorge und des Begriffsbereiches eines Naturmenschen die ersten Anlässe zur Bildung von Sprachlauten in Aeußerungen des angeregten Willens lagen, auch auf solche Denken und Sprechen sich beschränkte. Die Thätigkeit des Urmenschen tritt, wie wir aus der Analogie des Naturmenschen schließen dürfen, noch nach keiner Richtung hin aus dem Bereiche des eigenen Ich heraus. Wie das niedere Tier keine andere Anregung als die unmittelbar seine Empfindungsnerven berührende beachtet, so bedarf auch der Urmensch ein Hereintreten der Dinge in den Bereich seiner nächsten Lebensfürsorge, um darauf zu reagieren. So wenigstens lernen wir den Naturmenschen nach glaubwürdigen Berichten kennen, und der Urmensch kann diesem nicht voran gewesen sein. Beim niederen Tiere aber folgt auf je eine Berührung der Empfindungsnerven ohne Vermittelung eines besonderen Organs unmittelbar jene sogenannte Reflexbewegung der entsprechenden Bewegungsnerven. Daß sie, ohne daß von einem prüfenden Bewußtsein die Rede sein könnte, in den meisten Fällen „zweckmäßig", d. h. für die Erhaltung des Tieres von Nutzen ist, wird als ein Erfolg fortgesetzter Zuchtwahl erklärt. Bei höheren Tieren kompliziert sich der Vorgang in dem Maße, als sich kompliziertere Vermittelungsorgane eingeschaltet finden, als sich insbesondere ein Organ des

[1]) L. Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttgart 1868—1872.

Gehirns von dem des Rückenmarks scheidet. Aber niemals verdrängt die höhere Stufe die niedere; es sammelt sich vielmehr in jedem höheren Gebilde der ganze Vorrat der Lebensthätigkeit niederer Stufen. Auch wir üben noch eine Reihe von Reflexbewegungen. Einige, wie die unwillkürlichen Bewegungen des Augenlides zum Schutze desselben unterscheiden wir ganz genau als solche; andere sind schon mehr oder weniger durchsetzt von dem geheimnisvollen Einflusse einer bewußten Denkthätigkeit, die zwischen die Meldung des Empfindungsnerven und die Thätigkeit des Bewegungsnerven getreten ist. Dieser zögernde Kriegsrat hat sich vielleicht erst Posten für Posten sein Gebiet erobert und immer mehr die vordem unbewußt vollzogenen Thätigkeiten seiner Prüfung und Beschlußfassung vorbehalten. Das bekannte Experiment an dem des Hirns beraubten Frosche lehrte die unmittelbare Reflexbewegung der Extremitäten nach einem mit Säure geätzten Punkte. Höhere Tiere scheinen dieselbe Reflexbewegung erhalten zu haben; sie war zur Abwehr von Beschädigungen nützlich. Einige Tiere reagieren durch Schlagen, andere durch Beißen auf einen bestimmten äußeren Anreiz ohne Rücksicht auf ein zu erreichendes Ziel. Der Mensch kann sich nicht selten über ähnlichen, unbewußten Handlungen überraschen, aber von dem dazwischentretenden Bewußtsein halb unterdrückt, bleiben sie nur noch als eine Gebärde, ein „Ausdruck der Gemütsbewegung" zurück [1]). Nicht der Zehnte wird es unterlassen, wenn er im Dunkeln durch eine Berührung erschreckt wird, noch ehe der Schrecken dem Bewußtsein Raum gemacht hat, die Hand zum Schlage zu erheben, oder wohl auch gleichzeitig einen Schritt zurückzutreten. Der Schlag erfolgt nicht, und die Bewegung in ihrer Unterbrechung und Erstarrung bleibt der Gebärdenausdruck für jähen Schrecken. Warum sinkt wohl die Hand nicht völlig zum Schlage herab? Während in einer früheren Zeit gleichsam die aufgesammelte Erfahrung der Generationen dahin führen mußte, die unwillkürliche Bewegung des Schlagens als eine nützliche zu vererben, ist es nun wiederum eine aufgespeicherte Erfahrung, eine gleichsam vererbte Ansammlung von gegenteiligen Wahrnehmungen, welche die instinktive Handlung unterbricht. Das unbesehene Dareinschlagen hat sich immer und immer wieder als dem Menschen nicht nützlich erwiesen.

Wiewohl auch diese einer jüngeren Erfahrung entstammende, hemmende Handlung häufig mit der Unwillkürlichkeit einer Instinktsäußerung eintritt, so schreiben wir sie doch schon unserer Denkthätigkeit zu, als deren Organ wir das große Gehirn kennen. Erst das vollkommen bewußte Denken, das unbefriedigt in der Hinnahme des überkommenen Erfahrungsresultates, dieses nachprüfend aufs neue aus den Erfahrungselementen zusammensetzt oder korrigiert, oder in neuen Fällen auf die gleiche Weise

[1]) Ch. Darwin, Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren. Stuttgart 1872.

durch die Zusammenstellung neuer Erfahrungselemente zu Schlüssen gelangt, welche die Handlungen bestimmen, erst dieses Denken schreiben wir der „Vernunft“ zu.

Wenn wir bedenken, wie sehr heute noch jenes einfachere Denken im Kampfe liegt mit dem instinktiven Befehlen unserer Natur, bemerken, wie es erst nach oben hin immer mehr Boden gewinnt, bei Naturvölkern hingegen, je näher sie dem Ursprunge der Kultur stehen, immer seltener zu seinem Einspruchsrechte und erfolgreicher Aeußerung gelangt, bemerken, wie viele Menschen auch inmitten der Civilisation noch für gewöhnlich mit einer Denkthätigkeit sich begnügen, die einen Ausdruck in artikulierten Worten und Sätzen kaum sucht, so können wir Geigers kühnen Gedanken von einem Entstehen der Vernunft innerhalb der Menschheitsgeschichte kaum ablehnen, wie denn auch einem solchen Vernunftdenken nichts zur notwendigeren Voraussetzung dienen konnte, als eine entwickelte, die Begriffe scharf sondernde, ihre Beziehungen begrenzende Sprache.

Nur ist mit der Schaffung einer solchen Sprache die große Gedankenarbeit, welche die Kultur vorbereitete, weder erschöpft, noch konnte sie am Anfange der Entwickelung ihren Platz finden, noch erscheint der Prozeß nach oben hin ganz abgeschlossen. Was die Vernunft im strengsten Sinne des Wortes, unterschieden von dem, was man eine Vernunftanlage nennen mag, im Einzelnen schafft, das wird Tausenden zu einem Erfahrungsschatze gemeinen Denkens, nicht unähnlich jenen Erfahrungsvorräten einer früheren Stufe. Wie von einem „Instinkte“ geleitet spricht die Zunge dieselben Gedankenreihen, beruft sich das Handeln auf überkommene Grundsätze. Die Sprache stellte allerdings vorzugsweise ein formell bildendes Element dar; aber indem sie die einmal gewonnenen Begriffsbestimmungen in ihrem Wortschatze sowie eine explizierte Logik in ihren Gesetzen bewahrte, bildete sie zugleich für den Menschen einen neuen Behelf für die Vererbung der gewonnenen Erfahrungsschätze. Zur Uebung des Denkens aber bedarf der Mensch eines bestimmten Stoffes, denn er denkt nicht in Formeln, sondern übt den Gedanken nur vom Inhalte gedrängt; diesen Inhalt aber bot immer wieder die vorwärtsschreitende Lebensfürsorge, der ja auch die Sprache selbst wieder ihre Entstehung verdankt.

So wohnen und kämpfen also eigentlich auch schon im Naturmenschen, dessen Vernunftanlage eine noch unentwickelte Sprache erst in die Schule zu nehmen beginnt, gleichsam zwei Menschen, deren jeder das Produkt einer anderen Zeit ist, oder „zwei Seelen“, wie Plato[1]) sie nannte. Es sind zwei Gruppen ererbter Antriebe, die durch die verschiedene Richtung ihres Einwirkens immer noch den getrennten Ursprung in Perioden verschiedener Lebensfürsorge verraten. Auf einer untersten Stufe ist dem Geschöpfe in Anbetracht seiner Erhaltung nichts so sehr von Nutzen, als

[1]) Plato's Timäus Kap. 15 und ff.

daß durch jenes unvermittelte Nervenspiel dem Anreize zur Nahrungsaufnahme, zur Fortpflanzung sofort die entsprechende Thätigkeit der Bewegungsnerven folge. Der Mensch bewahrt noch unverloren dieses alte Erbe. Beim Kinde ruft die Empfindung von der Nähe der Nahrung sofort, ohne Dazwischenkunft eines Gedankens, die entsprechendsten Bewegungen hervor, und Plato hat den Träger des Geschlechtsinnes als ein Tier für sich innerhalb des Menschen bezeichnet; so selbständig erschien ihm sein Verhalten unter Abweisung des Einflusses der „oberen Seelen", so überwiegend wirksam erscheint hier noch der ererbte Instinkt aus einer Zeit primitivster Sorge für die Erhaltung des Lebens der Art.

Einer jüngeren Zeit offenbaren sich immer in einzelnen Fällen Unzweckmäßigkeiten des unbeschränkten Waltens jener primären Fürsorgeinstinkte; die Verstandesthätigkeit führt wie in jenem Falle des Schlagens nach der Ursache des Erschreckens gewisse Kautelen ein, und was so das Gedächtnis Aller vermittelt, wird den Einzelnen zum Instinkte einer jüngeren Art: es fallen jenen primären die jüngeren Instinkte der Vorsicht, Scheu und Schamhaftigkeit in den Arm.

Die vorherrschende Geltung, welcher einer oder der andere dieser beiderlei Instinkte bei einem Volke sich erfreut, muß dem jeweiligen Stande der Lebensfürsorge entsprechen und ein Gradmesser seiner Kulturentwickelung sein.

Den älteren Instinkt kann man den natürlichen nennen; der jüngere kann nicht entstanden sein ohne Einfluß gesellschaftlicher Beziehungen; nur innerhalb solcher ist er als angemessen und zweckmäßig zu erkennen. Die Völker haben ihn nur in dem Grade entwickelt, in welchem ihre Fürsorge das gesellschaftliche Gebiet betreten hat. Da der letztere auf eine zeitweilige Beschränkung und Dämpfung des ersteren absieht, so können sich beide im Menschen auch kaum ohne Kampf begegnen. Bei den Menschen niederster Kultur erscheint dieser Kampf kaum angedeutet — ein Leben in paradiesischer Unschuld —, dann bleibt immer noch der alte Instinkt siegreich, bis eine höhere Kulter in immer mehr und mehr Einzelfällen dem jüngeren zum Siege verhilft.

Der „Wilde" trägt diesen Namen, sofern er überhaupt Sinn und Berechtigung hat, nur mit Bezug auf dieses Verhältnis mit Recht, nicht aber als ob er durch eine höhere und andauerndere Spannung wilder Thatkraft den gefährlichsten Tieren zu vergleichen wäre. Sein natürlicher Instinkt ist noch nicht gezähmt durch den jüngeren gesellschaftlichen. In ihm ist noch kein Vermögen entwickelt, welches im Augenblicke eines erwachten Verlangens diesem Halt gebieten könnte. Insulaner der Südsee waren zur Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit Europäern nicht imstande, ein Verlangen niederzukämpfen, das sich gerade auf einen gegenwärtigen Gegenstand bezog, der ihnen den „Mund wässerte". Diese Redensart hat immer noch eine wirkliche Reflexerscheinung im Auge. Sie waren imstande, um eines Fisches oder einer Schildkröte willen, die sie bei den Weißen sahen,

alle ihre Furcht zu vergessen, das freundschaftliche Verhältnis außer acht zu setzen und sich durch ihr Benehmen in ganz unabsehbare Gefahren zu stürzen.

Appun [1]), der lange unter den wilden Indianerstämmen Guayanas sich aufhielt, stellt uns diese Naturmenschen in einem verhältnismäßig günstigen Lichte dar; doch waren sie nicht dahin zu bringen, auch nur untereinander und gegenseitig den Hegzaun eines mit Nahrungsmitteln bestellten Feldes zu respektieren. Die von allen Reisenden geschilderte lästige Begehrlichkeit des Wilden ist im Grunde vielleicht nicht um gar so viel größer als die unsrige; aber sie fällt so unangenehm auf, weil jenen noch kein zähmender Instinkt hindert, sie in jedem Falle, wo sein Begehren erregt ist, in der nacktesten Form an den Tag treten zu lassen. Was dem Wilden begehrenswert erscheint, das verlangt er auch sofort, sei's durch unterwürfiges Bitten, sei's durch unverschämte Drohungen, und was er nicht bekommt, das nimmt er. Als „unverschämte Bettler" sind daher diese Leute nicht bloß von Einem Reisenden gebrandmarkt worden. Unter den liebenswürdig freundlichen Südseeinsulanern schämten sich auch Fürsten und Könige nicht, ihre weißen Gastfreunde zu bestehlen, wenn ihnen gerade ein Gegenstand „in die Augen stach".

Diese Erscheinung hängt allerdings noch nach der einen Seite hin mit der geringen Entwickelung des Eigentumsbegriffes zusammen, aber das Scheulose des Vorgehens bezieht sich auf unsern Gegenstand.

Lästig und unangenehm erscheint dasselbe auch nur uns; denn die Reisenden unterlassen auch nicht hervorzuheben, daß Wilde, die so schamlos betteln, auch in ähnlichem Grade geneigt sind, zu geben. Da von ihnen eben solches Geben und Nehmen noch nicht als unangenehm und lästig empfunden wird, so hat sich jener zähmende Instinkt noch nicht zu entwickeln vermocht, denn wo er auch vereinzelt aufgetreten wäre, da wäre er noch nicht als angenehm und nützlich erkannt worden, hätte also keine Konservierung und Häufung erfahren. Man wird vielmehr denjenigen, der es versäumte zu nehmen, wegen Untüchtigkeit und den Mangel an Bereitschaft zu geben als eine Auflehnung gegen die Gesellschaft gebrandmarkt haben. Die Sache mußte erst „lästig" werden, um den jüngeren, gesellschaftlichen Instinkt hervorzubringen. Lästig, als gesellschaftlicher Uebelstand empfunden konnte sie aber zunächst nur vom Standpunkte des Besitzenden aus durch eine höhere Schätzung des Besitzes werden. Eine solche aber lag wieder nur auf dem Wege der fortschreitenden Lebensfürsorge. Sie, welche auf niederster Stufe die einfachsten Instinkte zur Befriedigung des auf Selbsterhaltung zielenden Verlangens schuf, legte nun denselben Instinkten jene Zügel an, deren Einfluß für die Erhaltung einer sich konstituierenden Gesellschaft zuträglich war. Niemand ersann vernunftmäßig denkend ein

---

[1]) Appun, Unter den Tropen. Jena 1871.

Gesetz dieser Art, sondern die Erfahrung Aller bereicherte sich durch immer wiederkehrende Fälle, und die Gewöhnung entstand durch sich wiederholende vorteilhafte Uebung. Ein Augenblick der Ueberlegung vor einer Besitzergreifung konnte erst eintreten, wenn das Zugreifen immer häufiger auf einen Gegenstand schon beschützten Eigentums traf, und eine Scheu des Ergreifens von solchem konnte als wohlthätiger Instinkt erst entstehen, wenn jenes immer häufiger unangenehme Folgen nach sich zog. Jene uns natürlich scheinende, weil jetzt instinktiv in uns wirksame Scheu zu bitten, hat die auf einer bestimmten Stufe der Fürsorge eintretende Abnahme der Willfährigkeit zu geben zur Voraussetzung, denn nur die Fehlbitte konnte zunächst von gesellschaftlich unangenehmen Folgen begleitet sein.

Auch die Schamhaftigkeit der Geschlechter ist ein solcher Instinkt jüngerer, gesellschaftlicher Art. Auf der ersten Stufe wird die möglichste Verstärkung des Geschlechtssinnes von wohlthätigen Folgen für die Erhaltung der Art. Je feiner die Sinne für die Wahrnehmung geschärft werden, je intensiver und unmittelbarer auf die Sinnesempfindung der Antrieb folgt, desto weniger besorgt braucht Mutter Natur um die Arterhaltung ihrer Geschöpfe zu sein. Die Intensität dieses Instinktes ist in der That bei allen Geschöpfen außerordentlich groß; sie führt sie mit Außerachtlassung der größten Gefahren für das Individuum dem Ziele zu. Seiner Intensität nach nimmt dieser Instinkt auf höheren Entwickelungsstufen nicht ab, je nach der Anzahl seiner Impulse verstärkt er sich noch. Zu den Sinneseindrücken, welche im Tiere und so wohl auch im Urmenschen die entsprechenden Reflexerscheinungen, wie wir sie wenigstens einer Analogie nach nennen können, auslösen, gesellt sich auf einer höheren Stufe die willkürliche und unwillkürliche Reproduktion des Gedächtnisses und der Einfluß einer entwickelteren Vorstellungskraft. Um so notwendiger erscheint, sobald die Menschen zu erweiterter Fürsorge auf der Basis der Gesellschaft fortschreiten, ein zügelnder Instinkt.

Auch diesen kann die Menschheit nicht schon auf ihrer untersten Stufe besessen haben. Die biblische Tradition, eine vorzügliche Quelle alter Kulturgeschichte, erinnert noch an einen Urzustand, in welchem die Menschen das Gefühl geschlechtlicher Scham nicht besaßen, und sie nennt das als eines der charakteristischen Merkmale der älteren Zeit. Erst mit der Unterscheidung von „Gut und Böse" der Handlungen — mit Bezug auf das Interesse der Gesellschaft, müßten wir hinzufügen tritt — jener Instinkt hervor. Die Zeit, welcher die Tradition angehört, konnte die Thatsache gleichsam noch an den zurückgebliebenen Resten eines vorzeitigen Kulturzustandes ablesen. Aber auch wir vermögen das nun wieder, seit wir der vordem in die Ferne gerückten Unkultur wieder räumlich nahe getreten sind. Ein von weither vorbeugendes Schamgefühl, ein gleichsam vom Instinkte diktiertes Verbot der Provokation, ist vielen Naturvölkern noch fremd; allerdings ist bei ihnen auch in ähnlichem Maße Vieles des Charakters der Provokation

entkleidet, das einen solchen erst einem geübteren Kombinations- und Vorstellungsvermögen gegenüber gewonnen hat. So ist auf dem Standpunkte der Bibel vieles als Thatsache längst unter das abwehrende Gesetz der Scham gestellt, aber noch nicht das nackte, unverblümte Wort dafür und der nackte Bericht. Seither ist das Schamgefühl fortgeschritten, indem es auch das Wort verbietet, welches die Vorstellung mit konkreter Bestimmtheit oder gerade nach der Richtung hin hervorruft, in welcher sich jener Instinkt bewegt. Dieser Fortschritt vollzieht sich noch in unserer Zeit, und es ist noch nicht allzu lange her, daß er angebahnt wurde. Das Principielle dieses Verlaufs können wir uns durch Vergegenwärtigung einiger Analogien klar machen. Wir erinnern an die obige Kennzeichnung des Naturmenschen, der von nichts spreche, was nicht in voller Realität in seinen Wahrnehmungskreis tritt. Die Sprache selbst ist auf dieser Stufe kaum mehr, als das Signal, welches irgend einen Willens- oder Meinungsausdruck ankündigt; der Inhalt, die „Bedeutung" des Sprachrufes ist kaum erkennbar ohne die gleichzeitige „Bedeutung" des Gegenstandes durch Gebärden oder die Lage der Umstände. Wir werden seinerzeit auf den Gegenstand zurückkommen müssen. Hierher gehört nur die Wahrnehmung, daß sich Sprache und Denkfertigkeit immer noch auf demselben Wege zur Vervollkommnung fortbewegen. Weil ursprünglich die Sprache mit Erfolg nur Begriffe bezeichnen konnte, die gleichzeitig noch in irgend einer anderen Weise den Sinnen vorgeführt wurden, so erklärt sich die Erscheinung, warum die mehr abstrakte Unterredung in seiner eigenen Sprache den Naturmenschen so schnell ermüdet, warum er bald anfängt, „in den Tag hinein zu antworten, um sich die Mühe des Denkens zu ersparen"[1]. Auf einer höheren Stufe hört diese „Mühe", das bloß sprachlich ohne anderen Behelf Vorgetragene in die entsprechenden Vorstellungen umzusetzen, auf; aber die auf diesem Wege hervorgerufenen behalten doch noch lange einen Grad von Unbestimmtheit; sie decken nicht vollkommen und nach allen Richtungen hin den Gegenstand; es ist daher noch lange nicht ein und dasselbe, durch diesen selbst oder durch das luftige Wort, das ihm entspricht, Aergernis zu geben; das Wort vermag solches überhaupt noch nicht. Am anderen Ende dieser Entwickelungsreihe aber finden wir eine bewunderungswürdig feine Ausbildung der Sprache und der Denkkraft. Ein Wort läßt sofort den Begriff in solcher Schärfe und Klarheit vor die Seele treten, als ob das leibliche Bild des Gegenstandes vor ihr erschiene, und dieser Vorgang im Denkorgan übt auf das Spiel der Nerven denselben Einfluß, wie irgend ein Sinneseindruck auf den Naturmenschen. Darum bemächtigt sich nun in eigener Fortentwickelung jener Instinkt der Vorsicht auch des Wortes; wo wir ihn vermissen, da werden wir unangenehm berührt, wir

---

[1]) Lubbock, Entstehung der Civilisation. S. 7.

„nehmen Anstoß“. Aber der Begriff dieses „Anstoßes“ bleibt damit für verschiedene Zeiten ein verschiedener. Noch unsere Großeltern nahmen im mündlichen Vortrage an gar vielem nicht den geringsten Anstoß, das uns heute schon höchst anstößig erscheint.

So wenig fremd ist eine solche Bildsamkeit dessen, was wir nach kurzer Zeit der Festsetzung eine Naturanlage nennen möchten, noch unserer späten Zeit, daß wir sogar noch eine Verschiedenheit der Entwickelungsstufe in den verschiedenen Volksschichten gewahren, ganz nach dem Maße, in welchem bei ihnen jene sprachlich-geistige Schulung fortgeschritten ist. Ein Teil des Volkes spricht noch die verpöntesten Worte mit großer Unschuld aus, nicht weil er den Instinkt der Scham überhaupt in zu geringem Maße besäße, sondern weil in ihm solche Worte keine genug lebhaften Bilder, sondern nur schlecht begrenzte Vorstellungen hervorrufen, welche nicht schwer genug auf das Zünglein jenes Instinktes fallen.

Es gibt noch Naturvölker, denen mit Bezug auf die Entblößung des Leibes jede Spur eines Schamgefühls abgeht. Auf Tahiti entzog sich vor einem Jahrhunderte sogar noch die intimste Begegnung der Geschlechter nicht der Oeffentlichkeit; aber auf dem schwarzen Erdteile wacht vielfach schon ein heiliges Gesetz der Sitte darüber, daß das Dach des Hauses alleiniger Zeuge sei; eine solche Begegnung außer dem Hause gilt für unheilbringend. Die Verhüllungen des Leibes mit Bezug auf das Schamgefühl nehmen in verschiedenen Stufen zu, aber es ist im Gegensatze zur biblischen Tradition noch an zahlreichen zweifellosen Fällen der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit, wie sie der Beobachtung der Bibelmenschen schon entzogen waren, nachweisbar, daß der erste Anlaß zur Bekleidung noch nicht das Schamgefühl war. Hier können wir von dem noch später zu verhandelnden Gegenstande nur das vorausnehmen, was sich auf die Entwickelung unseres sekundären oder gesellschaftlichen Instinktes bezieht. Wir werden noch zeigen, wie wenigstens in den Urverbreitungsgebieten der Menschheit die Sitte, den Leib zu schmücken, der, ihn zu kleiden, voranging.

Es ist wiederum nur ein Stück, wenn auch gleichsam ein isoliertes Stück von Lebensfürsorge, daß auch schon der Naturmensch in bedeutendem Maße der Eitelkeit fröhnt. Der einzelne will sich nicht nur im allgemeinen als Persönlichkeit, sondern als eine an sich bedeutende erhalten. Er will hervortreten, etwas vorstellen und verwendet oft gerade auf diese Form der Fürsorge die Erstlinge seiner höheren Kulturanstrengungen. Solcher Schmuck unterster Stufe — Federn, Knochen, Muscheln u. dergl. — wird nach Thunlichkeit befestigt. Sobald die Faser zur Schnur geworden, wird die Lendenschnur zum Hauptträger solchen Geschmeides. Sie wird zugleich in gutem Sinne der gemeinste Schmuckträger; wer auch gar nichts zu seiner Auszeichnung zu verwenden vermag; er würde für unanständig arm gelten, wenn nicht zum wenigsten von jenem Lendengürtel ein Schmuckstück herabhinge, das die schreitenden Füße insbesondere der Mitte zuweisen.

Wir werden noch die merkwürdigen Dekorationen dieser Art kennen lernen; hier ist uns nur wesentlich, daß, wenn wir so sagen dürfen, eine natürliche Zuchtwahl des Schmuckes gerade jenen Platz auserwählte, der zugleich oder wohl etwas später von einer ganz anderen Seite aus der Bedeckung empfohlen wurde. Man kann es immerhin schon einen Instinkt des Anstandes nennen, zu dem jene Sitte für sich allein schon hinführen mußte, indem — jedoch noch nicht im geschlechtlichen Sinne — derjenige sich zu schämen hatte, der unter seinesgleichen so ganz nackt, d. h. ohne ein Zeichen seiner persönlichen Bedeutung herumging. So kam denn diese Entwickelung, obwohl von einem ganz anderen Ausgangspunkte ausgehend, der des geschlechtlichen Schamgefühles fördernd entgegen. Dieses letztere kann als ein socialer Instinkt eine bedeutendere Förderung erst durch eine jüngere Organisation erfahren haben, von der an seinem Orte die Rede sein wird. Die Entwickelung der väterlichen Gewalt brachte es mit sich, daß auch Frauen und heiratsfähige Mädchen ein Gegenstand des Besitzes wurden, die wirtschaftlichen Verhältnisse längst vergangener Zeiten aber machten sie zu einem im höchsten Grade wertvollen. In jener Zeit gewann die gesamte Gesellschaft ein hohes Interesse daran, auch dieses Besitzes Heiligkeit unter den Schutz gegenseitiger Anerkennung zu stellen und vorbeugend die Gefahren der Provokation zu mindern.

Seither sehen wir die Sitte der Bedeckung wie den Instinkt des Schamgefühles immer mehr Raum gewinnen. Beiderlei Ursprung verrät sich noch darin, daß er zunächst das vormannbare Alter noch nicht einschließt. Aegyptische Bildwerke, welche uns die Häuslichkeit der Pharaonen vorführen, zeigen selbst die Prinzessinnen im Königshause bis zu jenem Zeitalter noch völlig unbekleidet. Diese Sitte reicht, Knaben und Mädchen umfassend, sehr allgemein noch in ziemlich hohe Zeiten herauf. Das ganz unbewußte Schamgefühl unserer Kinder kann erst einer jüngeren Zeit entstammen, wie es auch noch nicht völlig instinktiv und ohne Anleitung eintritt.

Wie immer noch gleichsam auf mechanischem Wege die Sitte der Bekleidung das Schamgefühl unterstützt, das erkennen wir an den räumlichen Fortschritten, die letzteres ganz im Anschlusse an jene Sitte gemacht hat. In unserem Klima ist allmählich mit Ausnahme des Gesichtes der ganze Körper einbezogen worden. Wo man, wie im Kreise der mohammedanischen Kultur, die ursprüngliche Absicht der schamhaften Verhüllung noch nicht ganz aus dem Auge verloren hat, muß wenigstens auf Seite der Frauen auch noch das Gesicht verhüllt werden, oder es wird wie in Ostasien versucht, einem Instinkte, dessen Verläßlichkeit man noch nicht ganz vertraut, durch vorbeugende Entstellungen des Antlitzes entgegenzukommen.

Dagegen können wir beobachten, wie auch ein erst auf höherer Stufe erworbener Instinkt auf einer noch höheren Einschränkungen erfahren kann, wenn seine Gewalt nicht mehr von absoluter Nützlichkeit zu sein scheint. In einer durch ihre Organisation gefestigten Gesellschaft kann innerhalb

beschränkter Kreise die von dem erworbenen Instinkte bekämpfte Provokation vermißt werden. Es kann, nachdem die Begriffe von Geschlechtsliebe und Ehe einander abgelöst haben, die beschränkende Sitte auch einem wirklichen Bedürfnisse der Gesellschaft entgegen zu treten scheinen und darin, geradeso wie es in der Geschichte der primären Instinkte einst einen solchen Wendepunkt gegeben hatte, mehr leisten, als für den dermaligen Stand und Nutzen der Gesellschaft gut war. Verschiedene Völker gingen hierin verschiedene Wege. Der konservative Chinese gestand bis heute einer solchen Reaktion keinen Spielraum zu; er besteht immer noch darauf, daß die Braut erst vor dem ihr schon angetrauten Manne aus der tiefsten Verhüllung heraustrete, und wenigstens symbolisch hatte sich im jüdischen Hochzeitsceremoniell ein Anklang an dieselbe Sitte erhalten. Diesem Umstande entspricht aber dann auch die mehr oder weniger vollkommene Konservierung der Geschäftsehe. Dem chinesischen Bräutigam wird auch heute noch die Braut ohne sein Zuthun von den Eltern erhandelt. Liebeswerben und Ehebund sind zwei ganz verschiedene Dinge geblieben und in betreff der letzteren spielen die äußerlich werbenden Momente gerade dem bevormundeten Bräutigam gegenüber keine Rolle. Bei anderen Völkern, bei denen eine frühe Emanzipation von der väterlichen Gewalt zusammentraf mit der Absicht, durch die engste Verbindung von Liebes- und Ehewerben ein schwieriges sociales Problem zu lösen, mußte der einseitig wirkende Instinkt als eine unzweckmäßige Beschränkung gesellschaftlich zulässiger Bewerbungsmittel empfunden werden. Es trat eine beschränkende Reaktion ein. Einerseits nahm wieder das verhüllende Kleid selbst mehr vom Charakter des Schmuckes an oder bemühte sich hervorzuheben, was ihm einst die Sitte zu bergen geboten hatte, anderseits zog es sich wenigstens zuzeiten wieder gänzlich von einigen Partien des Leibes zurück, und der Instinkt der Schamhaftigkeit ließ sich diese Ablenkung gefallen. Diese zum Teil einer sehr jungen Zeit angehörende Reaktion bezog sich im wesentlichen nur auf dasjenige Geschlecht, auf das auch die ältere Sitte den stärkeren Druck geübt hatte. Noch heute gehen bei uns die Trachten beider Geschlechter in dem Sinne auseinander, daß die männliche mehr den Charakter der Bekleidung mit Zweckmäßigkeitsrücksichten, die weibliche den des Schmuckes betont.

Es ist notwendig, diese vom Anfange des Darzustellenden weit abliegenden Gegenstände schon an dieser Stelle dem Nachdenken des Lesers zu empfehlen, weil wir nur von dem aus, was sich in der menschlichen Natur als ein Gewordenes oder Werdendes darstellt, auf dasjenige zurückschließen können, was wir dem Urmenschen als sein Ureigentum, sein werbendes Urkapital zuzusprechen haben. Die gemeine Anschauungsweise lehrt uns alles „Natürliche" für unwandelbar und das, was im Menschen an das Instinktive der Tiere erinnert, und was wir uns nicht scheuten, in Ermangelung eines besseren Wortes schlechtweg „Instinkt" zu nennen, für ein Natürliches, weil Angebornes zu halten. Diese landläufigen Begriffe werden nun auf dem

Gebiete der Kulturgeschichte überall ihre Einschränkungen erfahren müssen; das ist das erste, was uns jene vorausgreifende Erörterung gelehrt hat. Es kann eine Gefühls- und Handlungsweise, oder um doch wieder das unentbehrliche Wort zu gebrauchen, ein Instinkt, wie es zu seinem Begriffe gehört, zweifellos angeboren und ererbt sein, ohne darum doch als Artenmerkmal die Art zu kennzeichnen, und dieser selbst als etwas „Natürliches" anzugehören. Wenn noch einige wenige, dazu bereits sichtlich verurteilte Stämmchen den Erdenschauplatz werden verlassen haben, dann wird man ohne Einschränkung feststellen können, daß das geschlechtliche Schamgefühl der gesamten Menschheit eigen sei und ein gutes Merkmal abgebe, um die Art „Mensch" von allen Arten der Tiere zu sondern, bei welch letzteren sich eine Spur dieses Instinktes nicht findet. Und trotzdem braucht ein solcher Instinkt nicht von solchem Alter zu sein, daß man ihn gleichsam als mit der Art geschaffen, als dieser anerschaffen zu denken hätte. Er ist ein Produkt in der Menschheitsgeschichte wirkender Faktoren und tritt, sobald er entstanden ist, selbst wieder in die Reihe dieser, dadurch den Prozeß jüngerer Bildungen komplizierend. Wenn es schon möglich wäre, den Prozeß der Kulturentwickelung so weit zu zergliedern, daß nur noch physikalische Kräfte als die letzten elementaren Faktoren zurückblieben, so dürfte man doch nie übersehen, daß aus diesen Elementen Verbindungen zweiter und höherer Ordnung im Menschen selbst hervorgehen, welche dann selbst wieder gleich Naturgewalten in die Reihe der wirksamen Faktoren treten. Das ist das specifisch Menschliche oder, wenn wir es so lieber nennen, das Geistige in der Kulturgeschichte, dessen Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann. An seiner Hand tritt das persönliche Element hervor; auch ihm gebührt, wie in der politischen Geschichte, sein Platz, wenn es auch bis zu einem Grade immer wieder seine erkennbare Vorgeschichte haben muß. Wir ignorieren jenes nicht, wenn wir hier dieser unser Hauptaugenmerk zuwenden.

Fürs andere konnte uns der eine Fall zeigen, wie wenig Förderung sich die Erfassung des Wesentlichsten in der Kulturgeschichte sowohl von einer allzusehr betonten Gliederung nach Rassen und Völkerschaften als auch von einer nach chronologischer Ausmessung vergeblich ringenden Systematik versprechen kann. Von dem Eintreten des genannten Instinktes, dem doch eine so wirksame Erziehungs- und sociale Gestaltungskraft innewohnt, können wir nur so viel feststellen, daß es bedingt war durch die Schaffung menschlicher Organisationen, daß die ältere Form derjenigen, die wir kennen lernen werden, einen minder fördernden, die jüngere einen günstigeren Einfluß auf seine Fortbildung übte; aber wie wir diese maßgebenden Faktoren in Verbindung zu setzen haben mit der nach einigen anderen Richtungen sehr wertvollen Unterscheidung einer älteren und jüngeren Stein-, einer Bronze- und Eisen-, oder einer Stein- und Metallzeit, das bleibt unbestimmbar. So wichtig das Werkzeug selbst für den Begriff

menschlicher Kultur ist und so sehr sein Wert mit dem Stoffe in Verbindung steht, so kann man in diesen Unterscheidungen doch nicht den Mittelpunkt wirkender Ursachen erkennen.

Ebensowenig fördert die nach Rassen und Stämmen isolierende Betrachtung weder die Klarheit des Gesamtbildes, noch auch nur in jedem Falle die Erklärbarkeit der einzelnen Erscheinung. Die oft leichthin fertige Erklärung wesentlicher Momente in gesonderten Kulturbereichen aus den Eigentümlichkeiten der „Volksseele" heraus ist in vielen Fällen nur eine scheinbare Erklärung, denn diese Eigentümlichkeiten der „Volksseele" wären das zu Erklärende. Der Werdeprozeß derselben wäre uns auch innerhalb eines beschränkteren Bereiches erkennbar, wenn historische Nachrichten in eine entsprechende Tiefe der Zeiten zurückreichten. Da uns aber eine solche Vorarbeit die Weltgeschichte nicht liefern kann, so bleibt uns nur ein System des Umfassens und gegenseitigen Ergänzens gegeben. Wenn wir bei einem Volke irgend eine Thatsache als eine seit vorgeschichtlichen Zeiten fertige vorfinden, die wir bei einem anderen als das Ergebnis erkennbarer Faktoren sich entwickeln sehen, so dürfen wir die Vorgeschichte jenes mit den so als notwendig erkannten Voraussetzungen anfüllen. Der Leitfaden, den wir für die hierbei zu übende Kritik gewonnen, gewährt uns zugleich in seiner alles durchziehenden Einheit die Sicherheit, daß wir in dem Principe der Zulässigkeit solcher Uebertragung nicht irre gehen.

Unser Beispiel hat uns schließlich gezeigt, daß bei aller Mannigfaltigkeit, welche die Geschichte eines menschlichen Instinktes oder einer einflußreichen Sitte auszeichnen kann, im tiefsten Grunde immer wieder ein und dasselbe Princip wirksam erscheint, das wir als „Lebensfürsorge" oft genug genannt haben. Sie erscheint in den verschiedensten Formen, je nachdem sie sich mit immer neu herbeigezogenen Elementen verbindet und mit den eigenen Schöpfungen neue Verhältnisse eingeht.

Die Lebensfürsorge unterster Stufe kennzeichnet sich durch das größte Maß von Beschränkung nach der Richtung des Räumlichen und Zeitlichen. Sie greift zeitlich nicht über den Augenblick des empfundenen Bedarfes hinaus, umschließt räumlich, vom mütterlichen Instinkte abgesehen, nur die eigene Persönlichkeit. Mit der Befriedigung des natürlichen Antriebes hört sie auf wirksam zu sein. Die außerordentliche Anspannung deren der Mensch auf dieser Stufe unter dem Drucke der Not fähig ist, verweigert den Dienst einem vorsorgenden Gedanken; Zukunftssorgen werden unerträglich; der Befriedigung folgt ein Zustand träger Ruhe. Unter der Zucht dieser zeitweilig ebenso intensiven wie immer wieder intermittierenden Sorge stehen die Sinne und Fähigkeiten des primitiven Menschen. Eine Prüfung aller Berichte über das Wesen von Naturvölkern zeigt eine Uebereinstimmung wie von Ursache und Wirkung. Als Charakterzug dieser Menschen müßte ein unheimlicher Egoismus hervorstechen, wenn nicht die Sorglosig-

keit ihn milderte; kalte Selbstsucht und gutmütiges Gewährenlassen scheinen sich so in sein Wesen zu teilen.

Es müssen besondere Schwierigkeiten der Lebenserhaltung gewesen sein, welche den ersten Anstoß zu einer zeitlichen Erweiterung der Lebensfürsorge gaben. Eine Gliederung dieser Fortschritte können wir kaum vornehmen, ebensowenig aber lassen sich einige wesentliche Etappen derselben ganz übersehen.

Einen solchen Abschnitt bildete die Bereitung von Werkzeugen und Waffen über den Gebrauch des natürlichen Steines und Stabes hinaus. Nicht nur, daß mit dem Gebrauche von Werkzeugen die ganze Denkthätigkeit des Menschen eine neue Richtung erhalten mußte; vorzugsweise in der dem Gebrauche vorangehenden Bereitung derselben lag jenes Moment der Vorsorglichkeit über den Augenblick hinaus. Die Notwendigkeit nach wechselnden Jahreszeiten mit merklicherem Abstande für den Schutz des Leibes zu sorgen wurde die weitere Lehrmeisterin auf diesem Wege. Sorglos schwelgt der Naturmensch in dem Ueberflusse von Früchten in der kurzen Zeit ihrer Reife; auf einer höheren Stufe beginnt er Vorräte zu sammeln, Vorkehrungen für die Erhaltung der fruchttragenden Pflanzen zu treffen, aber noch liegt der mühsame Anbau solcher in weiter Ferne. Auch diese weitvorgeschrittene Sorge schreitet wieder mit den kleinsten Zeiträumen beginnend zur Umfassung immer größerer fort. Nur einjährige Früchte von kürzester Vegetationsdauer bilden die Versuchsgegenstände des ersten Anbaues; erst am anderen Ende der fortschreitenden Reihe steht der Weinstock und der Obstbaum, der eine vorausberechnende Fürsorge von Jahren erheischt. Der Stolz des Griechen, der auf den Anbau des Oelbaums wie auf eine große Kulturthat seines Volkes blickte, war berechtigt. Parallel läuft eine gleichmäßig fortschreitende Erstreckung der Fürsorge zur Gewinnung von Fleischnahrung. Der Natur der Dinge entsprechend wendet sich dieser Fortschritt nicht ebenso gleichmäßig der Schaffung von Vorräten zu. Nur die Schneefelder des äußersten Nordens haben den Eskimo die Eisbewahrung, der heiße Steingrund den Afrikaner die Fleischdörrung gelehrt. Der Indianer erschöpfte alle Fürsorge auf die Erbeutung des Fleisches, für dessen Bewahrung blieb ihm keine. Dagegen erstreckten Völker der alten Welt ihre Fürsorglichkeit über den Fund und die Jagd hinaus und erfanden die Hegung des lebenden Tieres, seine Nutzung zu vielfachen Zwecken. Jede dieser Stufen spannte die Kräfte des Menschen für eine immer längere Dauer vor das anfangs so leicht, dann immer schwerer belastete Gefährt der Lebensfürsorge, das menschliche Denken wurde immer weiter ab von den Gegenständen des Augenblicks geleitet, immer gewohnter in selbständiger Thätigkeit mit Fernliegendem sich zu beschäftigen, der Wille gewöhnt, dem Antriebe von Vorstellungen zu folgen. Der Mensch mußte von Stufe zu Stufe ein anderer werden, nicht nur nach der Summe der erworbenen Fertigkeiten, sondern auch nach der Häufung seiner geistigen Fähigkeiten.

Sind wir nun der zeitlichen Erweiterung der Fürsorge eine Strecke weit gefolgt, so bedarf es zur Ergänzung des Bildes auch eines Blickes auf die gleichzeitig stattfindende räumliche Erstreckung, auf die Schaffung einer mittelbaren, einer gesellschaftlichen Lebensfürsorge.

Vermittelnd steht zwischen beiden Wegen die Anwendung des Feuers. Die Folgen dieses Fortschrittes sind leichter zu erfassen, als zu überschätzen. Er eröffnete der Verbreitung des Menschen jene Gebiete, in welchen seine Erhaltung nur durch eine hochangespannte Fürsorge möglich war, somit die härteste aber auch erfolgreichste Schulung des menschlichen Geistes harrte. Die Erfindung des Werkzeugs, die Zähmung des Feuers und die Entwickelung der Sprache sind die drei größten Schritte, mit welchen sich der Mensch von seiner Urverwandtschaft entfernte. Der Gebrauch des Feuers mußte die Erstreckung der Fürsorge über die Person hinaus mächtig fördern, die Sprache wieder wurde der gesellschaftlichen Lebensfürsorge Werkzeug und Waffe.

Als eine Erbschaft tierischer Instinkte dürfte sich ein gesellschaftlicher des Menschen schwer ableiten lassen. Es ist leicht zu erkennen, daß der menschliche Instinkt nicht notwendig an den tierischen da ansetzt, wo dieser seine höchste Entwickelung erreicht hat. Gesellschaftliche Instinkte, wie sie beispielsweise einige Ordnungen von Insekten auszeichnen, schließen damit die Entwickelung jener Klasse des Tierreiches ab, ohne bei irgend einer höheren Ordnung eine Fortsetzung zu finden. Auch der Mensch hat an solcher Erbschaft keinen Teil. Selbst die monoganische Ordnung der primitivsten Gesellschaftsgruppen, die wir bei einigen höheren Tieren vorfinden, kennzeichnen nicht die gesellschaftlichen Ordnungen des primitiven Menschen. Sicher ist nur die Mutterliebe als eine Lebensausstattung anzusprechen, die schon dem Urmenschen in die Wiege gelegt war. Alles übrige hat — wir werden das später noch sehen — die Lebensfürsorge zu seiner Mutter. Es ist das um so sicherer, als sich zeigen läßt, wie sie ihre tastenden Versuche auf gar verschiedenen Wegen gemacht, denselben Weg nicht selten zurückgemessen hat. Sie hat sogar zeitweilig den Kampf mit der Mutterliebe, dem einzigen aufbauenden Instinkte dieser Art, geführt und dann wieder dem vereinzelten Menschen an tausend und tausend Versuchen gezeigt, daß die Sorge, die sich auf den anderen miterstreckt, sich selbst entlastet. Unter diesem Antriebe sind die ersten dauernden Verbände entstanden, und wenn nun endlich am anderen Ende der Entwickelung die Schranken von Volk zu Volk fallen, eine Menschenbrüderlichkeit wenigstens in der Idee anerkannt wird, so hat uns dahin von Schritt zu Schritt die räumliche Erstreckung der Lebensfürsorge geführt.

Aber auch, was völlig außer ihrem Bereiche zu liegen scheint, die großen, idealen Gegenstände der Menschheit, deren oft opfervolle Pflege heute losgelöst von jeder Selbstsucht sein kann, so fremdartig heute ihr Gezweig am Baume des Menschenlebens erscheint; ihre Wurzel hat ihre erste Nahrung doch aus demselben Untergrunde gesogen.

Nicht schwer zu zeigen wird es sein, daß die Rechtsgrundsätze und Rechtssatzungen in jenem Boden ihren Grund haben. In ihrer Wandelbarkeit kommen die verschiedenen Stufen der socialen Lebensfürsorge, die verschiedenen Wege, die sie tastend betritt, oft wieder verläßt, zum Ausdrucke; im Sittengesetze erscheint das Ziel, dessen sich der Mensch durch Irren und Erproben bewußt geworden, hingestellt. Es umfaßt die gleichsam in moralischen Instinkten aufgespeicherten Erfahrungen der Vergangenheit und die Wünsche der Zukunft. In Rechtsgesetz und Sittengesetz sehen wir außerdem die zwei letzten Stufen der auch räumlich erweiterten, in die ferne Zukunft hinausgreifenden Fürsorge: jenes gehört den organisierten Menschheitsgruppen, dieses soll einst das Eigentum der ideal zusammengefaßten Menschheit werden. Bei der Schaffung der Rechtsgesetze erscheinen stufenweise die in gleicher Weise ausgebildeten Geisteskräfte des Menschen thätig. Die Gesetze einer älteren Zeit sind nach Art unserer „Volksrechte", auch wenn sie dem Willen eines Einzelnen zugeschrieben werden, Kodifikationen von längst geltenden Grundsätzen, die man ein Erfahrungsrecht nennen könnte. Der praktische Versuch hat die Fürsorge auf diese Wege geleitet, der Verstand hat die Erfahrungen gesichtet, und die wiederholte Uebung des Ersprießlicheren sich dem Gedächtnisse der Generationen als das Rechte eingeprägt. Alle guten Gesetze sind nach einem trefflichen Ausdrucke der Bibel Gesetze, „durch die wir leben". Die Geschichte hat tausendfach auch die Probe auf das Gegenteil gemacht; untergegangene Stämme sind Zeugen für Gesetze, die nicht zum Leben führten.

Erst auf höheren Stufen tritt, mit abstrakten Vorstellungen rechnend, die Folgen vorausgesetzter Handlungen erwägend und durch solche Berechnung in die Zukunft vorausgreifend die Vernunftthätigkeit in die Gesetzgebung ein. Diese hört auf zu kodifizieren, sie beginnt zu schaffen. Wert und Bestand ihrer Schöpfungen hängen von der Zulänglichkeit des Materials ab, über welches die Vernunft verfügte.

Gesetze und Sittlichkeitskanon als die explizierte Lebensfürsorge der Gesellschaft im engeren und weitesten Kreise würden für sich allein einen Rechts- und Sittlichkeitssinn der Menschheit nicht haben anerziehen können. Jedes echte Sittlichkeitsgesetz ist notwendig, und in dieser Notwendigkeit liegt zugleich seine natürliche Sanktion. Es wäre nicht entstanden, wenn seine Uebertretung der Gesellschaft gleichgültig oder gar vorteilhaft wäre; in dem Gegenteile liegt vielmehr die Strafe, welche jede Uebertretung nach sich zieht. Aber wie das Sittengesetz ein Ausfluß der Lebensfürsorge der Gesellschaft ist und ohne den Begriff der Gesellschaft auch der der Sittlichkeit in unserem Sinne nicht besteht, so trifft auch die Strafe in erster Instanz die Gesellschaft, und wenn dann durch diese das Unheil herabreicht zum Einzelnen, so ist dieser vielleicht nicht der subjektiv Schuldige oder er ist nicht imstande, den durch das Dazwischentreten der Gesellschaft verdunkelten Zusammenhang seines Unheilsanteils mit seiner That zu erfassen.

Die Erfahrung von der natürlichen Sanktion des Sittengesetzes auf der jeweiligen Stufe seiner Entwickelung gehört zu den vererbten Erfahrungsschätzen der Gesamtheit, der Einzelne aber ist immer nur in beschränktem Maße Träger derselben.

Anders verhält es sich allerdings dem positiven Gesetze der engeren Gruppe gegenüber. Dieses hat seine Sanktion in der Strafgewalt eines väterlichen Hauptes oder einer entsprechenden Organisation der Gesamtheit. Aber weder erreicht diese Strafgewalt wie ein unabwendbares Naturgesetz alle Fälle der Uebertretung, noch folgt sie den über den engeren Verband hinaus sich entwickelnden Sittlichkeitsgeboten.

Bei solcher Unzulänglichkeit der Strafgewalt muß es uns sehr zweifelhaft erscheinen, ob sich bei trotz aller positiven Notwendigkeit des Sittengesetzes so unzureichenden Erfahrungsmomenten in betreff des Einzelnen in diesem jener sittliche Instinkt hätte bilden und vererben können, den wir das „Gewissen" nennen. Wir können dasselbe heute wohl als die Reaktion des durch die eigene That in uns verletzten Sittlichkeitsbewußtseins definieren, aber geschichtlich erscheint es vielmehr, wie wir noch belegen werden, als ein Instinkt der Furcht. Bei vielen Handlungen treten, wie wir schon bemerkten, Instinkte verschiedener Stufen in Kollision. Der Mensch ist in vielen Fällen geneigt, dem impulsiver auftretenden primären zu folgen, den beschränkenden jüngeren zu mißachten. Die vielumstrittene Frage vom „freien Willen" scheint in diesem Angelpunkte zu ruhen. Thatsächlich stehen noch die meisten Menschen in betreff ihrer Handlungen unter der Herrschaft ihrer Instinkte. Während aber bei den „Besseren" der gesellschaftliche, sekundäre vorwaltet, herrscht bei den „Schlechteren" der primäre mit weniger Beschränkung. Der Natur nach muß dieser mächtigere Impulse geben, als jener, denn er ist nicht nur älter, sondern auch vom Individuum selbst erworben, während der sekundäre durch die Gesellschaftserfahrungen zustande gekommen und durch ihre Einflüsse auf das Individuum übertragen worden ist. Wenn jemand hungernd unter einem Obstbaume im Freien steht, so überwiegt erfahrungsmäßig der primäre Instinkt der Selbsterhaltung den der socialen Ordnung so sehr, daß ältere Rechtsbücher, wie noch unser Sachsenspiegel, diesem Verhältnisse Rechnung tragen. Da wir in der sittlichen Beurteilung die Mißachtung des socialen Instinktes und die Durchbrechung der gesellschaftlichen Ordnungen aus Selbstsucht, d. i. infolge des überwiegenden Einflusses des primären Instinktes das „Böse" nennen, so ist es in gewissem Sinne richtig, daß der Mensch von Natur aus mehr zum Bösen als zum Guten geneigt ist. Indem nun diese beiden Instinkte in ihrer relativen Stärke dem Menschen angeboren und des Weiteren durch die Lebenseinflüsse ohne sein subjektives Zuthun anerzogen sind, erscheint sein Wille gebunden. Aber wir lernten auch als dritte Potenz das vernunftmäßige Denken kennen, welches imstande ist, zu dem beschränkenden Instinkte das Gewicht erkannter Ursächlichkeiten und Folgen hinzuzulegen. Auf diesem Spielraume scheint

sich uns ein freier Wille bewegen zu können, und die subjektive Verantwortlichkeit tritt hervor, sobald wir uns auch das als eine Forderung der socialen Lebensfürsorge hinstellen dürfen, daß es Pflicht des Einzelnen innerhalb der Gesellschaft ist, an dem Fortschritte vom instinktiven Leben zum vernünftigen Denken für seine Person so viel ihm möglich teilzunehmen. In diesem Sinne befinden wir uns in Uebereinstimmung mit der oft mißverstandenen sokratischen Philosophie des Altertums, welche die „Tugend", deren Begriff wir im allgemeinen wohl unserem Sittlichkeitsbegriffe gleichstellen dürfen, in ein „Wissen" versetzte. Entgegen jener Meinung, welche das Wissen und die mit dessen Erlangung verbundene formale Denkfertigkeit, die allenfalls wichtiger sein kann als jenes, für sittlich gleichgültig und entgegen jener, welche Geisteseinfalt für den besten Boden sittlicher Saaten hält, müssen wir in der Unwissenheit und der mit ihr verbundenen Denkunfähigkeit eine Sünde gegen die Gesellschaft und ein Hemmnis des sittlichen Fortschrittes erkennen. Derselben Anschauung hat die Gesellschaft überall da Ausdruck gegeben, wo sie einen Schulzwang zum Gesetze erhob. Nur darf man wieder Schulkenntnisse nicht für die einzige Art gesellschaftlich nützlichen Wissens halten.

Aber welch großen Einfluß auch das bewußte, vernunftmäßige Denken auf die Bethätigung der Sittlichkeit übe, so kann es doch jenen Instinkt, den wir „Gewissen" nennen und den wir als den mächtigsten Hort der praktisch bethätigten Sittlichkeit anerkennen, nicht geschaffen haben, denn schon die Zeitfolge allein widerspricht dieser Annahme. Unser eigenes Bewußtsein empfiehlt die Annahme, daß das Sittlichkeitsprincip unter dem Einflusse vernunftmäßigen Denkens in uns jene Instinkte des dem ästhetischen verwandten ethischen Wohlgefallens und Mißfallens geschaffen habe, auf welche Herbart seine „praktische Philosophie" gründete. Aber als die ursprünglichen Schöpfer des „Gewissens" können wir diese ethischen Empfindungen nicht betrachten, weil sie nach Erfahrungen, die kaum einen Widerspruch vertragen, nur dem Kulturmenschen angeboren sind. Ebenso fest steht die Thatsache, daß sich das Gewissen beim Naturmenschen nicht als „Selbsttadel", sondern nur als Furcht zeigt. Sobald der Antrieb des primären Instinktes durch die Befriedigung erschöpft ist, ein etwa entgegenstehender sekundärer aber noch nachwirkt, und diese nun ungestörte Nachwirkung zum Bewußtsein kommt, dann verbindet sich dem Naturmenschen mit diesem das Gefühl der Furcht, und in ihm müssen wir für diese Stufe die Sanktion des wie immer unvollkommenen Sittengesetzes erkennen.

Aber der Gegenstand, an den sich diese Furcht anknüpft, eröffnet uns eine weite Perspektive über ein neues Feld von Erscheinungen, welche scheinbar der Erde entrückt, dennoch wieder an ihrem Ursprungspunkte durch das Band der Lebensfürsorge an den Anfang der menschlichen Kultur anknüpfen. Es ist das Bereich der religiösen Vorstellungen, welche

dem Menschen auf dem Wege der sittlichen Erziehung von außerordentlichem Nutzen waren, von einem Nutzen, dessen Kern und Wesenheit dennoch vielfach verkannt wurde. Sie schufen nicht die Sittlichkeitsideen; wohl aber des Menschen sittlichen Instinkt, das sittliche Gewissen, ohne welches das Sittlichkeitsgesetz nicht tiefer in die Herzen gedrungen wäre, als die lästige Verordnung einer Behörde. Indem man diese zwei Dinge vermengt, unterschätzt und überschätzt man abwechselnd die Bedeutung der Religion, auch der rohesten Formen derselben, für die Kulturgeschichte. Die Religion — in ihrer historischen Erscheinung — ist nicht das reine, ideale, aber das praktische Sittlichkeitsprincip im Menschen. Sie hat nicht den Kanon des Sittlichkeitsgesetzes geschaffen; diesen hat vielmehr die fortschreitende sociale Lebensfürsorge mit Geboten und Verboten angefüllt; aber die Religion hat ihm jene überaus bedeutsame Strafsanktion verliehen, ohne welche die Erziehung des Menschen zur Sittlichkeit auf den unteren und mittleren Stufen und, da diese nicht übersprungen werden konnten, überhaupt nicht zur Schaffung eines sittlichen Instinktes, wenn auch schon zur Uebung der Sittlichkeit im Sinne beschränkter Organisationen, gelangt wäre. Dieser Ruhm des religiösen Princips scheint sofort eine Schmälerung zu erfahren, wenn wir der geschichtlichen Wahrheit getreu der Thatsache gedenken, daß die Religion mit ihrer Strafsanktion den Schöpfungen der socialen Fürsorge unterschiedlos auf allen ihren Wegen und Irrwegen gefolgt ist. Da im Fortschreiten der socialen Lebensfürsorge immer wieder eine jüngere Form derselben einer älteren entgegentreten mußte, wie wir noch zeigen werden, und wie uns der Kampf der Instinkte schon wie im Spiegel sehen ließ, die Religion aber auf jeder Stufe dem Gesetze ihre machtvolle Sanktion lieh, so hat sie mit dieser zeitweilig auch dasjenige decken müssen, was einer jüngeren Zeit nicht mehr als das Sittliche, oft als dessen Gegensatz erschien. Die Betrachtung der historischen Religionen wird uns dafür Belege genug liefern. Während aber die Gesetze schaffende Lebensfürsorge stetig fortschreitet liegt ein beharrendes Princip im Wesen jener Strafsanktion, und die Wohlthat des sittlichen Instinktes selbst kann zum Fluche werden. Je fester die religiösen Institutionen durch äußere Organisationsformen begründet waren, desto sicherer haben sie sich einmal dem Rade des socialen Fortschrittes als Hemmschuh anhängen müssen. Dann entbrannte ein Revolutionskampf um die Sanktion neuer Formen und neue „Religionsstiftungen“ führten den relativen Fortschritt zum Siege. Aber wie auch die „Religionen“ in solcher Kampfgeschichte ihren Inhalt wechselten, Ein Princip der „Religiosität“ blieb immer dasselbe, zugleich der Prüfstein ihrer Echtheit: die unbesiegbare Scheu vor der Verletzung des Sittlichkeitsgesetzes.

Uns, die wir in der Idee von der Einheit des Universums aufgewachsen sind, hat sich der Begriff Religion mit einem Inhalte gefüllt, den er dem Urmenschen gegenüber nicht haben konnte; dieser begann ja erst

in seinem engbegrenzten Erfahrungskreise die disparaten Elemente des Erkennens zu sammeln.

Unsere Religionsspekulationen erscheinen dadurch dem Kreise der gemeinen Menschensorge weit entrückt; dennoch ist sie geschichtlich ihr Boden gewesen. Unsere Spekulation selbst leitet uns wieder dahin, indem sie das Sittengesetz und die Gesetze der Welterhaltung in den Mittelpunkt der Systeme rückt. Aber noch herrschen weithin Religionssysteme, welche in der Auffassung des Einzelnen ihr Absehen vorzugsweise auf eine über den Tod hinaus verlängerte Lebensfürsorge haben. Erfahrungserscheinungen, die wir sogleich näher kennen lernen werden, haben zu der Ueberzeugung von einem zweiten Leben geführt, und in dieses hinein hat sich frühzeitig mit der relativen Intensität der Ueberzeugung und nach dem Maßstabe des jeweiligen wirtschaftlichen Lebensstandes die Lebensfürsorge zu erweitern gesucht. Unzähligen Generationen ist die Religion nichts anderes gewesen als diese Fürsorge gepaart mit einer Hereinbeziehung des Jenseitigen in die Lebenssorge des Diesseits. In solchem Bestande treffen wir die Religion in den Spuren ihres ersten Erscheinens. Sie erscheint im Gebiete des Naturmenschen nicht als eine Religion der Spekulation, sondern als die des Kultes, und der Kult ist nichts anderes als jene Erstreckung der Lebensfürsorge in ein Gebiet, das sich in staunenswürdiger Uebereinstimmung die kindliche Vorstellung des Menschen überall erschlossen hat. Nachmals hat die ihrer Einheit sich bewußt werdende Menschheit in jenem Wunder der Uebereinstimmung ihrer Atome den Beweis für die Wirklichkeit des Vorgestellten erblickt. Wir sind auch heute nicht wesentlich viel weiter gelangt, als daß wir erkannt haben, daß dieser Schluß an sich noch keine Beweiskraft hat. Jene Uebereinstimmung erscheint uns genügend erklärt auf seiten des Menschen durch die überall und seit Urzeiten gleichen Gesetze des logischen Denkens und auf seiten der Erscheinungen durch die eben so übereinstimmende Art, wie sich die noch sehr einfachen Elemente der Wahrnehmung dem Denken darboten. Nach der positiven Richtung hin wissen wir wenig Gewisses an die Stelle der ältesten Vorstellungen zu setzen. Wir wissen nur auf Grund einer viel reicheren Erfahrung und einer hierdurch vielseitiger geübten Denkkraft, daß jene einfachen Elemente der Wahrnehmung nicht notwendig in der Weise verbunden werden mußten, in welcher sie der Urmensch verband; aber wir sehen auch, daß er sie bei seinem Erfahrungsstande nicht anders verbinden konnte. Waren also jene Erscheinungen mit Bezug auf die aus ihnen gezogenen Schlüsse täuschende, so würde sich uns auch die in aller Welt übereinstimmende Einheit der Täuschung erklären, ohne einen Schluß auf die Wirklichkeit des Vorgestellten zu gestatten. Die Geschichte zeigt nun, daß von dem Verhältnisse des Vorgestellten zur Wirklichkeit die gestaltende Kraft der Vorstellung im Kulturprozesse nicht abhängig ist. Nicht von ihrer Gewißheit, sondern von ihrer Lebhaftigkeit und dem Grade ihrer Verbreitung hängt die Macht einer Vorstellung ab.

Der Glaube an die Macht der „Wahrheit" stützt sich auf den Grundsatz, daß im Kampfe von Vorstellungen die gewisseren auch die verbreiteteren werden müßten. Aber der Gewißheit steht häufig siegreich die größere Lebhaftigkeit im Wege, und diese haben Vorstellungen für sich, welche nicht durch ein komplizierteres, sondern durch das elementarste Denken von jedem Subjekte gleichsam selbst gefunden werden können. Von dieser Art waren die grundlegenden Vorstellungen des Kultes. Indem es den Menschen kennzeichnet, daß er seine eigenen Vorstellungen gleich Naturgewalten in das Räderwerk seiner socialen Fortschritte einsetzen konnte, und indem historisch keine andere Triebkraft solcher Art der der religiösen Vorstellungen auch nur annähernd an Gewicht gleichgekommen ist, hat es seine gute Begründung, den Menschen durch das Merkmal der Religiosität von allen anderen Wesen der Erde zu sondern. Seinem wirklichen Wesen nach ist der überwältigende Einfluß der Religion nicht nur auf die Kultur-, sondern ganz besonders auch auf die sogenannte politische Geschichte kaum noch richtig gewürdigt worden. So scheint uns Fr. von Hellwald[1]) das Wesen der historischen Religion zu überschätzen oder doch nicht zutreffend zu charakterisieren, wenn er[2]) den menschlichen Drang zu „idealisieren" zu ihrer Schöpferin macht, und anderseits unterschätzt er gewiß die Naturnotwendigkeit ihres allverbreiteten Auftretens, wenn er die wesentlichste Vorstellung der primitiven Religion von im Grunde doch nur zufälligen Erscheinungen, den Seelenbegriff von der Feuererfindung ableitet[3]).

An die Lebensfürsorge knüpft die Urreligion des Kultes in doppelter Weise an. Die aus der Todeserscheinung erschlossene primitive Seelenvorstellung führt die Vorstellung eines Fortlebens der Seele außer dem Leibe herbei. An die Vorstellung dieses Fortlebens schließt sich der Wunsch einer für jenes Leben verlängerten Fürsorge in dem Grabe, in welchem die primäre Lebensfürsorge entwickelt ist. Von welch außerordentlichem, das ganze Wirtschaftsleben bestimmendem Einflusse, von welchem Aufwande auf einer unteren Stufe der religiösen Vorstellungen diese über den Tod hinaus erstreckte Lebensfürsorge sein konnte, das lehrt die ägyptische Geschichte, aber auch die unseres eigenen Mittelalters. Nur die Formen sind verschieden. Die himmelhohen Dome mit ihren Chorkapellen, Tausende von Altären mit reichen Meßstiftungen, die überreichen Klöster mit ihren Schätzen, ihren Liegenschaften und Unterthanen, unermeßliche Reichtümer der „toten Hand" neben Hütten der Armut sind nicht minder wie in Aegypten die Riesenpyramiden neben winzigen Wohnungen, die Säulentempel neben elendem Lehmgemäuer ebensoviel Zeugnisse, wie sich die Fürsorge vom

---

[1]) Fr. v. Hellwald, Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. 2. Aufl. Augsburg 1876.

[2]) A. a. O. B. I. S. 46 ff.

[3]) Ebend. S. 78.

Diesseits nach dem Jenseits ablenkte, wie das Leben kargte für den Reichtum des Todes.

Der Wunsch der Erhaltung der eigenen Seele wird für die Nachkommen Gebot und Pflicht, zur ersten den Menschen unter allen Umständen bindenden, nie mehr ihre lastende Hand von ihm hebenden, sobald er zu einem entsprechenden Grade stetiger Organisation gelangt ist. Die letztere Voraussetzung schließt das ein, was O. Caspari[1]) als die unterste Grundlage der religiösen Entwickelung hingestellt hat. Diese erste allzeit bindende Pflicht hat das im Wilden als unheimliche Furcht sich äußernde, instinktive Abhängigkeitsgefühl, das in seiner Verletzung als Gewissen erscheinende Verpflichtungsgefühl vorbereitet; wodurch es aber eigentlich geschaffen und zu größerer Empfindlichkeit geschärft wurde, das war der Anteil der Furcht. Die selbst geschaffene Vorstellung war es, welche mächtiger als jede äußere Gewalt, der sich der Vereinzelte leicht entziehen konnte, den Menschen ängstigte und in ihre den Erfolgen nach wohlthätige Zucht nahm. Mit den physikalischen Ursächlichkeiten der Erscheinungen völlig unbekannt, verwahrt der Naturmensch im Schatze seiner Erfahrungen nur eine einzige Kategorie von unsichtbar wirkenden Ursachen: es sind jene unsichtbar gewordenen Seelen, deren Ablösung von den Leibern er wahrgenommen hat, es sind Geister nach der Analogie dieser Seelen. Ihnen aber steht er in der Verpflichtung der fortgesetzten Lebensfürsorge; sie halten ihn mit steter Erinnerung darin fest, indem sie bei jeder Versäumnis ihren Unwillen äußern; sie peinigen ihn mit Schmerzen, machen ihn krank, werfen Blitze und Hagel auf ihn. Alles was nun der Mensch solchergestalt an sich herantreten sieht, erklärt er sich ausschließlich unter der Voreingenommenheit jener Vorstellungen — sein geringer Vorrat an solchen läßt ihm keine andere Wahl. Es entsteht in ihm jene an den Wilden oft beobachtete unklare, aber mit den Erscheinungen schnell intermittierende Furcht, die, weil sie ihrer Abkunft nach mit der Vorstellung versäumter Pflicht verbunden ist, als Keimzelle des „Gewissens" betrachtet werden muß. Auf diesen genetischen Zusammenhang läßt sich noch auf höchster Stufe die Probe machen, wenn man beobachtet, wie auch heute noch da und dort die Volksseele auf den Eindruck des Gewitters mit Regungen des Gewissens reagiert. Es wird an seiner Stelle unsere Sache sein, diese Vorstellungen auf dem Wege ihres außerordentlichen Fortschrittes zu begleiten. Dieser Weg ist ungewöhnlich weit; er führt von der rohen Vorstellung rächenden Mißmutes der vernachlässigten Geister bis zu der eines göttlichen Strafgerichtes, von der diesseitigen zu einer jenseitigen Welt mit entsprechender Erstreckung der Straffristen, von dem Begriffe einer menschlichen „Gerechtigkeit", welche in der Ableistung der nach jeweiligem Stande der Lebenshaltung gebotenen

---

[1]) O. Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entstehung des frühesten Geisteslebens. Leizig 1873.

Kultpflichten besteht, bis zu jenem, welcher die jeweilig entwickelten Pflichten des Sittlichkeitsgesetzes in sich schließt.

Auf diesem Wege sehen wir jene Sanktion des Sittengesetzes entstehen, welche, wiewohl der Vorstellung nach eine Schöpfung des Menschen, dennoch vermochte, ein übersinnliches Princip unter die treibenden Faktoren der Kulturgeschichte einzureihen. So uranfänglich unserer Empfindung diese Verbindung von göttlicher Sanktion und Sittengesetz scheinen möchte, so ist doch die Erstreckung derselben auf das gesamte Sittengesetz einer ziemlich späten Stufe der Entwickelung angehörig. Wir werden lebhaft daran erinnert, wenn uns in älteren Berichten Männer mit sittlichen Mängeln als Beispiele „gerechten“ Wandels „vor Gott“ und darum als mit dessen Segen überschüttet hingestellt werden. In jener Zeit hafteten Segen und Fluch vorerst nur noch auf den Kulthandlungen des Menschen; sie allein noch machten ihn vor Gott „gerecht“ oder „nicht gerecht“. Die hebräische Tradition — aber in ähnlicher Weise auch die der persischen und indischen Arier — erzählt die Einbeziehung des gesamten Sittengesetzes der Zeit als die historische Thatsache der „Gesetzgebung“; aber obgleich sie diese weit in die Urzeit zurückdatiert, legt sie doch auch an die Söhne einer späten Zeit — es sei nur an den unserem Sittlichkeitsgefühle unsympathischen König David erinnert — sichtlich noch den Maßstab einer älteren. Welche Stellung hierin die Lehre Jesu einnahm, werden wir später zu würdigen haben. Will man jene Differenz der moralischen Urteile lediglich auf Rechnung einer berichterstattenden Priesterschaft und ihrer Parteistellung schreiben, so ist zu erinnern, daß auch die kulturgeschichtlich außerordentlich einflußreiche Institution des Priestertums mit dieser ganzen Entwickelung auf das engste verknüpft und ihre Vertretung eines Parteistandpunktes keineswegs eine zufällige ist; der Priester ist viel früher und länger der Bewahrer des Alten als der Lehrer des Neuen gewesen.

Es kommt uns aber hier nur darauf an, den Leser vorzubereiten, daß er in der Lebensfürsorge und zwar in der höheren, socialen Form derselben den Ausgangspunkt auch für eine Entwickelung zu suchen hat, die schließlich den Ursprungsboden völlig unter sich verloren zu haben und in einem Gebiete des Außermenschlichen zu wurzeln scheint. Indem einem allmählich durch die beginnende Arbeitsteilung entstehenden Priestertum die Uebung der Kultpflege anvertraut wurde, hinterlegten die seiner Vermittelung sich Bedienenden bei ihm die Gegenstände des Aufwandes für diese Pflege. An der ersten Bildung und Häufung von Kapital in noch fürsorglosen Zeiten und mittelbar an allen weiteren Folgen dieser Neuerung ist das Priestertum in der genannten Weise nahe beteiligt. Das Priestertum hat vielfach erst die Konsequenzen aus den Volksvorstellungen gezogen und die Autorität des Göttlichen zunächst im wörtlichsten Sinne verkörpernd ein absolutes Regiment auf Erden als ein nur der menschlichen Gesellschaft eigenes Zuchtmittel geschaffen; aber darauf beschränkt sich nicht seine kultur-

geschichtliche Bedeutung. Ohne dasselbe wären die Schätze der „toten Hand", die erste Kapitalsansammlung der Urzeit, die erste vorsorgende Lebensausstattung — seltsamerweise gerade eine Ausstattung für ein jenseitiges Leben — in Wahrheit tot, dem Leben für immer entzogen, verbrannt, vergraben geblieben; durch die aufkommende Priesterverwaltung wurden sie wieder zum Leben erweckt, dem Leben zum Teile wenigstens zurückgegeben [1]). So wie der priesterliche Totenanwalt, sein Leben im Interesse des Toten fristend, mit diesem die Schätze und Genußmittel des Kultus teilte oder nach biblischem Worte, dem Altare dienend vom Altare lebte; so begann die überlebende Welt dem Gebrauche nach die hinterlegten Schätze mit dem Kulte zu teilen, sie gelangte fortan in den Besitz eines Kapitals, das auf einem seltsamen Umwege geschaffen, nun als Lebensausstattung jüngerer Geschlechter verwendet wurde. An diesem Prozesse bleibt das Priestertum wesentlich beteiligt, wie immer nach moralischer und wirtschaftlicher Richtung das Urteil über seine Unternehmungen lauten mag. In unserer eigenen Geschichte hat, um nur ein Beispiel anzudeuten, gerade das Priestertum den wesentlichsten Anteil genommen, eine jüngere Organisations- und Besitzform, die der Kolonisation, zu schaffen und damit die Verbreitung unseres Volkstums außerordentlich gefördert. Eine geregelte Kolonisation, wie sie zur Unterscheidung von den Zeiten der „Völkerwanderung" den vererbten Antrieb zügelnd und heilsam leitend das frühe Mittelalter betrieb, erfordert den Aufwand eines zurückgelegten flüssigen Kapitals. Im Besitze eines solchen in größerem Umfange befanden sich am Beginne des Mittelalters vor der Entwickelung des „Bürgertums" nur die großen Kultstiftungen, die Klöster und Bistümer. Sie wurden daher auch die Unternehmer und Leiter der Kolonisation, in welcher der Thätigkeitsdrang jener Zeit den adäquatesten Ausdruck fand. Jedes Cistercienserstift insbesondere wurde eine Agentur für Auswanderung, und die Heiligkeit der Institution verlieh diesen Unternehmungen auch im Barbarenlande einen Schutz, ohne welchen sie ihres Erfolges weniger sicher gewesen wären. Wer die Tragweite dieser Erscheinung allein richtig zu würdigen versteht, der wird vielleicht erkennen, daß es aussichtslos sein dürfte, in Ueberbietung der durch Buckles höchst verdienstvolles Werk [2]) inaugurierten Richtung aus dem Zusammenhange kulturgeschichtlicher Ursächlichkeit einzig und allein wirkende Naturkräfte herauszuschälen. Diese können allerdings niemals eliminiert werden, und es ist von höchstem Werte, ihre Bedeutung nachgewiesen zu haben; aber ebensowenig darf man übersehen, wie sehr häufig als die andere „Komponente des Kräfteparallelogramms" menschliche Vorstellungen

---

[1]) Vergl. J. Lippert, Allgemeine Geschichte des Priestertums. Berlin, Th. Hoffmann. 1884. 2 Bände.

[2]) H. Th. Buckle, Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von A. Ruge. 6. Aufl. Leizig und Heidelberg 1881.

eintreten, welche mit dem Objektiven in der Natur nichts verbindet als das Naturgesetz, welches den formalen Denkakt leitet, aber keineswegs vor Irrungen in Bezug auf das Objektive schützt. Die Wirkungen gerade dieser Art Komponenten sind oft außerordentlich groß und wie nichts anderes kennzeichnend für die Eigenart der menschlichen Kulturentwickelung; das Geflecht von Ursächlichkeiten, die gerade auf diese Grundursachen zurückführen, ist oft höchst verworren und schwerer bloßzulegen, als die Wirkungen der Naturgesetze; es gleicht dem Mycelium niederer Pflanzen, das an seinem Ausgangspunkte längst abgestorben und in Moder verwandelt, den niemand beachten mag, weit entfernt davon am anderen Ende wunderliche und höchst auffällige Vegetationsformen über die Erde sendet, die selbst wieder als Ursachen neuer Gebilde fortwirken. Wir belächeln die Vorstellung, daß auch die Seele zu ihrem Fortleben der Nahrung bedürfe, als einen bedeutungslosen Aberglauben der Wilden, und doch stehen die großartigsten Schöpfungen des Kulturlebens in unsere Zeit hineinreichend im genetischen Zusammenhange mit den jüngeren Sproßformen jener nun gänzlich vermoderten Vorstellung.

Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß die redenden und bildenden Künste des Menschen Erfindungen des Priestertums seien; wohl aber ist uns klar geworden, daß ihre Entwickelung in innigster Verbindung steht mit jener höheren Stufe der Kultur, welche uns das Priestertum kennzeichnet. Der Mensch hat von jeher verschiedene Anlässe gehabt zu erzählen und mit gebundener Rede auch den Inhalt zu binden; aber unter diesen Anlässen werden wir den höheren Kult als einen sehr wirksamen erkennen, und die griechische Tragödie, dieses eherne Standbild, das sich eine ältere Kultur gesetzt, entstand auf dem Boden des Kultes.

Die Liebe zum Schmuck ist als Antrieb zur bildenden Kunst wohl älter als der Kult unter priesterlicher Verwaltung; aber neue Aufgaben und höhere Ziele stellte dieser der Kunst; er allein wußte ihm Mittel zuzuleiten, deren Reichtum zu der Kapitalsarmut menschlicher Haushaltungen in einem grellen Gegensatze stand. Darum treffen wir noch in historischer Zeit die Anfänge großartiger entwickelter Kunstthätigkeit auf dem Kultgebiete. Auf diesem entstand zuerst der Kunstvorwurf des Bildes, zunächst in einem von dem unseren sehr entfernten Sinne, als der fetischhaften Behausung eines Geistes, eines Gottes. Mit den sich hebenden Begriffen vom Göttlichen wurde das Ideale das Element der bildenden Kunst — und diese wiederum befähigt den Menschengeist sich vom Staube emporzuheben.

Ebenso schließt sich die erste wissenschaftliche Thätigkeit, das vernunftmäßige Denken über die Erscheinungen der Welt aufs engste an jene Vorstellungen an, welche der Kult als eine Erscheinungsform der Lebensfürsorge dem Menschengeiste nahe gelegt hatte. Einzelne Kulturkreise, welche Völker umfassen, deren hohe geistige Begabung und Regsamkeit wir be-

wundern, wußten überhaupt keinen andern Boden ihres Denkens, keinen andern Inhalt für ihre Spekulationen zu gewinnen. Das Eigenartige, uns fremd und unfaßbar Anmutende indischen Philosophierens hat hierin seinen Grund. Der Indier hat die dem Kultgebiete entstammenden Vorstellungen nie beiseite gestellt, um die Realität der Dinge zu erforschen; ihm haben jene volle Realität und er erklärt durch sie das Wesen der Dinge. Selbst eine religiöse Revolution wie die des Buddhismus hat daran nichts geändert. Wiewohl er der atomistischen Auffassung, die dem alten Kultstandpunkte eigen war, die Erkenntnis der „Kette der Ursächlichkeiten" entgegensetzt, so erkennt er als solche Ursächlichkeiten doch immer nur Vorstellungen vom Kultgebiete; die Natur mit ihren Kräften ist für ihn nicht vorhanden, bietet ihm keine Erklärung der Erscheinungen. Sein ganzes „Wissen" ist die Ansammlung volkstümlicher Vorstellungen jener Art, die uns nur in der Großartigkeit der Zusammenfassung imponieren können. Wir teilen darum nicht den modischen Glauben an den hohen Wert und die große Zukunft des Buddhismus.

Einen anderen Weg schlug das griechische Philosophieren ein, ohne indes seine genetische Beziehung zu den volkstümlichen Vorstellungen des Kultgebietes verleugnen zu können[1]). Stand dem Naturmenschen in seiner Gedankenisolierung je eine Seele als Ursache hinter jeder Erscheinung, so erscheint in natürlichem Fortschreiten der Gedankenfolge dem zusammenfassenden Philosophen, dem sich die Vorstellung eines Alls geoffenbart hat, eine Allseele als Ursache aller Ursachen hinter diesem All. Von diesem im Grunde sichtlich jenem Kultgebiete entsprossenen Gedanken hat sich die philosophierende Menschheit nicht wieder loswinden können. Er beschäftigt zunächst die ältesten griechischen Philosophen, von denen wir kaum mehr als die Namen und diese Thatsache wissen. Ihre ersten Fortschrittsversuche bestehen in einem Anproben der volkstümlichen, also ihnen selbst gegebenen Seelenvorstellungen an jene Urgrundseele ihrer eigenen Gedankenschöpfung. Wir wissen aus den Berichten über Wilde, daß sie die ersten Spekulationsgedanken an ihr Ich, an die Seele anknüpfen und von den wahrnehmbaren Veränderungen zwischen Leben und Tod ausgehend, die Fragen aufwerfen und verschieden beantworten, ob das Luftige, das Feuchte, ob das Warme es sei, mit dem uns mit dem Hauche zugleich und im Hauche die Seele entschwindet, ob eines dieser Dinge und welches der Stoff der Seele sei, Probleme, mit welchen sich auch Sokrates in seiner Jugend beschäftigt zu haben angibt, ehe er sein Denken dem sittlich socialen Gebiete zuwandte. Es waren eben die Gegenstände der vorsokratischen Philosophie. Ist auch der Urgrund aller Dinge eine Seele, so lehnt sich die Frage, in deren Beantwortung die vorhistorischen Philosophen Griechenlands sich trennten,

[1]) Vergl. J. Lippert, Religionen der europäischen Kulturvölker. Berlin, Th. Hoffmann. 1882.

die Frage, ob die Dinge aus Luft, aus Wasser oder Feuer entstanden seien, trotz der gehobenen Betrachtungsweise doch wieder an das Spiel der volkstümlichen Urvorstellungen an. So spinnt sich ein Faden aus dem andern, indes das eine Ende immer in jenem Urantriebe der Lebensfürsorge ruht, den der Mensch zwar mit den niedersten Lebewesen teilt, der ihn aber in der Häufung und Differenzierung der Befriedigungsmittel weitab von allen geführt hat. In der Freude an der Uebung seiner Denkkraft, in der Lust zu forschen und zu erkennen, in dem Gefallen am Idealen, der Liebe zur Kunst, dem Wohlwollen für alle Geschöpfe hat der Kulturmensch Güter gewonnen, die scheinbar nicht von „dieser Welt" sind, nicht unter jenem Gesetze stehen; aber doch ließe sich überall die genetische Verbindung zeigen, und sobald sie gewonnen sind, gehören sie als ein kostbarer Inhalt dem uns geschenkten Leben an, für dessen Erhaltung wir uns nach jenem natürlichen Antriebe mühen und sorgen.

Die Urzeit.

Wir mußten diesen großen Umweg machen, weil wir nur auf einem solchen, in einer mehr negativ beschränkenden Weise zu einer richtigen und klareren Anschauung von dem Wesen einer Urzeit gelangen können, die uns ein positives Zeugnis nicht mehr zu erschließen vermag. Wir mußten die große Bedeutung des Principes der Lebensfürsorge zeigen und durch alle künftigen Stufen hindurch weit vorausgreifend verfolgen, um recht zu begreifen, von welchen Folgen eine an den Mangel dieses Princips grenzende Beschränktheit desselben sein müßte. Das aber ist das Kennzeichen der Urzeit: die Lebensfürsorge auf der niedrigsten Stufe, beschränkt räumlich auf das Individuum, zeitlich auf den Augenblick der Bedürfnisempfindung, in ihrer Ausübung einer einfachen Reflexerscheinung gleichend, ohne maßgebenderes Hinzutreten aufgesammelter und durch das Denkvermögen an den Fall angepaßter Erfahrung, mit geringer Zuhilfenahme also des Gedächtnisses und des Schlußvermögens. Hierin begegnen sich alle Schilderungen des Charakters der Wilden.

Dieser relativen Fürsorglosigkeit entspricht die große Abhängigkeit des Menschen von den wechselnden Einflüssen der Natur, der Mangel geeigneter Mittel der Fürsorge: die primitive Einfachheit des Werkzeugs und der Schutzvorkehrungen, die Unmöglichkeit, unter den Nahrungsmitteln eine Auswahl mit Bezug auf ihren Wert zu treffen, eine Hingabe und Gebundenheit aller menschlichen Leistungskraft an den Erwerb einer durch den Einschluß des Wertlosen großen Menge von Nahrungsmitteln, häufig wiederkehrende Qualen des Mangels neben sorglosem Verschwenden in Zeiten des Ueberflusses. Eine gesellschaftliche Fürsorge besteht noch nicht, oder vielmehr der Keim einer solchen bildet sich erst in dem engen, von der Natur gleichsam handgreiflich und ohne Reflexion gegebenen Verhältnisse von Mutter und Kind. Nur in eben solcher Beschränkung gibt es einen sehr embryonalen Begriff von Recht und Sittlichkeit; doch scheint die Furcht vor Toten und Geistern verhältnismäßig früh erwacht, wohl die Erstlingsfrucht des beginnenden abstrahierenden Denkens.

So erkennen wir nun unseren Urmenschen in jenem Bilde wieder,

das H. Spencer[1]) vom Naturmenschen in Anbetracht seines mangelnden Thätigkeitstriebes auf Grund von Berichten entwirft. Er stellt bei ihm ein Princip des „Impulsiven“ in den Vordergrund; seine Handlungen sind lediglich Reaktionen auf Eindrücke des Augenblicks, nicht die Frucht von Entschließungen auf Grund von vorbedachten Ueberlegungen. Er sagt, zur Kennzeichnung der Australier, die nach dieser Richtung hin noch Naturmenschen sind, werde angegeben, daß sie „zu jeglicher andauerden Arbeit, deren Lohn in der Zukunft liegt, gänzlich unfähig seien“. Es darf uns nicht wundern, daß diese in der That bezeichnende Unfähigkeit von außen und ihrem Effekte nach betrachtet den meisten Beobachtern als „Trägheit“ erschien, so daß sie gerade durch dieses Merkmal den Naturmenschen kennzeichnen zu können glaubten, obwohl dieses Merkmal doch nur mit der voranstehenden Einschränkung gelten kann, denn vom Hunger gespornt weiß der Naturmensch einen hohen Grad von Thatkraft zu entwickeln. Man hat an den kleinen Buschmännern Südafrikas beobachtet, daß sie jeder Anstrengung scheu aus dem Wege gingen, aber von dem ihnen selten gebotenen Genußmittel des Fleisches Lasten von erstaunlicher Größe davonschleppten.

Mit solcher Einschränkung also gilt der von Spencer angezogene Bericht Kolbens, dem nach die Hottentotten „das trägste Volk unter der Sonne“ wären. „Von den Buschmännern erfahren wir,“ heißt es weiter, „daß sie ‚entweder schwelgen oder am Hungertuche nagen‘. Was die Ureingeborenen von Indien betrifft, so wird von den Todas erzählt, daß sie ‚indolent und träge‘ sind, von den Bhils, daß sie ‚Verachtung und Abscheu gegen die Arbeit hegen‘ und lieber halb verhungern als arbeiten, während von den Santals berichtet wird, sie hätten nicht ‚die unbesiegbare Faulheit der ganz alten Bergvölker‘. Ebenso mögen aus Nordasien die Kirgisen als Beispiele von Faulheit hervorgehoben werden, und in Amerika machen wir die Beobachtung, daß keines der ureingebornen Völker ohne äußeren Zwang eine Fähigkeit für industrielle Arbeit zeigte.“ — Spencer erkennt einen Grund dieser Thatsachen in „einem ungenügenden Bewußtsein von der Zukunft, gewissermaßen in einer schwachen Fassungskraft entfernter Resultate“.

Fritsch[2]), dem wir ein durch seine Zuverlässigkeit unvergleichlich wertvolles Beobachtungsmaterial verdanken, kennzeichnet die Hottentotten als leichtsinnig ohne Vorbedacht, und diese Sorglosigkeit ist zweifellos die Mutter der bei diesem Stamme oft hervortretenden Heiterkeit. Im Vergleiche zu ihnen erscheinen demselben Augenzeugen die A-bantu weniger munter; sie sind es in demselben Verhältnisse, in welchem sie ein zu größerer Fürsorge fortgeschrittenes Leben führen.

---

[1]) A. a. O. S. 75.

[2]) G. Th. Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas anatomisch und ethnographisch beschrieben. Breslau 1872.

Dieser Zusammenhang hat sich auch sonst beobachten lassen. Fritsch sagt [1]: „Bemerkenswert ist die öfters beobachtete Thatsache, daß die in Rede stehenden Eingebornen, wenn sie sich längere Zeit im Dienste von Europäern befinden, ihr heiteres Wesen verlieren und einen mürrischen, düsteren Charakter annehmen. Es ist dies wohl nur dadurch zu erklären, daß solche Diener von ihren Herrn allmählich die Gewohnheit annehmen, sich über zukünftige Dinge Sorgen zu machen, und daß ihr Gemüt die Beschäftigung mit derartigen Sorgen nicht verträgt." Hier stehen einander in der That die wesentlichen Merkmale der Kultur und Unkultur gegenüber, und es zeigt sich zugleich, wie der Mangel an Uebung einen Mangel der Befähigung zur Folge hat.

Von vielen Seiten ist der Buschmann als derjenige bezeichnet worden, welcher dem Urmenschen relativ am nächsten stehen dürfte. Sehr bezeichnend nennt ihn Fritsch [2]) „das unglückselige Kind des Augenblicks". Er handelt nach derselben Quelle ohne jeden Vorbedacht und schätzt keinen Besitz, indem er die Sorge um solchen scheut. Dennoch hat er eine große Vorliebe für Fleischgenuß und während die Nachbarstämme Viehhirten sind, nennt man ihn einen Viehdieb — von seinem Standpunkte aus mit Unrecht; richtig ist nur, daß er die Begriffe eines Besitzverhältnisses zu weidenden Tieren nicht geschaffen, einen Verband unter Anerkennung von Eigentumsrechten nicht begründet. Wir wollen hier gleich noch anmerken, daß derselbe klassische Zeuge seine Charakteristik des kleinen, schwächlichen und gleichsam frühzeitig verwitternden Buschmanns mit den Merkmalen der Gewaltthätigkeit und hochgradigen Gefühlshärte ergänzt.

Kein Zufall hat jene Merkmale gerade mit dem Einen Stämmchen verknüpft; wir finden sie überall wieder, wo sich uns eine ähnliche Kulturstufe zeigt und in demselben Grade, in welchem sich eine solche der Kulturlosigkeit nähert; sie müssen also als notwendige und wesentliche Merkmale mit der letzteren verbunden sein. Es wäre schwer, alle Zeugnisse zu sammeln, die sich hierfür in Bezug auf die Indianer darbieten; ihre Abneigung gegen vorsorgende Thätigkeit und Arbeit ist allzu bekannt, und die Sitte der Fürsorglosigkeit ist bei ihnen, indem teilweise religiöse Vorstellungen sanktionierend oder in ihrer Art rationalistisch begründend hinzutreten, in einigen Punkten zum Gesetze geworden. Nahrungsmittel für den Bedarf des folgenden Tages aufzubewahren, gilt den wilderen Stämmen als unschicklich. Viele Negerstämme teilen die Sitte mit der rationalistischen Deutung, daß übriggelassene Brocken der Mahlzeit nur imstande wären, lüsterne Geister herbeizulocken, deren Nähe sich dann durch böse Einflüsse unangenehm bemerkbar machen würde; und ein Volksaberglaube in unserer Mitte scheint andeuten zu können, daß die Sitte auch bei uns einmal ver-

[1]) A. a. O. S. 56.
[2]) A. a. O. S. 418.

breitet war. Der Wilde sieht die nächsten Aeußerungen übelwollender Geister in den unangenehmen Erscheinungen des Wetters; unser Volksaberglaube verheißt nun das Gegenteil, „schönes Wetter“, wenn von der Mahlzeit nichts übrig bleibt.

Wie fürsorgelos der Indianer erst bei der Jagd vorging, die doch für viele Stämme die einzige, für die übrigen die wesentlichste Stütze seiner Existenz bildete, konnte uns Tanner aus eigener Anschauung schildern. Auch nicht einmal das trächtige Tier wird geschont, auch wenn der Indianer schon mit dem Ueberflusse von Fleisch wüstete. Kein Vogelnest bleibt unzerstört; der Indianer ißt die Eier nicht, aber er zerschlägt sie. Jagte man die Hirsche wegen der Häute durch die Methode der Feuerumzüngelung, bei welcher kein Stück eines Rudels entgehen konnte, so ließ man die größten Mengen Fleisches ungenützt im Busche liegen [1]), und zu anderen Zeiten trat Not ein. Bei den wenigen Stämmen der Nordostindianer, die zu einer nicht mehr ganz primitiven Kultur fortgeschritten waren und bei denen unter der Obsorge der Frauen der Maisbau betrieben wurde, siegte in vielen Individuen immer wieder der alte Hang zur Sorglosigkeit, und der Landbau, welcher den Fortschritt zu einer höheren Kulturstufe bezeichnete, war beständig in Gefahr, durch die älteren Instinkte wieder ausgerottet zu werden. „Viele unter ihnen,“ sagt unser trefflich orientierter Missionär [2]), „sind so träge, daß sie selbst nichts pflanzen, sondern sich gänzlich darauf verlassen, daß sich andere nicht weigern dürfen, ihren Vorrat mit ihnen zu teilen. Da auf diese Art die Fleißigeren von ihrer Arbeit nicht mehr genießen als die Müßiggänger, so pflanzen sie von Zeit zu Zeit immer weniger. Fällt nun ein harter Winter ein, da sie wegen des tiefen Schnees nicht auf die Jagd gehen können, so entsteht leicht eine allgemeine Hungersnot, wobei öfters viele Menschen umkommen. Die Not lehrt sie dann Graswurzeln und die innere Rinde der Bäume, besonders der jungen Eichen, zu ihrer Nahrung zuzurichten.“ So führte also in naturgemäßer Verbindung der Rückfall zu früherer Sorglosigkeit den zur früheren Lebenshaltung herbei.

Noch weniger sorgt natürlich auf solcher Stufe die ältere Generation für die Lebensausstattung der jüngeren. Der Indianer steht vom Urmenschen schon weit ab. Sobald der Mensch ein Werkzeug hat, hat er den Begriff des Besitzes, aber nur in der Beschränkung auf jenes. Einen solchen hat schon der Indianer auf der niedersten Stufe; allein in diesem Urbesitze fehlt jeder kommunistische Zug; die Entwickelung beginnt mit dem Gegenteil. Die kleinen Habseligkeiten, welche als Mittel zur Erwerbung des Lebensunterhaltes dienen, muß jede Generation aufs neue schaffen, ein

---

[1]) G. H. Loskiel, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika. Barby 1789.

[2]) A. a. O. S. 87.

Umstand, der nicht gestattet, daß die Ergebnisse des Fortschritts sich häufen. Der Besitz geht mit dem Besitzenden ins Grab, das ist die Regel der Urzeit; die Verlassenschaft muß um der Ruhe vor dem Toten willen wenigstens aus dem Hause, das ist die Stufe der ablösenden Form beim Indianer, so vor hundert Jahren, so heute noch in den Reservationen der Vereinigten Staaten. „Die Kinder erben so wenig als die Witwe und die Verwandten" [1]) Für seine Kinder etwas zu hinterlassen, sorgt daher der Indianer nicht, denn er weiß, daß es ihnen nicht zufällt. Arm und hilflos bleibt die Witwe zurück, von Anfang an müssen die Kinder die Sorge um das Leben beginnen.

All diese Beschränkungen der Fürsorge treffen wir in noch höherem Grade bei den kulturlosen Stämmen Südamerikas. Ihrer „Natur widerstrebt es" nach Appuns Zeugnis [2]) „für längere Zeit als höchstens Einen Tag im Besitze eines Vorrates von Lebensmitteln zu sein."

Als „äußerst sorglos und unbekümmert um die Zukunft" werden uns [3]) diejenigen Bewohner Madagaskars geschildert, die man relativ als Urbewohner betrachten kann. Hier erkennen wir zugleich auch jenes nicht eben milde Gesetz der Natur, welches zum Fortschritte drängt. Dieses harte Gesetz des Kampfes ist so bekannt wie evident. „Unmenschlich" ist es, wie jedes Naturgesetz, aber unabwendbar. Anheimelnd wäre der friedliche Fortschritt von Geschlecht zu Geschlecht auf derselben Scholle; aber ein solcher findet im großen Ganzen und durchschnittlich nicht statt. Allerdings werden alle Elemente des Fortschrittes in begrenzten Gebieten geschaffen, aber einer Häufung solcher stellt sich ein Gesetz entgegen, welches dem der Trägheit auf dem physikalischen Gebiete nicht unähnlich ist. Sobald in einem bestimmten klimatischen Gebiete eine Menschengruppe diejenigen Fortschritte der Lebensfürsorge gemacht hat, welche eben hinreichen, um mit den von der Natur gebotenen Mitteln das Leben zu erhalten, so verbietet sich jeder weitere Fortschritt, wenn die Last der über das angeborene Maß hinaus erweiterten Fürsorge mehr empfunden wird als der Segen des erreichten Vorteils. Dies wird aber beim Naturmenschen, so lange er unter denselben Natureinflüssen verharrt, fast immer der Fall sein. Wir haben schon gehört, wie außerordentlich schwer ein erweiterter Sorgenkreis auf ihm lastet, und die Missionsberichte wissen von vielen Fällen, in welchen Naturmenschen, welche durch die sorgfältigste Erziehung in den Genuß der Früchte der Civilisation eingeführt worden waren, einen außerordentlichen Gewinn darin sahen, diese bei der nächstbesten Gelegenheit von sich zu werfen und die nackte Freiheit ihrer Volksgenossen wieder dafür einzutauschen. Diese übermächtige „Liebe zur Freiheit", die uns vielfältig verbürgt erscheint, ist

---

[1]) A. a. O. S. 82.

[2]) Appun, Unter den Tropen. II. S. 321.

[3]) Waitz, a. a. O. II. S. 431.

nichts anderes als der Wunsch, zu jenem Gleichgewichte von Sorge und Genuß zurückzukehren, das nach Maßgabe der vererbten und schon angebornen Instinkte allein Behagen gewähren kann. So lange die Beschränkung oder Anspannung, welche mit jedem neuen Fortschritte der Fürsorge verbunden ist, nicht durch längere Uebung einen dem entsprechenden und günstigen Instinkt geschaffen hat, wird jeder Fortschritt jenes Gleichgewicht zu Ungunsten dieses Behagens stören, und er wird darum der Regel nach nur gemacht werden, wenn der Eintritt in neue Lebensbedingungen ihn unerbittlich erzwingt. Um zugleich eine Seite des urmenschlichen Lebens zu kennzeichnen, wählen wir ein Beispiel, das mit dieser Rücksicht entschuldigt sein möge. Ein Grad von Reinlichkeit ist jedem Kulturmenschen ein „angebornes" Bedürfnis — dem Naturmenschen fehlt es durchwegs. Die auch unter solchen weit verbreitete Liebe zu Bädern hat mit dem Reinlichkeitsmotive nichts gemein. Fritsch fand seine Beobachtungsobjekte in Südafrika vielfach so schmutzig, daß die Bestimmung des Farbentones der Haut wesentlich erschwert wurde. Der Mangel an Reinlichkeitssinn muß aber noch weiter gegangen sein, nach Nachrichten des Missionärs Krapf[1]) beispielsweise so weit, daß wir darin wieder einen Beleg finden können, daß die Instinkte des Menschen nicht notwendigerweise bei den höchst entwickelten der einzelnen Tiergattungen anknüpfen müssen. Ein so wunderbar entwickelter Instinkt, wie ihn mit Bezug auf die Reinlichkeitspflege der Jungen und des Nestes die Vögel aus der Familie der Fliegenfänger zeigen, muß dem Urmenschen ganz fremd gewesen, ja die Vorkehrungen eines solchen würden ihm, soweit wir das schätzen können, sehr lästig gewesen sein. Krapf, der bei einem Besuche, den ihm der Prinz von Kitui — am Keniaberge — zugleich mit seinem Vater, dem „Sultan" daselbst, abstattete, über des ersteren sehr unreinliches Benehmen erstaunt war, erfuhr nachmals, daß das „Landessitte" sei; „bei gewissen Verrichtungen gibt man sich gar nicht die Mühe, aus der Hütte zu gehen".

Die Reinlichkeitspflege, wie wir sie in diesem Punkte, aber erst seit relativ sehr kurzer Zeit, zu üben pflegen, beruht auf vernunftmäßiger Schätzung der Folgen des Gegenteils. Von einer solchen kann beim Naturmenschen nicht die Rede sein; aber die nächsten Folgen solcher Unreinlichkeit müssen auch ihm wahrnehmbar werden, und er muß den Wunsch haben, sie zu vermeiden. Er wird es aber infolge jenes Verharrungs- oder Trägheitsgesetzes nicht thun, wenn für ihn die Empfindung der Unbequemlichkeit, welche mit der Fürsorgethätigkeit verbunden ist, lebhafter und mächtiger ist, als jene von dem zu erwartenden Vorteil. Das wird aber infolge einer oben hervorgehobenen Thatsache der Fall sein: die erstere Empfindung ist eine unmittelbare und wirkliche, die letztere wird durch die Vorstellung eines Entfernteren hervorgebracht und wird deshalb einen geringeren Grad von

[1]) C. Andree, Krapfs Missionsreisen. S. 462.

Lebhaftigkeit besitzen. Die Empfindung des vorhandenen Unangenehmen aber wird durch die Gewöhnung geschwächt. Es muß daher Menschen, die einmal innerhalb hergebrachter Fürsorgegrenzen ihr Lebensauskommen gefunden haben, ungemein schwer werden, ohne Veränderung der Lebensbedingungen einen Fortschritt solcher Art zu machen. Wo aber diese eintritt und ihre etwaige Ungunst durch einen Fortschritt unter Ueberwindung jenes Trägheitsmomentes wett gemacht wird, da erzwingt ebenso leicht ein Fortschritt den anderen.

Wir erinnern uns, daß die Bibel dem in der That kulturell sehr wichtigen Gegenstande eine ausführliche Verordnung widmet und dafür ein geordnetes Lagerleben einer Volksmenge zur Voraussetzung nimmt. Es muß in der That ein socialer, ein Fortschritt in der Vergesellschaftung sein, welcher jenen anderen zur Reinlichkeit erzwingen wird. Er wird aber auch noch von anderen abhängig sein. In vielen Gegenden Afrikas werden die Hütten in kurzen Zeiträumen verbrannt und von Grund aus erneuert; in dieser Weise begegnet man einer allzu großen Häufung von Unerträglichkeiten. Wertlosigkeit des Baumaterials und Einfachheit der Konstruktion gestatten diese Art Fürsorge. Verbindet sich aber mit der Stetigkeit des Wohnplatzes eine nur einigermaßen wertvollere Ausstattung, so erzwingt dieser Fortschritt eine vorbeugende Art der Reinlichkeit.

Ehe der erste bewegende Schritt geschieht, bleibt der Mensch immer vor die Wahl gestellt, ob er durch Ueberwindung jenes Trägheitsmomentes für solches Unbehagen ein höheres Behagen eintauschen oder durch Verzichtleistung auf das letztere das erstere sich sparen wolle. Bis heute wird der Mensch immer wieder vor diese Wahl gestellt, und je nach den Einflüssen der natürlichen Umgebung, nach Vorbild und Gewohnheit pflegen ganze Gruppen nach der verschiedenen Art zu wählen sich zu kennzeichnen. Diese Art zu wählen wird ein Merkmal der „Volksseele" und bildet, Geschlecht um Geschlecht beeinflussend, einen Volkscharakter.

Hier zeigt sich durch Wiederholung der Wahl ein dem Charakter eingegrabener Zug von Resignation, von Hochschätzung der kleinen Freuden eines armen Daseins, von Heimseligkeit und der Mut des Duldens und Entsagens um jener willen, dort ein Zug des Ungenügens und Vorstrebens, der Mut der Thatkraft.

Diese Thatsache ist der unterste Grund, auf welchem die allgemein acceptierte Unterscheidung von „aktiven und passiven Rassen" beruht. Diese Unterscheidung entspricht den Thatsachen; prädistinierte Rassenmerkmale vermag aber auch sie nicht zu bieten. In jeder Rasse, in jedem Volke, in jeder Menschengruppe werden sich Typen aus beiden Gattungen finden. Allein, wo einmal das aktive Element platzgreift, da wird es auch leicht nach dem Gesetze der Zuchtwahl der ganzen Gruppe seine Eigenart als vorherrschendes Merkmal aufdrücken; zumal die Ueberwindung des Trägheitsmomentes denjenigen von Geschlecht zu Geschlecht leichter werden

muß, welche von dem ersten Wagnisse an ihre Instinkte durch ihre Selbstentscheidungen beeinflußt und in jener Richtung umgestaltet haben.

Wenn wir uns unter uns selbst umsehen, so erscheinen uns im Binnenlande und im Gebirge mehr Individuen von lähmender Heimseligkeit angekränkelt, wenn man das so nennen will, als an der See und im angrenzenden Flachlande; Erzgebirge und Thüringerwald erzeugen mehr passive, das Niederland mehr aktive Tugenden; Ertragen und Wagen kennzeichnet jene und diese. Im allgemeinen aber ist der „gereiste" Mensch mehr geneigt, oder es fällt ihm leichter, auf liebe Gewohnheiten um einer Vorteil versprechenden Unternehmung willen zu verzichten, als demjenigen, der immer an der Scholle hing; der Bauer ist konservativ, der Kaufmann fortschrittlich. Wenn man auch von „gereisten" Nationen sprechen dürfte, so werden es diese sein, welche die „aktiven Rassen" bilden. Den notwendigen ersten Anstoß zur Ueberwindung des Reibungs-Koefficienten der Trägheit konnte kaum etwas in einfacherer und zwingenderer Weise bieten, als der Eintritt des an sich beweglichen Urmenschen in ein Gebiet mit neuen Lebensbedingungen, im großen also die Wanderung aus einem klimatischen Bereiche ins andere, die Ausbreitung von Zone zu Zone, vor allem wieder der Eintritt in Gebiete mit immer ausgeprägterem Wechsel der Jahreszeiten.

Rücken dann Stämme von verschiedenen Stufen aneinander, treten sie in einen Wettbewerb bezüglich der Nahrungsmittel anstoßender Gebiete, so wird, von welcher Art auch der „Kampf" sein möge, der Stamm mit vorgeschrittener Lebensfürsorge in den meisten Fällen, wenn jene von socialer Art ist, fast notwendig und immer Sieger bleiben; nur auf solche Weise wird sich der Regel nach ein neuer Fortschritt zu älteren gesellen. Das Los des unterliegenden Teiles ist auf verschiedenen Kulturstufen ein sehr verschiedenes. Er kann verdrängt, vernichtet oder aufgesogen werden, und auch für die letztere Art werden wir wieder verschiedene Formen kennen lernen, welche abhängig sind von den jeweiligen Formen der Organisation. Jene von Loskiel bezeugte Sitte der Indianer, ungescheut zu fordern und rückhaltlos zu gewähren, ruht weder auf einer unbeschränkten Milde der Gesinnung, noch auf einer kommunistischen Grundanschauung, sondern lediglich auf einem geringen Grade von Zukunftssorge Von da aus kann der Mensch entweder vorwärts schreiten, oder selbst auch wieder rückfällig werden, durch das Beispiel und die Erfolglosigkeit des eigenen Strebens verleitet, auch den schon gewonnenen Grad von Fürsorge wieder aufgeben. Solches zeigte uns das angeführte Beispiel. Abgesehen nun von den Lücken, die dann leicht eintretende Hungersnot immer wieder in den Bestand der Bevölkerung reißen wird, muß ein Stamm, der weniger Vorräte sammelt, ein größeres Gebiet haben, um von der Hand in den Mund zu leben, oder, was dasselbe ist, er wird auf demselben Gebiete nur eine geringere Stärke erreichen können; der Fürsorglichere aber wird der Stärkere sein.

Mit diesem Stärkeren aber wird immer wieder die größere Fürsorge siegen, und auf diesem recht komplizierten Wege werden die verschiedenen Stufen des Fortschrittes entstehen. Je nach den Arten des Kampfes aber wird die Ueberlegenheit auch in einer einseitigen Entwickelung liegen können, so daß der Sieger nicht immer in unserem ethischen Sinne der „Bessere", der Fortschritt nicht mit jeder Stufe zu einem absolut „Besseren" zu führen braucht.

Zu dieser Vorschau über die Grenzen der Urzeit hinaus hat uns die Charakteristik der „äußerst sorglosen und um die Zukunft unbekümmerten" Sakalaven geführt, denn Waitz fügt derselben unmittelbar hinzu, daß dieser Stamm, einst der herrschende und nicht ohne Tapferkeit, jetzt zersplittert und machtlos sei; er ist dem der Hovas unterlegen.

Wir lernten schon ein bestimmtes, aber umgekehrtes Verhältnis zwischen mit lauten Aeußerungen verbundener Lebensfreude und Lebensfürsorge kennen. Dieses Verhältnis sollte uns ebenfalls einen Schluß auf die Gemütsverfassung des Menschen der Urzeit gewähren. Finsterer Ernst und Trübsinn sind die Gegensätze, welche eine Häufung der Fürsorge zur Folge hat. Aber die verschiedenen Stufen einer schon gewohnheitsmäßig geübten Fürsorge wirken natur- und erfahrungsgemäß wieder verschieden, und andere Umstände wirken mit. So entspricht der feierliche Ernst, den der Orientale liebt, recht wohl seiner Stufe der Lebensfürsorge, aber auch das specifische Nomadentum, auf welchem sich historisch seine Kultur aufgebaut hat, insbesondere das mit Beduinentum verbundene, hat einen Einschlag zu seiner Gemütsverfassung hinzugegeben. Es ist das besondere Geschäft dieser Menschen, Herrschaft zu üben, Herrschaft über Tiere und Menschen, und dazu gehört die Miene des Imponierens, die diesem Kulturkreise eigen ist. Auch der Ernst des Nordindianers, der im übrigen einen Gegensatz zu jener Kultur des Herrschens bildet, hat eine Beimischung, die auf einen Ursprung aus Verhältnissen der Organisation hinweist. Einen solchen finsteren Stolz der Erscheinung werden wir also beim Urmenschen, weil die gesellschaftliche Grundlage noch fehlt, nicht suchen dürfen.

Ist einmal eine umfassendere und ausgreifendere Lebensfürsorge zur ererbten Gewohnheit geworden und hat sie durch den fortschreitenden Geist die ihr nötigen Mittel in reichlichem Maße zu finden gelernt, so verschwindet der lastende Druck, den sie auf den Neuling machte, und der Mensch gewinnt die verlorene Heiterkeit wieder; aber sie ist je nach der Entwickelungsstufe von anderer Art. Die Richtung der Entwickelung wird durch die Endpunkte genügend markiert: mit jedem Antriebe wechselnde Stimmung auf der einen Seite mit dem Hange lauter und lebhafter Aeußerung der Heiterkeit; möglichst gleichmäßige stille Heiterkeit ohne lebhafte Bezeichnung einzelner Momente auf der anderen. Letztere ist es, welche die Kultur auf ihrer Höhe mit allen ihren Sorgen zu erkaufen strebt; aber nur dem Kundigen, d. h. dem in die höhere Kultur schon Eingelebten ist sie ein preis-

würdiges Gut. Auch unter uns leben nach dem individuellen Bildungsgrade gesondert noch die Vertreter verschiedener Stufen: der Hang zu gesellschaftlichen Genüssen mit lauten Freudeergüssen steht im umgekehrten Verhältnisse zur Würdigung jener gleichmäßigen Geistesheiterkeit, welche eine Folge fürsorglicherer Verteilung der Genüsse ist und diese nach dem Grade ihrer Lebhaftigkeit in dem Maße herabdrückt, in welchem sie dieselben vervielfältigt. Noch heute steht Herkules am Scheidewege. Eine große Mehrzahl zieht immer noch die größere Lebhaftigkeit intermittierender Freuden vor und verwendet für sie hohe Beträge der Mühen; auf dem anderen Wege aber liegt der Fortschritt der Wirtschaftlichkeit und der Kultur.

Wir wollen hier gleich anmerken, was uns später zur Orientierung dienen kann: daß es nämlich sehr bedenklich sein kann, den Kulturstand einer Zeit durch ihre Feste zeichnen zu wollen. Der größte Festaufwand ist an sich noch kein Zeugnis für den Stand der Lebenshaltung. Um ihn hierfür als Maßstab brauchen zu können, müßte in jedem Falle erst festgestellt werden, wieviel auf Rechnung jenes barbarischen Zuges zu setzen sei, welcher es liebt, Darben durch Schwelgen quitt zu machen.

Von da herab führt derselbe Faden durch Stämme verschiedenster Kulturstufen bis in die Nähe des Urmenschen. Sobald die Sorge des Augenblicks den tiefer stehenden Menschen verläßt, ist er, mit Zukunftssorgen unbekannt, geneigt und aufgelegt, sich des Lebens in lauter Lebhaftigkeit zu freuen, wenn irgend ein Anlaß seine natürliche Trägheit verscheucht. In jener Zeit liegt der Doppelsinn unseres Wortes „Feiern" noch in einem beisammen: mit der Arbeitseinstellung beginnt die Feststimmung — bei uns viel häufiger die Sorge.

Wir verweisen auf die Zusammenfassung des Thatsächlichen bei Spencer[1]): „Von den Neucaledoniern, Fidschiinsulanern, Tahitiern und Neuseeländern lesen wir, daß sie fortwährend lachen und scherzen. In ganz Afrika zeigt uns der Neger überall denselben Zug, und von anderen Rassen und anderen Fällen lauten mancherlei Beschreibungen der verschiedenen Reisenden alle ungefähr: ‚voll Scherz und Lustigkeit', ‚voll Leben und Feuer', ‚heiter und gesprächig', ‚allerwegen froh, wie die Vögel unter dem Himmel', ‚lärmende Fröhlichkeit', ‚über Kleinigkeiten in unmäßiges Lachen ausbrechend' u. s. w. Spencer empfiehlt ferner den Vergleich des lebendigen, aber ebenso leichtsinnigen Irländers mit dem ernsten, aber auch vorsorglichen Schotten zum Beweise, „daß auch bei den uncivilisierten Völkern eine direkte Beziehung zwischen diesen Zügen stattfinde."

Wenn wir nun auf diesem Schlußwege zurückgehend zu jenem Urmenschen gelangen, der zur Zeit eines höchst ungünstigen Klimas die relativ eisfreien Striche zwischen den Riesengletschern Europas bewohnte, so werden

[1]) A. a. O. § 76.

wir auch in ihm nicht jenen mürrisch traurigen Einsiedler erwarten dürfen, dessen Bild unserer Auffassung von seinem grenzenlos armseligen Zustande entspräche. Wir werden ihn vielmehr in dieser Hinsicht dem Grönländer früherer Zeiten vergleichen können. Dieser hat an seine Lebenserhaltung einen großen Kraftaufwand zu setzen und in immer wiederkehrenden Perioden ein großes Maß von Fürsorge zu üben. Allein dieses ist ihm nun einmal geläufig geworden und genügt ihm in der eigentümlichen Beschränkung, in der er lebt. Er sucht keine neuen Wege darüber hinaus, sondern ist mit seiner Lebensausrüstung in einer Weise zufrieden, daß er den Europäer mit seiner Geschicklichkeit von oben herab ansieht. Cranz nun nennt[1]) diesen Grönländer zwar nicht sehr lebhaft, noch weniger lustig, aber „aufgeräumt, freundlich und leutselig; dabei fürs Künftige unbekümmert, also auch nicht geizig, etwas zusammenzuscharren".

Wie weit nun von jenen höhlenbewohnenden Menschen der „Eiszeit" noch zurück sei zum Urmenschen? Jedenfalls noch recht weit, wie unbestimmt uns auch der Begriff sein möge. Da wir uns denselben als den fürsorglosesten aller Menschen denken müssen, so können wir sein erstes Gedeihen auch nur in Gegenden suchen, die ihm ohne planmäßige Arbeit Nahrung boten und ihn ohne Feuer und Schutzvorkehrungen nicht erfrieren ließen. Hier aber können wir um so mehr jenen Zug der Heiterkeit erwarten, welcher den Naturmenschen auszeichnet. Nur wird es wieder notwendig sein, in betreff der lauten Aeußerungen derselben dasjenige in Abschlag zu bringen, was dem jüngeren Menschen eine entwickeltere Sprachkunst, ein erweiterter Vorstellungskreis und die Gestaltungen des gesellschaftlichen Lebens an Anläßen boten.

Dem Kulturmenschen verband sich zunächst mit dem Begriffe des „Wilden" derjenige der Böswilligkeit; im vorigen Jahrhunderte aber trat aus verschiedenen gleichzeitig wirkenden Anläßen ein Rückschlag ein: der Urmensch wurde als der Typus liebenswürdiger Gutmütigkeit aufgefaßt. Vorbereitet wurde dieser Umschwung durch eine theologisch-philosophische Reaktion, in welcher der Name J. J. Rousseau hervorragt. Unter den ethnologischen Thatsachen kamen ihm die etwas einseitig aufgefaßten Beobachtungen zu Hilfe, welche den Entdeckungen in der Südsee folgten. Man hatte hier in der That Wilde kennen gelernt, deren Naturell ein wesentlich anderes zu sein schien, als das der Afrikaner, Indianer und Australier.

Die Unfruchtbarkeit des Streites beider Anschauungen liegt, wie so oft auf kulturgeschichtlichem Gebiete, an der falschen Fragestellung. Der Urmensch kann von Haus aus weder als gutartig noch als bösartig bezeichnet werden, denn da sein impulsives Handeln immer nur den nächsten Antrieben folgt, so kann er je nach der Art der letzteren, die außer ihm

[1]) A. a. O. S. 163.

liegen, bald so, bald so erscheinen. Spencer[1]) konstatiert, daß ein gegenseitig gutmütiges Verhalten innerhalb der wildesten Völker wohl bezeugt sei, daß es aber „durch impulsives Handeln“ vielfach durchbrochen werde, woher die Widersprüche in den Berichten stammten. W. Ellis, der treffliche Missionär und Beobachter, erzählt[2]) von Südseeinsulanern, die ihr Kind mit einem Zeuglappen erstickten und dann in ihrem Hause vergruben, bloß weil es in einer unerträglichen Weise geschrieen hatte. In einem anderen Falle zerbrach ein Vater sein Kind förmlich vor den Knieen, weil es in ganz schuldloser Weise ein Gegenstand des Zankes zwischen ihm und seinem Weibe geworden war. Und doch rühren von denselben Insulanern die schönsten Beweise von Liebe und Freundschaft und von einem äußerst zärtlichen Verhalten gegen ihre Kinder her, und noch in weiten Bereichen der Unkultur verträgt sich solche Zärtlichkeit mit der gewohnheitsmäßigen Uebung des Kindermordes. Diese scheinbaren Widersprüche erklären sich als ein Handeln ausschließlich infolge des nächsten Antriebes. Der Naturmensch kann gleichsam nicht zwei Gedanken gegeneinander wägen; er wird immer nur von einem ergriffen und folgt diesem mit oft unheimlicher, erschreckender Konsequenz. In jenem ersterwähnten Falle war der Wunsch, eine unangenehme Störung zu beseitigen, der einzige Antrieb des Augenblickes, und diesem folgte der Mensch. Er würde einem anderen Antriebe ebenso dahin gefolgt sein, sein Kind zu liebkosen; aber durch die Vorstellung des einen, der im Augenblicke nicht wirksam ist, den anderen, eben wirkenden einzudämmen: das ist eine nützliche Fertigkeit, welche der Mensch unterster Stufe noch nicht erworben hat.

Zu einer solchen Fertigkeit mußte das in wiederholten Fällen solcher Art wiederkehrende Gefühl der Reue hinleiten; aber dieses Gefühl ist, wie wir schon sahen, kein ursprüngliches, nicht der ältere Bestandteil des Gewissens. Die Reueempfindung beruht auf der Lebhaftigkeit der Vorstellung des nicht mehr Vorhandenen, des durch eine bestimmte Handlungsweise Verlorenen; gerade an der Lebhaftigkeit solcher Vorstellungen aber fehlt es dem Urmenschen. Es wäre jenen Hawaiern sicherlich nicht möglich gewesen, ihren erdrosselten Säugling „vielleicht einige Schritte von ihrer Lagerstätte oder dem Orte, wo sie ihr tägliches Mahl einnahmen“, einzuscharren, wenn durch diese Nähe eine lebhafte Erinnerung in ihnen wachgehalten worden wäre. Aber die Schwäche solcher Erinnerung, die mangelnde Uebung, durch nicht Gegenwärtiges die Gedanken in lebhafte Bewegung zu setzen, also im Grunde ein Mangel des Intellekts, verschulden jene Reuelosigkeit des Urmenschen, die bei ihm Handlungen zuläßt, die uns widerspruchsvoll erscheinen, im Grunde aber in jedem einzelnen Falle einer unentwegten Logik folgen.

---

[1] A. a. O. § 86.

[2]) W. Ellis, Reise durch Hawai. Hamburg 1827. S. 174.

Eine ganz verwandte Erscheinung ist die Gefühlshärte, welche wir dem Urmenschen nach dem Bilde des Wilden in noch höherem Maße zuerkennen müssen. Eine ganze Reihe wichtigster Kulturerscheinungen, eine Gruppe von Fürsorgearten, die uns durch ihre Grausamkeit von der Möglichkeit, bildend in die Menschheitsgeschichte einzugreifen, ausgeschlossen scheinen, bleiben völlig rätselhaft ohne gebührende Betonung jener Gefühlshärte oder Gefühllosigkeit. Die Logik allein ist es, welche wir mit dem Urmenschen qualitativ gemein haben; das Gefühlswesen trennt uns von ihm wie von einer anderen Spezies. Es ist bezeichnend, daß auch im Tierreiche, das uns so viele Analogien bietet und in welchem im einzelnen hochentwickelte Instinkte selbst gesellschaftlicher Art Vertretung finden, ein ausgesprochener Instinkt des Mitleides und des Mitgefühls im allgemeinen nicht zu entdecken ist. Tiere, welche durch Züchtigungen in Zähmung gehalten werden, scheinen allmählich eine Vorstellung des Schmerzes hervorrufen zu können, den sie früher einmal unter gleichen Umständen erlitten, und beim Hunde scheint sich dieselbe auch auf den möglichen Schmerz anderer zu erstrecken. Bei anderen Tieren findet sich von Mitgefühl keine Spur, eher aber ein Instinkt, welcher zur Unterdrückung, Beseitigung eines leidenden Teiles der Gesellschaft führt. Schwächliche Junge und kränkelnde Genossen sind bei vielen Tiergattungen der Gefahr ausgesetzt, aus dem Neste geworfen oder von ihresgleichen umgebracht, verzehrt zu werden.

Der Mensch hat also nach dieser Richtung hin kaum irgend eine Art Erbe antreten können; er konnte erst durch die eigene Uebung seiner Vorstellungskraft zu einem instinktiven Vorempfinden und Mitempfinden zukünftiger und fremder Schmerzen gelangen. Der Instinkt, zu welchem das in jedem Falle sich wiederholende Vorempfinden führte, ist Furcht, im engern Sinne Schmerzesscheu oder Furcht vor dem Schmerze, der des Mitgefühls heißt Mitleid. Zu der Aneignung beider konnte der Mensch nicht frühzeitig gelangen, denn es ist sichtlich, daß die Entwickelung dieser Instinkte den Weg der älteren, auf engere Kreise beschränkten Lebensfürsorge durchkreuzte und letztere zunächst keineswegs förderte. Den Zwiespalt fühlte die Menschheit noch auf der Höhe des Hellenentums, wofür Aristoteles ein denkwürdiges Zeugnis ablegte, indem er „Furcht und Mitleid" als Leidenschaften — im wörtlichsten Sinne — bezeichnete, die einer Läuterung bedürften. Eine Läuterungsanstalt in diesem Sinne sollte die tragische Bühne sein. Der gewohnte Anblick des Furcht und Mitleid Erregenden sollte beiderlei sänftigen. Auf tieferer Stufe übt der Nordindianer seine kalte Furcht- und Mitleidslosigkeit an der grausamen Hinschlachtung gefangener Feinde. Er hat noch ein Gefühl dafür, daß beide „Leidenschaften", wo sie sich zu regen beginnen, die primäre Art seiner Fürsorge stören. Es wäre dem mit einem Feuerstein bewaffneten Menschen der „Eiszeit" unmöglich gewesen, mit Bären und Hyänen um sein Nachtlager zu kämpfen, wenn jeder Schlachtruf dieser Unholde in ihm eine lebhafte Vorstellung von dem

Schmerze der Wunden, die sie ihm beizubringen vermöchten, wachgerufen hätte; er würde vielmehr als ein schmerzenscheuer Mensch und als ein Mensch von Furcht dieser Art seine Existenz nicht behauptet haben. Dasselbe gilt von dem Mitleide gegen den Feind. Noch heute sieht sich jene Art Fürsorge, welche für uns der Staat übt, genötigt, das Mitleid mit dem Schicksale von Personen seines eigenen Verbandes aus seinen Motiven völlig auszuschalten, und man pflegt diejenigen Regierungen, welche hierin den größten Grad von Kaltblütigkeit zeigen, als die thatkräftigsten zu preisen. Während wir selbst Mitleid üben, verlangen wir, daß es die Staatsfürsorge nicht kenne, und entziehen uns dem Dilemma, indem wir die Staatsregierung als eine unpersönliche Potenz hinstellen. Zu solchen Abstraktionen und Organisationen kann der Wilde nicht gelangen; jede menschliche Persönlichkeit ist in voller Konkretheit Trägerin der Fürsorge, und darum bleibt im Menschen selbst für das Mitleid kein Raum. Nur in dem Maße kann es bei entwickelterer Vorstellungskraft als Instinkt entstehen, in welchem es sich mit dem jeweiligen Kreise der Fürsorge deckt; es darf nur so weit reichen, als die sociale Fürsorge nach ihrem jeweiligen Stande ausgreift. An dieses Verhältnis finden wir denn auch genau seine Entwickelungsstufen gekettet. Niemals war auf mittleren und unteren Stufen der Menschheitsgeschichte der „Barbar" ein Gegenstand zulässigen Mitleids. Nichtbarbar aber ist immer nur der in ein und demselben Kreise socialer Fürsorge eingeschlossene Mensch. Das Barbarentum schrumpft also zusammen in demselben Verhältnisse, in welchem die sociale Fürsorge sich räumlich erstreckt, und nur innerhalb dieser Grenzen darf das Mitleid folgen.

Der mitleidloseste Mensch, den die ethnologische Beobachtung kennen gelernt hat, ist zugleich der gegen eigenen Schmerz empfindungsloseste: der Nordindianer. Beides steht in innerem Zusammenhange; aber als drittes damit auch die Thatsache, daß gerade die Indianer neben der australischen diejenige Rasse bilden, welche bei den kleinsten Organisationsgruppen stehen geblieben ist. Der Erstreckung des Mitgefühls auf größere Kreise fehlte damit die Voraussetzung. Wenige Thatsachen der Ethnologie sind so unbestritten, wie die ans Unglaubliche grenzende Gefühlshärte und die entsetzliche Grausamkeit des Indianers. Keine Legende überbietet die Berichte von diesem wilden Heroismus im Ertragen von Qualen; vielleicht überbietet ihn nur noch die eisige Gefühlskälte, mit welcher Indianerrache solche Qualen zufügt. Bei beiden Erscheinungen ist jener oft genannte Mangel an Lebendigkeit und Schärfe der Vorstellungen im Spiel, abgesehen von jenem negativen Einflusse eingeschränktester Gesellschaftsfürsorge. Das Schmerzgefühl des Kulturmenschen wird wesentlich erhöht durch das Hinzutreten der schreckhaften Vorstellung vom Schmerze. Die lebhafte Vorstellung von dem bevorstehenden Schmerze einer Operation ist an sich ein ganz realer Seelenschmerz, welcher für jeden Grad des physischen empfänglich stimmt und diesen erhöht. Die Mutter empfindet durch die Lebhaftigkeit

der Vorstellung den Schmerz des Kindes. Schon unter uns finden wir diejenigen Volksschichten, welche weniger abstrakte Geistesarbeit leisten, nicht in gleichem Maße geneigt, dem Schmerze sich hinzugeben. Und wiederum tief unten auf der Stufenleiter wird das Volk der Buschmänner von Fritsch durch seine besondere Gefühlshärte charakterisiert. Wir finden also sicher auf unterster Stufe den Naturmenschen selbst in hohem Grade gefühlshart und mitleidlos. Die Wege seiner Fürsorge, die wir ihn unbeirrt von „Furcht und Mitleid" werden gehen sehen, werden dies beweisen.

Es klingt nicht einschmeichelnd, entspricht aber der historischen Treue, zu konstatieren, daß ihn die Furcht eher unterjocht hat als das Mitleid. Nicht zwar die Furcht vor Schmerzen und Wunden und vor den sichtbaren Feinden, die mit solchen drohten, wohl aber die sinnverwirrende Furcht vor dem unsichtbar lauernden Heere der unerkannten Ursachen von zahllosen Leiden, deren Menge mit der wachsenden Erfahrung und sich sammelnden Erinnerung des Menschen immer erdrückender anwuchs. Auf diesem Siege begründet sich, wie sich uns erweisen wird, der Kult mit den alten Formen der Lebensfürsorge, mit Kindes- und Menschenopfern; der viel jüngere Sieg des Mitleids vernichtete diese barbarischen Formen.

Wenn man demnach von einem Idealbilde des Urmenschen sprechen wollte, so würden Milde und Güte gegen Fremde zu dessen Attributen nicht gehören. In der That fehlen diese Züge auch noch in dem Ideale, das sich nach Bericht der Reisenden der Wilde aufstellt. Nachsicht und Barmherzigkeit sind, wenn nicht mit großer Vorsicht geübt, in der Behandlung des Wilden oft schlecht angebracht. Nach dem Urteile eines kundigen Forschers imponiert dem Neger nichts als die Macht. Für den Schwächeren habe er kein Interesse, für den Leidenden kein Mitleid, aber auch in der Regel keine Dankbarkeit für Güte. Gemeinhin vermißt man an ihm auch das Gefühl der Dankbarkeit, weil ihm eben die rechte Würdigung für Nachsicht und Güte abgeht; er ist immer geneigt, in einer Schwäche den Grund für letztere zu sehen; für solche aber hat er keine Achtung, denn sein Abgott ist die Kraft, dazu hat ihn seine Art Lebensfürsorge leiten müssen. Daher erträgt die Horde oft mit unbegreiflicher Geduld die Grausamkeit eines Führers, denn sie ist ihr der Ausfluß und das Zeugnis einer vorhandenen Kraft; diese imponiert und gewinnt, die Schwäche verliert die Achtung. Gilt einmal das Weib als ein Bild der Schwäche, so kehrt sich jene Konsequenz gegen dasselbe. „Der wilde Irokese ist stolz auf seine Stärke, Herzhaftigkeit und andere männliche Vorzüge, und begegnet seinem Weibe mit Kaltsinn, Verachtung und nicht selten mit Grobheit" [1]).

Nach anderer Mitteilung erzeugt dieser Zug jenes oft feierlich anspruchsvolle Auftreten des Wilden, das von seiner nackten Armut und der Wertlosigkeit seines Flitterschmuckes so seltsam absticht. Ein Hang zu prah-

[1]) Loskiel a. a. O. S. 78.

lerischer Hervorhebung der eigenen Person tritt frühzeitig hervor. So kennzeichnet nach Fritsch die Ama-Xosa einerseits ihre „gedankenlose Fröhlichkeit", wie anderseits der bramarbasierende Ton und die „falsche Würde" ihres Auftretens.

Wir werden das Spiegelbild einer solchen Idealschaffung in der Religionsentwickelung wiederfinden: Schreckhaftigkeit und Macht sind die ältesten Attribute des Göttlichen.

Haben wir bisher des Urmenschen Sorge und deren Einfluß auf sein Naturell zergliedert, so wollen wir dieselbe jetzt, soweit dies möglich ist, in ihrer konkreten Bethätigung kennen lernen und zunächst in Verbindung mit jenen Gegenständen, welche ihr die Natur als Objekte bieten konnte. Auch sie bilden Erziehungsmomente. Sir John Lubbock[1]) glaubte eine Reihe von Inseln der Südsee anführen zu können, auf welchen die Menschen noch ohne Gebrauch des Feuers lebten, oder bis zur Zeit der Entdeckung gelebt hätten. Peschel[2]) hat das im einzelnen berichtigt, und es scheint wirklich, daß ausnahmslos auch die wildesten Völker von heute so weit von den Verhältnissen des Urmenschen entfernt sind, daß sie sich des Feuers zu bedienen wissen, wie ja auch schon den Höhlenfunden aus der Eiszeit Stückchen von Holzkohle und angebrannten Knochen beigemischt erschienen. Der Mensch hat also schon damals gegen die Widerwärtigkeiten des Klimas, die indes kaum größer waren, als welche auch heute der Tschuktsche, der Lappe und Eskimo siegreich bekämpft, nicht ohne die Hilfe des Feuers gerungen. In betreff einer Insel der Südsee ist indes noch 1884[3]) Herr T. R. Teale als einer der Teilnehmer der amerikanischen Südseeexpedition von 1841 auf den von Peschel angefochtenen Bericht Wilkes zurückgekommen, indem er behauptete, daß die Bewohner der Bowditchinsel wirklich ohne Kenntnis des Feuers angetroffen wurden, daß sie alles roh aßen und dabei wohlgebaute schöne Leute von gutmütigem und sehr heiterem Wesen waren. Aber auch daraus dürften wir nicht schließen, daß jener Insulaner seinen Stammbaum direkt auf den des Feuers entbehrenden Urmenschen zurückzuführen habe; im Gegenteil könnte es sich nur um ein verschlagenes Völkchen handeln, dem jener Schatz der Voreltern verloren ging und das auf seiner Koralleninsel nicht imstande war, das Verlorene zu ersetzen und aus Unkenntnis des Gebrauchs kein Verlangen danach hatte. Dagegen könnte der Fall uns zeigen, wie selbst unter so einförmigen und beschränkten Ernährungsverhältnissen, wie sie eine Koralleninsel bietet, der Mensch auch ohne Hilfe des Feuers zu leben vermag. Indes wird das auch durch zahlreiche andere Thatsachen dargethan. Was die Ernährung betrifft, so hat die Anwendung des Feuers den Kreis der verwendbaren

[1]) Prehistoric times. 1872.

[2]) Völkerkunde. Leipzig 1875. S. 139. Ausland 1870. S. 225.

[3]) Im American Naturalist. 1884. S. 229.

Nahrungsmittel außerordentlich erweitert und bewirkt, daß aus geringeren Mengen von Nahrungsmitteln ein relativ größerer Betrag von Nährstoff gewonnen, von der bis dahin auf die Ernährung allein gerichteten Arbeit ein Teil für andere Richtungen der Fürsorge frei werden konnte, aber eine Existenzbedingung unter allen Umständen war das Feuer für den Menschen nach dieser Richtung hin so wenig wie für die Tiere. Wenn aber auch kein Beobachter ein solches Inselvölkchen wirklich vor sich gehabt haben sollte, so läßt sich doch derselbe Schluß aus einzelnen Thatsachen ziehen. Nicht nur Früchte allerlei Art, auch Austern und Fischlaich (Kaviar) genießen selbst wir roh, und Feuerländer sahen wir auch Muscheln anderer Art in demselben Zustande in großen Mengen verzehren. Dem außerordentlich kräftigen Völkchen der Tschuktschen gelten gefrorene Fische und gefrorenes Renntiermark als Leckerbissen, und erstere mundeten auch den europäischen Gästen[1]). Fische werden ja bis heute noch allgemein und in den größten Mengen ohne Hilfe des Feuers für den Genuß zubereitet. Das Fleisch des Renntieres selbst wird von den Tschuktschen wenigstens noch bei einer Art Opferhandlung roh verzehrt[2]). Der Kult wird uns noch manchen Einblick in die dunkle Vorzeit gewähren. Der Genuß frischen und rohen Blutes warmblütiger Tiere ist auch heute noch weit verbreitet, wenn auch nur unter Verhältnissen, die wir vom Standpunkte unserer Klimazone aus für abnormale ansehen; aber nach Sagen und Kultresten bestand früher dieselbe Lebensgewohnheit unzweifelhaft auch bei germanischen Völkern und den Vorfahren der klassischen. Matrosen der verunglückten „Jeanette" bot eine wohlwollende Tschuktschenfrau „eine Schüssel mit Wallroßblut" als eine kräftigende Speise nach schweren Strapazen, und die Mannschaft der „Polaris" auf der Eisscholle lernte den Genuß eines Trunkes warmen Blutes nach glücklicher Seehundsjagd wieder kennen, eines Genusses, von dessen gewaltiger Stärkung in den Sagen die Alten schwärmen[3]). Die Eskimos des vorigen Jahrhunderts aßen der Regel nach nur gekochte Speisen, aber in einer Art „Jägerrecht" hielten sie, aus „abergläubischer Gewohnheit", wie Cranz[4]) meint, den Brauch der Vorzeit fest. Sobald jemand ein Tier erlegt hatte, aß er nach solchem Herkommen ein Stück rohes Fleisch oder Speck und nahm dazu einen Trunk warmen Blutes. Die Frau aber, welche das Abziehen des Seehundes besorgte, reichte in gleicher Weise den umstehenden Frauenspersonen ein Stück Speck, das sie roh aßen. Derselbe Missionär berichtet uns die Versicherung eines Europäers, der, zu solcher Lebensweise gezwungen, ein Stück rohes Renntierfleisch nicht unverdaulicher gefunden habe, als gekochtes. Ja was jener noch von der Küche

---

[1]) Karl v. Neumanns Expedition; in „Globus". 26. Jahrgang. S. 330.

[2]) Ebend. S. 363.

[3]) Knortz, Nordpolfahrten eines deutschen Matrosen.

[4]) A. a. O. 173.

seiner Seelsorgekinder, von denen er aus europäischer Voreingenommenheit glaubt den Makel des Roheſſens abwaschen zu müssen, anführt, das zeigt, wie vielerlei Nahrungsmittel selbst aus dem Tierreiche dem Urmenschen noch vor Benützung des Feuers zu Gebote stehen konnten. Sie verwahrten im Winter den ganzen Seehund unter dem Schnee und aßen dann das Fleisch „halb durchfroren und halb verfault". Im Sommer ließen sie nur die Schenkel und den Kopf auf ähnliche Weise „unter dem Grase" gar werden. Das Fleisch größerer Fische wurde in Riemen geschnitten und „windtrocken" gespeist, die Heringe wurden ganz gedörrt. Die Gedärme „von kleineren Tieren werden gespeiset, nachdem sie bloß zwischen den Fingern ausgedrückt worden; aus dem, was sich noch in den Renntiermägen befindet, welches sie Nerukak, d. i. das Eßbare, nennen, davon sie nur ihren besten Freunden etwas zum Geschenk schicken, und aus dem Eingeweide der Ryper (Schneehühner), mit frischem Thran und Beeren gemengt, machen sie sich eine so schmackhafte Delikatesse, als andere aus den Krammetsvögeln (Schnepfen dürfte Cranz im Auge haben). Frische, faule und halb ausgebrütete Eier, Krähbeeren und Angelika heben sie zusammen, in einem Sack von Seehundfellen mit Thran angefüllt, zur Erfrischung auf den Winter auf."

Doch es handelt sich hier nicht um die Küche dieses oder eines anderen Stammes, sondern nur an der Hand von leicht übersehenen Thatsachen um den Nachweis, wie relativ mannigfaltig sich auch dem Urmenschen der Speisezettel selbst ohne Hilfe des Feuers gestalten konnte. Nach Waitz[1]) essen die Neger sowohl wie die Beduinen in Nubien und Syrien immer noch zeitweilig rohes Fleisch, insbesondere Herz, Leber und Nieren. Das Nierenfett verrät die große Bedeutung, die es einst neben dem Blute für die Ernährung des Menschen hatte, durch die bedeutsame Rolle, die es noch lange nachher im Kulte spielte, und durch die biblische Erzählung blickt noch an vielen Stellen ein nicht ganz beendeter Kampf gegen die Speiseordnung einer barbarischen Vorzeit, bei welcher der Genuß des Rohen in den Vordergrund tritt. Die Aussonderung der edleren Eingeweide, die sich bis heute als „Jägerrecht" im Volksbrauche erhalten hat, dürfte mit jener alten Sitte in Verbindung stehen. Auch von den Altperuanern wird berichtet[2]), daß sie das Fleisch noch „oft" roh gegessen hätten. Eine Menge Rudimente solcher Ernährungsweise wird uns die Betrachtung des Kannibalismus seiner Zeit aufweisen. Insbesondere das Blut wird sich dabei als der gesuchteste Leckerbissen der Vorzeit, ein Alles in Allem von Nahrung, Labung und Arznei, herausstellen. Man genoß es frisch als Trank und geronnen als Speise. Vom Trinken mit oder ohne verdünnendem oder würzendem Zusatz weiß noch heute die Sitte des Botokuden[3]) und die Sage

---

[1]) Anthropologie. II. 85.

[2]) Waitz a. a. O. VI. S. 421.

[3]) v. Eschwege, Journal von Brasilien. S. 90.

des Altgermanen; vom „Essen" des Blutes und zwar ausschließlich von diesem spricht die Bibel alten Testaments, und daß solches auch ohne Bereitung über dem Feuer denkbar war, zeigt uns wieder unser Eskimo, welcher Renntierblut zu Klößen geballt aufbewahrt.

Wenn es sich nun so mit den Nahrungsmitteln aus dem Tierreiche verhielt, so brauchen wir kaum noch etwas zum Beweise dafür anzuführen, daß es möglich war, vegetabilische Nahrung — Früchte, Samen, Knollen — ausschließlich ohne Bereitung durch das Feuer zu genießen. Wir werden also unter Einhaltung dieser Beschränkung in der Lage sein, unter den noch üblichen Nahrungsmitteln der wildesten Stämme diejenigen zusammenzulesen, welche mit größter Wahrscheinlichkeit schon dem Urmenschen als solche angehören konnten, und auch die prähistorische Forschung vermag uns hiebei bereits an die Hand zu gehen. Die Lehre des Vegetarismus sucht ihre Begründung unter anderem auch in einer angenommenen Prädestination der menschlichen Organe für Aufnahme und Verwertung von ausschließlich vegetabilischen Nahrungsstoffen. Aber gerade auf dem Nicht-vorhandensein einer solchen Prädestination, welche, wo sie vorhanden war, dem Raubtiere wie dem Wiederkäuer ganz beschränkte Verbreitungsgebiete zugewiesen hat, gerade auf dem Abgange einer solchen Prädestination beruht die Fähigkeit des Menschen, aus einem ursprünglichen Verbreitungs- in andere Gebiete vordringen zu können, auf diesem Vordringen zu anderen Lebensbedingungen aber die fortschreitende Wandlung und Schulung seiner Instinkte bis zur eintretenden Herrschaft des Vernunftgedankens, auf jenem Abgange also überhaupt die Möglichkeit der Entstehung des Kulturmenschen von heute. Mit der Konstatierung dieser Thatsache soll aber kein Urteil über die Ansprüche des Vegetarismus auf einer bereits erreichten Entwickelungsstufe gesprochen sein. Es ist dem Menschen ganz unzweifelhaft möglich, vegetarisch, ausschließlich von Pflanzenstoffen mit oder ohne Zugabe von Eiern, Milch, Käse u. s. w. zu leben. Zahlreiche Völkerschaften Süd- und Ostasiens liefern uns den Beweis, der nicht erst experimentell erbracht zu werden braucht. In etwas unvollkommenerer Weise hat ihn vor wenigen Jahrzehnten auch unser Bauern- und Arbeiterstand erbracht. Ueber den Erfolg aber und über die Frage der Zweckmäßigkeit mit Bezug auf diesen erteilt uns die Erfahrung trotz der Ausdehnung der Gebiete, auf denen sie gesammelt werden kann, keinen abschließenden Urteilsspruch. Ueberall erscheinen eine Zahl von Nebenumständen ausschlaggebend, sowie bei der ganzen Ernährungsfrage neben den Faktoren, welche die Chemie auf ihrer heutigen Stufe uns vorweist, noch eine Reihe anderer in Betracht kommen, auf welche jene Wissenschaft in geringerem Maße Rücksicht nehmen kann.

Ein Durchschnitt der Untersuchungsresultate mehrerer Chemiker unserer Zeit stellt den Bedarf eines Durchschnittsarbeiters auf täglich 126 g Eiweiß und 321 g Kohlenstoff. Unser Brot, als das auserlesenste vegetabilische

Nahrungsmittel, enthält zwar beiderlei, aber in einem solchen Verhältnisse, daß, um jene Menge von Eiweiß zu gewinnen, 1800 g, und um jenes Kohlenstoffes willen weitere 1070 g, zusammen also 2870 g Brot genossen werden müßten. Diesem Gewichte des Kunstproduktes aber entspricht eine weit größere der rohen Körner; zweifellos konnte der Mensch in unseren Gegenden vor Einführung eines geordneten Getreidebaues nicht ausschließlich von Vegetabilien leben; es wäre unmöglich, nur annähernd solche Mengen Nährstoffes in der Wildnis der Natur für den Tagesbedarf einzusammeln.

Ganz anders konnte sich die Ernährung in südasiatischen Gebieten gestalten, in denen die Sagopalme heimisch ist. Noch jetzt bietet sie dort, wo der Reis nicht wächst, das vorzüglichste Lebensmittel und tritt auch anderwärts bei Mißernten an die Stelle des Reises. Nach einer älteren Berechnung[1]) kann ein Mann mit 600 Pfund Sagobrot, das sich aus 900 Pfund Rohstoff herstellen läßt, sein Leben ein Jahr lang erhalten, während mitunter ein einziger Baum bis zu 700 Pfund solchen Stoffes biete. Die nötige Arbeit zur Herstellung jenes Quantums können Mann und Frau zusammen in fünf Tagen vollbringen. Es gibt also in der That Erdstrecken, in denen der Mensch mit einem außerordentlich geringen Aufwande von Mühe sein Leben erhalten kann. In diesen Strecken aber werden wir, so lange sie fremdem Zudrange verschlossen bleiben, die Ausgangspunkte für irgendwelche Fortschritte nicht suchen dürfen. In der That werden uns jene Sagoesser als das Gegenstück von fleißigen und strebsamen Menschen geschildert. Der Grund dafür liegt auf verschiedenen Seiten. Vor allem fehlt der äußere Antrieb zu erweiterter Fürsorge, und dem großen Maße von Muße entspricht kein innerer Antrieb zur Bethätigung, denn die an Stickstoffsubstanz äußerst arme Nahrung gewährt weder die Muskelkräfte, wie sie bei uns ein Arbeiter hat, noch bleibt dem Körper, der gleichsam alle seine Kraft auf die Ausnützung eines so wertlosen Ballastes von Nahrung verwenden muß, irgend ein nach Bethätigung drängender Ueberschuß.

Ein ähnliches Verhältnis zeigt sich auf der hohen Stufe der Reiskultur, die ebenfalls geeignet ist, insbesondere wegen der leichten Erschließung der Reisfrucht dem ausschließlichen Vegetarismus einen Boden zu bereiten. Große Bevölkerungsgruppen im Gebiete des Buddhismus liefern uns den Beweis, daß auch auf Grundlage der Reisnahrung Vegetarismus möglich ist. Aber beachtenswerter Weise ist es für dieselbe Religion, welche auf der einen Seite wenigstens den Stufen höherer Vollkommenheit den Vegetarismus zum Gesetze macht, daß sie zugleich auf diesen Stufen die Empfindung zum Bewußtsein bringt, daß alles Dasein eine notwendige Quelle von Leiden sei. Auf einem Volke, das im Vergleiche zum armen

[1]) Waitz a. a. O. V. S. 128.

fröhlichen Grönländer ein irdisches Paradies bewohnt und mit leichter Mühe seine Früchte pflückt, lastet ein Leidensdruck, der zur Höhe der Klarheit gelangt nur noch im Nichtsein, auf niedereren Stufen aber in der Rückkehr zum kulturlosen Dasein ohne Genüsse, aber auch ohne Sorgen eine Erlösung sieht. Wir erinnern uns, daß wir die letztgenannte Erscheinung bei Naturvölkern als eine notwendige Folge von Kulturfortschritten, als die Empfindung der Mehrbelastung der Lebensfürsorge kennen lernten. Der Buddhismus bezeichnet nach einer Seite hin eine hohe Stufe menschlicher Kultur, er ist gleich dem echten Christentum der Ausdruck des Fortschrittes zu „Milde und Mitleid"; aber auf dieser Höhe erlahmt die Daseins- und Schaffensfreude seiner Bekenner, wie wenn ein Naturvolk mit noch unzulänglichen Mitteln und ungeübten Kräften auf neuen Bahnen der Fürsorge vorwärts ringt. Man wird unwillkürlich an die Behauptung der Physiologen und Chemiker erinnert, daß ausschließlich vegetabilische Nahrung zwar das Leben des Menschen zu erhalten vermöge, daß sie aber, in ausreichender Menge zugeführt, wegen des Aufwandes für ihre Verdauung träge, bei ungenügenden Mengen aber schwach und kleinmütig mache. Das hinduische Büßer- und das buddhistische Mönchstum erscheinen somit als der Ausdruck des Verzichtes auf ein Vorwärtsstreben zu höherer Fürsorge, der Ausdruck der Rückflucht zu primitiveren, aber sorgenloseren Kulturstufen. Einen solchen Ausdruck aber konnte die vorwaltende Volksstimmung erst finden, nachdem das erwachte Mitleid, belebt durch ein religiös-egoistisches Ferment, diesen Marodeuren der Gesellschaft Asyle zu errichten bereit war; unter den gefühlsharten Indianern könnte solche Rückflucht keine Triumphe feiern. Dagegen dient wieder vorherrschender, wenn auch nicht ausschließlicher Pflanzenkost das geweckte Naturell und die Thatkraft des Japaners zur Empfehlung.

Im Gegensatze hiezu beschränken sich die vegetabilischen Beigaben zur Kost des Eskimos auf das Geringfügigste. Nach jener Forderung der Chemie würde ein Erwachsener seinen täglichen Bedarf an Eiweißstoffen mit 594 g Fleisch, den an Kohlenstoff aber nur mit 2564 g derselben Speise decken können, also einer täglichen Ranzion von mehr als 3 Kilogramm Fleisch bedürfen. Sicher ist, daß sich der Eskimo bei seiner Ernährung wohl befindet und den Aufgaben seiner Lebensfürsorge sich gewachsen zeigt, ohne jedoch jene über ihr erreichtes Maß hinaus noch weiter entwickeln zu können. Während bei uns jede Generation dem Forscher ein verändertes Bild der Lebenshaltung vorweist, leben die Völker jener extremen Ernährungsweisen heute wie vor Jahrhunderten. Da die Wissenschaft jenes Maß des Nahrungsbedarfes an Normalmenschen unserer Zone gewonnen hat, so ist anzunehmen, daß es für Völker, welche sich seit unzähligen Generationen in extrem einseitiger Weise ernähren, nicht mehr zutrifft. Ihre Körper werden einen Aufbau erreicht haben, welcher auf der einen Seite auf das höchste Maß von Stickstoff, auf der anderen auf das von

Kohlenstoff zu verzichten vermag. In dem Maße aber, in welchem der Vorteil dieser lokalen „Anpassung“ steigt, wird derjenige der Wandelbarkeit und Entwickelungsfähigkeit beschränkt werden oder, um einen oben erklärten Terminus zu gebrauchen: die Völker extrem einseitigster Ernährungsweise werden die Merkmale „passiver Rassen“ annehmen.

Wir würden uns den ganzen Verlauf der nachfolgenden Entwickelung unvorstellbar machen, wenn wir annehmen wollten, daß schon der Urmensch nach einer der beiden Richtungen hin einseitig vordisponiert gewesen sei.

Seine Kau- und Verdauungsorgane sind nicht die der ausschließlich pflanzenfressenden Tiere. Die anthropoiden Affen aber, denen er hierin am meisten ähnelt, schließen tierische Nahrung bei allerdings vorherrschender Pflanzennahrung nicht aus. Ebensowenig gleicht der Urmensch jenen maßgebenden Organen nach in vollkommener Weise dem Raubtiere; aber auch unter diesen befindet sich eine große Gruppe, welche wieder Vegetabiliennahrung nicht ausschließt. Bären, Marder, Dachse lieben Früchte aller Art, und den Hund hat man durch Zucht ganz an Vegetabilien zu gewöhnen vermocht. Und wieder umgekehrt zeigen die Nagetiere, die man ihrem Gebisse nach als Pflanzenfresser zu bestimmen pflegt, einen ausgesprochenen Hang nach Fleischnahrung. Eichhörnchen sind berüchtigte Nesträuber und Mäuse zehren einander unter Umständen bis auf Haut und Knochen auf.

Verfolgen wir die Spur dieser Analogien etwas weiter, so kann sie uns zu der Vermutung führen, daß unter der gemischten Nahrung, welcher der Urmensch nachging, zu allererst doch die vegetabilische der Menge nach vorwaltete, sobald die Ernährung durch die Muttermilch aufhörte. So ist es bei den höchststehenden Affenarten der Fall, und der Bär ist gerade in seiner Kindheit vorzugsweise Pflanzenesser. Ebenso der Mensch. Auch unter vorzugsweise fleischessenden Stämmen verlangt er im Alter der Entwöhnung Ersatz und Uebergang durch Pflanzennahrung neben tierischer Milch, die der Mensch erst auf einer von wenigen Völkern erreichten relativ hohen Kulturstufe in Anwendung brachte. Wo es an solchen Uebergangsspeisen fehlt, wie bei den Eskimos, da herrscht große Kindersterblichkeit[1]) als Schwäche des Stammes. Auch aus der Thatsache, daß unsere Jugend bis zu einem bestimmten Alter durchweg vegetabilische Speisen mit süßer Würze den Fleischspeisen vorzieht, könnte man einen ähnlichen Schluß ziehen, wenn man die Methode, aus den embryonalen Zuständen auf Formen älterer Entwickelungsstufen zu schließen, gleichsam nach oben hin weiter erstrecken wollte.

Das Ziel der Ratschläge, die uns die Wissenschaft in betreff der Wahl der Nahrungsmittel gibt, geht dahin, das Bedarfsgewicht aller notwendigen Nährstoffe in einer Kombination zu reichen, welche zusammen das kleinste

[1]) Cranz a. a. O. S. 196.

Bruttogewicht darstellt. Viele Kombinationen sind aufgestellt worden, welche sich mehr oder weniger diesem Ideale nähern; aber in allen, welche bisher erdacht werden konnten, herrschen der Masse nach die Pflanzenstoffe vor. Alles das zwingt uns zu dem Schlusse, den Urmenschen in einem Bereiche vorherrschender Vegetabiliennahrung zu suchen. Erst von da aus konnte er zu einer immer zweckdienlicheren Mischung der Nahrung gelangen, und hierin liegt ein Stück Kulturgeschichte von weit größerer Bedeutung, als man sie gemeinhin diesen Dingen zuerkennt. Nur liegt das Zielstreben in Urzeiten nicht wie heute im Menschen selbst. Der physiologische Grundsatz, welcher jenen wissenschaftlichen Ratschlägen zu Grunde liegt, ist der, daß von der Summe der Kräfte eines Individuums der äußeren Bethätigung ein ebenso großer Teil entzogen wird, als in chemischer oder mechanischer Weise der Bewältigung schwerer verdaulicher oder massenhafter zugeführter Nahrung sich zuwendet. Während in unserer Zeit die sociale Fürsorge jedem Einzelnen in irgend einer Weise dasjenige Arbeitsquantum zuteilt, welches die Bedingung seiner Existenz ist und demnach für uns die Frage entsteht, durch welche Nahrungswahl wir am zweckmäßigsten die Kräfte für die uns zugeteilte Arbeit frei machen, findet auf der fürsorglosen Stufe des Urmenschen naturgemäß ein umgekehrtes Verhältnis statt. Ohne Zielbestreben wählte für den Urmenschen allein die Natur. Der Mensch nimmt, was die Natur am mühelosesten bietet, und aller Energieüberschuß erschöpft sich, wie beim Tiere, in dem Aufsuchen der Nahrung. Aus diesem Kreise tritt das Tier, sich selbst überlassen, nie heraus. Was den Urmenschen einst herausführen mochte? — Unter den denkbaren Momenten treten jene absonderliche Fähigkeit des Allesessens in Verbindung mit dem möglichen Wechsel oder der Ausdehnung des Verbreitungsgebietes und der Gebrauch des ersten, wenn auch noch so primitiven Werkzeuges, des zermalmenden Steines, besonders hervor. Ersteres konnte gleichsam zufällig zu einer immer vorteilhafteren Auswahl führen. Auch letzteres, das zermalmende Werkzeug, erweiterte den Kreis der Nahrungsmittel, erleichterte die Arbeit des Kauens und Verdauens und gab dadurch einen Teil von Energie frei, der sich, dem primärsten Antriebe der Lebensfürsorge folgend, wieder der auswählenderen Aufsuchung von Nahrung zuwenden konnte. Damit war das Steinchen des Kulturfortschrittes ein für allemal ins Rollen gekommen. Die frei werdende Kraft konnte zunächst eine andere Richtung ihrer Bethätigung als die einmal eingeschlagene nicht kennen. Nahrungserwerb mit größerem Aufwande von Kraft und Mut, die Erfindung immer zweckdienlicherer Werkzeuge und Fangmethoden, Gewinnung und Bewältigung dessen, was dem hilfloseren Urmenschen unerreichbar war, das alles bezeichnete den einmal angebahnten Fortschritt; jeder solche Erfolg aber führte dem Menschen aufs neue ein Kapital frei gewordener Energie zu.

Ist einmal ein bestimmtes Maß von Kräfteaufwand zur Regel geworden und der Körper dementsprechend ausgebildet, dann leitet erfahrungs-

mäßig die Natur selbst zu der hiedurch bedingten Nahrungswahl. Jeder zu geringwertige Ersatz für verbrauchte Kraft wird als Ungenügen und körperlich-seelisches Mißbehagen empfunden, das, mit der Vorstellung des Abgängigen verbunden, zum instinktiven Antriebe wird. Je unzureichender die Fürsorge ist, desto mehr intermittierend und in seiner Stärke wechselnd wird dieser Antrieb auftreten und den größeren Pausen zwischen den Momenten der Befriedigung wird die größere Stärke desselben entsprechen. In der That steigert er sich bei ungeordneter Befriedigung bis zur leidenschaftlichsten Gier; die Ethnologie zeigt uns solche Fleischgier und Blutgier im wirklichen Sinne. Der ausschweifende Fleischgenuß bei den Festen einer sonst einseitig genährten Bevölkerung oder inmitten von Zeiten karger Ernährung ist ein letzter Rest jener ungeordneten Fürsorge in Bezug auf die Nahrung. Auf einer mittleren, vom Urmenschen weit entfernten Stufe werden wir die gesteigerte Gier dieser Art als eine der Wurzeln des barbarischen Kannibalismus kennen lernen, der im genauesten Zusammenhange mit alledem nicht die zurückgebliebenen und verkommenen, sondern die nach Intelligenz und Thatkraft fortgeschrittensten Stämme der „Wilden" kennzeichnet. Insbesondere der Blutgenuß wird unter solcher Anspannung zu einem orgialen Genuß der Leidenschaft. Ihm zur Seite steht der Fettgenuß, und damit hängt es wohl zusammen, wenn Schweinfurth im ganzen Niam-Niam-Lande (Innerafrika) die seltsame Meinung verbreitet fand, „daß das Trinken größerer Quantitäten von Menschenfett völlig berausche"[1]). In anderer Weise erzeugen die Mängel der Nahrung ein Gelüsten nach allerlei Reizmitteln, die zum Teil notwendig sind zum Aufbau des Körpers, zum Teil um die Verdauungsorgane einer reizlosen Nahrung gegenüber in die entsprechende Disposition zu versetzen: Salze, Säuren und Würzen.

In betreff dieser müssen wir hervorheben, daß das scheinbar natürlichste und unentbehrlichste Würzmittel, das Salz, als Mineral dem Urmenschen nicht zu Gebote stehen konnte, weil seine Anwendung selbst viel höheren Stufen der Kultur noch fehlt und selbst heute noch in weiten Volkskreisen völlig unbekannt ist. Auch in dieser Hinsicht war der Urmensch darauf angewiesen, statt des konzentrierteren Stoffes, welchen jüngere Kultur ausfindig machte, die entsprechenden Mengen in spärlichster Verteilung aus einer Masse von Pflanzenstoffen zusammenzulesen.

In gleicher Weise muß von der eigentlichen Nahrung des Urmenschen tierische Milch, dieser scheinbar natürlichste Ersatz der Mutternahrung, ausgeschlossen werden. Die Gewinnung solcher Milch hat eine so große Reihe von Fortschritten zur Voraussetzung, daß wir ihre Erfindung erst auf einer relativ hohen Kulturstufe antreffen werden. Dagegen gebührt, wenn wir den Menschen von seiner Geburt an ins Auge fassen wollen, der Mutter-

[1]) Vergl. Petermanns Mitteilungen 1871. IV und V.

milch ein viel höherer Rang unter den Nahrungsmitteln, als beim Kulturmenschen. Es gibt heute noch Völker, bei denen die Kinder selbst bis zum vollendeten vierten Lebensjahre gesäugt werden, auch da, wo die Natur so freigebig ist, wie in Siam. Wo sie sich so karg zeigt, wie im Polarbereiche, da wird eine solche Uebung wegen der mangelnden Uebergangsnahrung unvermeidlich und der Mensch kennt noch diesen realen Grund der geheiligten Sitte. Anderseits reift der junge Mensch im Tropengebiete relativ sehr frühzeitig. Nach Piaggias durch Schweinfurth im allgemeinen bestätigten Beobachtungen[1]) verlassen die Knaben im Gebiete des Gazellenflusses die elterliche Hütte schon im Alter von acht Jahren, indem sie sich fortan selbst durchzubringen vermögen. Diese beiden Zeitgrenzen rückt der Einfluß der steigenden Kultur und des nordischeren Klimas stetig auseinander. Dieser Divergenz in umgekehrter Richtung folgend, müssen wir zur Annahme gelangen, daß sie sich umgekehrt für den Urmenschen bis auf ein Geringes näherten: zwischen der mütterlichen und der Selbsternährung des Menschen lag keine geräumigere Mittelstufe.

Aus der Klasse der urzeitlichen Nahrungspflanzen haben sich einige noch als solche erhalten; anderen hat der Kultus das Zeugnis ehemaligen Gebrauches aufgedrückt; viele derselben sind im Laufe der Zeit wegen ihres allzu geringen Nahrungswertes wieder ausgeschieden worden. Der Urmensch traf keine solche Wahl, sondern war darauf angewiesen, den Erfolg in der großen Menge zu suchen. So stellt die Vegetabilienkost des Buschmannes, Erdmandel (Arachis), Hottentottenfeige (Mesembrianthemum edule) und der Stockknollen des Cypergrases (Cyperus usitatus), ein Stück Urkost vor. Diese Pflanzen werden nicht gebaut, sondern gesucht, beziehungsweise ausgescharrt. Am Nil wie am Ganges dienten — nach Zeugnis des Kultes — der Samen und andere Teile der Lotosblume einer wilden Urbevölkerung zur Nahrung. Dort genoß man auch den Wurzelstock der Papyrusstaude, die sich seither aus Aegypten zurückgezogen hat. „Bohnen", als Bezeichnung für genießbare Hülsenfrüchte überhaupt, wurden überall eifrig gesucht. Im Tropengebiete mit Einschluß der Südseeländer ist solche Nahrung ziemlich reichlich: Arumarten, Yamswurzel, Bataten, Pandanus, Kokosnuß, Sago, Brotfrucht, Bananen, auf den Antillen die S. Domingo-Aprikose u. a. In minder begünstigten Gegenden traten die Wurzeln des Farnkrautes (Pteris esculenta Forst. in der Südsee und auf Neuseeland), die Fruchtschale der Dumpalme und Früchte geringeren Wertes hinzu. Aber auch das Suchen mehlhaltiger Körner von Gräsern hat der Mensch weit früher betrieben, ehe er sich durch den Anbau solcher eine vorzügliche Lebensstütze zu schaffen begann. So mühselig und kümmerlich solche Ernährung war, so vermochte sie doch ihres größeren Nährwertes wegen die ungeheuren Mengen einigermaßen zu beschränken, in welchen die anderen Pflanzenstoffe

---

[1]) Globus 1872. Nr. 9.

genossen werden mußten, und damit den Aufwand der Zeit auszugleichen. Man hat zunächst zweifellos die rohen Körner mit den Zähnen zermalmt und genossen. Die Bibel alten und neuen Testamentes spricht ausnahmsweise noch von solchem Essen[1]). Dr. Nachtigal sah noch, wie Tubufrauen höchst mühsam die Körner des wild wachsenden Knotengrases (Panicum turgidum) einsammelten, und ebenso behandelten zur Zeit der Entdeckung die Indianer am Mississippi den sogenannten kanadischen Reis (Zizania aquatica L.). Zweifellos hat man in noch älterer Zeit auch die Körner der verwandten Hirse- und Reisarten, wo sie vorkamen, und die der entsprechenden Gräser überhaupt in gleicher Weise benützt. Die Tropen beider Erdhälften boten je eine Mehlfrucht solcher Art, welche wegen ihrer Größe in höherem Grade auffallend und ergiebig war: den Mais und die Negerhirse (Durrha). Aber noch war durch Erprobung keine Auswahl getroffen, der Geschmack nach keiner Richtung einseitig hingelenkt; der Mensch versuchte es, großer Mengen bedürftig, mit allem, was sich ihm darbot. Sowohl die Alten als unsere Vorfahren aßen noch mancherlei Körner, die wir ausschließen. So galt jenen noch der Leinsamen als köstliches Nahrungsmittel, und der süddeutsche Bauer genoß noch im 13. Jahrhunderte Hanfsamen als Speise[2]). Dieser Hanf bildet in der mittelalterlichen Bauernküche die Ergänzung der Bohnen, so wie in der gleichzeitigen Herrschaftsküche das Oel zum Fische gehört. Er repräsentiert die Gruppe der vegetabilischen Fette, für welche der vorzugsweise von mehligen Früchten lebende Mensch jederzeit ein großes Bedürfnis empfand. Das Verschiedenste wurde je nach der Willfährigkeit der Natur zur Deckung dieses Bedürfnisses ausgesucht; im tropischen und subtropischen Klima der Alten Welt kann der Sesamsamen als Repräsentant aller dieser Nahrungsmittel gelten, und seine Bedeutung im ägyptischen und indischen Kulte ältester Zeit läßt uns vermuten, daß wir seiner Verwendung das höchste Alter zuzuschreiben haben. Die ungenügende Nahrungsmischung mochte es sein, welche überdies noch den Menschen nach anregenden Würzen lüstern machte. Solche fand er im Genusse vieler Pflanzen und Pflanzenteile, welche zum Aufbau des Körpers kaum irgend einen Beitrag liefern konnten. Eine Aufzählung solcher würde für keine Zeit erschöpfend genug sein können; wir sehen noch überall die Rudimente vor uns. In Persien wie in Innerafrika bilden immer noch die verschiedensten rohen Kräuter einen Bestandteil der Mahlzeit, und ehe gleichsam unser Kanon der Gewürze seinen Abschluß fand, bauten unsere Vorfahren hunderterlei jetzt verachteter Unkräuter zur Würze ihrer eintönigen Speisen. „Bittere Kräuter“ im allgemeinen kennt noch die Bibel als eine Würze der Urzeit; die Tropen boten zarte Palmen-

---

[1]) Ruth 2, 18.

[2]) Seifrid Helbling. VIII. 880 ff. Herausgegeben von Th. v. Karajan. Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum. IV.

sprossen und das hochgeschätzte Zuckerrohr. Die auserlesenste der süßen Würzen aber mußte, wenn wir vom Naturmenschen zurückschließen dürfen, auch den Urmenschen schon der Honig bilden; er ist das Ideal eines Leckerbissens bei allen kindlichen Völkern, und er gehört als solches gewiß schon der Kindheit der Menschheit an. Einer alten Zeit drückt Honigreichtum einer Gegend den Stempel paradiesischer Fülle auf, den der Unwirtlichkeit einer jüngeren.

Dieser Saft führt uns zugleich zu der Gruppe der animalischen Speisen, welche sich dem ungerüsteten Urmenschen darboten. Er wird kaum unterlassen haben, auch des Honigsackes im lebenden Tiere sich zu bemächtigen. Aber auch andere Tiere von der Weichheit und Größe von Insekten roh, beziehungsweise lebend zu essen, ist immer noch Gewohnheit der meisten Naturvölker. Termiten und Käferlarven sind sehr geschätzt; desgleichen Heuschrecken frisch und getrocknet. Auch die afrikanischen Boers und die Araber verschmähen sie nicht. Dem Buschmanne schließen sich Eidechsen, Frösche und Schlangen an. Sie konnte auch der Urmensch bewältigen. Viel leichter war jedoch eine ähnliche Nahrung in den seichten Stellen der Seen und Flüsse, in den toten Armen periodischer Gewässer zu erlangen: Muscheln, Krabben, Krebse und selbst Fische. Die ersteren werden heute noch ohne irgend ein Werkzeug gesammelt und roh genossen, letztere ohne Feuer zubereitet. Welchen Wert für den Menschen der Urzeit gerade diese dem Wasser so leicht und reichlich entnommene Fleischnahrung hatte, beweisen die mächtigen Hügel von Muschelschalen, die er da und dort sowohl an den Küsten Europas (die sog. Kjökkenmöddinger), als auch an denen Amerikas[1]) aufgehäuft hat.

Wir müssen Morgan beipflichten, daß es vorzugsweise diese dem unfreiwilligen Vegetarianer sich einschmeichelnde Fülle leckerer Speise war, welche ihn an den Flüssen und Seekanten hin aus nach anderen Richtungen hin zusagenderen Verbreitungsgebieten herauslockten. Diejenigen, welche an den Grenzen ihres Verbreitungsgebietes diesem Zuge folgten, konnten Schritt für Schritt in kaum merklicher Weise gezwungen werden, den Genuß der zusagenderen Nahrung gegen den Verzicht auf manche Gunst des verlassenen Gebietes, im weiteren Verlaufe der verlassenen Zone einzutauschen, neue Mittel der Fürsorge zu ergreifen.

Wir sahen aber, daß von der Entscheidungswahl solcher Art die erste Divergenz datiert, welche nach immer wiederholten ähnlichen Fällen die Rassen als „passive" und „aktive" auseinanderführt. Wir sahen gleicherweise, wie jedes Nahrungsmittel von konzentrierterer Nahrkraft und leichterer Erschließbarkeit derselben jenen Ueberschuß von Kräften herbeiführt, welcher, wenn ein äußerer Antrieb hinzutritt, neuen Mitteln der Fürsorge zugeleitet werden kann. Solche Antriebe aber mußte jede Verschiebung der Ver-

[1]) Globus 1872. S. 124. Allgem. in Lubbock, Prehist. times.

breitungsgrenze bieten. Es ist sonach die physikalische Beschaffenheit unseres Planeten, welche der natürlichen Expansion unseres Geschlechtes den Charakter eines „primum movens" in der Kulturgeschichte verlieh.

Der ersten Differenzierung folgte eine zweite, und zwar je innerhalb ein und desselben Menschenkreises, innerhalb desselben Gebietes. Die moderne Propaganda des Vegetarismus stützt sich auf die Behauptung, daß vegetabilische Kost die Leidenschaften sänftige, die „blutige Diät" aber den Menschen kriegerisch, in gewissem Maße blutgierig mache. Der Behauptung steht manches zur Seite. Der Ueberschuß an Energie, den die Fleischnahrung frei werden ließ, fand den nächstliegenden Antrieb immer wieder in dem Behagen an der so vorteilhaft erscheinenden Nahrung, so wie ein leidenschaftlicher Spieler den Gewinn immer wieder in dasselbe Spiel zu setzen angetrieben wird. Was der Urmensch mit dem Einsatze frei gewordener Kräfte immer wieder gewinnen konnte, das waren wirksamere Waffen, vorteilhaftere Fangmethoden, welche ihm immer tiefere Griffe in die Beute der Tierwelt gestatteten. Er wagte sich mit immer mehr Erfolg an die Nagetiere, an einzelne Arten des Hundes, an solche des wilden Schweines, an Hirsch und Bär. Je weiter er aber auf dieser Bahn gelangte — und wir haben Belege, daß es schon der Mensch der Steinzeit mit gewaltigen Tieren aufnahm —, desto mehr mußte sich eine natürliche Scheidung zweier Elemente erweitern. Sowohl das Mädchen als Kind, wie das Weib als Mutter waren schlechte Jagdgenossen. Bis zum Fangen kleinerer Fische brachten es auch die Südseeinsulanerinnen, und die Feuerländerin sammelt, das Kind auf den Rücken gebunden, im Wasser watend ihre Muscheln; aber zum Seeotterfang macht sie diese Bürde untauglich. Auf der Stufe der höheren, gefahrvolleren Jagd sondert sich die Erwerbsweise des Weibes von der des Mannes ab, auch die roheste Waffe sehen wir ein kennzeichnendes Gerät des Mannes werden; das Weib, frühzeitig und durch lange Jahre von Mutterpflichten gefesselt, folgt nicht mehr oder nur noch halben Schrittes der Lebensfürsorge des Mannes. Der Mann sucht durch die Gefahren der Jagd den leckeren Bissen, um hungernd dem Glücke endlich doch die köstliche Beute abzutrotzen; die Frau kann nicht ein doppeltes Leben auf eine solche Karte setzen; ihre Fürsorge muß einen anderen Weg einschlagen: das Mindere um seiner Stetigkeit willen vorziehen. Wir werden auf höheren Stufen jene Doppelküche kennen lernen, die sich aus dieser unabweislichen Sonderung entwickelt hat; zweifellos hat schon in früherer Zeit diese Divergenz der Ernährungsformen auch über die Gestaltung der sekundären Merkmale der Geschlechter hinaus ihren Einfluß üben müssen. Letztere sind auch bei vielen Arten der Tiere sehr auffällig; aber fast niemals kennzeichnet das Merkmal des Zarteren und Schwächeren das weibliche Geschlecht; häufig, wie bei Hautflüglern, Schmetterlingen, Raubvögeln ist das ausgesprochene Gegenteil der Fall. Beim Menschen dagegen ist in allen Rassen das Durchschnittsmaß der

Körpergröße, die Muskulatur und Stärke ein augenfälliges Unterscheidungszeichen, und der Unterschied ist bei einigen Stämmen, wie beispielsweise den Nordindianern, so groß, daß die beiden Geschlechter desselben Volkes zwei verschiedenen Rassen anzugehören scheinen. Dabei ist oft neben dem geringeren Körpermaße die größere Ausdauer und Zähigkeit auf seiten des Weibes. Will man diese durchaus ständig gewordenen Eigenschaften jenen sogenannten sekundären Geschlechtsmerkmalen, wie dem Schmuck der Mähne oder des Bartes und so vielen anderen, beizählen, so erschließt sich uns augenfällig einer der Wege, auf welchem solche entstehen, und ein Blick auf den mittelbaren Zusammenhang solcher mit den primären. Umgekehrt aber ist uns gestattet zu schließen, daß das Geschlecht des Urmenschen jene sekundären Merkmale, welche durch die Divergenz der Ernährungsweise begründet wurden, in ausgeprägterer Weise noch nicht besessen habe. Auf die Thatsächlichkeit jener Divergenz weist uns aber unter anderem auch der Umstand hin, daß der auf jüngerer Stufe sich entwickelnde Kannibalismus die Frau regelmäßig ausschließt.

Daß wir uns den Urmenschen in betreff der **Kleidung** ohne alle Fürsorge zu denken haben, kann eines Beweises nicht bedürfen. Was wir in den Tropengegenden als die ersten Spuren der Bekleidung anzusehen pflegen, das wird sich uns seiner Zeit vielmehr als Schmuck darstellen. Wirkliche Bekleidung, aus dem Bedürfnisse des Schutzes hervorgegangen, nimmt ihren Anfang erst mit dem Vorrücken des Verbreitungskreises der Menschheit in höhere Breitengrade; von da erst kehrt sie dann wie zur Vermählung mit dem älteren Schmucke zugleich mit einer erhöhten Kultur in die Nähe der Tropen zurück.

Daß es auch das Schamgefühl nicht sein konnte, welches die erste Bekleidung schuf, haben wir schon erörtert; materielle Beweise der Existenz von Völkern ohne Kleidung und ohne Schamgefühl, ohne ethische oder ästhetische Scheu vor der Nacktheit aller Teile des Körpers liegen in großer Anzahl vor, und sie sind durchwegs sicherer als jene vereinzelten über einen noch erhaltenen Urzustand der Ernährungsweise. Dr. A. B. **Meyer** fand bei seiner Bereisung Neuguineas an der Ostküste der Geelvinksbay Stämme, welche „ganz und gar nackt gehen, ohne jede, auch die geringste Kleidung". Diesem Forscher wirft sich dabei in Anbetracht der vielen Kulturstaffeln, auf welchen die Bevölkerungsgruppen einer und derselben Insel stehen, die Frage auf [1]), „ob sie sich zum Teil von einem reinen Naturzustande aus durch eigene Initiative oder durch äußere Beeinflussung auf eine höhere Stufe, z. B. mit ausgebildeterem Schamgefühl und vielen anderen Gemüts- und Geistesäußerungen, welche sie mehr uns nähern, erhoben haben, oder ob sie in diesen Naturzustand zurückgefallen sind". Wir haben schon zugegeben, daß in einzelnen Fällen auch das letztere möglich sei, aber auch

[1]) Globus 1874. XXV. S. 165.

gezeigt, wie im allgemeinen ein Emporsteigen zu dem Instinkte der Scham durch natürliche Motive weit leichter zu erklären ist als der Verlust eines der Natur selbst anhaftenden Schamgefühls; und der genannte Forscher selbst hält trotz diesem Zweifel dennoch die Nacktheit für den eigentlichen „Naturzustand". Sie erscheint denn auch überall mit einer solchen Lebenshaltung gepaart, welche uns die relative Nähe des Naturzustandes andeutet. Zu Cooks Zeiten gingen viele Australierstämme noch unbekleidet[1]). „Beide Geschlechter gehen ganz nackend, und es kommt ihnen ebensowenig unanständig vor, am ganzen Leibe bloß zu gehen, als es uns vorkommt, daß wir die Hände und das Gesicht unbedeckt tragen" [2]). Auch die Kontinente Afrika und Amerika liefern dafür Belege. Livingstone[3]) fand die Bava am Zambesi, Baker die Latuka, Schweinfurth die Djur, Schilluk und Dinka entweder durchwegs oder der Mehrzahl nach ohne jede Bekleidung, insbesondere ohne eine solche, welche dem Schamgefühle Ausdruck gäbe.

Wie tief in die Urzeit der Gebrauch von Geräten hinabreicht, ein Moment, durch welches die Fürsorge des Menschen für immer von der der Tiere sich trennend in neue Bahnen ablenkte, das dürfte der Natur der Sache nach niemals zu unserer Kenntnis gelangen. Kaum hat jedoch der Mensch seinen ersten Verbreitungskreis ohne diese Stütze verlassen können; die Menschen der Eiszeit wie die der Kjökkenmöddinger waren im Besitze von Geräten.

Unschwer ist es, die Art derselben zu rekonstruieren, wenn wir einfach die gegebene Stufenleiter der Entwickelung bei den Naturvölkern hinabsteigen. Schließen wir noch aus, was auch an dem roheren Werkzeuge des Naturmenschen noch als Fortschritt und Verfeinerung gedacht werden muß, so bleiben uns Stein und Stab in ihrer natürlichsten Form als die Erstlinge der „Maschinen" zurück. Sie vertreten, im Gegensatze zu dem jüngeren Bogen, das Princip der primären Werkzeuge in seiner einfachsten Form. Diese beruht gleichsam auf einer Korrektur, einer äußeren Verstärkung oder verstärkenden Nachbildung der vorhandenen menschlichen Organe selbst[4]). Nichts als eine derbere Faust ist der Stein in der Hand, der auf eine hartschalige Frucht niederfährt. Der Urmensch hat ihn noch nicht dazu zugerichtet, auch nicht als sein bleibendes Eigen an sich genommen, sondern gleichsam von Fall zu Fall die Erfindung wieder aufs neue gemacht, indem er zum Schutze der empfindlichen Hand einen passenden Stein

[1]) Hawkesworth, Geschichte der Seereisen. Deutsch von J. F. Schiller. Berlin 1774. III. S. 233.

[2]) Sonstige Belege bei Waitz a. a. O. I. S. 317.

[3]) Neue Missionsreisen. S. 250.

[4]) Etwas gesucht gelehrt, aber in der Sache zutreffend ist die Bezeichnung „äußere Organprojektion", E. Kapp, Grundlinien der Technik. Vergl. L. Noiré, Das Werkzeug. Mainz 1880.

auswählt. So scheint uns diese Art Schutz infolge steter Wiederholung zu einer Art Instinkt geführt zu haben, den jetzt unsere Kinder, wie ich glaube auch ohne Vorbild, im Spiele bethätigen, so daß wohl heute jeder Mensch aufs neue von dem Instinkte des Zufassens und Schlagens aus zu einer zweckmäßigen Anwendung gelangen würde; dagegen würde die Neuerfindung eines Meißels oder Messers nur wenigen vorbehalten sein. Den Stein auf der Unterlage gleicher Art würde Kapp die „äußere Organprojektion“ des Kauwerkzeuges nennen; er ist noch kein Mahlstein, aber auch in der primitivsten Anwendung eine wertvolle Errungenschaft; durch sie ist ein Teil der organischen Kraft frei geworden, welche in dem mühsameren Kauen hartschaliger Nahrungsstoffe gebunden war.

Wie im Steine die Faust, so fand im Stabe der Arm eine künstliche Wiedergabe und eine Verlängerung über das natürliche Maß hinaus, und mit der Länge wuchs die Wucht der Wirkung. Es scheint, daß der Stab früher als der Stein nicht in genere, sondern als je ein Individuum dem Menschen gleichsam an die Hand wuchs und in dieser Eigenschaft der Ausgangspunkt des persönlichen Eigens wurde. Darauf beruht zum Teil das große Ansehen, das dieses Urgerät als Werkzeug und Waffe noch auf den nächst höheren Stufen der Kultur genoß. Als Keule ist er die Vereinigung von Arm und Faust in selbstgewordener Weise.

Aber die kunstvollere Vereinigung von Stein und Stab zu einem gleichen Werkzeuge vollendeterer Art dürfen wir der Urzeit nicht zuschreiben, oder vielmehr wir müßten, wenn eine Zeitbestimmung dieser Erfindung möglich wäre, von da ab eine Epoche datieren.

Von Wohnungen des Urmenschen kann nicht die Rede sein, nur von Lagerstätten und den allenfallsigen Schutzvorkehrungen für solche. Zum Schutze gegen Sonnenbrand und Wind und den unmittelbaren Anprall des Regens finden wir bei den niedersten Völkern weitverbreitet eine Vorrichtung, welche man am zutreffendsten als „Windschirm“ bezeichnet hat. Solche bestehen beispielsweise bei den Altkaliforniern aus einem rohen Geflecht von Reisern [1], und eben solche Geflechte fand man bei den Australiern [2], und in ähnlicher Weise im Uebergange zu einer halbschließenden Hütte begriffen bei den Feuerländern [3] und anderwärts. Nach Tacitus war auch das Haus der Finnen zu seiner Zeit noch nichts anderes als eine Art Zweiggeflecht [4]. Die Buschmänner aber, welche ebenfalls den einfachen Windschirm herstellen, führen uns wieder um einige Schritte der Urzeit näher, indem sie nach Fritsch jenes Geflecht zeitweilig noch aus den Zweigen des lebenden Strauches herstellen und solcherweise eine Art

[1] Waitz a. a. O. IV. S. 249.
[2] Hawkesworth a. a. O. III. S. 47.
[3] Ebend. II. S. 55.
[4] Germania. Kap. 46.

von Nestern im Busche bauen. Auch jene Altkalifornier begnügten sich häufig mit dem natürlichen Dache eines Baumes.

Aber all dieselben Völker verschmähten unter anderen Umständen auch wieder nicht den Schutz natürlicher Höhlen und unterirdischer Schlupfwinkel; sie waren oder sind „Troglodyten" von Fall zu Fall. Solche Höhlen oder Löcher benutzen die Kalifornier wie die Buschmänner, und die civilisierteren Felsen-Tubu verbinden einen freien Wohnplatz mit der anstoßenden Schlafkammer in einer Felsenspalte. Solche Höhlen, soweit sie in genügender Anzahl zu finden waren, benutzte nach Zeugnis der Funde auch der Mensch der Eiszeit, und auf weit jüngeren Stufen hat der alte Brauch die nachahmende Technik der Herstellung unterirdischer Wohnungen zurückgelassen. Solche gruben bekanntlich die Germanen des Tacitus aus, und die Slawen zur Zeit des Kaiser Mauritius [1]) verbargen in solchen ihre ärmlichen Habseligkeiten. Bei asiatischen Völkerschaften fand Xenophon dieses System des Wohnens zu einer gewissen Entwickelung gebracht [2]). Daß Höhlen und Erdlöcher wenigstens bei entsprechenden Bedingungen des Klimas für den Urmenschen wirklich eine hohe Bedeutung hatten, das können wir mit großer Sicherheit aus den altertümlichsten Formen des stets konservierenden Kultes erschließen. Die Wohnstätte zugleich zur Wohnung des Toten zu machen, ist uralter Brauch, und es müssen einst außer den Ahnengeistern auch die Toten selbst hier gewohnt haben, wenn bei so vielen Völkerschaften die ältesten Kultformen stets wieder zu einer Höhle zurückführen, aus welcher einst, wie dann der Mythus erzählt, alle Menschheit hervorgegangen sei.

Aber ebenso geläufig ist den ältesten Geschlechtern, von denen wir Kunde haben, das Wohnen der Vorfahrenseelen in Bäumen. Dem Aegypter wiegten sich seine Vorangegangenen mit Vorliebe in den Zweigen der Bäume, die sie zu solchem Zwecke an ihren Grabstellen stifteten, und im indischen Mythus spielt der Baum als Wohnung der Geister eine sehr wichtige Rolle. In der That bildete auch ein „heiliger Feigenbaum" unter seinem säulengetragenen Dache eine Herberge für viele. Indes richtet sich die wissenschaftliche Frage jetzt dahin, ob nicht der Urmensch im allgemeinen als ein Wesen zu betrachten sei, das mit einer erst allmählich abnehmenden Ausschließlichkeit nicht unter, sondern *auf* Bäumen gelebt habe. Zu einer solchen Annahme hat vorzugsweise die relative Aehnlichkeit des menschlichen und des Baues des anthropoiden Affen geführt. Indes, wie *wir* die Entwickelungslehre verstehen, bedingt diese Aehnlichkeit nicht einmal mit Notwendigkeit eine nächste genealogische Verwandtschaft; das verbindende Mittelglied kann möglicherweise in der Reihe der beiderseitigen Ascendenz sehr weit zurückliegen, und die unbekannten Glieder dieser Reihe mit ihren noch

[1]) Mauritius, Strateg. XI., 5.

[2]) Vergl. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. Berlin 1883. S. 16 und 436.

nach verschiedenen Richtungen hin entwickelbaren Organen müssen dann jedenfalls von einer Kulturgeschichte der Menschheit ausgeschlossen bleiben. Was der Urmensch im günstigeren Klima für seine Lagerstätte vor allem suchen mußte, war Schutz vor den gefährlichen Tieren. Diesen gewährte leicht eine Verwahrung des Höhleneinganges. Zur Anlage ähnlicher Verhegungen der Nester ist schon der Instinkt mancher Vögel fortgeschritten. Doch läßt sich ebensowenig in Abrede stellen, daß auch die Höhe der Baumkrone einen solchen Schutz bot. An Gewandtheit, sich im Geäst der Bäume zu bewegen, konnte es dem darauf eingeübten Menschen auch bei seiner Organisation von heute nicht fehlen. An der Dourgastraße von Neuguinea traf man [1]) Papuas, welche über einem unwegsamen Sumpfstreifen mit Affenbehendigkeit von Baum zu Baum der Küste entlang kletterten und dabei einer fahrenden Schaluppe zu folgen versuchten; aber ihre Wohnungen lagen jenseits des Schlammgürtels auf trockenem Boden.

„Baummenschen" könnten eher noch diejenigen Gaberineger Innerafrikas genannt werden, deren recht weitschichtige Horstwohnungen Dr. Nachtigal auf Eriodendronbäumen im Lande Kimre sah [2]). Auf benachbarten, möglichst wagrechten Aesten wird aus Geflecht eine Art Plattform hergestellt, welche wie die der Pfahlbauten die kleine Hütte und den gesamten Hausstand trägt, zu welch letzterem selbst Ziegen, Hunde und Hühner gehören.

Aber auch diese vollendeten Baummenschen haben außer solchen Horsten ihre Hütten auf der Erde und betrachten jene gleichsam als Festungen, in welche sie bei jeder drohenden Gefahr flüchten. Freilich mußten solche Gefahren vor Anwendung des Feuers, welches jetzt die Raubtiere abhält, alltägliche sein, und es bleibt daher doch die Frage, ob nicht solche Gewöhnung, auf Bäumen zu übernachten, aus einer älteren, hülfloseren Zeit der Menschheit stammt. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit hat L. Geiger in dem Bereiche der „Hängematte" das ehemalige Baumwohnen vermutet.

Am meisten entspricht es der ganz spezifisch charakteristischen Anlage des Menschen und dem bestimmenden Einflusse, den gerade diese auf seine Geschichte hatte, anzunehmen, daß sich der Urmensch mehr noch als die nachfolgenden, einseitiger beanlagten Generationen, diesen und jenen Umständen anzuschmiegen, gleichzeitig Höhlen- wie Baumbewohner zu sein vermochte. Gewiß mußte das eine und das andere auf seine Körperhaltung und dadurch auf die sich vererbende Beschaffenheit seines Aeußeren eine differierende Einwirkung geübt haben; aber alle diese Einflüsse mußte wieder ein gewohnheitsmäßig gewordener Gebrauch von Geräten, die zugleich als Waffen dienten, in einer bestimmten Weise paralysieren: dieser Gebrauch mußte für die vollendete Differenzierung von Händen und Füßen und die aufrechte Haltung auf letzteren entscheidend sein.

---

[1]) Globus 1872. S. 215.

[2]) Nachtigal, Sahara und Sudan. II. S. 628 f.

Um den Urgrund und Uranfang menschlicher Organisation richtig zu erfassen, müssen wir zunächst einige landläufige Irrungen auszuschließen suchen. Wir müssen uns davor wahren, die Auffassungen unserer Zeit, welche das Resultat eines so langen Kulturringens sind, an den Anfang der Dinge zu versetzen, wozu wir allzu leicht verleitet werden. Erst diese Auffassungen einer hohen Kulturstufe sind es, welche den Begriff der Geschlechtsverbindung als Paarung in die innigste Verbindung zu dem der Ehe als Familiengründung gebracht haben. Diese Verbindung müssen wir vom Standpunkte der unparteiischen Kulturgeschichte aus wieder lösen, und die Betrachtung historisch völlig aufgeklärter Verhältnisse gibt uns die volle Berechtigung hierzu.

Paarung oder Geschlechtsverkehr und Ehe als Gesellschaftsform engsten Sinnes sind zwei an und für sich ganz verschiedene Dinge, und nur indem wir, hierin auch von Morgan, Bachofen[1]), Lubbock und anderen abweichend, diese Unterscheidung gebührend betonen, gelangen wir zu einer klareren Vorstellung der Entwickelung dieser so wichtigen Verhältnisse. Der Geschlechtsverkehr beruht auf einem Antriebe des allerprimärsten Instinktes und steht der Gruppe der Reflexerscheinungen am nächsten; die Ehe als Grundlage der Familienorganisation welcher Art immer ist die Schöpfung gesellschaftlicher Fürsorge; beide stehen nach Entstehung und Zweck weit auseinander. Auf Tahiti lernten die Entdecker noch vor hundert Jahren ein Volk kennen, das jene Unterscheidung ganz klar festhielt. Es herrschte daselbst außerordentliche Wahlfreiheit in betreff der Liebesbündnisse, und obwohl solche, durch Neigungen begründet, nicht immer sofort wieder auseinanderfielen, so verpflichteten sie doch zu nichts, als was eben ihren nächsten und einzigen Zweck ausmachte. Sie bildeten, obwohl durch die Neigung oft lange Zeit festgehalten, keinen Ehebund, und umgekehrt: um jenem primären Instinkte Genüge zu leisten, schloß man auf Tahiti keinen solchen. Anlaß, über einen solchen sich zu entscheiden, gab den Eltern erst das Vorhandensein eines Sprößlings. Ihn zu erzeugen, bedurfte es keiner Institution gesellschaftlicher Fürsorge, wohl aber ihn zu erhalten. Hatten die Eltern keine andere Absicht, als den Geschlechtsverkehr fortzusetzen, so gab ihnen die kalte Logik der Unkultur als nächstliegenden Weg die Vernichtung des jungen Lebens an. Wir werden sehen, wie sehr die Unkultur diesen Weg ausgetreten hat. Sollte aber aus irgend welchen Motiven, deren es auch noch außer dem Instinkte der Mutterliebe gab, das Kind herangezogen werden, dann erst verbanden sich beide Teile zu Gatten und Genossen, indem die Mutter für die Last, die sie einseitig auf sich nahm, unterstützende Leistungen des Mannes ausbedang. Erst diesen Vertrag, diese gegenseitige Verpflichtung zu gemeinsamer Erhaltung und

[1]) Bachofen, Das Mutterrecht.

Erziehung eines Kindes kennzeichneten die Tahitier als einen Ehebund, und sie folgten hierin mit anderen Völkern unzweifelhaft uralter Ueberlieferung der Sitten. Dieser Ehebund hatte zunächst so wenig gemein mit jener dem primären Instinkte folgenden Näherung der Geschlechter, daß er eine solche sogar für die lange Dauer des Säuglingsalters wegen Mangels einer Ersatznahrung ausschloß. Dagegen stipulierte dieser Bund naturgemäß die gegenseitige Unterstützung in der Erhaltungs-, insbesondere der Ernährungssorge und leitete so zu dem Keime dessen, was wir „gemeinsamen Haushalt" nennen, wenn auch dessen Formen nach den verschiedenen Kulturstufen noch sehr verschiedene waren. Das Ziel, auf welches der Kulturgang losstrebte, sehen wir sofort angedeutet: es ist die Vereinigung beider ursprünglich ganz verschiedenen Momente; aber die Erreichung dieses Zieles stand nicht nur dem Urmenschen, sondern selbst viel jüngeren Generationen noch in sehr weiter Ferne. Moralisches Bedenken darf wenigstens den Kulturforscher nicht abhalten, sogar in unserem heutigen Volksleben das Bild alter Zeiten zu erkennen, soweit es sich um die bäuerlichen Schichten in einigen Gegenden handelt. In diesen geht sehr häufig noch ein sehr loser Liebesbund der Ehe voran, und der Abschluß dieser erfolgt erst, nicht unähnlich wie auf Tahiti, wenn der Anlaß einer neuen Lebenssorge zur Entscheidung zwingt. Nun wird die Beihilfe des Mannes bei dem gemeinsamen Haushalt zu der stillschweigend geforderten Bedingung für vorangegangene Gewährung. Zur Urzeit zurück gelangen wir offenbar nur auf dem umgekehrten Wege: die beiden disparaten Elemente, welche sich im Laufe der Kulturentwickelung immer enger gesellen, stehen noch völlig isoliert. So entspricht es auch einer vorbedachtlosen Zeit; jeder Antrieb ist sich selbst Zweck. Wir werden also auch den Umgang der Geschlechter als eine Sache für sich betrachten müssen, während andererseits die Sorge für die Nachkommen verschiedenartige Formen annehmen kann, ehe sie ihre Stütze in einem Ehebündnisse findet.

Auf einen solchen Zustand leiten denn auch alle historischen Ueberlieferungen und zahllose Rudimente der Sitten hin, die uns noch entgegentreten werden. Auch die Kulturgeschichtsforscher finden sich der Sache gegenüber in Uebereinstimmung, dagegen scheinen uns die gewählten Namen, weil sie aus jüngeren Verhältnissen entnommen sind, mehr zur Verdunkelung als zur Klärung der Sache beizutragen. Seit Bachofen hat man sich gewöhnt, jenen Gesellschaftszustand in Rücksicht auf die Geschlechtsverhältnisse als „Hetärismus" zu bezeichnen. Mit Recht wendet sich Fr. Engels gegen dieses, den „außerehelichen" Verkehr der Geschlechter brandmarkende Wort. Von solchem kann man nicht reden, solange es noch keine „Ehe" gibt. Wollen wir aber diesen Namen jeder Art geschlechtlichen Verkehrs beilegen, so bringen wir die ganze Sache wieder in jene Verwirrung, aus welcher sie auch durch Lubbocks „Gemeinschaftsehe" nicht erlöst werden kann. Wir müssen vielmehr darauf bestehen, daß der Name „Ehe" in

dem oben angeführten Sinne einer jüngeren gesellschaftlichen Schöpfung vorbehalten bleibe.

Eine gegenteilige Meinung, welche schon dem Urmenschen als Ausfluß eines ihm überkommenen Instinktes irgend eine Art Ehebund zusprechen möchte, scheint in einem Vergleiche mit einigen Organisationen im Gebiete des Tierreiches eine Stütze zu haben. Es gibt in der That schon im Tierreiche sogar eine Form von monogamischer Ehe, und während sie in der Regel wohl nur für die Dauer der Erziehung einer Brut geschlossen wird, währt sie bei einzelnen Tierarten sogar darüber hinaus. Allein wir fanden schon einmal Gelegenheit zu betonen, wie wenig man die tierischen Instinkte in ihrer Entwickelung als eine fortschreitende Stufenleiter betrachten könne, die notwendig in menschlichen Instinkten, als den höchstentwickelten, endigen müsse. Selbst innerhalb des Tierreiches zeigt sich keine Aufeinanderfolge, welche mit der Entwickelung aller Artenmerkmale gleichen Schritt hielte. Immer scheinen sich vielmehr die Instinkte erst innerhalb sonstiger gegebener Artenmerkmale in einer durch diese bedingten Weise zu entwickeln, so daß wir hochentwickelte gesellschaftliche Instinkte in der niederen Klasse der Insekten vorfinden, während viel höher stehende Tierklassen solcher ermangeln. Der Hund steht unendlich höher als manche Spezies aus der Klasse der Vögel, aber die Instinkte mit Bezug auf das Geschlechtsleben verhalten sich umgekehrt. Einige Arten der Vögel besitzen eine wirkliche Ehe, ein Zusammenleben der Eltern zum Zwecke gemeinsamer Erhaltung der Jungen. Wie wenig aber ein solcher Instinkt der ganzen Klasse angehört, wie sehr vielmehr seine Existenz von scheinbar geringfügigen Bedingungen der Ernährungsweise abhängt, das zeigt ein vergleichender Blick auf eine Hühnerherde und ein Taubenpaar. Die Notwendigkeit, dem jungen „Nesthocker“ die Nahrung in den Schnabel zu legen, zwingt den Täuber zu einer Teilnahme an den Geschäften des Haushaltes, welche dem Hahn erlassen bleibt. Jene Beschränkung hat Monogamie zur Folge gehabt; den für das Fortkommen günstigeren Gewohnheiten des „Nestflüchters“ genügt die Leitung des mütterlichen Tieres.

Wenn uns solche Vergleiche zu irgend einem Schlusse in betreff des Urmenschen führen können, so kann es nur der sein, daß die außerordentliche Vielseitigkeit der Lebensverhältnisse, denen sich der Mensch wie keines seiner Mitgeschöpfe anzuschmiegen vermochte, eine durch einen fertigen Instinkt ähnlicher Art gebundene Marschroute ausschließen; mit anderen Worten: die Institution der menschlichen Ehe ist nicht Gegenstand der Natur-, sondern der Kulturgeschichte, und dem entspricht vollkommen die Mannigfaltigkeit der historischen Formen, die sich genau der Mannigfaltigkeit wechselnder Lebensbedingungen und Lebensweisen anschließt. Wenden wir unser Augenmerk dahin zurück, so kann es uns gar nicht zweifelhaft bleiben, daß am allerwenigsten eine Institution von der Art der monogamischen Ehe am Ausgangspunkte der Kulturentwickelung, in der Urzeit der Menschheit

gesucht werden kann. Sie war als wirkliche Ehe im strengen Sinne des Wortes, in Absicht auf die Erhaltung der Kinder, durch die Verhältnisse nicht unbedingt geboten. Solange der Mann nicht im Gebrauche der Werkzeuge und Waffen größere Fortschritte gemacht hatte, war er in betreff des Nahrungserwerbes dem Weibe in nichts voraus; er konnte einem vorstellbaren Haushalte nichts bieten, was die Frau nicht selbst — eine kurze Unterbrechung abgerechnet — zu sammeln vermochte; das Leben niederer Stämme zeigt uns heute noch, daß die Mutter durch die Bürde des Kindes von keiner Arbeit zurückgehalten wird.

Die Ernährung des letzteren fand allein auf die natürliche Weise statt; die Mutter allein genügte also dem Kinde. Fassen wir aber jene nur fälschlich sogenannte Ehe, den Bund der Liebenden ins Auge, so steht einer monogamischen Einrichtung derselben für längere Dauer die Natur selbst so lange im Wege, bis die Kultur sie entsprechend korrigiert hat. Im Tierreiche geht die Erregung des betreffenden Instinktes von der Disposition des weiblichen Teiles aus, und diese ist eine nach längeren Zwischenräumen nur für gemessene Fristen wiederkehrende. Der scharfe Sinn des männlichen Tieres vermittelt dann die Anregung des primären Instinktes, dessen Aeußerungen hiermit gleich Reflexerscheinungen ausgelöst werden. Hierfür ist das männliche Tier zum Unterschiede vom weiblichen immer empfänglich, während in der Dispositionsbeschränkung des letzteren eine Art diätetischer Regelung dieses für das Individuum nicht ungefährlichen Instinktes liegt.

Wie wir bereits oben angedeutet haben, lassen sich die Verhältnisse beim Urmenschen kaum anders denken. Den scharfen Sinn für die den Instinkt auslösende Wahrnehmung besitzen in der Natur näher gebliebenen Stämmen auch noch die Nachkommen des Urmenschen, wie solche Sinnesschärfe beispielsweise Jagor auf seiner Philippinenreise wahrnehmen konnte. Daß sie dem Kulturmenschen verloren erscheint und daß bei ihm an die Stelle des ganzen Verhältnisses bei beiden Geschlechtern eine weniger intermittierende Disposition trat, die jetzt als ein Unterscheidungsmal seiner Spezies aufgeführt werden könnte, das mag mancherlei Ursachen haben; die wichtigste aber haben wir bereits angedeutet: die erst beim Menschen und nur bei diesem entwickelte Vorstellungskraft, welche an die Stelle des materiellen Anreizes tritt und nach ihrer Art jederzeit wirksam sein kann. Wir haben nun gefunden, daß wir einen hohen Stand dieser Geisteskraft beim Urmenschen nicht voraussetzen dürfen; wir lernen ihn also unter Verhältnissen kennen, die durch sich selbst jene diätetische Beschränkung üben, welche die Kultur neben anderen Vorteilen von dem entwickelten sekundären Instinkte der Schamhaftigkeit und ihren gesellschaftlichen Institutionen erwartet.

Darum dürfen wir uns denn die Urmenschheit auch ohne Institution der Ehe keineswegs in einem Zustande denken, wie ihn etwa kurz nach der Entdeckung auf einigen Südsee-Inseln die Kombination eines halben Natur-

zustandes mit dem Kulturbruchteile englischer Matrosen als angebliche Renaissance des Paradieses herbeiführte. Auch nach dieser Richtung hin war also die Beschränkung durch die Ehe als gesellschaftliche Institution noch nicht notwendig. Einer monogamischen Ehe aber vollends stand die Natur selbst im Wege.

Das Säuglingsalter mag mit der Lebensdauer, welche einer Spezies zukommt, in einem bestimmten Verhältnisse stehen; solange es währt, schweigen im Naturzustande jene Antriebe des primären Instinktes. Im Tierreiche fällt das alles in einen Jahresturnus zusammen oder wiederholt sich innerhalb eines solchen.

Bei dem langlebigen Menschen dagegen erstreckte sich diese Periode auf vier bis fünf Jahre. Innerhalb dieser mußte die Mutter dem geschlechtlichen Verkehre entsagen, indes für den Mann keinerlei natürliche Veranlassung zu desgleichen vorlag; viel weniger also konnte die Natur auf jeder Stufe zu jener Institution anleiten.

Worin lag nun jene „Korrektur" der Natur selbst und wodurch konnte diese überwunden werden? Allein durch die Fortschritte in der Ernährung, durch die vorhergehende Zubereitung der Nahrungsmittel durch Zermalmen und Feuereinwirkung, insbesondere aber durch die Einführung tierischer Milch als Ersatznahrung während der ehemaligen Frist des Säuglingsalters. Vor solcher Einführung wäre ein jeder Versuch, gegen die Natur anzukämpfen, unzweifelhaft von Nachteil für die Gattung gewesen. Noch heute ist die Sterblichkeit der Kinder zur Zeit der Entwöhnung bei Völkern niederer Kultur und bei solchen, die sich wie die Eskimos einer ersatzweisen Kindernahrung nicht erfreuen, verhältnismäßig sehr groß. Mit jedem Versuche, um der Erhaltung und Fortsetzung der Ehe willen die Säugezeit abzukürzen, mußte die Sterblichkeitsziffer steigen, und ein Stamm, der sich auf diese Bahn begeben hätte, würde damit auch die seines Aussterbens betreten haben. Erst mit jenem Fortschritte der Ernährungstechnik, insbesondere mit der Einführung der tierischen Milch kehrte sich das Verhältnis um. Stämme mit kürzerer Säugefrist wurden die volkreicheren, die im Wettbewerbe mit anderen siegreichen. Dieses ist eine der Ursachen, aus welchen gerade jenen Völkern die Herrschaft über die Erde zu teil werden sollte, welche durch die Stufe des Nomadentums hindurchgegangen sind. Da wir aber Viehzucht mit Milchgewinnung erst auf einer verhältnismäßig sehr hohen Stufe der Kultur und ursprünglich nur bei einem sehr kleinen Bruchteile der Menschheit antreffen werden, so läßt sich daraus ermessen, daß es, aus der Urzeit herausreichend, ein sehr langer Zeitraum gewesen sein muß, binnen welchem die Menschheit wesentliche Fortschritte zur Begründung ehelicher Institutionen strengeren Sinnes nicht machen konnte.

Wenn wir so dem Urmenschen jede Form eines wirklichen Ehebundes absprechen müssen, wobei jene Rudimente, welche wir auf jüngeren Stufen zahlreich vorfinden werden, für uns das bündigste Zeugnis ablegen werden,

so ist damit keineswegs auch behauptet, daß es der Urzeit an jeder Art von Vergesellschaftung habe fehlen müssen. Im Gegenteil ist zu jeder Zeit das Geschlechtsbedürfnis nur einer von vielen Anlässen gewesen, welche zu Vergesellschaftungen führen konnten. Das Tierreich bietet wieder eine Anzahl Analogien. Hundearten, wie Wolf und Hyänenhund, vergesellschaften sich zum Zwecke von Jagdunternehmungen, Herdentiere zur Auffindung günstiger Weideplätze und gesicherter Nachtlager, Vögel zur Orientierung auf alten Zugstraßen. In allen diesen Fällen nimmt eine Gesamtheit die Erinnerung aller einzelnen Individuen in Anspruch, und so gewinnt diese gleichsam einen nützlichen Instinkt, welcher den Individuen nicht in gleicher Vollkommenheit innewohnt.

Zu diesen Vergesellschaftungen der Nützlichkeit stehen die der Notwendigkeit, die wir als die natürlichen oder primären bezeichnen möchten, in verschiedenartig ausgeprägten Verhältnissen. Bei den geselligen Vögeln beispielsweise zerbröckelt jene Vergesellschaftung für die Dauer die anderen. Sobald der junge Star sich selbst nähren kann, wird er von seinen Eltern einer größeren Gesellschaft zugeführt, die sich aus den Alten und Jungen der Nachbarschaft zusammensetzt. Diese Scharen suchen nun, durch die Erfahreneren geleitet, die besten Weiden in Obstgärten, Wiesen und Weinbergen, die sichersten Schlafstätten im Röhricht der Gewässer auf und vergrößern sich durch sich wiederholenden Anschluß nachbarlicher Scharen. In solcher Gemeinschaft suchen und finden sie dann die geeigneten Straßen nach den offen bleibenden Gefilden des Südens; in solcher verbringen sie den weitaus größeren Teil des Jahres, in solcher kehren sie zu uns zurück; hier aber löst die Vergesellschaftung der Geschlechter jene umfassendere für einen kürzeren Bruchteil des Jahres vollständig auf. Bei einigen Arten des Wildes ist diese Auflösung der Herden keine vollständige, indem nur das mütterliche Tier für die Zeit des Säugens in gewissem Grade aus dem Verbande tritt oder vielmehr innerhalb der großen Gruppe mit den Jungen zusammen eine kleinere bildet. Der bekannten Mustergesellschaft der Bienen liegt die Vergesellschaftung jener Art zugrunde, die wir die sekundäre im Gegensatze zu der primären der Geschlechter nennen können; an den Leistungen derselben aber nehmen die männlichen Tiere so gut wie gar keinen Anteil; sie erhalten ihre reichliche Verpflegung durch weibliche Tiere bloß zu dem Zwecke, seiner Zeit den geschlechtlichen Verband herzustellen. Dieser löst aber dann den sekundären Verband keineswegs auf, sondern begründet ihn vielmehr immer wieder aufs neue. Obgleich eine Verstärkung oder Erweiterung desselben durch Hinzufügung fremder Bruten nicht ausgeschlossen ist, so ist er doch der Regel nach selbst infolge des Daseins eines einzigen mütterlichen Tieres zugleich ein familienhafter im strengsten Sinne des Wortes, wiewohl doch wegen der völligen Fürsorgelosigkeit der männlichen Tiere von einem ehehaften Verhältnisse auch nicht einmal der Schein besteht.

Wir wollen indes damit nur zeigen, daß vorgreifende Lebensfürsorge zur Schaffung mannigfaltiger Gesellschaftungen führen kann, deren Grundlage nicht das Eheverhältnis, weder im strengen noch im fälschlichen Sinne des Wortes, zu sein braucht, und wie der Bund der Geschlechter, den überall der primäre Instinkt hervorruft, zu jenem in verschiedenartige Verhältnisse treten kann. Ein Verbindungsglied ist dasjenige, was wir mit einem fremden Worte und im weitesten, noch unbestimmtesten Sinne desselben die „Familie“ nennen. In diesem Sinne ist ihr Begriff älter als der der Ehe. Die Familie spielt ihre kulturgeschichtlich bedeutsame Rolle lange vor dem Ehebunde, und obgleich jene sekundäre Vergesellschaftung auf einem ganz anderen Principe beruht, so ist es doch der Thatsache nach vorzugsweise die Familie, welche jene Gesellschaften gleichsam dem Materiale nach schafft. Der Bienenstaat ist der Regel nach selbst nur eine einzige große Familie; alle Mitglieder, welche eine und dieselbe gesellschaftliche Fürsorge verbindet, sind außerdem der Regel nach Kinder ein und derselben Mutter. Ein Zug Wandervögel ist durch einen Zweckmäßigkeitsgrund verbunden, aber der Thatsache nach wird er in vielen Fällen zugleich einen Verwandtschaftsorganismus darstellen, indem einmal die örtlich nebeneinander wohnenden den nächsten Anlaß haben, sich zu vereinigen, zum anderen aber das örtliche Nebeneinanderwohnen bei der Gewohnheit der Zugvögel, zum Ausgangspunkte ihrer ersten Reise, also zu ihrer Wiege zurückzukehren, die Folge gleicher Abstammung zu sein pflegt.

In diesem Sinne kann man auch beim Menschen die Familie als die Grundlage aller gesellschaftlichen Organisation, als Ausgangspunkt aller gesellschaftlichen Fürsorge betrachten. Ueber eine einzig mögliche Urform hinaus sind auch ihre Formen sehr verschieden gewesen. Jene Urform aber erscheint immer wieder durch alle jüngeren hindurch, bis sie erst auf einer relativ hohen Stufe der Kultur einer jüngeren sich völlig unterordnet, um bald wieder einen Teil ihrer alten Bedeutung zurückzuerobern. Diese große Lebenszähigkeit und Lebenskraft verdankt sie der Natur selbst, deren Schöpfung sie ist. Ihr einfachstes Schema ist Mutter und Kind. Es bedurfte gar keiner Reflexion, um diesen Verband herzustellen, keiner Art Uebereinkommen oder Vertrag, um die Mutter für ihr Kind zu verpflichten, wie beiderlei für die darum auch erst viel später erfolgte Einbeziehung des Vaters Voraussetzung wurde.

Das Kind lehrt die Natur selbst als einen Teil der Mutter erkennen, auch wenn es sich dem Mutterschoß entwunden hat. Es bleibt im Urzustande in die Jahre hinein der Mutter zugehörig wie ein Glied ihres Leibes, durch den allein es lebt. Mutterliebe ist der erste gesellschaftliche Instinkt, ein Mutterrecht die erste gesellschaftliche Ordnung. Denn da das Kind ein Teil der Mutter selbst ist, so hat diese an ihm ein Recht, so unzweifelhaft, wie es noch kein zweites Rechtsverhältnis der Urzeit bietet. Wir werden in einer jüngeren Zeit die harte Seite dieses Rechtes kennen

lernen. Wenn in Zeiten und Lagen der Not die Wage schwankt zwischen Selbsterhaltung und dem Interesse der Gesellschaft, wenn der primäre Instinkt mit dem gesellschaftlichen, die Selbstfürsorge mit der Mutterliebe kämpft, dann entscheidet jenes Recht mit der kalten Konsequenz, welche die Urzeit kennzeichnet, zu Gunsten des näherliegenden, des mit den Sinnen unmittelbar wahrnehmbaren Vorteils. Dann wird das Kind ein Opfer jenes Widerstreits und hat nirgends einen Anwalt; wenn erst die sich entwickelnden Vorstellungen des Kultes dieses Opfer der Mutterliebe geheiligt haben, dann tritt eine jener Entgleisungen menschlicher Fürsorge ein, die wir zum öfteren kennen lernen werden, wenn die primitivere Fürsorge mit der weiter ausgreifenden in Widerstreit gerät. Bei den Naturvölkern etwas höherer Stufe wurde nach Beweisen unwiderleglichster Art die Vernichtung des Kindes ein überaus gangbarer Weg primitiver Fürsorge. Die Menschheit wäre gleichsam im Keime erstickt, wenn dieser Lebensbehelf schon dem Urmenschen geläufig gewesen wäre. Wir müssen vielmehr annehmen, daß in seinem Wohnungsbereiche wenigstens die Nahrungssorge ihn nicht dahin führte, daß er vielmehr erst auf jenen Ausweg hingedrängt wurde, als er bei erweiterten Wohngebieten einen schwereren Kampf um das Dasein zu kämpfen begann. Allein, wenn wir so sagen dürfen, das formale „Recht" der Mutter stammte aus jener Zeit der einfachsten Gesellschaftsformen.

Mutter und Säugling also bilden von Natur aus eine winzige Gesellschaftsgruppe, die Keimblättchen aller Organisationen familienhafter Form, und je tiefer wir uns in die Urzeit versetzen, desto unmöglicher wird die Existenz des Säuglings ohne diesen Bund, diese Urorganisation, welche die Natur vorbereitet, das Opfer der Mutterliebe begründet hat. Aber die Urzeit selbst sorgt auch dafür, daß dieser Bund nicht mit dem unmittelbaren Zwange der Natur erlischt. Wir erinnern uns, wie in jener Zeit, ein südliches Klima vorausgesetzt, die Grenzen des Säuglingsalters und der Mündigkeit merkwürdig nahe aneinander rücken mußten. Dieser Umstand mußte wieder zur Folge haben, daß das schon reifende Kind selbst Zeuge seiner unbedingten Abhängigkeit von der Mutter wurde und das Bewußtsein dieser Thatsache in die so schnell herantretende Zeit seiner persönlichen Selbständigkeit hinübernahm. Dieses dem Menschen allein unter allen Lebewesen dauernd verbleibende Bewußtsein wurde unter Menschen zu einer Art Instinkt der Mutterschätzung, zum Kitt eines Bundes, den auch bei den höchstbegabten Tieren die Natur selbst wieder löst. Keines der edleren Gefühle gesellschaftlicher Art erscheint als Erbe jener Zeit ausnahmslos dem Menschen unter allen Himmelsstrichen so sehr wie angeboren, wie die Hochschätzung der Mutter, die Liebe des Kindes zu ihr. Den Lippen gefühlloser Wilder hörten Forschungsreisende wie Livingstone in Augenblicken plötzlichen Schreckens den Namen der fern weilenden Mutter wie ein Gebet entfliehen, und in jenen weiten Volksbereichen, in denen ein besonderer Gang der Kultur das Weib als solches zur elenden Sklavin

erniedrigt hat, steht in einem grellen Gegensatze hiezu die unbedingte Achtung, die das Weib als Mutter genießt. Tief im Innern Afrikas, in seinen „Heidenstaaten“ wie in seinen Regionen des rauhesten Mohammedanismus, steht heute noch im Widerspruche zu allen anderen Volkssitten das Bild der Königsmutter da wie ein Heiligenbild, der Grabkammer einer längst verschwundenen Zeit entnommen. Und dasselbe mütterliche Bild ist es, das, wie wir noch sehen werden, die urältesten Kulte aller Völker auf den Altar erhoben haben. Das sind Rudimente, die aus den Urzeiten heraufreichen. Diesen ihren Wert verrät die stumme Fremdartigkeit, mit der sie wie ein erstarrter Widerspruch aus ihrer Umgebung hervorragen. Ein in seiner Tiefe und Weichheit völlig gleiches Gefühl für den Vater, auch wo der Begriff eines solchen schon ein altvererbter ist, wird die Ethnologie bei den Naturvölkern vergeblich suchen; selbst bei den Kulturvölkern dürfte eine feine Abstufung von beiderlei Gefühlen noch leicht zu erkennen sein.

Wir haben aber vollen Grund anzunehmen, daß der Begriff des Vaters in unserem Sinne der Urzeit fremd und unbekannt sein mußte. Wir werden noch in viel späteren Zeiten diesen Begriff vielen Schwankungen und Inhaltsänderungen unterworfen sehen. Eine Beziehung des Erzeugers zum Kinde konnte dem letzteren nicht wahrnehmbar werden vor Schaffung des Instituts der Ehe im strengeren Sinne. Erst wenn der Vater teilnahm an der Sorge für die Erhaltung des Kindes, war ein für dieses wahrnehmbares Band vorhanden, denn die physiologische Beziehung war für den mit seinem Denken immer nur von sich aus vorwärtstastenden Menschen in seiner Stellung als Kind unerfindlich; aber auch gefunden wäre sie für die primitive Organisation ohne Bedeutung geblieben. Dafür bieten selbst noch viel jüngere Organisationen die Belege.

Dagegen bildete sich naturgemäß um die Mutter, als Mittelpunkt, eine kleine, durch nachbarliches Beisammensein von Kindesbeinen an verbundene Menschengruppe. Von der Entwöhnung des weiblichen Kindes an verging kein Jahrzehnt bis zum Hinzutritte einer zweiten Generation. Die kurze Frist konnte in den meisten Fällen nicht hinreichen, die Beziehungen der jüngeren Mutter zu ihrer Mutter vergessen zu machen; auch ihre Sprößlinge wurden durch sie derselben Gruppe zugesellt. Keine Arbeitsteilung riß sie noch auseinander. Gemeinschaftlich suchen Mädchen und Knaben, letztere noch nicht im Besitze kunstvollerer Waffen, Früchte, Samen, Larven und Muscheln. Die Erfahrung der älteren bei Auffindung der reichsten Beutestellen werden die jüngeren so wenig ohne besonderen Antrieb preisgegeben haben, als der junge Vogel fern von den Alten seine Zugstraße sucht. So mußte sich, wie bei den Wandervögeln, eine Gruppe von Menschen bilden, in welcher immer die jüngeren Generationen durch Gewohnheit, die jüngsten durch eine natürliche Unselbständigkeit, von der sie sich nur allmählich loswinden konnten, an die älteren gekettet waren. Die Mädchen der Gruppe trugen zu ihrer Zeit dazu bei, die Jünglinge

festzuhalten; sie gehörten der Gruppe als ein Gegenstand der Annehmlichkeit, bis auch ihnen sich der Genuß solchen Lebens für Jahre verschloß. Blutsverwandtschaft bildete noch kein Hindernis solchen Verkehrs; die Natur der Sache verbot noch eine solche Beschränkung der Wahl.

Man kann eine solche Gruppe einen „Stamm" oder ein „Stämmchen" oder ähnlich nennen; nur die Bezeichnung „Geschlecht" und „Gens" wollen wir uns für eine historische Zeit aufsparen, in welcher eine konkrete Erscheinung mit dieser Bezeichnung auftritt.

In einer etwas jüngeren Urzeit mußte eine erste kindliche Spekulation das Band befestigen, welches einen solchen Stamm zusammenhielt. Wir können dieselbe in eine sehr frühe Zeit versetzen, denn sie entfernt sich kaum noch von dem sehr beschränkten Denken des Urmenschen, dem nur die Beziehungen des eigenen Ich ein Gegenstand des Versuches sind. Auch gehört diese Art Spekulation zu dem Grundschatze jener, welche, wie wir später noch vielfach zu zeigen in der Lage sein werden, der gesamten Menschheit ohne Ausnahme eigen waren, also wohl in frühester Zeit erworben sein mußten. Endlich zeugt der Inhalt selbst von jener kindlich oberflächlichen Weise, die Wahrnehmungen des Aeußerlichen zu verbinden. Was auf solche Weise die Urzeit erschlossen hat, das ist dann als Thatsächlichkeit in das geistige Erbe der Menschheit übergegangen, und in der eigentümlichen Art, wie so erschlossene und vererbte Vorstellungen als Faktoren der Kulturgeschichte fortwirkten, lange nachdem sie durch jüngere Erkenntnisse in ihrem Kerne vernichtet waren, liegt eines der interessantesten Geheimnisse der Kulturentwickelung, welche so oft neben starrer Konsequenz der Logik auf scheinbar völlig unlogischen Sprüngen zu beruhen scheint, die uns in Erstaunen setzen.

Ich habe [1]) diese, wie ich meine, sehr bedeutsame und beachtenswerte Erscheinung das Gesetz der „Kompatibilität" zu nennen versucht, und dieses erscheint geeignet, in der Entwickelung der Volksanschauungen eine Menge oft bis zu einem Grade von Possierlichkeit überraschender Sprünge in der Volkslogik zu erklären und zu zeigen, daß es im Grunde doch immer nur eine und dieselbe Logik in allen Köpfen ist, welche, je nachdem ihr Elemente von höchst ungleichartiger Herkunft als gleichwertig geboten werden, zu Gestaltungen gelangt, die in kritisch untersuchten Thatsächlichkeiten der Natur nicht die geringste Basis mehr finden können.

Das Wesen dieses Erscheinungsgesetzes läßt sich gerade an unserem Gegenstande gut erkennen, weshalb wir ihm hier Erwähnung gewähren. Dem Urmenschen stellt sich nach dem Stande seiner Beobachtungsgabe heraus und steht fortan fest, daß es die Gleichheit oder vielmehr die Einheit des Blutes in ganz wörtlichem Sinne ist, welche dasjenige begründet, was wir Verwandtschaft, oder genauer, von der alten Auffassung selbst immer noch Zeugnis gebend, die Blutsverwandtschaft nennen, und daß diese Gleichheit

---

[1]) J. Lippert, Religionen. S. 4.

des wesentlichsten Stoffes in der Mutter und nur in dieser ihre Quelle habe. Aus dieser Grundanschauung entsprießen dann eine Menge jüngerer, mit aller logischen Folgerichtigkeit abgeleiteter Anschauungen, praktische Handlungsweisen, Rechtsgrundsätze und Gewohnheiten aller Art. Nun schreitet aber das menschliche Erkennen, sich selbst kritisierend und korrigierend, fort und gelangt, wenn wir als Beispiel unseren Fall festhalten, freilich in weit jüngerer Zeit zu der Thatsache, daß auch der Vater seinen materiellen Anteil an der Begründung des neuen Lebens besitze, ja in einer gewissen Zeit der Reaktionsschärfe gewinnt diese Anschauung mit gleicher Einseitigkeit die Oberhand, so daß das Kind vom Stoffe des Vaters hergenommen geglaubt wird.

Nun müßte, so könnte jemand erwidern, diese neue Anschauung nicht bloß die alte Grundanschauung berichtigen oder bei ihrer Einseitigkeit verdrängen, sondern zugleich auch jene logischen Folgeerscheinungen, jüngere Anschauungen, Handlungsweisen, Rechtsgrundsätze und Gewohnheiten aufheben, um an ihre Stelle neue zu setzen. Das geschieht aber nicht. Soweit ist das Vernunftdenken, dessen Entwickelung in der Zeit wir schon andeuteten, noch nicht zur Herrschaft gelangt. Strenge Logik war es, welche jene Folgerungen geschaffen hat, aber sie ist es nicht, welche sie im Leben der Menschheit aufrecht erhält; der einzelne übernimmt sie als Erfahrungsschatz der Gesamtheit ohne individuelle Nachprüfung. Die logische Begründung reißt ab, aber die Folgerungen bestehen in aller Lebenskraft und zur Begründung ihrer Existenzberechtigung genügt fortan die Thatsache, daß sie sich in dem Erfahrungsschatze der Vorwelt vorfinden. An der Thatsächlichkeit der Gegenstände in diesem Schatze zweifelt der Mensch, in dem noch nicht das vernunftmäßige Denken zur unbestrittensten Herrschaft gelangt ist, so wenig wie an der Existenz von Sonne und Mond. Es bestehen nun fortan nebeneinander trotz des inneren Widerspruches eine jüngere Grundanschauung und ein Komplex von älteren Folgeerscheinungen, welches Verhältnis wir als kulturgeschichtliche Kompatibilität bezeichnen. Ja es kommt sogar vor, daß sich die Menschheit begnügt, aus einer neuen Erkenntnis nur nach einer einzigen Richtung hin eine praktische Folgerung zu ziehen und im übrigen trotz des Widerspruches selbst die alte Grundanschauung neben der neuen konserviert. In jedem Falle treten dann Erscheinungen hervor, welche man in Erstreckung eines Ausdruckes, welchen Max Müller in der Mythologie gebraucht hat, das Irrationelle in der Kulturgeschichte nennen könnte.

In den Indianerreservationen ist längst wie bei uns der Vater das herrschende Element in der Familie; warum aber muß es dort heute noch gerade der Mutter Bruder (von derselben Mutter), der Onkel mütterlicherseits sein, welcher das Kind zur Schule führt? Hier wirkt in der äußeren Repräsentation immer noch der im Principe aufgehobene Grundsatz, daß nur der Mutter echter Bruder desselben Blutes wie das Kind, dessen

nächster männlicher Blutsverwandter sei. In ihrer Vereinzelung nennen wir dann eine solche Erscheinung ein kulturgeschichtliches „Rudiment".

Wie nun der Urmensch gerade zu jener Auffassung von „Blutsverwandtschaft" kam, das können wir ihm sehr leicht nachdenken, wenn wir nach Ablegung aller physiologischen Kenntnisse jüngerer Art den Urmenschen vor die Thatsache selbst begleiten. Ihm schien das Zuthun des Mannes nur dazu zu dienen, den Ueberschuß vordrängenden Blutes zurückzuhalten. Der Blutstillung verdankte ein neues Leben sein Dasein; dieses war die neue Erscheinung jenes Blutes selbst; es war aus dem Blute der Mutter geworden.

Alle sonach, welche in welcher Generation immer von derselben Urmutter stammten, natürlich immer nur in mütterlicher Linie gerechnet, waren im Besitze ein und desselben Blutes; sie waren alle Blutgenossen, im wirklichen Sinne „blutsverwandt". In dieser Verwandtschaft, welche jene ganze Gruppe, jenes Stämmchen umfaßte, das wir oben kennen lernten, war eigentlich ihrem Grundprincipe nach keine weitere Abstufung denkbar; jedes erste wie letzte Glied besaß in welcher Ableitung immer dasselbe Blut, den ganzen Stamm umschloß ein und dasselbe Verwandtschaftsband, und nur die Unterschiede der Altersstufen konnten sich geltend machen; nur durch ihre Unterscheidung wurde der Weg zu Verwandtschaftsverhältnissen in unserem Sinne angebahnt.

Diese Thatsache bestätigen aufs genaueste die rudimentärsten Verwandtschaftssysteme der Naturvölker, auf deren Erforschung vor allen Morgan und Lubbock, jeder in seiner Art, die außerordentlichste Mühe verwendet haben [1]). Morgan hat das Verdienst, ein großartiges Material unter außerordentlichem Arbeitsaufwande gesammelt zu haben; in der Deutung der Thatsachen aber scheint uns Lubbock vielfach das Richtigere getroffen zu haben. Wir urteilen mit ihm, daß auch die überraschendste Uebereinstimmung der vielfach nur rudimentär erhaltenen ältesten Verwandtschaftssysteme bei Völkern auf entgegengesetzten Punkten der Erde für deren nähere ethnologische Verwandtschaft nichts beweisen können, weil sie vielmehr nur ein Zeugnis dafür sind, daß sich überall aus denselben natürlichen Elementen gleiche Ergebnisse abgeleitet haben.

Aber darin müssen wir uns auch von Lubbock wieder ein wenig trennen, daß wir nicht mit ihm das Unterscheidungsmal der ersten Stufe der Organisationsverhältnisse von dem der nächstfolgenden darin zu erkennen vermögen, daß die Verwandtschaft in jener lediglich „auf der Organisation des Stammes" beruht habe, in dieser durch die Beziehung zur „Mutter" bestimmt worden sei. Wir müssen vielmehr seine zweite Stufe nur für

---

[1]) Morgan, Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family. 1870, und Lubbock, a. a. O.

eine Fortbildung der ersten halten, ohne daß ein neues Grundprincip die Unterscheidung gebildet hätte.

Wenn auf der ersten Stufe, die wir in seiner großen, nach Morgans Materialien entworfenen Tabelle[1]) am sprechendsten durch die Verwandtschaftssysteme der Hawaiianer und der Kingsmill-Insulaner vertreten sehen, die Beziehungen zur Mutter (vom Vater ist überhaupt noch keine Rede) noch keinen Ausdruck finden, so erhält das darin seine Erklärung, daß die Gemeinsamkeit der Urmutter und infolgedessen des Blutes aller die notwendige Voraussetzung des Stammesbegriffes selbst ist. Der Urzeit genügte nach Zeugnis jener uraltertümlichen Systeme die Unterscheidung der Stammesangehörigkeit und Stammesfremdheit. Als stammfremd mußte jeder erscheinen, der sich nicht thatsächlich zum Stamme hielt, denn wir müssen annehmen, daß der Urmensch bei ganz unentwickeltem historischem Sinne und bei einer auf die Keimformen derselben beschränkten Organisation keine Tradition über eine etwaige ferne Verwandtschaft eines Stämmchens mit dem anderen bewahrte. Trennte sich ein Teil, so war er gewiß schon in wenigen Generationen dem Urstamme thatsächlich entfremdet, und die geschichtlichen Erinnerungen reichten nicht hin, die Art seiner genealogischen Verknüpfung festzuhalten. Wäre aber ein ähnliches Bedürfnis bei weiterer Ausbildung der menschlichen Organisation eingetreten, dann würde man auch, durch dieses geleitet, dazu gekommen sein, Verwandtschaften nach Stufen der Nähe und Ferne der genealogischen Beziehungen zu klassifizieren. Dazu kam aber die Urzeit nach Zeugnis jener Systeme nicht.

Deren Bestimmungen tragen vielmehr ganz den Stempel jener rücksichtslosen Konsequenz des Gedankens an sich, die so oft die Urzeit charakterisiert: wer nicht stammfremd war, der gehörte zum Stamme, und weil es nur ein Blut im Stamme gab, so war auch jeder dem Ersten wie dem Letzten desselben in gleicher Weise verwandt; oder wie sollte das Blut, immer aus derselben Quelle stammend, sich durch Nähe und Ferne der Beziehungen geändert haben? Es ist schade, daß unsere Sprache für „verwandt" nicht mehr einen im Sinne der Urzeit ebenso treffenden Ausdruck hat, wie die römische in ihrem „konsanguin" — „gleichen Blutes". Das Kind konnte, wenn wir das oben Angeführte streng im Auge behalten, nicht in höherem Grade mit der eigenen Mutter „consanguin" sein, als mit dem entferntesten Seitenverwandten, insoferne er nur dem Stamme angehörte. Daher hat die Sprache jener Stämme, welche solche Uranschauungen in ihr bewahrt haben, keinen Anlaß gehabt, Lautformen zur Bezeichnung von Konsanguinitäts-Graden oder Verwandtschaftsgraden in unserem Sinne zu entwickeln. Was unterscheidbar war innerhalb derselben allgemeinen Konsanguinität, das waren dagegen die Generationsstufen innerhalb des Stammes. Nur zur Bezeichnung dieser konnten und mußten

[1]) A. a. O. Tabelle 1. Verwandtschaftssysteme.

dem Urmenschen innerhalb des Bereiches, in welchem sich erfahrungsmäßig die Lebensalter noch berührten, unterscheidende Namen entstehen. Dieses Sprachgut aber hat, wie gewöhnlich, der Stamm auch dann nicht verworfen, wenn er aus irgend welchen Anlässen zu einer Klassifizierung der Verwandtschaftsgrade in jüngerem Sinne vorwärts schritt. Er hat dann die alten Namen den neuen Begriffen beigelegt, und die Naturvölker niederer Stufe pflegen auch dann das Gleiche zu thun, wenn sie von uns examiniert werden.

Als Beispiel soll uns das System der Kingsmill-Insulaner nach Lubbocks Auswahl dienen, wobei natürlich die bei diesen Insulanern erfragten Bezeichnungen nur in einer Rückübersetzung in unsere Sprache gegeben werden können. Nach diesem altertümlichsten Systeme heißt meiner Mutter Bruder mein „Vater", dessen Sohn mein (älterer oder jüngerer) „Bruder", wieder dessen Sohn (also meines Onkels Enkel) mein „männliches Kind", und wieder dessen Sohn (Onkels Urenkel) mein „männliches Großkind". Ebenso ist meines Vaters Schwester so gut wie meiner Mutter Schwester und meine eigene Mutter je eine meiner „Mütter" und Vaters Bruder ein „Vater". Die Söhne aller dieser Mütter und Väter sind meine „Brüder", ihre Enkel meine „Kinder" und ihre Großenkel meine „Großkinder". Auch meines Großvaters Bruder ist mein „Großvater", meines Bruders Sohn mein „Kind" und dieses „Kindes" Kind mein „Großkind". Ebenso sind meiner Schwester Söhne meine „Kinder" u. s. f.

Dieses System, welches übrigens nur nach der einen Richtung hin uraltertümlich ist, während es nach einer anderen Richtung hin schon die Verwandtschaft durch den Vater aufgenommen hat, erscheint mit den vielen Müttern, die es neben vielen Vätern jedem Menschen, und den Kindern und Großkindern, die es auch dem Kinderlosen zuteilt, uns dann völlig rätselhaft und aller Logik bar, wenn man darauf besteht, es als ein „Verwandtschafts"-System in unserem Sinne zu deuten. Es ist aber vielmehr nur ein Zeugnis dafür, daß sich jener Insulanerstamm in seiner Sprache ein Denkmal aus jener Urzeit erhalten hat, in welcher die Konsanguinität im Stamme selbstverständlich, Grade innerhalb derselben aber nicht bezeichnet wurden, weil sie nach strenger Logik bei allgemeiner Blutseinheit nicht denkbar waren.

Die Namen, mit denen wir jetzt vielleicht mit Recht unser Vater, Mutter, Kind u. s. f. übersetzen, hatten darum nach Zeugnis dieses Systems ursprünglich gewiß keinen solchen Sinn, sondern bezeichneten lediglich die Generationsstufen innerhalb der allgemeinen und gleichen Verwandtschaft. Wenn wir uns als „wir" in die Mitte stellen wollen, so haben sie einst zweifellos nur bedeutet: die Aeltesten, die Alten, wir, die Jungen, die Jüngeren oder Kleinen, die Kleinsten. Alle auf unserer Generationsstufe Stehenden, die in „wir" Eingeschlossenen, sind die „Brüder". Solches sind aber immer die Mitglieder derselben Generationsstufe, alle Großmütter,

alle Väter untereinander, während sich die übrigen Bezeichnungen natürlich verschieben, je nach der Generationsstufe, auf welcher der Sprechende steht. Damit waren zugleich die einzigen natürlichen Abhängigkeitsstufen der dem Blute nach Gleichgestellten im Stamme genügend charakterisiert, und unter den Nordindianern ist es heute noch üblich, daß die Redenden ihre gegenseitigen Titulaturen nach diesem Altersverhältnisse wählen.

Gelangte dann ein Stamm von diesem Urstandpunkte aus dazu, die Stufen der wirklich genealogischen Verbindung auseinander halten und mit besonderen Namen bezeichnen zu sollen, so erhielten jene älteren Bezeichnungen erst dadurch jene Sinnbeschränkung, die es uns möglich macht, sie in einer so mißdeutungsfähigen Weise zu übersetzen.

Wir können uns aber auch leicht vorstellen, daß jener in betreff des Individuums so unvollkommen unterscheidende Gebrauch der Altersstufennamen für die Verwandtschaftsgrade den thatsächlichen Lebensverhältnissen in einer solchen Stammgemeinschaft entsprach und daß im allgemeinen kein Bedürfnis nach einer genaueren Bestimmung der Genealogie eintrat, so lange jenes thatsächlich der Fall war. Das Kind, das der mütterlichen Pflege entwuchs, wurde damit selbständig und niemand kannte ihm gegenüber eine besondere Pflicht der Obsorge; die Lebensweise des Stämmchens führend, gehörte es recht eigentlich nur noch diesem an; kein einzelner, nur die Fürsorge-Erfahrung der höheren Altersstufe hatte einen Anspruch, es zur Unterordnung zu zwingen.

Nicht so gemeinschaftlich aber kann man sich die Beziehungen der „Mütter“ eines Stämmchens zu den Kindern innerhalb ihrer Pflegezeit vorstellen. Wie in dem besonderen Verhältnis von Mutter und Kind überhaupt der Keim der Organisation lag, so muß in ihm wohl auch der erste Antrieb zu einem Fortschritte der genealogischen Auffassung zu suchen sein. Es ist nicht gut denkbar, daß nicht für dieses Verhältnis über die Bezeichnungen der Geschlechtsstaffeln hinaus auch schon die Sprache der Urzeit ein besonderes Wort besessen habe, das uns nur aus irgend einem Grunde aus jenen Systemen nicht entgegentritt. Wir erinnern dabei an die jedermann bekannte Thatsache, daß in so vielen Sprachen die Bezeichnung der Eltern eine doppelte ist; das eine Wort hören wir als Kosenamen in der Kinderstube, mit dem anderen beurkundet das Forum das Verwandtschaftsverhältnis. Mit jenem Worte bezeichnet das Kind ohne weitere Bestimmung *seine* Mutter, und es gibt keinen zweiten Begriff neben dem der Mutter, in dessen Bezeichnung so zahllose wildfremde Sprachen übereinstimmten. Wahrscheinlich war es ein Name dieser Kategorie, welcher auch in Urzeiten schon dieses einzige Verwandtschaftsverhältnis als ein solches, während jene Namen der Systeme die Mutter der Altersstufe nach bezeichneten. Hegen wir wohl nicht selbst noch ein instinktives Nachgefühl solcher Art? Wir sind bereit, den Namen „Mutter“ und „Mütterchen“ jeder alten Frau zu leihen, aber mit dem Namen der Kindersprache reden wir nur die wirkliche Mutter an.

Wie schon betont wurde, kann ohne Begriffsvermischung von „ehelichen" Verhältnissen innerhalb einer solchen Gruppe nicht die Rede sein; es wäre aber gewiß bedeutsam, wenn sich irgend eine Quelle erschließen ließe, die uns über die Art des Verkehrs der Geschlechter belehrte. Wenn wir Morgans jüngerem Werke folgen wollten, dann wäre uns allerdings ein genügend klarer Einblick in jene Urverhältnisse gewährt. Er nennt die Organisation, die wir oben kennen lernten, nicht unzutreffend die „Blutsverwandtschaftsfamilie" und unterscheidet davon als nächste Entwickelungsstufe eine Art Genossenschaftsfamilie, für die er aus dem hawaiischen Verwandtschaftssysteme die Bezeichnung „Punaluafamilie" entlehnt. In der ersteren, der „Blutsverwandtschaftsfamilie", sollen die Grenzen zwischen den aufundabsteigenden Verwandtschaftsschichten als legale Hindernisse des geschlechtlichen Verkehrs gegolten haben, während die einzelnen Schichten selbst untereinander je eine „Ehegruppe" gebildet hätten, so daß also alle „Väter" und „Mütter" einerseits, alle „Brüder" und „Schwestern" andererseits untereinander gleichzeitig polyandrisch und polygamisch verkehrt hätten, während ein solcher Verkehr zwischen den Mitgliedern der beiden Schichten ausgeschlossen gewesen sei. Der Fortschritt zur „Punaluafamilie" hätte dann darin bestanden, daß die Tendenz zur Erweiterung der Geschlechtsverkehrs-Hindernisse auch in jede einzelne Schicht eingedrungen wäre und daselbst zunächst die leiblichen Geschwister in unserem Sinne oder vielmehr in etwas beschränkterer Weise die Kinder derselben Mutter voneinander gesondert hätte. Es wäre also auf diese Weise eine Gruppe oder Genossenschaft von Schwägern und Schwägerinnen als in gemeinschaftlichem Verkehre lebend übrig geblieben, von welcher aber schon die leiblichen Schwestern der Schwäger — „Punaloa" — und die leiblichen Brüder der Schwägerinnen ausgeschlossen gewesen wären. Den weiteren Fortschritt nach der Richtung solcher Ausschließungen engster Inzucht hätte dann die „Zuchtwahl" besorgt.

Die Begründung dieses Systems ist aber eine durchaus unzulängliche, denn sie beruht doch eigentlich nur auf einem Mißverstehen der genannten Verwandtschaftssysteme, durch deren Sammlung sich Morgan so außerordentlich verdient gemacht hat. Nur wenn wir uns zu dem Irrtum verleiten lassen, die Bezeichnungen des Kingsmill- und des fast identischen Hawaii- oder Sandwichsystems in unserem Sinne zu fassen und sie als solche von genealogischen Gliederungen jüngster Art zu deuten, nur dann ergibt sich uns aus diesen Namen, und für uns wie für Morgan auch nur aus diesen der Schein der Thatsache, als müßte jede Verwandtschaftsstaffel gleichsam einen in sich geschlossenen Ehebund vorstellen, von dem die nächst höhere, wie die nächst niedere ausgeschlossen war, denn nur so können dann alle Brüder auf der einen Stufe alle Männer auf der nächst höheren zu Vätern und alle auf der nächst niederen zu Söhnen gehabt haben. Der Leser mag nach dem oben Erörterten entscheiden, ob hiebei nicht Morgan

jenen Namen einen zu determinierten Sinn einprägte, und wenn dies der Fall ist, dann steht seine Auffassung auf schwachen Stützen.

Ebenso aber verhält es sich mit dem angeblichen Fortschritte zur „Punaluafamilie". Morgan basiert sie auf die Erscheinung, daß in den fortgeschritteneren Verwandtschaftssystemen der Indianer ein unterscheidender Name gesucht wird einerseits für den Vater in unserem Sinne und für den Bruder der Mutter und den Bruder des Vaters andererseits. In der That müssen wir über die Begrenzung dieses Kapitels etwas hinausgreifend diesen Fortschritt zugeben. Unter den von Lubbock verglichenen achtzehn Systemen versuchen vierzehn zunächst den Bruder der Mutter von dem leiblichen Vater zu trennen, und während sie nun für letzteren den alten Namen mit einer auf diese Art sich vollziehenden Sinnbeschränkung beibehalten, wählen sie für ersteren einen neuen. Der Japanese nennt ihn seinen „zweiten, kleinen Vater", alle übrigen dreizehn Systeme gebrauchen dafür ein Wort, das wir mit unserem „Onkel" übersetzen. Weniger dringend muß es geschienen haben, des Vaters Bruder von diesem selbst zu scheiden; unter den genannten versuchen es erst acht. Mikmaksindianer und Japanesen wählen dafür übereinstimmend die Bezeichnung „kleiner Vater", drei Systeme setzen ein Wörtchen zu, das wir mit „Stief"-Vater wiedergeben und das wohl kaum etwas anderes als „fremd" bedeuten dürfte. Der Rest macht auch des Vaters Bruder zum Onkel. Lubbock hat durch ein hübsches Beispiel von Kompatibilität zugleich den gelungenen Nachweis geliefert, daß nur die so fortgeschrittenen Systeme die jüngeren sein können. Obgleich nämlich die Zeit eine Korrektur am Namen jener Personen vornahm, so ließ sie doch die Namen der Nachkommen derselben vielfach als von minderem Belang in der alten Form stehen, so daß nun in vielen dieser Systeme zwar meiner Mutter Bruder schon mein „Onkel", aber dessen Sohn immer noch mein „Bruder", sein Enkel mein „Sohn" heißt. Eine solche Verbindung entbehrt nun scheinbar aller Logik und ist in hohem Grade widersinnig. Sie ist aber nur dadurch erklärlich, daß auch in diesen Systemen ehedem an Stelle des „Onkels" der „Vater" stand, daß also mit anderen Worten diese Systeme als die jüngeren aus der Verbesserung der älteren hervorgegangen sind.

Morgan füllt nun wieder auch die älteren Namen mit einem modernen Inhalte, indem er die dem Onkel widerfahrene Aberkennung des Vaternamens einer Ausschließung aus der Gemeinschaft des Geschlechtsgenusses gleichsetzt, oder vielmehr von einer solchen ableitet. Da uns dieser Zusammenhang nicht gegeben erscheint, so werden wir seiner Zeit die treibenden Ursachen jenes Fortschrittes in anderen Momenten suchen müssen, zumal wir in den Zuständen der mütterlich geordneten Familie der Urzeit selbst einen materiellen Grund zu jener Neigung, Ehehindernisse festzustellen, nicht zu erkennen vermögen. Auch Morgan hat sich dafür, soweit Engels Wiedergabe zutrifft, nur auf die Erfolge der Zuchtwahl berufen und es

sonach dahingestellt gelassen, durch welchen Zufall etwa die Menschen auf diese Bahn geleitet werden mochten.

In diesem Zusammenhange weiter vorgreifend wollen wir hier von den möglicherweise zahlreichen Momenten, welche zu jenem Fortschritte führen konnten, nur zwei nennen. Sie gehören beide einer weit jüngeren Zeit an, so daß wir sie noch in Verbindung mit anderen Erscheinungen werden erörtern müssen; erst dort werden sie in ihrer richtigen Beleuchtung erscheinen können. Das eine Moment ist die mit der Entstehung von Einrichtungen ehelicher Art strengeren Sinnes hervortretende Bedeutung des Vaters. War früher der Mutter Bruder (von einer Mutter) der dem Kinde zunächst stehende männliche Stammesgenosse, so mußte dieser notwendig zurücktreten, sobald die Frage nach dem „Vater" sich auf den Erzeuger richtete. Sollte nun dieser als der eigentliche Vater hervortreten, so mußte jener ältere Rivale einen unterscheidenden Namen erhalten, und das ist der in jenen genannten fünfzehn Systemen neu hervortretende.

Das zweite Moment liegt in der in viel jüngerer Zeit und nur bei einer beschränkteren Anzahl von Stämmen auftretenden sogenannten „Exogamie", welche Erscheinung samt dem ihr von M'Lennan beigelegten Namen Morgan ohne zureichende Gründe abweist. Erdrückend groß ist vielmehr die Zahl der Rudimente und Thatsachen, welche beweisen, daß eine jüngere Form der Ehe im Zusammenhange mit der Annäherung der bis dahin isolierten Stämmchen dazu geführt hat, daß der Mann nur noch das Mädchen eines fremden Stammes zur Frau gewinnen konnte. Da nun aber die Blutsverwandtschaft immer noch von der Mutter aus gerechnet wurde, so mußte diese „Exogamie" bewirken, daß der Vater immer dem Stamme seines Kindes fremd blieb. Wenn nun auch schon er selbst in einem jüngeren Sinne als Erzeuger des Kindes unter die „Väter" zählte, so konnte das doch auch nicht mehr von seinen Brüdern gelten, sie konnten als Stammfremde nicht ohne eine aussondernde Nebenbezeichnung unter die Väter des Stammes gerechnet werden. Dies ist imstande, den anderen Fortschritt über die Verwandtschaftsbestimmungen der Urzeit hinaus zu erklären.

Kehren wir nun zu dieser zurück, so bleibt uns kein Anhalt, uns irgend eine andere Beschränkung des Verkehrs der Geschlechter vorzustellen, als wie sie allenfalls die Natur selbst gebot. Nur insoweit diese jeweilig die jüngsten und die ältesten Geschlechtsfolgen ausschloß, kann sich der Verkehr immer nur innerhalb weniger der nächstliegenden Generationsschichten bewegt haben. Innerhalb dieser Schichten verkehrte der Mann mit mehreren Frauen, die Frau mit mehreren Männern; ja es haben sich sehr sprechende Rudimente bis in späte historische Zeiten erhalten, aus denen hervorgeht, daß diese Uebung einst als ein Rechtszustand aufgefaßt wurde. Einige davon sind sogar mehr als Rudimente gewesen, andere wieder sind zu einer so harmlosen Form zusammengeschrumpft, daß sie sich in dieser

bis heute erhalten konnten. Wir rechnen zu jenen die Ausstellung mannbarer Mädchen zur freien Wahl aller Stammesgenossen, eine altertümliche Uebung, welche heute noch in Westafrika gerade so besteht, wie sie die Alten staunend von Völkern Syriens und Babyloniens berichteten, wir rechnen dazu eine bestimmte Form der Kultprostitution und eine Zahl historischer Hochzeitsgebräuche. Durch ebensolche aus unserer Zeit wird die andere Gruppe vertreten. Ein näheres Eingehen auf dieselben wird erst später am Platze sein; hier erwähnen wir sie nur gleichsam als Quellenangabe für unsere Anschauung, daß in Urzeiten der Schatz an Weiblichkeit vom ganzen Stämmchen als eine ihm bescherte Annehmlichkeit geschätzt worden sein muß, deren Genuß keinem, der zum Stämmchen gehörte, versagt sein sollte, wenn die Zeit dazu gekommen war.

Dennoch wäre es gefehlt, sich das Tierische solcher Verhältnisse allzu sehr ins Grelle auszumalen. Bachofen, welcher nicht aus ethnologischen Thatsachen der Jetztzeit, sondern fast ausschließlich aus einer enormen Belesenheit in der Litteratur der Alten den bahnbrechenden Gedanken eines früheren Familienzustandes, wie er uns seither zur Gewißheit geworden ist, erschloß und nachwies, hat dabei, dem Geschmacke seiner Zeit folgend, das Mythisch-Symbolische in einer Weise herbeigezogen und in die Darstellung verwebt, welche der Sache nicht immer förderlich war. Indem er von jenem Gebiete her den Terminus „Sumpfzeugung" für die Zeit eheloser Verbindungen einführte [1]), sollte damit für jene Zeit ein üppiger Wucherungszustand der Menschheit, vergleichbar der tausendfältig zeugenden Natur des feuchtwarmen Bodens der Sumpflandschaften des Südens, gekennzeichnet werden. Diese Vorstellung dürfte sehr zu berichtigen sein.

Wir haben in Betracht zu ziehen, was sich uns bei verschiedenen Gelegenheiten zur Kenntnis brachte: die natürlichen Intervalle des Geschlechtsantriebes, den Mangel der Antriebe der Phantasie, der individuellen Liebe, die alles erschöpfende Nahrungssorge, die lange Entsagungsfrist der Mütter, ihr frühes Verblühen unter unaufhörlicher Arbeit und der Last der Kinderpflege. Dazu muß noch manche andere Erwägung treten. Wir können uns diese Stämmchen der Urzeit unmöglich besonders kopfreich vorstellen. Schon die angegebene Mühe der Kinderernährung setzt einer schnellen Vermehrung Schranken; gegenüber einer so langsamen aber muß natürlich das Absterben der Alten bei jeglichem Mangel an Fürsorge für die unkräftig Gewordenen schwer ins Gewicht fallen. Die Gruppe blieb also wohl immer von beschränkter Anzahl der Mitglieder; indem aber noch keine zweite mit ihr in irgend einer Art Organisationsverband stand, vielmehr die Grenze der Fremdfeindlichkeit, des „Barbarentums", noch rings

---

[1]) J. J. Bachofen, Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Stuttgart 1861. S. 10, 20, 50 und vielfach.

um jeden einzelnen Stamm sich zog, weil ein solcher, auch wenn er durch Abzweigung von jenem entstanden wäre, bei dem Mangel historischer Tradition schnell entfrembete, so war jede Gruppe in Betreff des geschlechtlichen Bedürfnisses auf sich selbst angewiesen; es herrschte „Endogamie", als der natürliche, weil einzig mögliche Zustand der Dinge.

Es ist nun leicht zu berechnen, in welch geringer Weise, was die Männer betrifft, jenem Bedürfnisse Rechnung getragen sein konnte. Nehmen wir das Zahlenverhältnis der Geschlechter als ungefähr gleich an, so erscheinen auf der einen Seite alle Männer von einem sehr frühen Lebensjahre an bis in ein vielleicht erst spätes hinein als aktiver Bestand; dem gegenüber aber erscheint der gleiche Bestand weiblicherseits reduziert durch das Frühalter, die Säugepflicht und eine Menge natürlicher Intervalle. Es kann also oft genug auch bei ganz gleicher Verteilung der Geschlechter im Stamme ein Mangel auf der einen Seite empfunden worden sein, um so mehr aber, wenn wir annähmen, daß auch schon in der Urzeit das jetzt fast allenthalben konstatierte Gesetz eines Ueberschusses männlicher Geburten gewirkt habe. Es war also ein genug großes Maß der Entsagung, welches die Natur selbst unter so einfachen Verhältnissen neben die Freiheit des Genusses legte.

Ganz anders lagen die Verhältnisse auf der anderen Seite. Dem Weibe fehlte es vom Augenblicke der Reife an nicht leicht an Umwerbung, ja es bedrohte es ein Uebermaß des Genusses. Dieses aber bezahlte es früher oder später mit einer schweren Last und jahrelanger Entsagung. Brach es diese Mutterpflicht, die heute noch bei vielen rohen Stämmen Afrikas hochheilig gehalten wird, so war ein Verlust im Stammesbestande die Folge. Ein Stamm, in dem säugende Mütter nicht unberührbar waren, wäre zurückgegangen und ausgestorben. Sobald aber ein erster Grad von Voraussicht erwachte, dann nährte er, wie wir bei vielen Völkern gewahren, eine andere Gefahr ähnlicher Art. Der Ausblick auf die nachfolgende Zeit der Entsagung macht ein Princip vorangehender Entschädigung geltend. Auch dieses heute noch weitverbreitete Princip kann der Fruchtbarkeit der Verbindungen nicht zuträglich sein. Es liegt also in Wirklichkeit kaum etwas vor, was uns veranlassen müßte, die Volksbewegung dieser Zeit nach der Zahl der Geburten und dem Wachstum der Stämme mit der üppig emporschießenden Vegetation von der Sonne bebrüteter Sumpfgegenden zu vergleichen; wir können im Gegenteil nur ein sehr langsames Wachstum annehmen.

So lange nun im großen und ganzen jeder für sich seine Nahrung suchte, ein Hand- in Handgreifen, eine Art Teilung der Arbeit, kurz eine gesellschaftlich geordnete Fürsorge nicht stattfand, konnte auch die geringe Vermehrung des Stammes nicht als Uebelstand empfunden werden, oder sie würde es zunächst nur nach der einen Seite hin, wegen des allenfalls damit verbundenen Mangels an Frauen. Mit jedem kleinen Fortschritte

der Organisation mußten aber auch außerdem immer mehr Schwächen dieses Zustandes empfunden werden; es wird nun unsere Aufgabe sein, die mannigfaltigen Mittel und Wege kennen zu lernen, welche nach der einen oder anderen Richtung zu Neuschöpfungen führten.

Wir wollen diesen socialen Erstlingszustand der Menschheit den der „Urfamilie" nennen. In ihm ist die „Mutterfolge", die Bedingung der Zugehörigkeit durch die Abstammung von derselben Mutter, das aufbauende Grundprincip. Will man diese Stellung der Mutter, die vorläufig doch nur von genealogischer Bedeutung ist, in einem anderen Sinn, als wir oben das Wort brauchten, im Sinne eines Organisationsprincips, als „Mutterrecht" bezeichnen, so wollen wir das gelten lassen mit der Beifügung: das „Mutterrecht älterer Stufe". Denn wir werden in nächster Folge zwei Momente des Fortschrittes hinzukommen sehen, welche ein Mutterrecht jüngerer Stufe, ein Mutterrecht in strengerem Sinne des Wortes von jenem abzweigen werden: einen Grad von Arbeitsteilung und ein Ehebündnis. Indem nun die Frau als Mutter durch die auf der ersten Stufe erworbene Stellung zur Leitung der schon organisierten Arbeit des Frauenkreises gelangt, und, nicht mehr bedingungslos dem Manne hingegeben, durch jenen Bund einen Anteil des Mannes an der Versorgung des Hauses stipuliert, erhebt sie sich zu einer wirklich leitenden Stellung.

Wir haben bis jetzt die Frage, wie sich wohl diese Urfamilien der Mutterfolge zu einander verhielten, nur gestreift. Es bleibt aber nur wenig hinzuzufügen. Wir können nur noch erwähnen, daß die Entdecker Neuseelands und Australiens in diesen Ländern noch Organisationsgruppen trafen, welche unserer „Urfamilie" der Beschreibung nach sehr ähnlich waren, und sie alle betonten die völlige Zersplitterung der Bevölkerung in lauter kleine Stämmchen, die ohne jeden Zusammenhang, ja auf beständigem Kriegsfuße lebten. Indem da und dort, wie auf Neuseeland, zu solcher Verfassungslosigkeit noch die Specialität des Kannibalismus hinzukam, sahen sich die Entdecker veranlaßt, den dereinstigen Untergang dieser Völker vorauszusagen; es könne nicht ausbleiben, daß sie einander aufreiben und aufzehren müßten. Jedes Stämmchen betrachtete das nachbarliche wie einen Trupp von Jagdtieren, aus dessen Mitte es sich bei guter Gelegenheit ein Beutestück holte. Es folgten Repressalien und die Stämme organisierten sich nicht sowohl zu Kriegen, als vielmehr zu Jagden gegeneinander.

Und doch können wir nicht zweifeln, daß alle diese Stämmchen, soweit sie einen und denselben Volkstypus aufweisen, nur durch Ablösung von älteren entstanden sein konnten. Wir glauben als Grund solcher Entfremdung nur kurz wiederholen zu können, was wir oben schon als solchen angaben: weil das Princip der Blutseinheit mit logischer Konsequenz festgehaltene Unterschiede und Grade der Verwandtschaft nicht kennt, so konnte

es auch nicht die Grundlage für ein System von näherer und fernerer Verwandtschaft der getrennten Stämmchen werden. Solange die Erinnerung die Thatsache festhielt, daß auch der Nachbarstamm, der sich vielleicht einem besseren Nahrungsfundorte zulieb losgelöst hatte, durch seine Mutter mit dem eigenen blutsverwandt sei, war er gar kein fremder Stamm; dann gehörten seine Leute voll und ganz dem ersteren an, auch wenn sie an einem besonderen Teiche ihre Muscheln sammelten; denn all diese Dinge berührten nicht das alte Familienprincip. War aber jene Erinnerung erloschen, so gab es auch wieder gar keinen denkbaren Zusammenhang, keinen Uebergang der Verbindung mehr: der Stamm war fremd und erst darin lag wieder die Anerkennung seiner Selbständigkeit. Wir werden auf einer späteren Stufe viele künstliche Mittel kennen lernen, durch welche die Stammesangehörigkeit festgehalten wurde, so daß bunt durcheinander wohnende oder über viele Meilen zerstreute Stämme die Ihrigen stets wieder erkennen; aber schon die Art dieser Mittel läßt erraten, daß ihre Erfindung der Urzeit nicht angehört haben kann. Indem also diese außer dem historischen Sinne auch jener Behelfe vollständig entbehrte, muß zu ihrer Zeit jenes Entweichen der Erinnerung naturgemäß leichter und häufiger vorgekommen sein, und so ist es erklärlich, daß es im Gegensatze zu der historischen Zeit, in welcher das Ineinanderfließen der Stämme weit häufiger ist, als die Bildung neuer, eine Vorzeit gab, die sich umgekehrt auszeichnete durch ein reiches Produktionsvermögen in Schaffung stets neuer Stämmchen und Stammesarten.

Man muß annehmen, daß auch innerhalb dieser Urstämmchen die gesellschaftliche Fürsorge auf der niedersten Stufe steht. Indem ohne Vorarbeit für die Zukunft der ganze Kraftaufwand des einzelnen in seiner eigenen Ernährung aufgeht, bleibt für die Pflege Erkrankter und Unfähiger keine Kraft frei. Die zahlreichen Spuren der Preisgebung der Kranken und Alten führen auf die Urzeit zurück, wenn auch die Kürzung der Qualen durch Tötung einer jüngeren Zeit angehören dürfte. Dennoch liegt wieder ein gesellschaftlicher Zug in der gleichsam unbewußten Anleitung zur Nahrungsgewinnung, welche das Beispiel der erfahreneren Geschlechtsfolgen den jüngeren gibt, wenn diese aus dem Säuglingsalter herausgetreten sind. Die Thatsache allein also, daß sich diese Jüngeren wegen der Vorstellung des Blutbandes sowohl wie aus natürlicher Gewöhnung zu jenen halten durften, enthält einen Keim und Anfang gesellschaftlicher Fürsorge. Was überdies hinzukommt, mag wohl nur in einer Rücksichtnahme auf jenes Band und in jener Gewöhnung bestehen.

Außer diesem Verbande aber herrscht Rücksichtslosigkeit und Fremdheit. Alles, was dem Menschen gemeinsam ist, ist es zunächst nur innerhalb dieses Verbandes, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß ein Wort, welches wir später als die Urbezeichnung unseres Wortes „Mensch“ zu übersetzen veranlaßt wurden, ursprünglich immer nur die Angehörigen des eigenen

Familienverbandes bezeichnete. Nur daher kann es kommen, daß auch heute noch eine so ausnehmend große Zahl einheimisch-originaler Volksnamen sich in der Bedeutung „Menschen", „Leute" vereinigen; unser eigener Volksname macht hiervon keine Ausnahme. Ein solcher Name wird aber dann nicht ohne einen Ausdruck von Stolz gesprochen; jedes winzige Stämmchen ist als der Verband der ersten Menschen ein Centrum der sichtbaren Welt, und ringsherum liegt die Wüste des Barbarentums, wie immer der volkstümliche Name für diesen Gegensatz der „Menschheit" lauten möge. Die Sache ist doch immer dieselbe und sie wächst weit in die höchsten Kulturschichten der Vergangenheit hinein. So gab es bekanntlich auch für den Hellenen außer seinem Hellenentum nur noch eine Welt des Barbarentums, und so gibt es auch für den Chinesen von heute außer seinem Reiche der Mitte offiziell nur noch eine „Barbarenhorde". Je größer das Maß der gesellschaftlichen Fürsorge innerhalb des Verbandes wird, desto größer muß auch die Kluft erscheinen, die diesen von der Barbarenwelt, der Welt der Fremden trennt, auf die sich weder Rücksichten noch Pflichten beziehen können; alle entstehen nur innerhalb jenes und gelten nur innerhalb desselben.

Indem wir die Bahn der Kultur der ideellen Umfassung der gesamten Menschheit mit den Wohlthaten gesellschaftlicher Fürsorge als ihrem Endziele zuschreiten sehen, müssen wir notwendig die Begründung des Extrems in die Urzeit selbst, an den Anfang aller Kulturbewegung zurückversetzen. Auffallen muß uns dann nur, wie unendlich klein die „Welt" des Urmenschen erscheint! An diese Vorstellung aber müssen wir uns gewöhnen. Was sollte auch dem Menschen selbst dieses uns so Auffallende zur Empfindung gebracht haben? Seine Anschauungen konnte er doch nur dem Kreise seiner Erfahrungen entnehmen, und dieser mußte bei aller Beweglichkeit des Urmenschen doch ein sehr enger bleiben. Wir werden in einer viel späteren Zeit, in welcher wir die Versuche der isolierten Stämmchen, eine gesellschaftliche Verbindung untereinander anzubahnen, verfolgen werden, gewahr werden, daß sehr häufig ein primärer Bund von drei, allenfalls vier Stämmen vollauf genügte, weil nur so viele zu einander in thatsächlicher Beziehung standen. Darüber hinaus dürfte auch der Urmensch in seiner Kenntnis „der Völker" nicht oft gelangt sein. Dieser Beschränktheit seiner „Völkerkunde" muß die seiner kosmischen Anschauungen notwendig gleichgekommen sein. Ihm war notwendig Welt und Erde eins und letztere der Kreis des thatsächlich Geschauten. Dazu gehörten die sich bewegenden Lichter des Himmels. Auch wenn der Urmensch wirklich zum Bestaunen alltäglicher Erscheinungen, die nichts von seinem Zuthun heischen, geneigt gewesen wäre, so blieb das Bestaunenswerte dessen, was die Dinge scheinen, sehr zurück gegen das, was sie nach unserem Erkennen sind. Von kosmischen Räumen und kosmischen Körpern mit ihren unfaßbaren Dimensionen sah der Urmensch nichts. Zeugen dessen

sind uns jene Südseeinsulaner, welche von den ersten Weißen, die über die See zu ihnen kamen, mit Bestimmtheit voraussetzten, daß so weitgereiste Männer auch an die Sonne und den Mond herangekommen sein müßten. Daß die Erfahrung für die Urteilenden selbst niemals eintritt, stört jenen Schluß keineswegs; denn erst wenn von allen Punkten der Erde aus die gegenteilige Erfahrung feststünde, dann wäre er erschüttert. Eine solche Umfassung aber ist es ja gerade, von welcher der Urmensch so unendlich weit entfernt ist, daß dies für seine ganze Denkweise das ausgeprägteste Merkmal bleibt.

Hat der Urmensch Religion besessen? — Das ist eine der umstrittensten Fragen der Kulturgeschichte. Eine Zeitlang suchte man die zutreffende Antwort ausschließlich in den beiden äußersten Extremen. Die bejahende Antwort schloß zugleich die Behauptung des Besitzes der vollkommensten, weil absoluten Religion ein, die Verneinung war, soweit es sich um die Naturvölker, als die Vergleichungsobjekte der Beobachtung, handelte, eine ebenso absolute.

Daß dem genetischen Prozesse nach die Religion in ihren Keimformen von dem Sittlichkeitskanon in eben denselben und dem Sittlichkeitszustande zu trennen ist, haben wir schon gezeigt. In der Geschichte des Kultes hat sich diese Trennung bis auf die jüngste Zeit herauf in ausgeprägtester Weise als Thatsache erhalten, in den Traditionen vom Menschen und seiner Urgeschichte ist beides entweder schon vermischt, oder die jüngere Deutung hat solches vollzogen. Wenn die alte Tradition, deren bekannteste Vertretung in der biblischen und der engverwandten zend-avestischen (altpersischen) Erzählung vorliegt, den subjektiv-sittlichen Zustand des Urmenschen als den einer relativ vollkommenen Reinheit hinstellt, so stimmt das mit den geschilderten socialen Verhältnissen, auf welche wir aus den Zeugnissen der nächsthöheren Stufe zurückschließen konnten, vollkommen überein. Der gesellschaftliche Zustand hatte ein außerordentlich geringes Maß von Pflichten entwickelt, und eine durch kompliziertere Lebensverhältnisse noch nicht entwegte Gewöhnung erzwang leicht deren Erfüllung. Dem Grade der Fürsorglosigkeit entsprach die sittliche Unschuld. Die alte Tradition entfernt sich nicht einmal ganz von dieser Motivierung. Alles ist den Urmenschen in ihrem Bereiche erlaubt; ihr ganzer Sittlichkeitskanon enthält nichts als ein einziges Verbot. Diese eine Pflicht aber werden wir bald ihrer Gattung nach als eine solche der ältesten Kultform kennen lernen.

Wie wir schon einleitend erörtert haben, müssen wir den jeweiligen Inhalt des Sittengesetzes als die Frucht und Schöpfung gesellschaftlicher Lebensfürsorge auf der jeweiligen Stufe ihrer Entwickelung von dem Wesen der Religion in seiner geschichtlichen Erscheinung trennen. Wir finden dieses, wenn wir die unter allen Formen unterschiedlos vorhandenen Merkmale den wechselnden und veränderlichen gegenüber als die wesentlichen betrachten, in der Vorstellung eines übersinnlichen Principes, von

welchem sich der Mensch in irgend einer Weise abhängig fühlt. Aus diesem Abhängigkeitsgefühle entsteht auf zweierlei Weise das der Verpflichtung, indem sich einerseits eine frühere, thatsächlich bestandene Abhängigkeit in solcher Verpflichtung fortsetzt, und indem andererseits die Lebensfürsorge an jene Abhängigkeit mit der Absicht herantritt, sie zum Nutzen des Lebens zu lenken. Nun ist es von vornherein klar, daß die Art und Weise jener empfundenen Abhängigkeit sehr verschieden sein wird, je nach der Stufe, auf welcher wir uns die jeweilige Lebenshaltung des Menschen vorstellen wollen. Sie kann aber naturgemäß vom Menschen auf keiner denkbaren gleichsam an einem anderen Ende empfunden werden, als an jenem, mit welchem sie an den fühlenden, wahrnehmenden Menschen selbst anknüpft. Nur seine Abhängigkeit kann dem Urmenschen, wie wir ihn kennen lernten, zum Gegenstande der Aufmerksamkeit und Erwägung werden, nicht die der Erscheinungen untereinander und etwa die des letzten Gliedes von der letzten der wirkenden Kräfte. Diese Beschränkung der Spekulation ist durchaus eine durch die Natur der Dinge gebotene. Der Naturmensch kann unmöglich, um ein Beispiel zu wählen, sein Nachdenken über die Erscheinung des Hagels bei der Abhängigkeit desselben von den Wärmedifferenzen verschiedener Luftschichten u. dergl. beginnen; ihm wäre am Hagel überhaupt gar nichts erwägenswert, wenn er nicht seine Haut träfe und mit einer Schmerzempfindung peinigte. Dieses Schmerz oder Unbehagen Erregende ist ihm das Wesentliche an der Sache. In seinem dem Begriffsinhalte nach noch so armen Geiste definiert sich der Hagel lediglich als eine Form der Schmerzerregung, und indem er bei weiterem Denken konsequent an der Beziehung zur eigenen Person als dem Wesentlichen festhält, muß sich ihm irgend ein Uebelwollen gegen dieselbe als die nächste Veranlassung zu enthüllen scheinen. Wäre ihm irgend eine Potenz bekannt, die des Uebelwollens gegen ihn und zugleich einer unsichtbaren Wirkungsweise nach dem Stande seiner Erfahrung fähig ist, so müßte er in dieser die veranlassende Ursache jener Erscheinung suchen. Dieser Gedankengang wird sich dem Urmenschen insbesondere bei jeder Art Schmerzerregung aufdrängen, bei welcher er sich nicht allenfalls, wie bei der erstgenannten Erscheinung, mit der Auffindung der nächsten äußerlich wahrnehmbaren Ursache zufriedenstellen kann. Schmerz und Krankheit, die durch keine äußere Verwundung verursacht sind, werden dahin leiten.

Auf welchem Wege der Mensch zur Vorstellung einer in angegebener Weise qualifizierten Potenz gelangte, das wird sich uns weiter unten enthüllen; hier soll dem Leser zunächst nur gezeigt werden, in welch stufenweiser Mannigfaltigkeit die ersten Spuren jenes Abhängigkeitsgefühles überhaupt auftreten konnten und mußten. Je fürsorglicher das Leben wird, eine desto größere Menge von Erscheinungen zieht es in sein Bereich; der Gärtner hat mehr Einflüsse zu würdigen, als der Ackerbauer, der Hirt weniger als jener. Ebenso ist der Umfang der Verpflichtung, welcher als

eine Fortsetzung socialer Abhängigkeit betrachtet werden kann, notwendigerweise ein verschiedener je nach dem Fortschritte der Gesellschaftsentwickelung. Damit haben wir die Menge der Abstufungen jener Vorstellungen, die wir als die Keime der religiösen betrachten müssen, nur angedeutet; sie mußte in der That sehr groß sein und ist es nach Maßgabe der Kulturverhältnisse bei den verschiedenen Naturvölkern noch heute. Sie erklärt aber auch jenen Widerspruch in den Berichten der Forscher, von denen die einen behaupten, niemals ein völlig religionsloses Volk getroffen zu haben, während andere von ihnen sehr wohl bekannt gewordenen Stämmen rundweg behaupten, daß sie bei ihnen gar nichts entdeckt hätten, was den Anspruch erheben könnte, für Religion zu gelten. So spricht, anderer nicht zu gedenken, auch der höchst einsichtige Fritsch mehreren Stämmen Südafrikas, die er in jahrelanger Anwesenheit und Beobachtung genau kennen lernte, jede Art von Religion ab, indem er zugleich an deren Stelle einen blinden Aberglauben und eine gewisse Geisterfurcht konstatiert. In der That gehören jene Stämme einer so niederen Stufe an, daß wir von ihnen schon mit einiger Sicherheit auf den Urmenschen zurückschließen können; was aber bei ihnen angetroffen wurde, das ist weniger ein verderbtes Aequivalent als vielmehr ein unentwickelter und ungünstig beeinflußter Keim von Religion. Es mag gestattet sein, zur Verständigung über einen Terminus hinzuzufügen, daß wir von unserem Standpunkte aus die Bezeichnung „Aberglauben" für eine solche Vorstellungsstufe nicht gebrauchen werden. Im Sinne der Kulturgeschichte kann mit Grund nur dasjenige als „Aberglauben" bezeichnet werden, was in rudimentärer Weise aus einer niederen Entwickelungsstufe in eine höhere hineinragt und im inneren Widerspruche mit dieser fortlebt.

Mit der Art und Weise, wie des Naturmenschen Denken zuerst an denjenigen Eindrücken sich zu üben beginnt, die das eigene Ich empfing, hängt auch die Erscheinung zusammen, daß zunächst nur die schmerzhaft empfundenen einen Gegenstand desselben bilden. Der Mensch, der in sich selbst das Centrum der Dinge sucht, ist zu allen Zeiten geneigt, dasjenige, was ihm zuträglich ist und Behagen schafft, für den gemeinen und richtigen Gang der Dinge anzusehen, dasjenige aber, was ihm Unbehagen schafft, für eine Störung desselben. Ueber einen Grund des gemeinen Verlaufes der Dinge aber denkt der Urmensch nicht nach; nur eine Störung kann ihn auf den Weg bringen, ihrem Grunde nachzuforschen und dadurch zu Mitteln der Behebung zu gelangen. An Mittel, den gemeinen Lauf zu erhalten, zu denken, scheint seiner Fürsorge unnötig. Auf dieser Erscheinung beruht der weitere Umstand, daß die Forschung bei den niedersten Völkern als die rohen Keime der Religiosität immer nur eine zusammenhanglose Furcht vor einzelnen Akten übelwollenden Eingreifens erkennen konnte. Dieser Erscheinung aber entspricht wieder die lediglich abwehrende Kategorie der ersten Kultversuche. Man ist sonach in der That berechtigt,

eine systemlose „Geisterfurcht“ als die einzige Aeußerung der Religiosität auf jener Stufe zu betrachten, wobei man sich so gut wie ausnahmslos mit allen Beobachtern kulturloser Völkerschaften in Uebereinstimmung befindet.

Dabei hat sich uns aber ein Begriff eingeschoben, auf den sich diese Uebereinstimmung ebenfalls bezieht. Alle Berichte, welche jener oft erdrückenden Furcht des Naturmenschen erwähnen, bezeichnen sie im Sinne dieser als Geisterfurcht, oder, was dasselbe ist, sie nennen jene unsichtbar aber meist übelwollend wirkenden Potenzen Geister. Es bleibt uns also übrig zu erfahren, wie der Urmensch zu einer Vorstellung so ganz eigener Art gelangen konnte, zu einer Vorstellung, die, wie wir annehmen müssen, die erste von allen war, die sich ihm nicht durch eine unmittelbare Wahrnehmung aufdrängte, sondern nur durch irgendwelche einfache und naheliegende Schlüsse erschlossen sein konnte. Daß wir hierbei unter den etwa möglichen die nächstliegenden oder, wenn wir so sagen dürfen, die aufdränglichsten für die richtigen zu halten haben, das ergibt sich aus der beispiellosen Uebereinstimmung des Gedankenganges aller Völker auf der ganzen Erde. Wenn es aber schwer und unsicher scheinen müßte, die Gedanken aller Völker forschungsweise festzustellen, Gedanken, für die meistenteils ein Mittel der Fixierung fehlt und die sich oft in ihrer eigenen Unklarheit glücklich bergen, so bleiben eine unermeßliche Reihe von Handlungen, welche aus der Konsequenz jener Gedanken hervorgehen, als unbestechliche Zeugen für dieselben übrig: das sind die mit unendlicher Zähigkeit sich konservierenden Handlungen des Kultes, welche uns mit unbeugsamer Logik zu jenen einfachen Grundgedanken des Menschen zurückführen, mit denen er zum erstenmal die Flügel sich entwickelnder Denkkraft versuchend, vom festen Boden der Sinneseindrücke sich in ein selbstgestaltetes Gedankenreich emporhebt. Aber so sehr er nun auch, immer eine Vorstellung auf die andere bauend, stieg, es war das lastende Gewicht der Thatsachen des Kultes, welches ihn immer wieder zur Erde herabzog und nicht gestattete, daß er seines Ausganges vergesse. Erst als er sich von diesem Gewichte zu lösen begann, als die gemahnenden Thatsachen zu Symbolen zusammenschrumpften, denen eine jüngere Spekulation ein neues Leben einzuhauchen versuchte, da konnte die kulturgeschichtliche Tradition zerreißen, da konnte es zweifelhaft werden, ob der Mensch das Abbild seiner selbst emporgetragen zu immer ferneren Höhen der Ursächlichkeit der Erscheinungen, oder ob er von der Höhe selbständiger Erfassung solcher an sich durch die Medien von Phantasie und Poesie bis zur Vereinigung seiner aus dem Aether geholten Ideen mit seinem eigenen irdischen Schattenbilde hinabgesunken sei.

In der That ist es gerade dieser Widerspruch, welcher die wichtigsten Schulen der natürlichen Relegionsgeschichte trennte. Lubbock, Tylor, Spencer nehmen einen „Animismus“ als die unterste Stufe der Reli-

gionsvorstellungen und einen —, in diesem Namen etwas zu eng begrenzten, — „Ahnenkulte" als niederste Kultform an. Demgegenüber hält die Schule der „vergleichenden Mythologie" — J. Grimm, Adalb. Kuhn, Müllenhof, Mannhardt, Max Müller u. v. a. — eine phantasievolle Betrachtungsweise der Naturerscheinungen, die regelmäßigen und alltäglichen nicht ausgeschlossen — und die daran anknüpfende Mythendichtung für den Ausgangspunkt einer sogenannten „Naturreligion". Einige, unter ihnen der vortreffliche J. G. Müller [1]), haben ein Kompromiß in dem Sinne geschlossen, daß sie den „Animismus" als das treibende Element in den Religionen der kulturlosen Stämme anerkennen, die Naturreligion aber als die Form natürlicher religiöser Vorstellungen der Kulturvölker feststellen.

Diese Zurechtlegung kann aber im letzten Falle nur für die Darstellung des Bestandes der religiösen Vorstellungen für eine bestimmte Zeit Berechtigung haben, keineswegs aber für die genetische Entwickelung derselben zulässig sein. Eine nur einigermaßen definierbare Grenzwand zwischen Völkern von Kultur und Unkultur vermag eben niemand aufzustellen, der sich nur ein wenig mit den Gesetzen des Fortschreitens der Kulturgrade vertraut gemacht hat. Auch wir reden ja wohl in Anlehnung an den gemeinen Sprachgebrauch von „kulturlosen" Völkern, aber nur weil wir nicht imstande sind, in anderer Weise einen relativ niederen Standpunkt der Kultur zutreffender zu bezeichnen. Die Unterschiede der Kulturstufen sind immer nur quantitativ, so zwar, daß wir sogar schon beim Urmenschen gleichsam latent die Keime zu den höchsten Entwickelungsformen aufdecken konnten. Wo soll also nun die absolute Trennung von Kultur und Unkultur liegen, jene Trennung nämlich, welche zugleich eine völlige Neubildung der religiösen Ideen zur notwendigen Folge haben soll? Am leichtesten glaubt man die Anknüpfung an jene bereits erwähnte Unterscheidung von „aktiven" und „passiven" Rassen zu finden, als ob von Natur aus die passive Rasse dem „Ahnenkulte", die aktive dem „Naturdienste" zugewiesen wäre. Im Urmenschen aber gibt es noch keine Prädestination für die eine und die andere Richtung, beide Gruppen entstehen erst aus ein und demselben Material durch die Differenzierung ihrer Instinkte. Nirgends können wir jenen unüberschreitbaren Wassergraben wahrnehmen, welcher genau so verschiedene Gebiete von Uranfang an getrennt und isoliert hätte. Wir gewahren vielmehr überall nur Uebergänge und Stufen der Entwickelung. Möchten nun selbst die Religionsvorstellungen verschiedener Stufen so wesensungleich sein, wie die Geräthe der Bronzezeit und jene der Steinzeit sich unterscheiden, so würde doch auch ein solcher Vergleich uns nicht auf die Vermuthung bringen dürfen, daß jemals beide Stufen völlig zusammenhanglos nebeneinander bestanden hätten, oder ver-

[1]) J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855.

mittelungslos aufeinander gefolgt seien. Auch die Bronzewaffe ist zunächst nur der Umguß des alten Modells in neuere Stoffe, bis die Nachgiebigkeit gegen dessen Eigentümlichkeiten zu immer abweichenderen Formen führt, die uns nun ohne Rücksicht auf die Vermittelungsglieder als reine Originale erscheinen.

Auch innerhalb der Schule der „vergleichenden Mythologie" wurde dieser Zusammenhang nicht völlig verkannt und namentlich der berühmte Sanskritist M. Müller versuchte es, auch den Vorstellungsschatz ganz kulturloser Stämme mit seiner Erklärungsweise zu durchforschen, und auch die Vorstellungen des Hottentotten an den Eindruck der Morgenröte und des Tageswandels anzuknüpfen, während er eine so außerordentlich wichtige Entwickelungsepoche der Religionsvorstellungen, wie sie von einem Teil des Semitentums ausging, dadurch aus einer gleichen Prüfung ausschaltet, daß er eine unmittelbare Offenbarung der absoluten Gottheit an den Stammvater Abraham annimmt.

Wir selbst haben nun in besonderen Arbeiten [1]) zu zeigen versucht, daß der umgekehrte Weg als der natürliche besser zum Ziele führt. Aus den allgemeinen Vorstellungen des „Animismus" entsteht in Verbindung mit denen einer Verpflichtung gegenüber unsichtbaren Potenzen ein „Kult", den wir in Erweiterung des zu engen Namens „Ahnenkult" als „Seelenkult" im allgemeinen bezeichnen mußten. Die Art und der Inhalt dieses Kultes sind mit logischer Konsequenz einerseits jenen Vorstellungen, andererseits dem jedesmaligen Gedanken- und Fürsorgekreise des Naturmenschen entnommen. Aus dem Vorkommen der entsprechenden Formen dieses Kultes muß mit Notwendigkeit auf das gleichzeitige oder vorangegangene Vorhandensein jener Vorstellungen geschlossen werden, und so bieten uns diese Kultformen einen verläßlichen Prüfstein und eine klare Quelle der Vorstellungen vorhistorischer Zeiten. Die nicht entsprechende Würdigung dieses Prüfsteins hat sich an der „vergleichenden Mythologie" durch einen geringen Grad von Zuverlässigkeit ihrer Ergebnisse gerächt. Der Kult ist der thatsächliche Ausdruck jenes Gefühles der Verpflichtung, und sein Vorhandensein — in irgend einer Form — allein ist ein unzweifelhafter Nachweis für das Vorhandensein jenes Gefühls, welches das Wesentliche im Religionsbegriffe ist. Irgend eine Fabulation über Himmels- oder sonstige Naturerscheinungen kann als Thatsache vollkommen erwiesen sein; wenn sich aber nicht nachweisen läßt, daß sie irgend einer Form des Kultes zur Unterlage dient, so haben wir kein Recht, sie als den Ausdruck religiöser Vorstellungen zu kennzeichnen, wenn wir nicht

---

[1]) J. Lippert, Der Seelenkult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion. Eine ethnologische Studie. Berlin 1880. — Derselbe, Die Religionen der europäischen Kulturvölker, der Litauer, Slaven, Germanen, Griechen und Römer in ihrem geschichtlichen Ursprunge. Ebendaselbst 1881.

den Begriff „Religion" verwässern und verwischen wollen. Der „Naturmythus" mag dann für sich bestehen, vielleicht selbst als ein jüngeres Abbild religiöser Vorstellungsweise gelten; als Grundlage der Religion können wir ihn nicht anerkennen. Auch wenn Mythus und Kult in einer deutlichen Beziehung zu einander auftreten, wird zu untersuchen sein, ob nicht in dem letzteren die Veranlassung zu jenem gegeben war, wie dies bei einer sehr großen Anzahl von „Kultmythen" der Fall ist. Da die Kultform vielfach aus den Lebenseinrichtungen einer vergangenen Zeit in die jüngere hineinwächst, so verliert diese infolge ihrer Unkenntnis vorangegangener Lebensformen häufig genug das Verständnis der ihr überlieferten und durch heilige Furcht geschätzten Kultgebräuche. Indem dann solche Kultformen unter Geleit von mehr oder weniger zutreffenden Erklärungsversuchen von Generation zu Generation weiter gereicht werden, solche Berichte aber die Urzeit nur in erzählender Darstellung zu geben vermag, entsteht die Kategorie der genannten Kultmythen, in denen so wenig wie in jenen Naturmythen der ursprüngliche Keim religiöser Vorstellungen zu suchen ist.

Noch haben wir uns hier im vorhinein über den Standpunkt der Kulturgeschichte zu einer besonderen Art von Religion zu verständigen, welche sich scheinbar keiner der besprochenen Kategorien einfügen will. Wir meinen die „Offenbarungsreligion". Wir müssen uns zunächst eingestehen, daß wir das Wort in einem zwiefach verschiedenen Sinne gebrauchen, einmal in jenem parteilosen, den wir den kulturhistorischen nennen möchten, und dann wieder in jenem ausscheidenden, der das Prädikat „geoffenbart" nur einer einzigen unter den kulturhistorisch so zu nennenden Religionen zuerkennen kann. Die Unterscheidung der zweiten Art kann uns hier nicht beschäftigen, wenn auch selbst die Umstände und gesellschaftlichen Verhältnisse, durch welche subjektive Ueberzeugungen, auf welche es hier zumeist ankommt, zustande kommen, keineswegs außer dem Bereiche der Kulturgeschichte liegen. Offenbarungsreligionen der ersteren Kategorie aber, d. h. solche, welche selbst den Anspruch erheben, den Inhalt ihrer religiösen Vorstellungen und insbesondere den Kanon ihrer Verpflichtungen aus Bestimmungen der betreffenden Gottheit selbst herzuleiten, gibt es eine größere Zahl; wir müssen dazu außer Judentum und Christentum die Religion des Ormuzd, den Mohammedanismus und Buddhismus zählen und auch Manu, auf dessen Gesetz der Altindier verpflichtet war, genießt die Achtung eines göttlichen Wesens. Auf einige Unterscheidungen möge hier vorweg aufmerksam gemacht werden; sie liegen in zwei verschiedenen Richtungen. Wir nennen denjenigen Gottesbegriff, welcher einer niedern, noch atomistischen Weltauffassung entsprechend ein Göttliches als wirkende Ursache hinter den einzelnen Erscheinungen sieht, denjenigen des „relativ Göttlichen" und unterscheiden davon das „absolut Göttliche" in der Vorstellung eines in sich verbundenen Alls und einer dem entsprechend einzigen

Grundursache. Hiernach gibt es also, objektiv gesprochen, Offenbarungsreligionen sowohl auf dem Boden des absoluten, wie auf dem des relativen Gottesbegriffes. Zu jenen gehören, wenn man bei Prüfung des Gottesbegriffes nicht allzu streng vorgeht, Juden- und Christentum und Mohammedanismus. Die Zendreligion schließt sich eng an sie an; dagegen wahrt der Buddhismus entschieden und konsequent den Standpunkt des relativen Gottesbegriffes. Eine andere Einteilung ergibt sich, wenn wir die Frage der Offenbarungs vermittelung ins Auge fassen. Im Christentum und Buddhismus ist es, dort die absolut, hier eine relativ göttliche Person selbst, welche als Ueberbringerin der Offenbarung unter die Menschen tritt; im Judentum, Islam und in der Zendrelegion vermitteln die Offenbarung Propheten als priesterliche Personen. Jene erstgenannten zwei Religionen haben bei großer Verschiedenheit ihres Gottesbegriffes das gemein, daß sie historisch als erlösende Reaktionen gegen die Herrschaft eines zur Kaste gewordenen Priestertums auftreten.

Was nun wieder neben so mannigfach Verschiedenem allen genannten Offenbarungsreligionen gemeinsam ist, das ist das mehr oder weniger geschlossene System ihrer Offenbarung, der immer mehr zur Einheit grundlegender, alles umfassender Principien vordringende Bau ihres „Gesetzes". Manus, Ormuzd-Zoroasters, Jahve-Moses Gesetze haben noch die Menge der einzelnen Fälle, insbesondere solcher des Kultgebietes im Auge, in Moses vollzieht sich aber daneben schon die Zusammenfassung in einige Grundprincipien, Buddha lehrt nur noch wenige solcher, und die Lehre Jesu faßt sie in das Eine Wort der Liebe zusammen. Es ist unmöglich, die Uebereinstimmung zu verkennen, welche zwischen diesen Staffeln und dem Gesetze der zeitlichen und räumlichen Erstreckung der Lebensfürsorge besteht.

Das aber, was diese genannten Offenbarungsreligionen gemeinsam haben, das eine höhere Entwickelung der Lebensfürsorge voraussehende Zusammenfassen, unterscheidet sie weit mehr als der Begriff der „Offenbarung" an sich von allen anderen Religionen, die zu einem System des religiös Sanktionierten aus irgend einem Grunde nicht gelangt sind. Diese entbehren aber darum nicht auch des Principes der Offenbarung; in irgend einer Form kennzeichnet es auch die niedrigste der ausgeschiedenen Religionen. Nicht nur David [1]) nötigt seinem Gotte eine Offenbarung über den Erfolg seines Zuges ab; auch ägyptische Tempelwände erzählen die Geschichte der Offenbarungen der Götter an ihre Könige. Soweit eine niedere Art von Priestertum über die Erde verbreitet ist, ist Vermittelung von Offenbarungen ihre Hauptbeschäftigung. Die Form ist mannigfaltig, aber die Sache dieselbe. Der Reichsastronom auf den Sternwarten Babylons diente in seiner Weise demselben Zwecke, wie der Ganga West-

[1]) 1. Samuel, 30, 7 f.

afrikas, der mit der klingenden Rassel den Geist ruft, um mit ihm in seinem Kopfe seine Gedanken zu empfangen. Mit einem Munde Gottes vergleicht auch die Bibel [1]) diese vermittelnde Stellung des Priesters, indem sie Jahve zu Mose sagen läßt: Aaron „wird dein Mund und du wirst sein Gott sein". Wieder in einer anderen Art beruft sich jede hergebrachte Kultübung auf eine Offenbarung. Wie es möglich wird, — nach den Regeln der „Opferschau" — die Art der Aufnahme des Opfers durch die Gottheit zu erkennen und darauf auf die Gewährung der Wünsche zu schließen, so muß umgekehrt die immer wieder wahrgenommene Gewährung zu einer Offenbarung bezüglich jener Kultform werden. Ein Geschlecht, das seine Erhaltung dem Wohlwollen seiner Gottheit dankt, muß aus der Thatsache seines Glückes schließen, daß seine Art, der Gottheit zu huldigen, die ihr angenehme ist; es wird nicht ohne das Recht der Logik dem Einwande gegen seine Kultart mit dem Gegenhalte begegnen, daß diese unmittelbar durch seiner Gottheit Wunsch und Willen geboten sei. Es gibt und gab kaum eine Kultform, die sich nicht in diesem Sinne auf ein Offenbarungsgeheiß zurückführte. Die Formen mögen nach ihrer großen Mannigfaltigkeit einer verschiedenen Würdigung teilhaftig werden; das Wesen des Offenbarungsglaubens in irgend einer Form gehört zu den Merkmalen jeder der historischen Kultreligionen. Auf dieser Thatsache beruht nach der einen Seite hin die große Leichtgläubigkeit, mit welcher der Naturmensch auf seiner Stufe religiösen Vorstellens Offenbarungsberichte jeder Art aufnimmt. Keineswegs ist es Unglauben, welcher dem Missionär die Arbeit unter den „Wilden" erschwert. Bereitwilligst glauben sie alles, was er ihnen aus seiner Offenbarung erzählt; aber es erfaßt sie nicht und beeinflußt nicht ihr Leben in gewünschter Weise. Sie unterscheiden es — darin begegnen sich so viele Berichte — immer wieder als die Offenbarung eines fremden Gottes an einen fremden Menschen; es ist nicht ihre Offenbarung. Sie möge vortrefflich sein, sagen sie oft zur Begründung ihrer Ablehnung — aber für jenen fremden Menschen, nicht für sie. Unter anderen Umständen müssen für die Würdigung seines Inhaltes die Art eines Offenbarungsberichtes, die Umstände seiner Entstehung und Verbreitung, der historischen Bezeugung desselben und Aehnliches von größter Wichtigkeit sein; für uns aber ist hier nur von hervorragender Wichtigkeit jene Unterscheidung und Gruppierung der Offenbarungen nach ihrem Inhalte. Sie zeigt uns, daß Stämme von geringer Entwickelung der Lebensfürsorge einen solchen Schatz nur in atomistischen Formen suchen und besitzen. Nur der Erfolg des Augenblicks ist ihnen ein fragwürdiger Gegenstand, nur um seinetwillen brauchen sie die Gottheit, setzen sie ihren Kultapparat in Bewegung. In diesem allein liegt ihr einziges Mittel weiter vorgreifender Fürsorge, und allenfalls auf die Regelung von Kult-

[1]) 2. Mose 4, 16.

handlungen bezieht sich darum ein erweiterter Offenbarungsschatz einer etwas vorgerückteren Stufe. Erst auf einer gewissen Höhe socialer Fürsorge können entweder eine Mehrzahl von Einzelfällen erschöpfendere Regeln oder zusammenfassendere Grundsätze einer Sanktion der Gottheit bedürfen, die sie im Wege der Offenbarung erteilt.

Dieses Sachverhältnis zwingt uns also von vornherein in betreff des Urmenschen von einer Offenbarungsreligion im Sinne der historischen abzusehen; diese könnte erst für eine spätere halbhistorische Zeit in Betracht kommen. Nur eine sogenannte „Uroffenbarung", wie sie eine relativ jüngere Religionsauffassung auf Grund der jüdischen Offenbarungslehre annimmt, können wir nicht ganz außer acht lassen. Ueber die behauptete Thatsächlichkeit einer solchen Uroffenbarung zu urteilen, gewährt uns die Methode unserer Wissenschaft keine Mittel, zumal wenn jene infolge des Sündenfalles wieder verloren gegangen sein soll. Aber den Inhalt einer solchen könnten wir uns gerade auf dem sittlichen Gebiete nur als einen in bestimmter Weise beschränkten vorstellen im Gegensatze zu den großen Vorstellungen, die sich die Theologie von demselben machte. Unter den Verhältnissen einer bis auf ein einziges Stammpaar zurückversetzten Generation der Urmenschen, dem Stande einer socialen Lebensfürsorge auf solchem Grunde entsprechend, könnte der Inhalt einer solchen verlorenen Uroffenbarung nur ein sehr armer gewesen sein; ein in eine ferne Zukunft der Menschheit vorausgreifender aber müßte wegen seines schon der ersten Generation bevorstehenden Verlustes zwecklos erscheinen. In der That entsprechen auch die Elemente der jüdischen Tradition einer Uroffenbarung völlig jenen Voraussetzungen. Sie bestehen in einer Vorstellung von Gott, dem Menschen und einem Verkehr zwischen beiden. Dem Menschen bietet Gott die Früchte der Erde — seines Gartens —, sein Geheiß aber beschränkt sich auf ein einziges Verbot, das sich uns der Art nach bald als das altertümlichste **Kultgebot** darstellen wird. In einem solchen also ruht vorerst noch wie im Keime das sich erst langsam im Gefolge socialer Gestaltungen explizierende „Gesetz" einer jüngeren Zeit, so daß also selbst nach biblischer Ueberlieferung jene Uroffenbarung, soweit sie sich auf die Religion beziehen läßt, nichts enthält als der Urreligion einfachste Elemente: Gott und Mensch, beider Verkehr und des letzteren Kultverpflichtung. Auf ihre Verletzung aber folgt leiblicher Schmerz und Qual und als der Krankheit Letztes der Tod.

Das sind aber genau dieselben Elemente, welche wir auch in den schlichtesten Religionsvorstellungen der Naturvölker wiedererkennen. Nur tritt uns in jener Tradition ein fertiger, indes immer noch in sehr menschlichen Formen gedachter Gottesbegriff entgegen, während wir den Naturmenschen aus tiefster Tiefe herauf nach einem solchen sich emporringen sehen.

Fast überall, wo uns jenes erwähnte absprechende Urteil der Forscher über die Religionslosigkeit der Wilden begegnet, folgt ihm eine und dieselbe

Einschränkung auf dem Fuße nach. **Burtons** Urteil über die von ihm besuchten Ostafrikaner [1]) ist das denkbar ungünstigste: „sie besäßen keine Spur von **Verehrung** irgend eines Wesens, nicht einmal Ehrerbietung für Menschen — aber: **Furcht** vor den Toten beherrsche alle ihre Gedanken. Sie haben einen Glauben an Gespenster und eine Art schwarzer Kunst, sie suchen sich mit diesen Geistern irgendwie zu stellen und dadurch ihre Felder gegen Unfälle zu schützen". Eine ähnliche Nachricht bringt **Waitz** [2]) in betreff der Kaffern: sie wüßten gar nichts von Gott, hätten keinen Kult, keine Opfer und Gebete, **aber**: alles Unglück leiteten sie vom „toten Bruder" her und „Mahlozi", Geister verstorbener Häuptlinge, bildeten einen Gegenstand abergläubischer Verehrung. Wieder fand **Fritsch** bei den Be-tschuana von Religion keine Spur, **aber** wie bei den Zulus einen Koboldglauben mit einem Kulte der Geister der Verstorbenen, das Gleiche bei den Damara, Hottentotten und Namaqua. So sehen wir nach bestem Zeugnisse alle Naturvölker Südafrikas von denselben Vorstellungen beseelt. **Livingstone** [3]) bezieht die Zambesianwohner ein, deren „Wazimo" die Seelen der Verstorbenen seien; und mit **Bakers** Behauptung, „die central-afrikanischen Stämme kennen keinen Gott" hat es dieselbe Bewandtnis. Auch die Mikronesier glauben nur in diesem Sinne „an keinen Gott", [4]) während über alle Südseeinseln, aber auch nicht minder über die indischen, die Philippinen, über Japan und China, die Bergvölker Indiens der sogenannte Ahnenkult verbreitet ist und der „Schamanismus" der „Heidenvölker" Nordasiens und Rußlands bis nach Lappland herüber nicht weniger auf solchem beruht, wie die ehemalige Religion der Finnen und Litauer. In Amerika bildet nach J. G. **Müllers** Zeugnissen derselbe Glauben ausnahmslos die Grundlage der Religion aller Stämme von Canada bis zum Feuerlande; nur die wenigen Stämme, welche, wie Mexikaner und Peruaner, zu höherer Kultur gelangt waren, sollen diesen Glauben bei Annahme jener gegen einen sogenannten Naturdienst umgetauscht haben. Ausreichende Belege für die Weltverbreitung dieser Kultform hat **Spencer** [5]) zusammengestellt. Bei dieser Verbreitung unter allen Naturvölkern und bei dem Umstande, daß die Formen dieses Kultes in dem Maße unverhüllter, einfacher und kindlicher erscheinen, in welchem ein Stamm dem Leben der Urzeit näher geblieben ist, muß der Schluß sich aufdrängen, daß wir im Urzustande selbst die allereinfachste dieser Kultformen vorauszusetzen haben. Dieser Schluß wird zur Gewißheit, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie der Urmensch nach seiner ganzen Anlage darauf angewiesen, **von sich selbst aus** als

---

[1]) **Andree**, Burton-Speke. S. 363.

[2]) A. a. O. I. 410.

[3]) Neue Missionsreisen. Jena. S. 241.

[4]) **Waitz-Gerland**, Anthropologie V, 2; S. 135.

[5]) A. a. O. S. 345 ff.

dem subjektiven Ausgangs- und objektiven Mittelpunkte seines Denkens und Trachtens vorwärts tastend den Raum um sich mit all seinem Inhalte in immer weitere Sphären vorwärts bringend seiner Beurteilung zu erschließen, auch auf diesem Einen Gebiete unmöglich einen andern Weg einschlagen konnte.

Wenn alle Erscheinungen der Natur in ihrer Wiederkehr den Stempel des Gemeinen trugen, ehe noch die Denkkraft des Einzelnen reif genug war, sich mit ihnen zu befassen und, wenn sie darin — nach Zeugnis einer oft wiederkehrenden Antwort des Naturmenschen — gleichsam ihre Erledigung vor dem Denken fanden, so blieb der Tod für jeden Zeugen ein Ereignis ungemeiner Art. Wo bei der Isolierung der kleinen Menschengruppen nach Zeit und Raum aller Erfahrungsschatz ohne Ausblick in die Tiefe der Zeit und die Ferne des Raumes auf die selbstgewonnenen Elemente sich beschränkte, da blieb gleichsam die Induktionsreihe, aus der wir heute die Notwendigkeit des Todesfalles erschlossen haben, ohne darum auch einen Einblick in diese Notwendigkeit zu besitzen — immer nur bei einzelnen Fällen stehen; man könnte die Behauptung wagen, es müßte eine Zeit geben, da der Urmensch nicht wußte, daß er sterben muß. Weiß das Tier, das doch zweifellos vieles in seiner Erinnerung trägt, etwas Aehnliches? Wer aber hat, wenn er nicht aus der immer nur lückenhaften Erfahrung außer ihm den verallgemeinernden Schluß zog, in sich in der Vollkraft seines Lebens das Bewußtsein von der Notwendigkeit seines Todes?

Aus jener Zeit der unvollständigen Erfahrung sind unsere Rudimente zurückgeblieben, welche meistens ohne Rücksicht auf ihr Verhältnis zur Objektivität durch ihr bloßes Dasein Bildungsfaktoren im Leben späterer Geschlechter wurden. Ein solches besteht in der, wie wir noch mit einigen Beispielen zeigen werden, bei allen Naturvölkern zurückgebliebenen Vorstellung, daß der Tod nichts Naturgemäßes sei und nicht im ungestörten Verlaufe der Dinge eintreten könne. Er ist vielmehr immer nur eine Durchbrechung derselben, veranlaßt durch irgend eine übelwollende Potenz. Die vielen Fälle unnatürlichen Todes, dem der schutzlose Urmensch, von einer ungezähmten Tierwelt umgeben, ausgesetzt sein mußte, verstärkten diese Vorstellung. Auch in den übrigen Fällen, in denen der Tod von selbst erfolgte, mußte nach jener Analogie irgend eine Gewaltthat vorausgesetzt werden, um das unnatürliche Ereignis zu erklären. Die unsichtbare Art der Wirkung gab eine unsichtbare Ursache an die Hand und unter solchen hatte der Urmensch keine Wahl: eine einzige solcher Art hatte sich ihm aus seinem engsten Erfahrungskreise nach seiner Art zu schließen geoffenbart, nach der Ausdrucksweise der Zulu: der „tote Bruder“.

Ein anderes Rudiment ist eigentlich nur die erzählende oder mythisierende Fassung des vorigen, ein Kultmythus einfachster Art, welcher weit verbreitet über die Erde in verschiedenen Formen erzählt: Uranfänglich

gab es unter den Menschen keinen Tod und keine Krankheit; erst durch die „Sünde" kam beides in die Welt. Der letzte Satz könnte uns unbegreiflich bleiben, wenn wir nicht zu seiner Erklärung etwas vorausgriffen. Sein Inhalt ist ganz demselben Vorstellungskreise entnommen, nur verbirgt er sich ein wenig hinter dem Worte „Sünde", dessen Begriffsbestimmung, wie so oft, im Laufe der Zeit eine große Verschiebung erfahren hat. Bleiben wir bei jener Bezeichnung, so ist es der „tote Bruder", der in unsichtbarer Weise den lebenden quält. Durch Leistungen an jenen sucht dieser die Qual abzuwenden, den Uebelwollenden zu „versöhnen". Er schuldet ihm nach Inhalt des primitivsten Kultgebots diese Leistung und die nicht erfüllte lastet auf ihm als Sühnschuld; diese Sühnschuld bildet den ältesten Begriffsinhalt der „Sünde", und so erscheint der Mythus, daß „die Sünde den Tod verschuldet" als der abstrakte, sublimierte Ausdruck für die rohe Urvorstellung, daß der unversöhnte Tote den Lebenden töte. Die bekannteste epische Fassung dieser Vorstellung enthält die Bibel, und in ihr erscheint die Ursünde ganz ausdrücklich als Sühnschuld, als Uebertretung des Entsagungsopfers urältester Art.

Das wichtigste Rudiment ist aber das in jenen Thatsachen enthaltene, welche die genannte Vorstellung in aller Welt in überraschender Gleichartigkeit schuf, ist die Thatsache der Versöhnungspflicht, von welcher die Uridee des Kultes ausging, welche die Menschheit in einem unüberschätzbaren Grade leitete und beherrschte, bis langsam und mühsam eine andere Art von Ursächlichkeit in die Erkenntnis des Menschen eindrang, ein Prozeß, der heute noch seinem Abschlusse unendlich fern ist. Neben und über der Thatsache der Erkenntnis herrscht und wird herrschen das Gesetz der Kompatibilität und das Rudiment.

Die Erscheinung des Todes allein umschloß alle Momente, welche dem Urmenschen zu einem ersten sprunghaften Fortschritte seines Denkens den Anstoß geben konnten. Sie war nicht alltäglich, wie das Schauspiel des Sonnenaufganges, nicht für seine nächste Lebenslage gleichgültig, wie das der Morgenröte; sie trat mit erschütterndem Ernste und einer überraschenden Bedrohung in seinen engsten Lebenskreis hinein. Und sie blieb ihm völlig unerklärlich. Es war derselbe Mund, dasselbe Auge und derselbe Arm, es war derselbe Mensch, und was war es doch, das nun nicht mehr da war? — Die Schule Adalbert Kuhns hält das Wunder der Zeugung und Geburt für mehr geeignet, ein spekulatives Denken des Urmenschen anzuregen und ihn zur Schaffung des Begriffes „Seele" anzuleiten. [1]) Allein abgesehen von dem Unzutreffenden, die Gedanken des ungeübten Menschen durch nichts als Symbole und Allegorien angeregt und

---

[1]) Vergl. Adalbert Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks, ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen. Berlin 1859, und Friedrich von Hellwald, a. a. O.

weitergeführt zu denken, schenkte das an sich freilich wunderbare Ereignis einer Geburt doch nur einem armen Würmchen das Leben, das noch lange ein sehr unbeachtetes Wesen blieb und in die Lebenssorge der Männer nicht eingriff. Sein Eintritt in die Welt konnte darum unmöglich jenes Staunen erregen, wie der Heimgang eines Mannes, von dessen Thatkraft das ganze Stämmchen Eindrücke bewahrte.

Wenn man einwendete, daß ein so feiner Begriff, wie der einer „Seele" oder eines „Geistes" dem Menschen der niedrigsten Kulturstufe überhaupt nicht denkbar sein könnte, so müssen wir entgegenhalten, daß der erste Gedanke an ein Etwas, das nun im Tode den Leib verlassen haben muß, durchaus noch nicht unseren Seelenbegriff mit allen Merkmalen einschließen mußte. Geschichtliche Thatsachen lehren vielmehr das Gegenteil und wenn wir von einer sich bildenden Seelenvorstellung des Urmenschen sprechen, so meinen wir natürlich jene der unbestimmtesten Art, der wir nur aus Mangel eines anderen den Namen unserer Vorstellung leihen müssen. Notwendig mußte die Todeserscheinung, indem sie sich einmal dem Nachdenken des Menschen aufdrängte, diesem den Schluß eingeben, daß der vordem redende und handelnde Mensch nicht mehr derselbe sei, wie der jetzt sprach- und regungslos daliegende; es hatte sich der eine unwahrnehmbar vom anderen getrennt. Wer war der eine und der andere? Sie waren doch wieder beide dasselbe und man begnügte sich wahrscheinlich, sie beide mit denselben Ausdrücken zu bezeichnen, die unserem Begriffe „Person" oder „Er" in seiner Unbestimmtheit ungefähr gleichkamen. Darauf weist uns schon der rudimentär bis heute erhaltene Sprachgebrauch. Wir sagen „er" sei außer „sich" und wenn er wirklich tot bleibt, dann konstatieren wir wieder, er sei nicht mehr zu sich gekommen, während wir doch in dem einen Falle mit „Er" den geistigen, im anderen den leiblichen Menschen bezeichnen. Wenn das Volk sagt: „er geht um", meint es seinen Geist. Weiter denkt sicher auch der Urmensch nicht; es ist Sache einer späteren Zeit, den gewonnenen Begriff zu determinieren. Genug, daß er sieht, wie der eine „Er" von „ihm" sich geschieden hat und nun, da er doch nicht völlig verschwunden sein kann, in irgend einer anderen Weise fortleben muß. Aegyptologen haben bemerkt, daß auch das Kulturvolk der Aegypter in seinen allerältesten Grabinschriften ohne Unterscheidung von dem Fortleben der gestorbenen Person spreche, und erst von einer etwas jüngeren Zeit an eine unterscheidende Bezeichnung hervortrete, die wir mit „Seele" übersetzen können. Lassen[1]) hat in ähnlicher Weise in einem ganz fremden Gebiete gefunden, daß der Name, welcher auf Java zur Bezeichnung der Kultobjekte gebraucht wird (Ywang) ursprünglich allgemein soviel wie „derjenige, welcher" bedeutete. Southey[2]) sagt, die

[1]) Lassen, Indische Altertumskunde. II. 1067.

[2]) Bei Spencer a. a. O. S. 149.

Abiponen hätten keine Vorstellung darüber gehabt, was aus dem Verstorbenen, beziehungsweise dessen Geiste, werde, „aber sie fürchten ihn und glauben, das Echo sei seine Stimme", d. h. sie setzen ihn für die unsichtbare Ursache des anderweitig nicht Erklärbaren ein. Dies ist zugleich der einzige Zusammenhang, in welchen Naturerscheinungen und Menschengeister auf dieser Stufe gebracht werden. So halten die brasilischen Tupistämme ihre Verstorbenen für diejenigen, welche den sie schreckenden Donner verursachen.

Eine besondere Stütze erhielt die Vorstellung irgend einer Art vom Fortbestehen des im Tode scheinbar aus dem Leibe herausgetretenen Lebensprincipes durch die Erscheinung des Traumes, in dessen Deutung von den Völkern höchster Kulturstufe bis herauf in unser Mittelalter und wohl noch weit darüber hinaus die größte Uebereinstimmung besteht.[1]) Wenn der Todesfall den Menschen gleichsam nur vorbereitet für die Empfänglichkeit von Vorstellungen, die jenseits der Wahrnehmung liegend, nur durch Schlüsse erfaßt werden können, führt ihn der Traum auf den positiven Weg der erhofften Erkenntnis. Je lebhafter jenes Ereignis die Sinne beschäftigt, desto sicherer wird der Tote den Traum der Angehörigen beleben, und die Umstände werden sich denen des Lebens desto näher und darum glaubhafter anschließen, je geringer noch die Anzahl der Vorstellungselemente ist, über deren zügellose Kombination die Phantasie verfügen könnte. Einen charakteristischen Traum solcher Art ließ sich Dr. Callaway von einem Zulu erzählen[2]). Zu diesem kam im Traume der gestorbene Bruder mit der vorwurfsvollen Frage, warum er ihn denn nicht rufe, wenn er einen jungen Ochsen schlachte? Der Träumende antwortete entschuldigend: „Ich rufe dich ja an und nenne dich mit deinen Ehrennamen. Nenne mir doch den jungen Ochsen, den ich getötet hätte, ohne dich zu rufen! Denn ich schlachtete einen Ochsen und rief dich; ich schlachtete eine unfruchtbare Kuh und rief dich." Darauf der tote Bruder: „Ich will Fleisch haben!"

Um den Zusammenhang eines solchen Traumes nach beiden Seiten hin zu erfassen, muß man sich die Thatsache vergegenwärtigen, daß es bei den Zulus für ein schweres Verbrechen gilt, ein Stück Vieh zu schlachten und nicht alle Sippschaftsfreunde zum Schmause zu laden. Da will sich denn auch der jüngst Gestorbene nicht übersehen lassen. Verschieben wir nur ein klein wenig die Worte der Uebersetzung, sagen wir statt schlachten „opfern", statt rufen „anrufen", statt mit Ehrennamen nennen, „preisen" — so verwandelt sich das Begehren des Toten in eine Kultforderung jüngerer Zeit. Die Indianer erklären sich die Träume genau in derselben Weise wie die christlichen Mönche des Mittelalters, während die Erklärungs-

[1]) Ausführlich bei Dorman, M. Rushton, The Origin of Primit. Superstitions. Philadelphia and London 1881, und Spencer a. a. O. 165 ff., 171 ff.

[2]) Spencer a. a. O. S. 171.

weise jener bei Juden und Griechen noch rudimentär neben einer jüngeren steht. Nach der Meinung der Indianer, die hierin sämtliche Naturvölker vertreten, tritt im Traume entweder die Erscheinung desselben wirklich vor den Schlafenden, oder jener denkende, fühlende und handelnde Teil des Schlafenden, welcher sich auch im Tode vom Leibe trennt, verläßt diesen vorübergehend und sucht selbst jene Gegenstände auf, von denen der Traum handelt. Im ersteren Falle beweist also dem Naturmenschen der Traum vom toten Bruder, daß dieser in jener einen Form noch lebt und zu ihm kam. Ganz so kommt in der Iliade noch Patroklos selbst als Seele zu Achilles und ganz so kommt nach einzelnen Stellen der Bibel auch Jahve selbst noch zu irgend jemand „im Traum". Ganz ebenso entsteht — außer verschiedenen anderen Ursachen — nach den Unterweisungen des Cisterziensers Cäsar von Heisterbach [1]) ein heiliger Traum durch wirkliches Erscheinen einer der göttlichen oder heiligen Personen oder durch den Austritt des Geistes aus seinem Leibe und das zeitweilige Hinwandern zu den heiligen Gegenständen. Fortschritte kennzeichnen eine jüngere Art von Vorstellung. Schon die Bibel kannte bloße Traumbilder, die vor die Seele traten, Homer, der nach Herodot so vieles Neue in die Göttervorstellung eingeführt hat, läßt seinen Zeus wenigstens nicht mehr in eigener Person den Schlafenden erscheinen, sondern eine Vertretung als eine besondere Traumgottheit ihnen senden, und geradeso läßt jener Mönch den „heiligen Geist" die Traumbilder der Enthüllungen den Frommen vor die Seele führen. Indem wir so die Richtung sehen, in welcher sich die Vorstellung von dem Ausgangspunkte immer mehr entfernt, müssen wir in umgekehrter Weise auf diesen zurückschließen und annehmen, daß dem Urmenschen die Erscheinung im Traume beweiskräftig für die Existenz des Gesehenen war.

Der erste und für eine unendlich lange Zeitfolge mächtigste Eindruck, den die so gewonnene und befestigte Vorstellung auf den Urmenschen machte, war der der Furcht. Solange jene, hierin ganz von der Stärke der Erinnerung abhängig, in ihm lebhaft war, blieb es auch die Furcht, an sich begründet in der Verbindung der Vorstellungen von etwas mächtig und zugleich unheimlich unsichtbar Wirkendem. Indem nun aber in dieser Potenz die Erklärung gefunden war für alles unsichtbar und ohne erklärliche Ursache Wirkende, mußten fortan alle Leiden des Lebens und alle Schrecken der Natur nur noch diese „Geisterfurcht" nähren, wenn wir der Sache einen Namen aus unserem Wortvorrate leihen dürfen.

Furcht offenbart sich noch in allem, was mit den Kultvorstellungen der Indianer zusammenhängt [2]). Vor umgehenden Seelen fürchten sich die Mikronesier [3]) im Dunkeln und in der Nacht. Die Tahitier nannten

[1]) Caesarii Heisterbacensis Diologus miraculorum. Recogn. Josephus Strange. Colonia, Bonna et Bruxellis 1851, L. II. cap. II. et passim.

[2]) Meiners Geschichte I, 304.

[3]) Waitz a. a. O. V, 2, 135.

ihre Ahnengeister „Eatua". Durch ihr unmittelbares Wirken geschehen plötzliche Todesfälle und ähnliche Ereignisse. „Stößt einer mit den Füßen an einen Stein, und schmerzt ihn die Zehe davon, so hat es der Eatua gethan; mit einem Worte, sie gehen hier wie auf bezaubertem Lande. Wenn sie nachts einem Totengerüste oder Tupapau zu nahe kommen, erschrecken sie, wie unter uns Unwissende beim Anblick eines Kirchhofs abergläubisch vor Gespenstern zittern." [1]) Diese überall und bei uns selbst rudimentär vorhandene Furcht hat ihren Grund in der ursächlichen Beziehung, in welcher dem Urmenschen die Toten zu allen Unglücksfällen und namentlich zu allen Krankheiten stehen und in der ihnen zugeschriebenen Neigung zu schaden. Man könnte aus letzterer Vorstellung, die überall wiederkehrt, auf eine gewisse habituelle Bösartigkeit des Urmenschen schließen, der seine Geister nach seinem Bilde geschaffen habe, wenn nicht jener andere Zug desselben, das Erfreuliche als das Gebührliche hinzunehmen und nur für das Leid einen Verursacher zu suchen, zur Erklärung näher läge. Indem nur immer wieder das Leid die Erinnerung an den sonst bald vergessenen Toten auffrischte, verband sich mit diesem der Begriff des Leidbringens. Dabei kennzeichnet wieder unentwegte Konsequenz bis ins kleinste die Denkweise des Urmenschen. Livingstone erzählt [2]) von einem Neger am Nyassa, daß er sein Kopfweh der üblen Laune seines verstorbenen Vaters zuschrieb, dessen Kraft er nun in seinem Kopfe fühle. Seltsamer noch, aber auch nicht inkonsequent erscheint die Darlegung jener Australneger [3]), welche erzählten, die Geister säßen für gewöhnlich auf Bäumen und schlüpften von da den Vorübergehenden in den Mund. Auf diese Weise verursachten sie dann dem Leibe, wenn sie ihn nicht wieder bald verließen, jene Plagen, die wir schwer verdaulichen Nahrungsbestandteilen zuschreiben. In dieser äußerst kindlichen Vorstellung erkennen wir den Urtypus der „Besessenseinslehre", welche als einzige Krankheitserklärung im Zusammenhange mit dem logisch konsequenten Handlungsverfahren ungezählte Jahrtausende beherrscht hat. Eine ganz adäquate Vorstellung hat sich in einem Rudimente, das Lubbock ins richtige Licht gestellt hat, bis auf unsere Zeit erhalten. Man erkannte in einem durchaus nicht auf Australien beschränkten Gebiete das Niesen des Menschen in einer ganz analogen Weise als Aeußerung eines in ihn eingedrungenen Geistes. Die Unwillkürlichkeit des Vorganges bot in beiden Fällen der Logik des Naturmenschen den Nachweis, daß diese Aeußerung nicht vom Menschen, sondern von einer fremden und selbständigen Potenz in ihm herrühren müsse; solche aber besteht für seine Erfahrung nur in einer einzigen Kategorie: also bewies das Niesen das Besessensein durch einen Geist (wie wir die Sache

---

[1]) G. Forster, Geschichte der Seereisen. V. 436.

[2]) Neue Missionsreisen. S. 241.

[3]) Waitz a. a. O. V, 1, 809.

nun nennen müssen), deutete aber zugleich die Wahrscheinlichkeit an, daß er unter jener Aeußerung den Körper bereits wieder verlassen habe. Daher erfand eine jüngere Zeit die Sitte der Beglückwünschung aus diesem Anlasse.

Indem sich so auf einer Stufe niederster Lebensfürsorge dem Ausmaße dieser genau entsprechend die vorgestellte Wahrnehmung des Geistigen auf das Eintreten von Unglücksfällen beschränkt und diese wieder nur an Menschen selbst als Krankheiten in beachtenswerter Weise hervortreten können — Saaten und Herden bestehen noch nicht als Gegenstände der Sorge — so erscheint notwendig die Krankheit und ihre Behandlung im Mittelpunkte des gesamten Kultbereiches unterster Stufe. Aber, wir müssen bekennen, diese Behandlung bildet zunächst keinen Fortschritt der Lebensfürsorge. Mit dem ersten Seitensprunge, den die Logik auf ein von der unmittelbaren Wahrnehmung nicht mehr beherrschtes, sondern nur von Schlußfolgerungen auf Grund unvollkommener Wahrnehmungselemente erobertes Gebiet gethan hat, gleitet auch die Fortschrittsbahn der Lebensfürsorge von der geraden Richtung ab; die Menschheit verließ die gemeine Sorge um die Fleischtöpfe Aegyptens und wendete sich der Wüstenwanderung nach dem gelobten Lande zu, um schließlich wieder, von Manna krank, zum Herde gemeiner Sorgen zurückzukehren. Auf jenen Irrwegen aber fand sie Güter anderer Art. Zunächst wurde der Kranke selbst, auf den eine erweiterte Fürsorge sich hätte erstrecken müssen, infolge jener Ablenkung der logischen Schlüsse selbst ein Gegenstand der Scheu und Furcht. Aus den Rudimenten bei vielen Naturvölkern darf man schließen, daß die Urzeit im Banne jener Vorstellung und unter dem Zwange der Armseligkeit ihrer Hilfsmittel mit der ihr eigenen grausamen Konsequenz den Schwerkranken verstieß und im Stiche ließ. Selbst der hochstehende Kaffer Südafrikas hegt, nach Fritschs Zeugnis [1]), eine solche Scheu angegebener Art, daß er niemand in seiner Hütte sterben läßt. Den dem Tode nahen Greis schleift er hinaus und wirft ihn abseits weg. Dieselbe Behandlung erfährt der Schwerkranke, dessen Berührung jedermann fürchtet. Berichte bei Waitz [2]) bestätigen dasselbe. Und jenseits des Oceans fand man bei den Altkariben seinerzeit genau dieselbe Sitte mit derselben Motivierung. Sie ließen die Kranken im Stiche aus Furcht vor dem Geiste, von dem sie besessen waren [3]). Von der großen Verbreitung der Altentötung wird seinerzeit noch die Rede sein, es wird sich aber nicht entscheiden lassen, wie weit außer der blutigen Not noch unser Motiv hineinspielt. Insoweit Siechtum zum Alter hinzutrat, ist es wahrscheinlich der Fall gewesen, und so gehörte jene unbarmherzige Behandlung der Schwerkranken wohl ganz allgemein

---

[1]) A. a. O. S. 116.
[2]) A. a. O. II. 401.
[3]) Ebend. III. 388.

jener Urzeit an, welche die Geistervorstellung entsprechend weit entwickelt hatte. Welch erlösenden Fortschritt mußte für jene Zeit die Erfindung von Kultmitteln bedeuten, durch welche der Kranke zwar nicht geheilt, doch menschlicher Pflege nahbar wurde, eine Erfindung, die wir jetzt wieder als schnöde, schwarze Zauberei verdammen, um deren Pflege willen wir arme Wilde beklagen, um deren Verdachtes willen eine aufgeklärtere Zeit die Scheiterhaufen anzündete! Aber diese Wanderung abseits der Erdenstraße hatte die Urzeit noch nicht begonnen; sie hatte erst mit der Vorstellung des Menschen außer seinem Leibe den einen Fuß auf diese Bahn gesetzt.

Vorerst kann man die Art von Sorge, die man zunächst mit Bezug auf den Toten oder Geist in Anwendung brachte, noch keinen Kult nennen. Sie war, wenn wir aus der Menge der Rudimente den Urbestand richtig herausgefunden haben, auf der untersten Stufe abwehrender Art, entsprechend dem Hervortreten lediglich störender, übler Einflüsse der Geister auf derselben. Eine Auswahl von rudimentären Bräuchen dieser Art wird uns am besten einen Rückblick in die Urzeit gestatten. Wir können innerhalb der abwehrenden Totensorge zwei Arten nebeneinander unterscheiden: einmal die Sorge, den Toten und mit ihm dessen Geist — beides ist in dem noch unbestimmten Begriffe schwer zu trennen, — loszuwerden, und dann die, ihn nicht wieder irgendwie heranzulocken.

Das erstere erreichte man, indem man den Toten fortwarf oder, was dem Menschen ohne feste Wohnstätte nicht minder leicht, oft leichter war, indem man umgekehrt den Toten samt seiner Stätte verließ. Noch wohnen die tiefstehenden Veddas, eine Art zurückgedrängter Urbevölkerung auf Ceylon, in Höhlen. Von ihnen erzählt Ballay[1]), daß sie bis in die neueste Zeit den Toten da liegen ließen, wo er starb. Ereignete sich der Todesfall in einer bewohnten Höhle, so überließen die Ueberlebenden diese dem Toten und suchten sich selbst eine neue. Die Kaffern erwehren sich, wenn schon einer in der Hütte gestorben, des Toten noch gründlicher, indem sie jene nicht nur verlassen, sondern auch verbrennen[2]). Während wir selbst unter uns in Europa rudimentäre Anklänge solcher Art noch vorfinden werden, ist der noch lebensvolle Brauch auch in Amerika weit verbreitet. Die Neukalifornier hielten es genau so wie die genannten Kaffern[3]). Zu einer Form der nächst höheren Stufe, einem vorsichtigen Begraben, tritt jene der älteren vielfach hinzu. So legten zwar die Inselkariben ein richtiges Tonnengrab an, in welches sie den Toten in der bekannten hockenden Stellung begruben, aber sie thaten dies noch in der Hütte des Verstorbenen und verließen diese[4]). Gleiches thun noch die wilden

---

[1]) Nach Spencer a. a. O. S. 308. Daselbst noch andere Fälle.
[2]) Waitz a. a. O. II. S. 401.
[3]) Ebend. IV. S. 243.
[4]) Waitz. III. S. 387.

Stämme in Brasilien, so namentlich die Coroatos. War der Tote ein Familienhaupt, so verlassen sie den ganzen Weiler[1]). Von Betschuanen, Hottentotten und den Boobies von Fernando Po erzählen Thompson, Kolben und Bastian dasselbe. Sie alle verlassen nach eingetretenem Todesfalle die ganze Niederlassung. Die Creek-Indianer geben das Haus preis mit der Motivierung, „daß die Stelle, wo die Gebeine ihrer Toten begraben sind, von Gespenstern heimgesucht werde“[2]). Man wolle zugleich bemerken, wie leicht die Berichterstattung den Sinn auch bei ziemlich wörtlicher Wiedergabe zu verschieben vermag; — die Toten selbst sind die „Gespenster“. Auch die Kamtschadalen ziehen wenigstens noch mitunter „an einen anderen Ort, wenn jemand in ihrer Hütte gestorben, ohne den Leichnam mit sich fortzuschleppen“. Bei den Lepchas wird ein Haus, in dem ein Todesfall vorgefallen, „fast immer von den übrigen Bewohnern verlassen“[3]). In Europa hielten die Lappen noch im vorigen Jahrhunderte an diesem Brauche fest[4]). Werden die Wohnungen wertvoller, dann muß die Lebensfürsorge in den Kampf mit der Gewöhnung auf Grund der Seelenvorstellung treten und einen Uebergang suchen. Ein Beispiel bietet uns Bastian, indem er von den Negern von Duke-Town angibt, daß sie nach dem Tode eines väterlichen Hauptes die Wohnung desselben nur noch ein Jahr lang unberührt lassen, dann diese wieder beziehen und für die dann belogierte Seele eine Hütte mit geringerem Aufwande errichten.

Diese wenigen Beispiele lehren uns zweierlei: einmal, was hier nur beiläufig zu bemerken ist, daß man einen Unterschied macht zwischen Seelen und Seelen und die einen mehr fürchtet als die anderen, so daß Vorbeugen, die sonst allgemein sind, in einzelnen Fällen auf Familienhäupter Einschränkung finden. Es geht daraus hervor, daß der Grund der Furcht vor den Toten im Verhältnis steht zu der Bedeutung der Lebenden; wir wollen uns vorläufig diese erste Differenzierung im Geisterreiche und ihren Anlaß merken. — Zum anderen ist klar, daß der Brauch erst nach oben zu in der Richtung der Civilisationsfortschritte sich zu Uebergängen bequemt, die allmählich zu Neuschöpfungen führen können.

Aus dieser Entwickelungsrichtung dürfen wir also entnehmen, daß der Urmensch, sobald die Schöpfungen seines Schlußvermögens ihn mit Furcht vor den Toten zu erfüllen begannen, dieser begegnete, indem er dem Toten das Feld räumte.

Eine andere Reihe von Maßregeln schließt sich eng an, erscheint aber doch bei aller Kindlichkeit der Grundvorstellung in einem Grade raffiniert,

---

[1]) v. Eschwege, Journal von Brasilien. I. S. 122 u. 129.

[2]) Spencer a. a. O. S. 244.

[3]) Ebend.

[4]) Knud Leem, Nachrichten von den Lappen in Finnmarken. Leipzig 1771. S. 245.

daß wir sie nur einer etwas jüngeren Stufe zuweisen können. Sie beweisen dabei nur wieder durch ihren innigen Zusammenhang, wie wenig scharf sich kulturgeschichtliche Perioden abgrenzen lassen. Eine dieser Vorkehrungen lernten wir schon nebenbei kennen — das Verbrennen der Hütte. Dieses kann natürlich der Urzeit überhaupt nicht angehören. Die Lappen pflegten wohl in einer ähnlichen, doch nicht klaren Gedankenverbindung die Stelle in einer Hütte, auf der eine Leiche gestanden hatte, mit Steinen zu belegen [1]). Jüngerer „Aberglauben", wie er unter uns vorkommt, wählt Asche, Erbsen, Wasser und ähnliches, um eine Stelle dem Toten unzugänglich zu machen. Altertümlicher, und nicht unmöglicherweise der Urzeit angehörig, ist ein anderer Brauch. Die Damara erklärten Chapman [2]), daß das Begraben der Toten in der Erde keine Sicherung biete; „Ihr müßt dieselben wegwerfen und sie von den Wölfen auffressen lassen; dann werden sie nicht kommen und uns belästigen." Auch die Kamtschadalen haben noch die Sitte bewahrt, die Leichen ihren Hunden zum Verzehren vorzuwerfen. Diese radikale Vorsorge hat in außerordentlich großen Gebieten späteren Kultgepflogenheiten zur Grundlage gedient. In historischen Zeiten hat sie im Gegensatze zu Kulturnationen, deren Kultwesen, auf einer jüngeren Stufe fußend, jene Sitte als die ärgste Schmach verwarf — es sei an die bösesten Drohungen der Homerischen Helden erinnert — das arische Volk der Perser aufrecht erhalten. Vordem aber muß sie einmal fast über die ganze Erde verbreitet gewesen sein. Aus sicheren Schlüssen, deren Prämissen sich uns später darstellen werden, wissen wir, daß je nach Lage der Gegenden Haifische und Krokodile, Hunde, Wölfe, Schakale und ähnliche Raubtiere, Adler, Geier und Raben als Leichenvertilger in Ansehen standen. Vielleicht ist auch die Schlange, die, im altdeutschen Sprachgebrauche als Wurm bezeichnet, heute noch nach dem Volksglauben die Gerippe abnagt und von Leichenstaub lebt, schon nach dem Dafürhalten ältester Geschlechter zu jenen Tieren gezählt worden. Auch die Gewässer an sich thaten denselben Dienst. Nicht vereinzelt ist die Sitte, Todkranke auf leckem Boot in die See hinauszustoßen oder über Flüsse zu steuern und auszusetzen, oder die Leichen gleicherweise zu behandeln, oder in ein unbewohntes Gebirge, oder in die Wüste zu schaffen. Wie dort im Wasser sollten sie hier gleichsam von der Einöde verschlungen werden und dorthin aus menschlichen Wohnplätzen die böse Furcht mitnehmen.

Auch auf ein mögliches Zurückkehren nimmt die Vorbeugung der Naturvölker Bedacht, und wieder begegnen wir ganz denselben Mitteln unter den entferntesten Himmelsstrichen. Die Leiche des Siamesen wird noch heute, wie uns das Werk über die preußische Expedition nach Ostasien berichtete, „nicht durch die Thür, sondern durch ein in die Wand gebrochenes

[1]) K. Leem a. a. O.

[2]) Bei Spencer a. a. O. S. 198.

Loch, die Füße voran, heraus und dann dreimal in schnellem Laufe um das Haus getragen, damit sie den Eingang vergesse und keinen Spuk treibe". Aehnliches kennen wir aus Südafrika und mit Einschränkung auf bestimmte Fälle aus dem eigenen Volksgebrauche.

Endlich hat Southey [1]) für einen ebenfalls weit verbreiteten Brauch der Vorsicht bei den Tupis eine Motivierung erfahren, durch welche er in unsere Kategorie gerückt erscheint. Es werden nämlich „dem Leichnam alle Glieder fest zusammengebunden, damit der Tote nicht etwa imstande sei, wieder aufzustehen und seine Freunde mit seinen Besuchen zu beunruhigen". Es ist nun möglich, daß das Zusammenzwängen der Leichname bei den Nachbarvölkern Südamerikas und das Festhalten derselben in Umhüllungen, sowie auch das Einzwängen in verhältnismäßig sehr enge Thongefäße ursprünglich aus derselben Absicht hervorging. Sicher aber gehören hierher die „Fußbinden", welche im indischen Altertum den Toten angelegt und genau in derselben Weise motiviert wurden. Auch werden wir aus Kultgebräuchen der klassischen Völker mit Sicherheit entnehmen können, daß im Altertume dieselbe Art, des Toten bösen Einfluß zu verhindern, bekannt war. Wir versetzen sie also zwar nicht auf die unterste Stufe dieser ganzen Entwickelung, wohl aber in eine der Urzeit nicht allzuferne Epoche. Jedenfalls kann sie nicht aus jener Zeit stammen, in welcher man bereits, sagen wir, die Erfindung gemacht hatte, durch gütliche Mittel den Toten nicht nur unschädlich zu machen, sondern sogar für sich zu gewinnen. Andererseits aber wurde sie auch dann noch nach dem Gesetze der Kompatibilität festgehalten, wie sie denn im Grunde dieselbe Logik hat, wie alle jenen auf einen gleichen Zweck hinzielenden Vornahmen an den Leichen der „Vampyre", wie sie auch heute noch ab und zu unsere Gerichte beschäftigen, und zwar nicht bloß, wie eine nach unhaltbaren Principien systematisierende Lehrmeinung feststellt, bloß bei slavischen Völkern. Der letzte Fall ist uns aus Tirol bekannt. Dieser „Vampyr" ist nichts anderes, als der rudimentäre Rückstand der ältesten Seelenvorstellung in dieser Verbindung: eine Seele, welche durch die Kultmittel jüngerer Stufe nicht unschädlich gemacht werden konnte; ihr gegenüber greift dann die Volkserinnerung zu den Mitteln einer älteren Zeit. Außergewöhnliche Notlagen erzeugen sehr häufig Zweifel und Rückfall.

Die zweite Art urtümlicher Vorsorge bezieht sich auf die Vermeidung der Provokation. Wir hörten, wie jener tote Zulubruder verlangte, zu jedem Schlachten bei seiner Sippe „gerufen" zu werden, und wie ihm der Lebende versprach, ihn sogar bei seinen „Ehrennamen" zu rufen, mit „Lobpreisungen anzurufen", wie eine höhere Stufe sagen würde. Die Vorstellung beruht ganz auf dem socialen und wirtschaftlichen Boden ihrer Zeit. Wir werden es als einen Fortschritt gesellschaftlicher Fürsorge kennen

[1]) Bei Spencer a. a. O. S. 190.

lernen, daß bei einigen Stämmchen die Sitte entsteht, daß eine natürliche Fundstelle von Nahrungsmitteln nicht abgeheimst werden darf, ehe der glückliche Finder seinen Fund laut schreiend ausgerufen, so daß er dadurch der ganzen Sippe zur Verfügung gestellt wird. Eine konsequente Fortbildung des Grundgedankens erkennen wir auf einer etwas höheren Stufe in der Sitte, gewonnene Fleischvorräte — Jagd- und Schlachtstücke — nur in Gesellschaft der ganzen Sippe zu verzehren, wobei mit einer leichten Wendung der Form an die Stelle jenes Ausrufens die Einladung tritt. Der konservative Kult spricht aber auch dann immer noch lieber vom „Rufen" als vom „Laden" der Geister. Nun lauert auch gleichsam der tote Bruder wie ein lebendes Mitglied der Sippe mit Verlangen auf einen solchen Ruf. Man braucht ihn also nur laut zu nennen, um ihn auch sicher auf dem Halse zu haben. Die Urzeit aber, die ihn nur von der Seite schlimmer Einflüsse kennt, will das nicht. Sie hat ja, vorratlos lebend, nichts zu geben, womit sie seine Begehrlichkeit ständig befriedigen und ihn so für sich gewinnen könnte. Wir wissen aber, daß ungemessene Begehrlichkeit zu den Eigenschaften des fürsorgelosen Menschen gehört. Darum treten die Mittel der Abwehr und Vorsicht hervor; und unter letzteren das Gebot, den Namen des Toten **nicht** zu nennen. Die Sitte herrscht noch bei indianischen Stämmen [1]) und ist in Südafrika von einem gewissen Kultureinfluß. Man muß nämlich nicht bloß den wirklichen Namen, sondern auch jeden ähnlichen Laut vermeiden, weil auch ein andernfalls verschuldetes Mißverständnis den Toten herbeilockt. In der Urzeit können dadurch immer nur innerhalb einer kleinen Personengruppe Aenderungen in der Sprache verursacht worden sein; starb aber, nachdem die Organisation sich verstärkt, ein bei Lebzeiten von vielen Zungen genannter Häuptling, so mußten nach seinem Tode in einem weiten Stammesbereiche alle Bezeichnungen eine Aenderung erfahren, in welchen die auch im Häuptlingsnamen enthaltenen Lautgruppen vorkamen. So entstand nach der einen Seite hin die insbesondere von den Zulukaffern bekannte, als „Hlonipa" bezeichnete Sitte, welche der Fixierung der Sprache in nicht unbedeutender Weise entgegenwirkt. Auf anderer Seite aber fand der Grundsatz in rudimentärer Weise Eingang in ein jüngeres Kultgebiet. In ähnlicher Weise lebt er in Volksvorstellungen fort.

Das, was wir bis jetzt kennen lernten, können wir den Anfang eines **Kultes**, einer „Pflege" der Geister noch nicht nennen; es war das Gegenteil, mit dem es der Mensch zuerst versuchte. Jetzt erst wird uns eine **zweite** Gruppe von Vorkehrungen auf den Weg zu jenem führen. Daß die Toten in der Vorstellung des Naturmenschen nach den Genüssen der Lebenden streben, dafür liegen so viele Belege vor, daß wir sie auch bei ermüdendster Ausführlichkeit nicht erschöpfen könnten. Außer diesem gehäuften

---

[1]) **Waitz** a. a. O. IV. 240.

Induktionsmateriale führt uns aber auch die Sachlage an sich dahin. Unbestimmt blieb im menschlichen Denken am längsten zweifellos das Wesen der Toten in ihrer fortdauernden Erscheinung, nach unserer Ausdrucksweise das Wesen des „Geistes". Dagegen drängten sich einzelne Eigenschaften desselben von dem Standpunkte aus, den der Mensch einmal eingenommen hatte, dessen Erfahrung auf. Sie strömten ihm von zwei Seiten zu; er nahm sie als Thatsachen in seinen Erfahrungsschatz auf, sammelte sie und zog daraus die logischen Konsequenzen für sein Verhalten, ganz nach seiner von Haus aus grundegoistischen Art, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, wie einst aus der Zusammenfassung all dieser vielleicht widerstreitenden Eigenschaften ein mögliches oder unmögliches Begriffsding entstehen sollte. Es liegt in dieser Geschichte menschlicher Vorstellungen mit Notwendigkeit eingeschlossen, daß sie zu Begriffsbildungen mit inneren Widersprüchen führen muß, solche Begriffsbildungen aber auch ertragen lehrt. Das alles sind die unvermeidlichen Konsequenzen des ersten Schrittes. Den kommenden Geschlechtern genügt die Gewißheit der erbschaftsweise überkommenen Merkmale, und wenn in ihrer Zusammenfassung jene Widersprüche zum Vorschein kommen, so fließt diese Wahrnehmung nicht in einer Nachprüfung zersetzend auf die Elemente zurück, sondern sie ergibt nur die neue Gewißheit, daß es ein Merkmal der Begriffe einer besonderen Kategorie sei, im Denken des Menschen unvereinbare Merkmale vereinigen zu können. Wir werden dieses Princip des Mysteriösen, auf dessen erste Andeutung wir hier stoßen, noch in der Entwickelung der fortgeschrittensten Religionen in höchst bedeutsamer Weise wirksam sehen; in der Sackgasse der Logik entsteht dann, nur als Begriffsschöpfung im historischen Wege erklärbar, das „Mysterium", und die nachfolgende Vernunfttheologie findet sich heraus, indem sie erklärt, jenes sei nicht wider die Vernunft, sondern über der Vernunft.

Den ersten Keim zur Entwickelung dieses menschheitsgeschichtlichen Principes sehen wir also schon bei der Gewinnung der ersten scheinbar der Erfahrung entnommenen Merkmale des Geistischen, der Stammidee des Ueberſinnlichen, indem jene von zwei in sich unvermittelten Kategorien hergenommen sind. Dem „Geiste" haften einmal alle diejenigen Eigenschaften an, die dem Lebensprincipe im Menschen zugeschrieben werden können. Nicht der seelenlose Leib hungert und durstet, begehrt und freut sich der Genüsse aller Art, sondern nur der mit dem Lebenshauche erfüllte; es ist also vor der Dazwischenkunft neuer Erfahrungsmomente der Schluß berechtigt, daß alle diese Bedürfnisse auch dem geschiedenen Geiste verbleiben. Und wie nun die Seele im Leibe durch Befriedigung erfreut und zu Wohlwollen gestimmt, durch Mangel aber mißmutig und übellaunig wird, so erscheint nun auch für die Leiden der Lebenden eine tiefere Ursache und ein Fingerzeig der Vorbeugung, der Abwendung.

Nun erscheinen aber auf der anderen Seite dieselben Geistwesen zu-

nächst als die Verursacher der menschlichen Leiden, dann aber unter dem Fortschritte der Lebenshaltung als Ursachen aller Erscheinungen, welche mit dem Erfolge von Leidensempfindungen unmittelbar oder mittelbar in das Menschenleben eingreifen. So vermag nun das Nachdenken aus der Art dieser Erscheinungen selbst eine Reihe von Eigenschaften abzuleiten, welche notwendig dem Geiste zugeschrieben werden müssen, mit demjenigen Grade von Gewißheit, welcher der Stärke der Ueberzeugung von den Geisturſachen in den Dingen entspricht. Damit ist schon die erste Kombination des Widersprechenden statuiert, eine andere Art von Kompatibilität geschaffen und ein Vorstellungsweg eröffnet, auf welchem die Logik nur an dem Faden der Geschichte wandeln kann. Dasselbe Geistwesen, das nach der Abstraktion von seiten des Menschen her immer und immer an die Nähe des Leibes, an den letzten Knochenteil, ja an den Staub desselben gebunden bleibt, besitzt von der anderen Seite her mit gleicher Sicherheit entlehnt die Eigenschaft, zwar keineswegs allgegenwärtig aber an beliebigen Orten zu weilen und in die Leiber seiner Opfer zu bringen; dasselbe Wesen verliert durch ein einfaches Täuschungsmittel den Weg zur Hütte und findet sich auf allen Pfaden der Luft zurecht; kann ein Wässerchen nicht überschreiten und peitscht mit groben Regentropfen den Leib, flieht vor dem Feuer, das seinen Wohnplatz verzehrt und wirft Feuergarben aus der Luft; dasselbe Wesen, das auf einer höheren Stufe die armseligen Gaben der Menschen heischt und ohne sie eines anderen Todes sterben müßte, dasselbe Wesen leiht den Feldern Fruchtbarkeit und versagt sie ihnen. So schließt sich schon auf den untersten Stufen der Kultvorstellungen eine Summe von Widersprüchen aneinander; sie sind untrennbar von den Wegen, auf welchen der Mensch zu jenen gelangte.

Der Kult nimmt nun seinen Anlaß von den Erscheinungen der zweiten Reihe, von den Eingriffen der Geisterwelt in das Menschenleben; seinen Formen nach aber entsteht er ausschließlich in Anknüpfung an die Vorstellungen erster Art und nichts blieb ihm darum fern, was Menschenverlangen sein kann; alles aber erscheint zunächst in jener Form geboten, welche die Lage der Lebensfürsorge und Lebenshaltung zur Zeit seiner Entstehung entwickelt hat. Dann verschwindet wohl, von jüngeren verdrängt, diese Form aus dem Leben, aber keineswegs aus dem Kulte; sie bleibt auf Grund jenes oft genannten Gesetzes neben der jüngeren zurück, und so lernt allmählich eine spätere Zeit Formen des Kultes kennen, welche abgelöst von jeder sonstigen Lebensgewohnheit lediglich für den Kult erfunden scheinen. Andererseits zeigen uns dagegen gerade infolge dieses Verhältnisses die verschiedenen Kultformen wie im Wandelbilde die Lebensformen längst vergangener Zeiten.

An jenes Verlassen des Lagerplatzes nach einem Todesfall hat sich wohl der erste Akt von einer Art Seelenpflege wie von selbst angeschlossen. Man verließ, wie das nachmalige Preisgeben ganzer Weiler bekundet, nicht bloß

die letzte Lagerungsstätte, sondern den ganzen Bereich, in welchem man von jener aus Nahrung gesucht hatte. Das alles gehörte fortan dem Toten allein; hier gewann er wie ein Mensch vordem seine Nahrung, und sein geringeres Uebelwollen, wenn schon von einem Wohlwollen noch nicht zu sprechen war, hing von deren Menge und Güte ab. In einer solchen Ueberlassung lag eigentlich schon die erste Art der Gewährung und Ueberreichung, der älteste Akt des Kultes. Es wird aus solcher Ueberlassung ein Kult, sobald die Tendenz eines solchen hinzutritt; die Form entlehnt er den socialen und wirtschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit. Eine wenig zahlreiche, streifende Gesellschaft, die keine Vorräte sammelt, nicht Hand in Hand in einer Art von Arbeitsteilung wirtschaftet, jeden täglich aufs neue seinem Glücke überläßt, kann keinem seinen Unterhalt aus Vorratskammern reichen, ist nicht geschult, irgend jemandes Leben durch dargebrachte Gaben zu erhalten. Alles, was sie gewähren kann, ist Ueberlassung des Fundes, für längere Dauer Einräumung der Fundplätze. Dieses System der Unterhaltsgewährung steht dem jüngeren der „Opfer" ungefähr so gegenüber, wie die mittelalterliche Landanweisung an Bedienstete dem jüngeren Besoldungssystem, und beiderlei Unterschiede entspringen in gleicher Weise aus den verschiedenen Wirtschaftsverhältnissen.

Am ungetrübtesten hatte sich das alte System auf den weltabgeschiedenen Inseln der Südsee bis in unser Jahrhundert erhalten. Auf einigen Inseln überließ man zuweilen dem Toten außer dem für ihn hergerichteten Platze ein größeres Feld mit allen seinen Früchten. Das polynesische Wort für ein Sondereigentum fand in der determinierteren Bedeutung des so einem Geiste zu eigen Gegebenen eine sehr weite Verbreitung. Man legte nach dieser Ausdrucksweise ein „Tabu" auf jenes Feld, es wurde dem Geiste eigen oder „heilig". Aehnlich gehörte auf Hawaii dem Geiste der Pele nicht bloß ein ganzer Berg zum Wohnplatze, sondern als heilig auch alle jene hochgeschätzten Beeren, die daselbst wuchsen.[1]) Dasselbe System erscheint noch in einer etwas modifizierten Form. Mannigfache Verhältnisse können die Aussonderung eines ganzen Fundplatzes schwieriger erscheinen lassen, als etwa die Ausscheidung einer bestimmten Fruchtart. So ist es noch heute auf der Osterinsel das dermalige Hauptnahrungsmittel, die Kartoffel, dessen sich zu Gunsten des Toten die Angehörigen ein bis zwei Jahre lang zu enthalten pflegen. Die ganze Kartoffelernte dieser Zeit fällt somit dem Toten zu [2]). Auf Hawaii wurden oft die Fische in einem Gewässer, die Früchte auf einem Baume besonders tabuirt, man bezeichnete dann die erstere Stelle durch einen Pfahl mit einem Bambusbüschel, den Baum durch ein umgeschlungenes Kokosblatt [3]). Die alten Kariben, zu deren

[1]) Ellis a. a. O. S. 116, 129.

[2]) Die Osterinsel. Eine Stätte prähistorischer Kultur in der Südsee. Bericht des Kommandanten S. M. Kbt. „Hyäne", Kapitänlieutenant Geiseler. Berlin 1883. S. 30.

[3]) Ellis a. a O. S. 218.

kühnem Piratentum die ungeheuere Furcht vor Geistern bei Tag und Nacht einen seltsamen Gegensatz bildete, enthielten sich eine Zeitlang nach dem Tode eines Angehörigen überhaupt jeder Speise. Daneben hatten die auf Haiti, welche die Totkranken auf die nächsten Berge zu schleppen und dort auszusetzen pflegten, eine bestimmte Frucht, die Mammaifrucht oder S. Domingo-Aprikose, ein für allemal jenen überlassen. Es war ihre Meinung, daß die Geister des Nachts aus den Bergen herabkämen und zu ihrem Nahrungsgewinne jene Bäume aufsuchten, die darum von keinem Menschen berührt werden durften [1]). In Westafrika hat sich ganz dieselbe Kultform an sich in ebenso einfacher Weise erhalten; da hier aber schon zahllose Stämmchen durcheinander gewürfelt wohnen und jedes Stämmchen in der Auswahl dessen, was seinem Kultobjekte überlassen bleiben sollte, selbständig vorging, so erscheint hier dem entsprechend ein buntes Gewirr von Entsagungsvorschriften, die aber im ganzen doch wieder Bastian zutreffend dahin kennzeichnen und ordnen konnte, daß jeder Fetisch, zu dem sich jemand halte, irgend welche besondere Entsagungspflicht auferlege [2]). Alte Kulturvölker haben aus jener Zeit noch die „Heiligkeit" gewisser vorzeitlicher Nahrungsgewächse, wie beispielsweise der Lotospflanze, bewahrt. Sie war, wie man daraus schließen muß, einst die den Verstorbenen im Nilthal „tabuirte" Nahrungspflanze. Aus Westafrika hat uns Bastian den einheimischen Namen Quixilles mitgeteilt, mit welchem man dort diese noch außerordentlich verbreitete Kultform bezeichnet.

Von den Australnegern hat man behauptet, daß sie mit Ausnahme der Stämme des Südens gar keine Form von Kult hätten. Außer jener Einwirkung auf die Gesundheit des Leibes schreibe man den Seelen keine großen Einwirkungen auf die Lebenden zu und bringe ihnen keine Opfer, keine Kultspenden dar, indem man glaube, daß sie außer dem Leibe ohne Nahrung existieren könnten [3]). Dennoch bestehen bei diesen Stämmen, die uns eine sehr niedrige Rasse repräsentieren, lediglich unter anderen Namen die kompliziertesten Quixillesverbote, und man hat es bei schon vorausgegangener rationalistischer Umdeutung um so leichter übersehen können, daß eben das die ihrer Stufe angemessene Form des Kultes sei. Ihre Seelen bedürfen nur insofern keiner dargereichten Nahrung, als auch sie vom Funde zu leben wissen, falls ihnen nur der Wettbewerb der Lebenden den oder jenen Nahrungsgegenstand unberührt läßt.

Auf Hawaii pflegte man zu Zeiten, in denen eine Besänftigung oder „Versöhnung" der Geister besonders dringend erschien, wie beispielsweise wenn Krankheit den König oder Häuptling befallen hatte, ein „allgemeines Tabu" zu halten, das sich oft auf viele Tage erstreckte. Diese Tabuirung der Zeit hatte keinen anderen Sinn als die häufiger vorkommende von

---

[1]) J. G. Müller a. a. O. S. 214, 223; Waitz a. a. O. IV. 327.

[2]) Bastian, Die deutsche Expedition in Westafrika.

[3]) Waitz a. a. O. V, 804, 809, 811.

bestimmten Fischen, Früchten und Nahrungstieren, nur daß in jenem Falle die Beschränkung nicht in der Auswahl der Nahrungsmittel, sondern in der bemessenen Dauer der Entsagung lag. Das „strenge" Tabu verbot während seiner Dauer jede Art Thätigkeit. Um den wahren Sinn dessen zu fassen, müssen wir uns unbedingt in die Verhältnisse der Urzeit hineindenken. Wir sahen, wie diese sich dadurch kennzeichnete, daß der Mensch keinen anderen Antrieb zum Handeln kannte außer der Befriedigung der nächsten Bedürfnisse; alles Handeln ging im Nahrungserwerb auf. Feierte also der Mensch von seiner Thätigkeit, so entsagte er damit zu irgend eines anderen Gunsten auf den Mitbewerb um die Nahrungsmittrl, er that also ganz dasselbe nur in einem umfassenderen Maße, was das System der Quirilles bezweckte: er überließ den Geistern für die Zeit seiner Unthätigkeit alle Früchte des Landes, alle Tiere des Feldes und der Gewässer.

Die Hawaiische Sage[1]) spricht von ungeheuer langen Zeiten, in welche vormals frömmere Menschen ihre Tabus ausgedehnt hätten; so hätte einst eine Tabuzeit fünf, eine andere gar dreißig Jahre gedauert. Von solchen Uebertreibungen, die der Mythus liebt, abgesehen, hat man doch auch in historischer Zeit vierzig Tage lang Tabu gefeiert, und auch das war nur möglich durch die Erfindung eines Abkommens zwischen Geistern und Menschen, wie es uns die Kulturgeschichte noch öfter vorführen wird. Die Geister behielten ihr altes Recht, und die Menschen blieben unverhungert, indem die Männer nach wie vor streng ihre Kultpflicht erfüllten, die Frauen aber mit ihrer Hände Arbeit die Männer nährten. Dies war die mildere oder „gewöhnliche Tabuzeit".

Wenn wir diese urälteste Kultform in ihrer Unterscheidung nach gegenständlicher und zeitlicher Bemessung mit Terminen jüngerer Zeit belegen wollen, so sind es die des „Fastens" und „Feierns", welche dem Kerne nach die alte Sache noch immer vollkommen decken. Während sie uns von unserem subjektiven Standpunkte aus, den wir in religiösen Dingen kaum noch zu verlassen vermögen, gegenüber den Darbringungen und „Opfern" als die sublimeren und darum vermutlich jüngeren Formen erscheinen möchten, sind sie in der That die einer urzeitlich alten Form von Lebensfürsorge entwachsenen, eisgrauen Erbstücke in dem Schatzkästlein unserer Kultur. Jüngere Zeiten haben die Fassung des Steines modernisiert und nach jüngerem Bedarf eine Zweckmäßigkeitsverwendung angeordnet; das Alter der Institution aber bleibt durch ihre große Verbreitung unter den Stämmen niederster Kultur verbürgt. Unter den Indianern der unterschiedlichsten Stämme fand man das Fasten zu Zeiten schwerer Heimsuchungen oder in Momenten bevorstehender Entscheidungen wichtiger Art, immer aber bei eintretendem Verkehr mit Geistern als Kultform nicht weniger verbreitet und geübt, wie bei den alten Juden, die in denselben

[1]) Ellis a. a. O. S. 217.

Lagen zu demselben Mittel griffen. Unter die europäischen Völker aber ist es durchaus nicht erst von da her durch das Christentum gelangt; auch die heidnischen Germanen kannten es. Als die heerenden Normannen eine Seuche überfiel, enthielten sie sich vierzehn Tage lang des Fleisches und Methes [1]). Ein Rudiment solcher Art enthält der Volksaberglaube, der an einem bestimmten Wochentage den Genuß von Erbsen und Bohnen, einer Nahrungsfrucht ältester Zeit, verbietet. Allerdings hat der Brauch — und das ist eben Art der Rudimente — den Boden unter sich verloren, seitdem die auf solche Weise nicht verzehrten Bohnen in der Vorratskammer, aber nicht auf dem Felde zurückbleiben. Versetzen wir uns aber in jene Zeit zurück, vergleichen wir die so menschlichem Genusse entzogene Hülsenpflanze, die Lotosstaude der Altägypter, den Mammaibaum der Kariben mit jenem Baume des biblischen Paradieses, so wird die historische Wahrheit jenes altehrwürdigen Kultmythus kaum zu Schaden kommen: „von diesem sollst du nicht essen; denn an welchem Tage du von ihm issest, wirst du des Todes sterben". In genauer Uebereinstimmung erfuhr Cook von dem neuseeländischen Jünglinge, der sein Fasten nicht brechen wollte, denselben Grund: sein Eatua würde ihn töten [2]).

Diese Formen des Verlassens, Ueberlassens und Entsagens sind die einzigen Kultformen, welche wir der Urzeit zugestehen können, wenn anders es richtig ist, daß wir die Stufen der wirtschaftlichen Fürsorge als Einteilungsgrund benutzen. Alles was darüber hinaus im Kulte hinzutritt, setzt eine höher entwickelte Wirtschaft voraus. Was aber dieser einfache Urkult zur notwendigen Voraussetzung hat, das ist, wie wir sahen, eine Seelenvorstellung, wenn wir jenes undefinierte Etwas, von dessen Verhalten es abhängt, daß der sichtbare Mensch, der Leib lebe oder tot sei, die Seele nennen dürfen. Zu den Eigenschaften dieser „Seele", welche der Urmensch von ihrem Verhalten im Leibe abstrahieren konnte, kommen aber auch noch jene hinzu, welche er in dem Wirken derselben außer dem Leibe, insofern er in ihr die Ursache mannigfacher Erscheinungen zu erkennen glaubte, erkennen konnte. In dieser Vorstellung nennen wir sie vom Standpunkte des Kultgebietes aus nach gemeinem Sprachgebrauche einen „Geist". Wir müssen also als die erste und älteste Form der Kult- und Religionsvorstellungen einen Geisterglauben auf Grund des Seelenglaubens erkennen; die Folge muß lehren, ob derselbe auch als die Stammform aller Religionen zu betrachten sei. Man hat mit jener Thatsache durch eine falsche Identifizierung auch die Behauptung begründet, daß bei den niedersten Völkern und durch einen Rückschluß auch beim Urmenschen das Vorhandensein des Unsterblichkeitsglaubens gegeben sei.

Das ist aber unrichtig. An sich hatte der Urmensch nicht den geringsten Anstoß, den Begriff „ewig" zu bilden, und es ist wahrscheinlich,

---

[1]) Xantener Annalen ad a. 845. [2]) Forsters Reisen. VI, 91.

daß eine solche Vorstellung seinem Fassungsvermögen unerreichbar gewesen wäre. Wie lange lebten also nach ursprünglicher Vorstellung die Seelen? Darauf müßte uns eine jüngere Kultform eine ziemlich bestimmte Antwort geben können, da sie ja, wenigstens um geruhsam zu leben, der menschlichen Beihilfe bedürfen. Wir würden also an deren Dauer diejenige des Seelenlebens messen können. In dieser Bemessung stört uns aber die vorangegangene Art der Seelenversorgung. Durch die Ueberlassung der ihnen geheiligten Plätze, Früchte und Quirillesgegenstände aller Art ist ihnen ein Grad von Selbständigkeit gewährleistet, der ihre Forterxistenz unabhängig macht, die nachfolgenden Kultakte der Ueberweisung überflüssig machen würde, wenn nicht auch hier wieder jenes Gesetz der Kompatibilität waltete. Jener Australneger, welcher behauptet, die Seelen vermöchten eigentlich selbst für ihren Unterhalt zu sorgen oder könnten ohne dargereichte Nahrung leben, würde auch bei den Römern, den eifrigsten und gewissenhaftesten Kultpflegern, Verständnis gefunden haben. Wir müssen hier, um das Bild des primitivsten Kultwesens zu vervollständigen, verbindungsweise in die nächste Periode vorgreifen, uns das ausführlichere für die betreffende Stelle vorbehaltend.

Schon frühzeitig und schon dem Urmenschen mußte infolge der abwehrenden Art seiner Totenbehandlung ein Begriff von Toten- und Geisterreichen sich bilden. Jede Stätte, die der Wilde aus Scheu vor dem Toten im weiten Bogen umging, war schon die Keimzelle eines Totenreiches. Es bedurfte kaum erst einer Vergesellschaftung der Toten, wie wir sie in einer etwas jüngeren Zeit antreffen werden, um diesen Begriff hervorzubringen, jede übereinstimmende Uebung bei der Aussetzung der Sterbenden und Toten in Betreff der Wahl der Oertlichkeit mußte zu einer solchen Vorstellung führen. Indem man auf Haiti die Toten in die unfruchtbaren Berge trug, bildeten fortan diese deren Aufenthalt und naturgemäß ein „Totenreich“. Der Kaffer, der die Toten in den Busch wirft, sucht im Busche sein Totenreich; wer sie über den Strom aussetzte, gelangte über Ströme zu seinen Geistern, und wer sie in die See hinaustreiben ließ, dem wohnten auch die Geister in den Tiefen der See. Ueberließ man den Toten, wie der Wilde nach angeführten Beispielen so häufig zu thun pflegte, die Höhlen, die vor ihnen die Lebenden bewohnt, so entstanden Totenreiche in den Höhlen der Berge, und schuf man solche nach dem Bilde der Menschenlagerstätten künstlich in den Tiefen der Erde, so bildete sich die Vorstellung von jenem verbreitetsten aller Totenreiche, dem im dunklen Schoße der Erde. An die jeweilige Lage bedeutsamerer Totenstätten in Beziehung zu den Wohnplätzen der Lebenden knüpfte sich eine für die nachfolgenden Kultstufen vielfach sehr bedeutsame Orientierung; weit mehr geschah dies, wie wir gegen die Ansicht Spencers glauben, in diesem Zusammenhange als in einem solchen zu der Gegend der Herkunft eines Volkes, wenn auch mitunter beiderlei zusammengetroffen haben mag. Es ist

aber nicht möglich, die Vorstellung von Toten- und Geisterreichen überhaupt von der Voraussetzung einer Tradition alter Volkswanderungen abhängig zu machen, weil sie älter sein muß als eine Zeit, in welcher wir eigentliche Wanderungen bezüglicher Art annehmen können. Der Nachweis dafür liegt in jenem Zusammenhange mit der älteren Kultform, der eben hier betont werden soll.

Nachdem eine jüngere Zeit ihrer Haushaltungsweise entsprechend Darbringungen und Gaben an die Geister in ihre Kultpflicht aufgenommen und gelernt hatte, durch solche nicht nur das Uebelwollen abzuwenden, sondern die einst lediglich gefürchtete Annäherung der Geister in eine dem Schaffen der Menschen förderliche Hilfleistung überzuleiten, besaß die Menschheit nun nebeneinander folgende vier Elemente des Kultwesens: die einmalige Abfertigung des Toten, sein geruhsames Verbleiben im Totenreiche, seine fortwährende Erhaltung durch die Lebenden und seine hilfreiche Gegenwart unter denselben. Wie sollte nun die Auffassung dieser Widersprüche das historisch Gegebene ausgleichen? Es geschah nach Zeugnis der Geschichte so gut wie allenthalben folgendermaßen: Den Widerspruch des Verbleibens der Toten behob ein Ausgleich betreffend die Zeitdauer. Der Tote verblieb fortan — der aus den gegebenen Elementen abgezogenen Vorstellung nach — noch eine Zeitlang bei den Seinen und unter den Lebenden; nach dieser Zeit aber nahm er seinen Aufenthalt in einem jener Totenreiche. Die während des ersten Zeitraumes fortgesetzt darzubringenden Gaben aber treten in konsequenter Weise an die Stelle jener einmaligen Gebietsanweisung und Abfertigung und werden nun logisch richtig zur Bedingung, unter welcher allein jemand zur Ruhe in das Totenreich eingehen konnte. Wem aber dieser Kult nicht oder nicht in genügender Weise zuteil wurde, der vermehrte den Chorus jener spukenden Geister, von denen alles Unheil und Uebel in der Welt und unter den Menschen herkam. Es war also in der That auch auf dieser Stufe wieder die ungelöste Sühnschuld, die „Sünde" in einem alten uns nicht mehr geläufigen Kultsinne des Wortes, welche das Uebel in die Welt brachte, während umgekehrt nach einem brahmanischen Worte die Opfer allein den Gang der Welt erhielten. Opfer sind es dann auf jener höheren Stufe, welche die Seelen in das Totenreich geleiten und vom Menschen den Alp der Furcht entfernen, Opfer aber sind es dann auch wieder, welche mit Anrufungen verbunden die Geister zum Menschen zurückbringen.

Wir kehren nun zu der Frage zurück: wie lange lebt die Seele? Darauf würden immer noch verschiedene Naturstämme sehr verschieden antworten; maßgebend aber ist zunächst für die Bildung bezüglicher Vorstellungen das Maß der Erinnerung, der Grad ihrer Lebhaftigkeit. In dem Maße als diese erblaßt, schwindet auch die Furcht vor dem individuellen Geiste und der Antrieb zu Darbringungen — die Gaben werden seltener, nur noch besondere Erinnerungsmomente heischen solche. Dem

entspricht genau die abgestufte Kultpflege, welche wir als die einer jüngeren Zeit kennen lernen werden. Eine Seele, deren niemand mehr gedachte, hörte auf ein Individuum zu sein; eine solche, die von Anfang an niemand für ihr Jenseits ausrüstete, lebte auch nicht leicht in irgend jemandes Erinnerung. Auf diesem Gebiete mußte notwendig das subjektive Bewußtsein zum Maßstabe des für objektiv Gehaltenen werden. Doch werden wir die Vorstellung von dem Schicksale einer so vernachlässigten Seele noch je nach der ferneren Entwickelung der Lebensformen bei verschiedenen Völkern auseinandergehen sehen. Dem Westafrikaner bilden solche Seelen eine Art Vagabundentum des Geisterreiches, das sein Leben auf eigene Faust notdürftig fristet. Sie sind überall bereit, an den Abfällen der Mahlzeiten und Opfer zu schmarotzen; sie sind es, welche, wie wir schon aus anderem Anlasse erwähnten, durch Ueberbleibsel und Vorräte angelockt werden, nicht zum Heile und Frieden des so unvorsichtigen Hauses. Sie sind es aber auch wieder, auf deren Dasein sich uns eine sehr wichtige Kultinstitution aufbauen wird. Gerade ihre Hungerexistenz ist es, welche sie, ferne von jeder Vornehmheit, geneigt macht, jeden Köder anzugehen, den ihnen der Mensch legt. Sie geraten so in dessen Botmäßigkeit und eine jüngere Kultform, ohne Unterbrechung und mit Absehen darauf geübt, versteht es sie gleichsam in einen Zustand von Zähmung zu versetzen, in dem wir sie unter Indianern, Negern und Mongolen seinerzeit wiederfinden werden. Wir werden so verstehen, warum sich ein „großer Geist" der Indianer wenig um Opfer und Gaben kümmert und sich nicht bereit finden läßt, für solches Entgelt in die kleinen Wirtschaftssorgen des Menschen einzugreifen. Dafür sind jene Proletariergeister eine willige Gefolgschaft des „Medizinmannes". Das vollkommenste Gegenbild wird uns das Volk am Nil zeigen, das älteste Volk mit vorgeschrittener Fürsorge. In einer so geordneten Organisation, wie sie das Pharaonenland mit seinem wohlvermessenen Boden darstellte, ist kein Raum für ein Stegreifleben jener Art. Die Seele, die nicht förmlich und ausreichend versorgt wird, stirbt notwendig eines zweiten Todes und nur die wohlversorgte tritt in das nicht minder geordnete Geisterreich ein. Im Gegensatze dazu nun verlängert die Kultpflege das Leben eines Geistes und zwar sowohl in der Vorstellung des Kultpflegenden, so wie in der Thatsache der durch den Kult immer wieder erweckten oder vorgestellten Erinnerung. Es liegt nur in der Konsequenz derselben Vorstellung, daß auch mit dem Maße des Kultes das Gedeihen und die Kraft des Geistes wachse, welche Anschauung nicht bloß Naturvölkern thatsächlich geläufig ist, sondern auch in manchen Inschriften der Altägypter einen ganz zweifellos klaren Ausdruck findet. Wir haben den Vorblick in eine fernere Zeit bis zu diesem Punkte erstreckt, um im voraus aufmerksam zu machen, von wo aus eine fernere Differenzierung im Geisterreiche zu erwarten steht, neben jener ersten, welche den Lebenden im Diesseits entspricht.

So einfach nun alles in allem die religiösen Vorstellungen der Ur-

zeit erscheinen mögen, so einfach, daß sie von manchen Seiten als „religiöse" gar nicht aufgefaßt, sondern als „Geister- und Gespensterfurcht", als Kobold- und Aberglauben" verkommenster Art aus jenem ausgeschieden wurden, so enthalten sie doch schon diejenigen Keime, welche sich nach den verschiedensten Richtungen hin zu Systemen und Institutionen bedeutendster Art entwickeln konnten. Was man an ihnen vorzugsweise vermißt hat, das ist das „System", aber gerade dieser Mangel entspricht vollkommen der Stufe der Organisationslosigkeit, und man wird vergeblich nach einem anderen Schlüssel für das Verständnis der Religions- und mythologischen Systeme jüngerer Zeit suchen, wenn man es verschmäht, den Fortschritt der menschlichen Organisationen durch innere Ausbildung und äußere Accumulation zur Basis der Erklärung zu machen. Der Geringwertigkeit jener Urvorstellungen, welche man in ihrer Systemlosigkeit zu erkennen glaubte, entspräche aber dann auch ihr innerer Gehalt, wenn wir den Maßstab von dem hernehmen wollten, was wir heute von der ins Innerste dringenden Macht religiöser Gedanken erwarten. Es ist nicht zu verkennen, daß — nach unserem Maße freilich keineswegs das höchste — aber nach historischem Zeugnisse das älteste und erste Princip der Religion das der Furcht war. Es bleibt wieder unumstößlich richtig, was die Bibel sagt, daß nicht Liebe und Zutrauen, sondern die Furcht Gottes der Anfang aller religiösen Erhebung sei. Auch unsere Sprache hat die Rudimente älterer Zeit bewahrt: Gottesliebe ist uns ein ganz ungeläufiges Wort gegenüber „Gottesfurcht", womit wir immer noch den Kern des religiösen Gefühls bezeichnen. Wohl nirgends ist die Furcht vor Gott durch die Furcht gebietenden Eigenschaften desselben ergreifender motiviert, als in der Bibel Alten Testamentes. Dagegen zeugen selbst ältere ägyptische Steinurkunden von einem viel vertraulicher gedachten Verhältnisse des Menschen zu seinem väterlichen Gott. Wir werden diesen Fortschritt als eine Errungenschaft der jüngeren Kultform kennen lernen. Er ist dem Alten Testamente keineswegs fremd, wie es ja auch auf dem Boden der jüngeren Kultform steht; wenn aber in ihm noch die rudimentäre Auffassung urältester Zeit so sehr vorwaltet, so müssen wir hier gleich hinzufügen, daß seine Urkunden aus priesterlicher Hand stammen, während uns die ägyptischen Inschriften Worte der Könige an ihre göttlichen Väter aufbewahrt haben. Schon in den Ergüssen der nicht der priesterlichen Kaste angehörigen „Propheten" Israel-Judas wird man das Fortschreiten der jüngeren Auffassung leicht erkennen, während ein priesterlicher Prophet wie Ezechiel wieder in der Idee der Größe, Macht und Pracht der Gottheit seine Befriedigung findet. Auf der Höhe dieses Prozesses hat die „Liebe" als das Losungswort der christlichen Revolution auch in diesem Sinne ihre weltgeschichtliche Bedeutung.

Damit steht ein anderes Merkmal der Urreligion in einigem Zusammenhange, das wir den Objektivismus derselben nennen möchten. So

sicher er in die Erscheinung tritt, so wenig wäre er begreiflich unter irgend einer anderen ersten Anregung religiöser Vorstellungen, als derjenigen, die wir kennen lernten. Der Urkult ist weit entfernt davon, seinen Zweck darin zu haben, daß eine bestimmte Stimmung der Seele im Menschen durch Handlungen Ausdruck finde, bei denen es mehr auf die Wohlmeinung als auf den Gegenstand ankäme. Von der Stimmung einer Menschenseele weiß der Geist der Urreligion nichts; was er will und bedarf, das ist, frei von aller Symbolik, die Realität der darzubietenden Gegenstände selbst. Dieser Objektivismus kennzeichnet alle alten Religionen mit Einschluß des Jahvismus, wie ihn das Priestertum der Kaste vertrat. Darum ist in allen alten Religionen eine Stellvertretung der Verpflichteten — die Grundlage des Priestertums — nicht nur möglich, sondern in der Konsequenz der Sache gelegen. Auf die subjektive Beziehung kommt nichts an, wohl aber liegt alles daran, daß das Rechte in rechter Weise geboten werde. Es liegt also schon in den Principien der Urreligion jener dem Humanismus widerstrebende Zug, der im Brahmaismus in so roher Nacktheit seinen Ausdruck findet: die Geister hassen die Armut, weil sie nichts bieten kann. Aus demselben Grunde ist der Symbolismus, den man einst für das Fundament der Religionen halten zu können glaubte, jener Urreligion völlig fremd. Das Kultsymbol entsteht erst aus den im Leben abgestorbenen, im Kulte rudimentär erhaltenen Formen einer überwundenen Wirklichkeit. Weil aber diese Art Fortschritt nimmer ruht und im Gegensatze zum Wirtschaftsleben der Kult mit Zähigkeit alte Formen konserviert, so muß sich im Laufe der Zeit jedes Religionswesen mit Symbolen füllen. Ebenso vollzieht sich nicht ohne Zusammenhang mit dem allmählich siegenden Humanitätsgedanken der Uebergang der Religion vom Objektivismus zum Subjektivismus, zur Erlösung der Armut. In dem Gegensatze dazu liegt das „Unbefriedigende" der Religion, das das „Heidentum" auf der Höhe seiner gesellschaftlichen Schöpfungen empfunden hat. Wieder bezeichnen in diesem Kampfe unpriesterliche „Propheten" Israels die Etappen des Ueberganges, und als Parole der siegreich vollzogenen Revolution kann Jesu Wort von dem Scherflein der armen Witwe gelten, das fortan in Anbetracht der Gesinnung der Geberin die Schätze der Reichen aufwiegen sollte.

Das großartigste Kulturelement, das schon in der Urform der Religion enthalten war, bleibt also das der Zucht durch die Furcht vor einer über das menschliche Maß hinausgehenden Gewalt. Während die menschlichen Gewalthaber jeder Art allenfalls ihrem Willen und Geheiß in beschränktem Maße Geltung zu verschaffen vermochten, tritt mit jenen Vorstellungen eine über beschränkte Zeiträume hinausreichende Potenz zur Gewöhnung des Willens hervor, zunächst freilich wieder nur mit Beschränkung auf ein sehr kleines Gebiet von Pflichten. So arm die Urzeit in ihren Erscheinungen sich zeigt, so reich ist sie an Keimen, welche mannigfaltiger Entwickelung entgegensehen. So liegt auch jene Potenz noch gleichsam

unbefruchtet im Schoße der Urzeit, denn es konnte zunächst keine besondere Förderung einschließen, daß der arme Mensch durch die Toten immer wieder aus den Stätten verdrängt wurde, die er für das Leben einzurichten begonnen hatte, obgleich auch darin schon ein Agens zu immer neuen Kraftversuchen, zu fortschreitender Ueberwindung jenes Trägheitsmomentes erblickt werden muß, dessen ungehemmtes Vorwalten die passiven Rassen von den aktiven trennte, um sie einem sehr langsamen aber sicheren Weichen vor den letzteren und schließlichem Untergange zuzuführen. Noch gab es in den Organisationskeimen keine eigentlich herrschende Gewalt; aber schon eröffnet sich uns eine weite Perspektive in der Ahnung, daß eine solche sich irgendwie entwickele und dann mit jener vom Kultgedanken geschaffenen Potenz der Zucht vermähle. Wir würden dann aus dieser Vermählung eine Herrschaft hervorgehen sehen, welche, mit übernatürlicher Kraft ausgerüstet, menschliche Organisationen Zielen entgegenführen könnte, die weitab von allem lägen, was tierische Instinkte zu schaffen vermögen. Und eine solche Vermählung hat stattgefunden. Die geringe Beachtung, die ihr bisher die Geschichtsschreibung zuwendete, nimmt der Thatsache nichts von der außerordentlichen Bedeutung, die sie von den Zeiten altägyptischer Pharaonenherrschaft bis auf die unseren nachwirkend erlangt hat.

Die menschliche Sprache zeigt schon bei sehr niedrig stehenden Stämmen einen so kunstvollen Bau nach zum Teil recht verwickelten Gesetzen, daß sie als fertiges Produkt unsere Bewunderung erregen muß und zu den sonstigen Fertigkeiten des betreffenden Stammes in keinem Verhältnisse zu stehen scheint. Dieser Widerspruch konnte eine Zeitlang die ziemlich verbreitete Annahme stützen, daß auch die menschliche Sprache, beziehungsweise eine bestimmte Ursprache als Quelle aller jüngeren Formen aus dem Bereiche des Uebersinnlichen stamme und dem Menschen von Anbeginn der Dinge durch einen Akt der Offenbarung mitgeteilt worden sei, in diesem Falle entgegen der sonst im Wortsinne angerufenen biblischen Erzählung, welche den Menschen selbst die Namen für die Tiere ersinnen läßt. Eine solche Annahme ist aber in sich selbst noch widerspruchsvoller als jenes zu erklärende Verhältnis von allgemeiner Unkultur und relativ hoher Entwickelung eines einzelnen Kulturelementes; denn sie setzt einen ganz außerordentlichen Aufwand um eines verhältnismäßig geringfügigen Ergebnisses willen in Bewegung. Die Gesetze des Sprachbaues konnten nicht Gegenstand jener Offenbarung gewesen sein, weil ein Blick auf verschiedene Sprachgebiete lehrt, daß sich jene Gesetze von sehr verschiedenen Standpunkten aus in grundsätzlich sehr verschiedener Weise entwickelt haben und nach dieser Richtung hin nirgends auf eine Ursprache als gemeinsamen Quell zurückweisen. Eine Mitteilung des Wortschatzes aber hätte nur einen sehr beschränkten Umfang haben können, da es nutzlos hätte sein müssen, wenn man schon eine Möglichkeit denken könnte, ihn über den Umfang des Begriffsvorrates hinaus zu erstrecken. Wie beschränkt

aber dieser sein mußte, lernten wir bei der Entwickelung der Verwandtschaftsverhältnisse kennen. Fehlen doch selbst für die nächsten Grade einer solchen dem Menschen, ja selbst dem Naturmenschen bis in eine verhältnismäßig sehr späte Zeit hinauf die Begriffe; was hätte er mit einem darüber hinausgehenden Wortschatze anfangen sollen?

Die Vorstellung von einer ursprünglichen Einheit aller menschlichen Sprache hat ihren Hauptstützpunkt in einer unzutreffenden Würdigung eines biblischen Berichtes gefunden. „Und es waren auf der ganzen Erde einerlei Sprache und einerlei Worte.“ Erst beim Baue von „Babel“, der Stufenpyramide, deren Herodot als Tempel erwähnt, die in den Ruinen von Birs-Nimrud zu Borsippa wiedergefunden wurde, sei auf göttliche Veranlassung die „Verwirrung“ der Sprachen eingetreten. Trotz aller Rettungsversuche der Assyriologie [1]) bleibt gerade dieser so einflußreich gewordene Mythus der für die Kulturgeschichte minder wertvollen Kategorie derjenigen Mythen beizuzählen, welche ihre Entstehung der Substruktion einer „Volksetymologie“ verdanken. Das Princip der „Substruktion“, d. h. der epischen Darstellung dessen, was als logisch notwendige Voraussetzung einer ins Bewußtsein übernommenen Thatsache erschlossen wurde, dieses Princip und dessen nicht geringe Bedeutung für die Entwickelung des Vorstellungsschatzes der Menschheit werden wir noch genauer kennen lernen. Die in die Augen springende Volksetymologie aber liegt in der Umdeutung des Wortes „Bab-el“ (Pforte Gottes), wie jene Pyramide als Tempel hieß, durch das Zeitwort „balbel“, welches „verwirren“ bedeutet. So wird die Sprachverwirrung, als durch den Bau des Tempels veranlaßt, vorangeschickt, und dann die Namenserklärung gewonnen: „Darum nannte man ihren Namen Babel — Verwirrung —, denn dort hatte Jahve verwirrt die Sprache der ganzen Erde, und von dort zerstreute sie Jahve über die ganze Erde.“ Wenn Kaulen [2]) darin recht hätte, daß auch der babylonische Ortsname Barsip (Borsippa) allenfalls die sprachliche Deutung als „Turm der Sprachen“ oder, was vielleicht noch wahrscheinlicher sei, „die Sprachenverwirrung“ vertrage, so vermöchte das zunächst nur zu beweisen, daß auch ein allenfallsiger babylonischer Parallel- oder Originalmythus, wie ihn George Smith nicht ohne Willkürlichkeiten bei der Uebersetzung gefunden haben wollte, derselben wenig wertvollen Kategorie beizuzählen wäre. Im Gegensatze zu dieser Erzählung zeigt uns die Geschichte im Euphratlande schon vor einer Zeit, in welcher ein Tempelbau wie der genannte durch Tausende organisierter Menschenkräfte unternommen werden konnte, einen mannigfachen Wechsel von Stämmen und Sprachen, und der Name Babel selbst zeugt gegen

---

[1]) Vergl. Sayce, Babylonian Literature. London. Deutsch von Friederici. Leipzig 1878.

[2]) Dr. Fr. Kaulen, Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. 3. Auflage. Freiburg i. B. 1885.

seinen volksetymologischen Mythus, indem er nach Sayce nur eine semitische Uebersetzung des älteren akkadischen Namens Ka-dingira (Pforte Gottes) ist. Ehe also noch mit dem Namen Babel der Begriff der Sprachenspaltung verknüpft werden konnte, bestand mindestens schon eine Zweiheit von Sprachen an derselben Stelle. In der That kennzeichnet sich ganz im Gegensatze zu jener Auffassung das höhere Altertum der Menschheit, wie das Studium der ältesten Sprachen, der altägyptischen und chinesischen, zu lehren vermag, durch außerordentliche Mannigfaltigkeit der Sprachen in kleinen Verbreitungsgebieten, während umgekehrt der gesellschaftliche Fortschritt jüngerer Zeiten die Gebiete stetig erweitert und die Mannigfaltigkeit verringert.

Den Zeitraum auch nur vergleichsweise festzustellen, in welchem die Urmenschheit zum Besitze der Sprache gelangte, wird nie gelingen, denn ein solches Begehren enthält eine Unmöglichkeit in sich selbst. Wir wissen nicht und würden uns schwer darüber verständigen, welchen Grad von Entwickelung wir von dem natürlichen Deutvermögen des Menschen fordern sollen, um dieses als Sprache bezeichnen zu können. Die meisten Sprachen tragen in sich selbst die Zeugnisse von der Länge des Bildungsprozesses, als dessen Ergebnisse sie jetzt vor uns erscheinen. Alle setzen sich in ihrem Ursprunge, wie wir jetzt sehen können, aus zwei Elementen zusammen, aus Laut und Deutung. Diese zwei Elemente ringen um die Herrschaft, bis der Laut obsiegt; am anderen Ende aber ist er der Deutung dienstbar; mit welcher Stufe dieses Kampfes soll nun die „Sprache“ beginnen?

Lazar Geiger hat den Satz aufgestellt, daß der Mensch die Sprache vor dem Werkzeuge besessen haben müsse. Als Beweis dafür gilt ihm die aus dem indoeuropäischen Sprachschatze entnommene, interessante Thatsache, daß alle einfacheren Werkzeuge nicht etwa nach der Art ihres Stoffes oder ihrer Fertigung, sondern nach derjenigen menschlichen oder genauer gesagt, tierisch-menschlichen Thätigkeit benannt sind, zu deren Verstärkung oder in deren Nachahmung sie erfunden wurden. So stecke in unserer Mühle und ihrem Mahlen noch der Urbegriff eines Zermalmens mit den Zähnen und selbst unsere „Skulptur“ trage immer noch in sich eine Erinnerung des Kratzens mit den Nägeln (scalpo). Man habe also sicher für viele Thätigkeiten schon Worte gehabt, ehe man das thätige Organ des Leibes durch ein Organon der Erfindung, ein Werkzeug ablöste. So einleuchtend der Schluß scheint, so dürfte doch der Schlußsatz einiger Einschränkung bedürfen. Wenn schon unser Mahlen ursprünglich nur mit den Zähnen zerdrücken bedeutet hätte, so würde man sicher den Stein nicht den „Mahler“ genannt haben, so lange er nicht nur den Zahn, sondern zugleich auch in derselben Form die Faust und den Nagel in jeder Art Thätigkeit vertrat. Erst wenn er in eine Form gebracht war, daß er nur noch ausschließlich den Zahn als Kornzermalmer vertreten konnte, war es möglich, ihn als den „Mahlstein“ von anderen zu sondern. Wir würden

also, durch sprachliche Momente dazu angeleitet, das Werkzeug trennen müssen in ein Urwerkzeug „Stein und Stab“ und ein jüngeres aus gleichem Stoffe — immer mit den entsprechenden Parallelformen — bestehendes, aber schon für einen bestimmten Gebrauch differenziertes.

In betreff des ersteren können wir in den wenigen beglaubigten Fällen, die Darwin [1]) fast mehr als Ausnahme denn als Regel anführen konnnte, immerhin noch einen schwachen Faden erkennen, welcher vom Urmenschen zu den höheren Formen des Tierreiches hinüberführt. Mit den letzteren aber zerreißt auch dieser Faden vollständig; sie kennzeichnen den Menschen nicht bloß als solchen, der sie zu gebrauchen, sondern insbesondere als denjenigen, der sie allein unter allen Erdengeschöpfen, wenn auch zunächst nur in rohester Weise für den Gebrauch herzustellen weiß. Wenn nun aber doch einmal auch ein Affe, sei es auch nur im Ausnahmsfalle, einen Stein zu brauchen weiß, um eine Nuß zu zerschlagen, so ist nicht abzusehen, warum der Mensch der Geistesschulung durch die Sprache bedurfte, um ebendahin zu gelangen. Wenn dagegen Geigers linguistische Nachweisung als geeigneter Beweis seines Satzes gelten darf, dann müßte die Entstehung und eine ziemliche Ausbildung der Sprache zwischen die beiden Termine verlegt werden, zwischen den Gebrauch des Urwerkzeuges und den Fortschritt zur Anfertigung von Werkzeugen differenzierter Art. Es würde daraus zugleich hervorgehen, daß die Uebung des Sprechens dem Urmenschen leichter wurde, als die Anfertigung von Werkzeugen, die zunächst doch hauptsächlich nur in einem geschickten, zweckmäßigen Zerschlagen und Zurechtwetzen von Steinen bestehen konnte. Aber diese schwierige Zurüstung hatte hinter sich den schwachen Sporn der Fürsorge für eine fernliegende Zeit, während das Wort dem Bedürfnisse des Augenblicks diente. Darin aber lag für den Urmenschen der kräftigere Antrieb. Außerdem hat die Lernzeit und Lerngelegenheit für die Sprachaneignung einen weiteren Spielraum, als die irgend einer anderen Fertigkeit. In der Aneignung und Erhaltung aber lag der Gruud zu allem Fortschritte in der Sprache. Niemand, kein Einzelner hat die grammatischen Regeln erfunden, deren Konsequenz uns oft schon bei sehr niedrig stehenden Stämmen überrascht. Sie entstanden von selbst aus den Versuchen, neu hervortretenden Bedürfnissen mit Hilfe des schon vorhandenen Materials gerecht zu werden; die Aufnahme mehrerer, aller in die Gesellschaftsgruppe fügte sie dem Sprachschatze bei.

Mit Bezug auf diese Uebertragung nennen wir auch heute noch die von Kindheit an gepflegte Sprache die „Muttersprache“. Unter den weiteren kulturgeschichtlichen Zeugnissen, die uns die Sprache erhalten hat, ist auch dieses Wort neben „Gottesfurcht“ zu nennen. Es hat Verhältnisse zur Voraussetzung, wie wir sie kennen lernten. Von einer „Vatersprache“

[1]) Ch. Darwin, Abstammung des Menschen.

spricht man nicht; und doch müssen wir dem Manne an der Schaffung der Sprache in dem Maße einen wesentlichen Anteil zumessen, als er es ist, an den neue Anlässe vielfältiger herantreten. Aber was auch der Einzelne erfinde, was nicht überliefert wird, gehört der Sprache nicht an; die Ueberlieferung aber liegt in der Hand der Mutter.

Ueber die Art der Sprache des Urmenschen vermögen wir uns immerhin ein nicht ganz ungenaues Bild zu machen. Traditionen und Denkmäler können uns freilich nicht zu Hilfe kommen; aber die Sprachwissenschaft in ihrer heutigen umfassenden Entwickelung vermag uns ein gutes Stück gegen den Anfang aller Sprachbildung hin zurückzuleiten. Wenn wir ihr in einer vergleichenden Betrachtung der heutigen Sprachgruppen folgen, so sehen wir Schritt für Schritt ein Teilchen des Sprachgutes von dem möglichen Urstamme ausscheiden. Sprachvorteile, die nur den einzelnen Gruppen eigentümlich, von diesen im Laufe der Zeit erfunden sein können, dürfen wir natürlich nicht als ein Gemeingut der Sprache des Urmenschen betrachten. Wenn wir auf solche Weise eine negative Bestimmung vollziehen, so vermag uns dann die Betrachtung der ältesten Sprachen der Erde einige Winke für die positive Feststellung zu geben. Diese Wege sollen dem Leser einschließlich des Resultates kurz angedeutet werden. Wir wollen dabei aber auch nur das Wichtigste ins Auge fassen, wie es denn gerade dem Zwecke dieser auf das Allgemeine gerichteten Darstellung entspricht.

Unsere Sprache gewährt uns dreierlei: wir können fürs erste mit ihrer Hilfe im Hörenden einen Begriff hervorrufen, indem wir eine unterscheidende Lautgruppe als Wort zur Andeutung eines ebenso genau unterschiedenen Begriffes anwenden, wie Tag, rot, wachsen. Wir können zweitens durch die Sprache den angedeuteten Begriff nach verschiedenen Richtungen hin genauer bestimmen, beziehungsweise durch die Sprache eine „Sinnbegrenzung" desselben vornehmen. Wir können z. B. den Grad der roten Färbung durch die „Steigerung", eine Spur von rot als „rötlich", den Ton der Farbe vergleichsweise als „blutrot", wir können einen oder mehrere Tage im Worte selbst ausdrücken. Wir können den Begriff des Wachsens ganz allgemein andeuten, oder die Beziehung dieses Begriffs zum Sprechenden, zum Angesprochenen, zu einem Dritten und ebenso dieselbe zeitlich zum Augenblicke des Sprechens und noch mancherlei andere Beziehungen ähnlicher Art im Worte selbst ausdrücken. Wir vermögen drittens nicht bloß Begriffe in verschiedener Sinnbegrenzung durch unsere Sprache auszudrücken, sondern auch Gedanken (Urteile), indem wir durch allerlei Künste derselben die Art der Beziehung bezeichnen, in welche wir in unserem Denken die Gegenstände zu einander gebracht haben.

Nun sind in Bezug auf die Herstellung von Satzverbindungen die verschiedenen Sprachgruppen oder Sprachstämme, die wir heute kennen, grundverschiedene Wege gegangen. Während wir es für ganz naütrlich

halten, die Beziehung von „rot“ und „Rose“ durch ein Wort auszudrücken, welches den Begriff „sein“ darstellt, hat schon Adam Smith [1]) darauf hingewiesen, daß „das Verbum ‚sein‘ das allerabstrakteste und metaphysischeste Zeitwort sei und seine Entstehung daher unmöglich in eine sehr frühe Zeit fallen könne“. In der That wissen wir jetzt, daß auch den Sprachen der nordamerikanischen und der meisten übrigen Indianer — doch nicht diesen allein — dieses so abstrakte, aber eben darum uns so überaus nützliche „Hilfszeitwort“ fehlt. Ihre Art, durch Begriffslaute Gedanken wiederzugeben, ist daher eine von der unserigen durchaus verschiedene und höchst eigentümliche. Hauptwort und Zeitwort sind äußerlich nicht unterscheidbar. Um beide samt einem Objekte zu einem Gedankenausdrucke zu verbinden, knetet der Indianer diese ganze Wortgruppe zu einer einzigen Masse zusammen, indem er das Objekt in die Mitte nimmt und die einzelnen Worte passend abschleift. Diese Art Satzbildung, welche W. v. Humboldt die „einverleibende“ genannt hat, bringt das, was wir einen Satz nennen, in ein einziges, mitunter außerordentlich langes zusammengesetztes Wort, wobei sie die einzelnen Begriffe gleichsam in ihrer Individualität zerstört und die Art, wie sich aus ihnen der Gedanke zusammensetzt, nicht zum Bewußtsein kommen läßt. Wenn wir unser eigenes Denken genau beobachten, so dürften wir wohl finden, daß jene Art des Gedankenausdrucks mit dem eigentümlichen Verschwimmen der Worte als ein ziemlich genauer Reflex einer primitiven Art des Vorstellens entspricht. Unser philosophierendes Denken ist gleichsam ein stilles Sprechen in uns selbst; wir verwenden darin keinen Begriff, der nicht so weit bestimmt wäre, daß wir ihn jederzeit auch mit einem Worte bezeichnen könnten; aber nicht immer denken wir in dieser determinierten Weise, zu der wir erst durch die Schulung der Sprache vorgeschritten sind [2]). Wir können uns beispielsweise ein Jagdbild mit allen Einzelnheiten gleichsam mit einem einzigen Geistesblick vergegenwärtigen, ohne uns das der Reihe nach im Geiste mit Worten vorzuerzählen; ja wir würden vielleicht Mühe haben, für die einzelnen Dinge, mit denen sich doch unsere Gedanken in sehr vertrauter Weise beschäftigen, passende Worte zu finden. Ein Musikstück vermag in uns mitunter etwas hervorzurufen, was wir für eine kleine Welt von Gedanken halten möchten; aber es fällt uns schwer, auch nur einige davon zu jenem Maße von Klarheit zu bringen, welche die Darstellbarkeit durch unsere Sprache zur Voraussetzung hat. Wir sprechen dann lieber von Empfindungen als von Gedanken, und offenbar bewegt sich jenes Denken ohne Worte auf der dunklen Grenze beider Gebiete. Einem solchen ursprüng-

[1]) A. Smith, Moral Sentiments vol. II. p. 496, cit. bei Lubbock, Entstehung der Civilisation.

[2]) Vergl. Peschels Einwendungen gegen L. Geiger im „Ausland“ 1870. S. 124.

lichen Denken, welches nicht bei einzelnen Begriffen weilt, sondern im Eindrucke der Sprache die Auslösung ganzer Vorstellungsbilder sucht, entspricht die Sprachweise des Indianers. Dieses eigentümliche System des Satzbaues ist darum nicht das Zeugnis eines unentwickelten Sprachzustandes, sondern das eines ganz eigenartigen Weges, welchen die Sprachbildung der braunen Rasse eingeschlagen hat.

Wieder in anderer eigenartiger, doch sehr einfacher Weise sucht die chinesische Sprache, welche die Wahrung ihrer hohen Altertümlichkeit zweifellos ihrer frühen Fixierung durch die Schrift und sonach in scheinbarem innerem Widerspruche ihre Unvollkommenheit einem frühzeitigen Kulturfortschritte verdankt, anders wieder sucht diese ureinfachste der erhaltenen Sprachen die Beziehungen der Begriffe innerhalb des Satzverbandes auszudrücken. Sie hat wie keine andere Sprache die Atome ihres Sprachschatzes in voller Unversehrtheit erhalten. Jeder Begriff, den sie überhaupt zu nennen weiß, führt einen Namen, der mit einem einzigen Hauche, einer einmaligen Bewegung der Sprachwerkzeuge gesprochen werden kann. Jede dieser einsilbigen „Wurzeln" bleibt der Lautgruppe nach völlig unverändert, gleichviel ob der bezeichnete Begriff als Ding, als Thätigkeit, als Eigenschaft gedacht wird. Thwan heißt ebenso Kugel wie kugelig oder rund, wie rund oder rundum sitzen u. a. m. Den Unterschied in der Begriffskategorie läßt der wechselnde Ton erkennen. Die so gesonderten Worte aber stehen ohne Kürzung oder Verlängerung, ohne Verbindung oder Anschweißung getrennt nebeneinander und nur in einer strengen Ordnung der Wortfolge ist ihre Beziehung zu einander ausgedrückt.

Wieder ein benachbarter, sehr weit verzweigter Sprachstamm, der ural-altaische, leimt weder ganze Gedankenbilder zusammen, noch läßt er alle Teile der Rede unberührt, sondern kennzeichnet auch die Beziehungen im Satze durch sein Universalmittel der Anheftung (Suffigierung) einzelner Begriffsbestimmungen an den Schluß der so zu bestimmenden Worte. Auch diese Sprachen haben keine die Thätigkeit eines Begriffes ausdrückende Form in dem Begriffsworte selbst entwickelt, besitzen also kein eigentliches Zeitwort, sondern bezeichnen den betreffenden Dienst eines Wortes im Satze durch ihre Anlöthungs- (Agglutinations-)Methode, indem sie, um zu dem Ausdrucke „(sie) schlagen" zu gelangen, an die Wurzel „Schlag" vergleichsweise ein „Macher" und an dieses das „sie" ankleben, wie das türkische dog-ur-lar = schlag-ende-sie.

Wir brauchen zu diesen Beispielen[1]) nur den Hinweis auf die sehr mannigfaltige und intensive Art hinzuzufügen, wie die indoeuropäischen Sprachen durch Deklination und Konjugation und eine Menge „gramma-

[1]) S. Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. Berlin 1860. Tylor, Anfänge der Kultur. Leipzig 1873. I, 5. Kapitel ff. Tylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie. Braunschweig 1883. 4. Kapitel. Lubbock, Entstehung der Civilisation. 9. Kapitel Peschel, Völkerkunde. S. 103 ff.

tischer" ausschließlich für solchen Dienst bestimmter Redeteile die Einfügung der Begriffsworte in das Gedankenbild des Satzes vollziehen, um die Ueberzeugung zu befestigen, daß ein und dasselbe Gesetz des Satzbaues nicht schon im Besitze des Urmenschen, nicht ein Bestandteil einer angeblichen Ursprache gewesen sein kann.

Es stehen unserem Urteile nur zwei Wege offen, die beide zu ähnlichen Ergebnissen führen. Auf einem derselben läge der Versuch, die genannten und andere Sprachgruppen bezüglich des Satzbaues genetisch zu verbinden. Dies würde in Betreff einiger nicht schwer sein; so lassen sich viele Formen der flektierenden Sprachen als Fortbildungen des Beziehungsausdruckes der agglutinierenden Sprachen betrachten und andererseits weisen unsere fortgeschrittensten Sprachen auch jene Motive auf, welche in einseitiger und ausschließlicher Anwendung das Kennzeichen der „Präfixsprachen" Südafrikas sind. Schwieriger wäre wohl eine genetische Verbindung mit dem amerikanischen Satzbau herzustellen. Aber wenn wir auch das Alles zuwege brächten, so würde auf der untersten Stufe jener äußerst karge Behelf des Satzbaues zurückbleiben, welchen wir im Chinesischen wahrnehmen, und da wir doch auch dieses nur als eine Sproßform einer noch älteren Ursprache auffassen müssen, so würden wir zu keinem anderen Resultate gelangen, als wenn wir uns die Bildungsformen jener unterschiedenen Sprachstämme nebeneinander aus ein und demselben Schatze von Sprachgewohnheiten des Urmenschen entstanden denken. Das Ergebnis dieser Betrachtung bleibt dann auf alle Fälle, daß zu einer Zeit, ehe die braune amerikanische, die mongolisch-chinesische, die uraltaische und die arische Rasse sich trennten, um auch in betreff der Sprachausbildung ihre eigenen Wege einzuschlagen, daß in jener Urzeit der Völker das gemeinsame Sprachgut ihrer Urahnen bestimmte Gesetze der Verbindung der Sprachelemente zum Ausdrucke von Gedanken, beziehungsweise zur Bildung von Sätzen noch nicht besaß.

Wollen wir nun auch das, was außer den Grundsätzen und Sprachmitteln des Satzbaues eine Sprache zu begründen vermag, als das Erbgut einer menschlichen Ursprache — nicht bloß als das des Urmenschen — betrachten, so würde eine so beschaffene Sprache uns nicht in den Stand versetzen, Darlegungen wie die gegenwärtigen zur Darstellung, zu verständlicher Mitteilung zu bringen.

Wir fragen nun weiter, von welchem relativen Alter mögen die „Sinnbegrenzungen" der menschlichen Sprachen sein; stammen vielleicht sie aus einem Sprachschatze der Urmenschheit? Wir sind imstande, eine Menge Begriffsnuancen mit größter Schärfe durch eine leichte Aenderung der Wurzel „schlag —" auseinander zu halten: Schlag, Schläger, Schlägel, Schlacht, die Thätigkeit schlagen. Wir unterscheiden warm, die Wärme und wärmen. Und abgesehen davon, daß wir an allen diesen Worten durch bestimmte Aenderungen die Beziehung erkennen lassen können, in

welche sie in einem Satzganzen treten, vermögen wir auf gleiche Weise das Geschlecht seines Wesens und seine Einheit oder Mehrheit wie den Grad einer Eigenschaft auszudrücken. Wir können eine Thätigkeit durch gleiche Mittel in die Zukunft und Vergangenheit, in die Form des Wunsches, des Befehls und der Bedingung versetzen u. drgl. m. Es fragt sich also, ob auch für all das die Sprache des Urmenschen wenigstens schon eine gangbare Bahn eröffnet hatte. Wir brauchen aber gar nicht weit um uns zu blicken, um uns zu überzeugen, daß diese Formen, in vielen einzelnen Fällen wenigstens, die Erfindung einer noch viel jüngeren Zeit sein müssen, als die weit auseinandergehenden Versuche zur Satzbildung. Es gewährt ein hohes Interesse, die bunte Mannigfaltigkeit zu verfolgen, welche in den verschiedenen Sprachgruppen, ja innerhalb dieser selbst zum Vorscheine kommt und auf das unzweifelhafteste beweist, daß hierin selbst nahe verwandte Völker, jedes auf eigenen Bahnen, vorwärts tasteten und oft erst lange nach ihrer Trennung und in sehr verschiedener Weise an diese Aufgabe herantraten.

Unsere eigene Sprachverwandtschaft mit den nächst benachbarten Slaven ist eine anerkannt sehr nahe, und doch zeigt sich uns schon bei der oberflächlichsten Betrachtung, daß beide Völkerstämme eine Menge von Formen der Sinnbegrenzung erst erfunden haben können, nachdem sie ihre Sprachgemeinschaft aufgelöst hatten. Die slavische Passivform des Zeitwortes befindet sich noch in einem weit embryonaleren und hilfloseren Zustande als selbst die unsere, welche auch wieder erst entstanden sein kann nach Schaffung der sehr abstrakten Begriffe des „seins" und „werdens". Das Aktivum des Slavischen hat noch keine eigentliche Zukunftsform gebildet. „Ich gebe dir" und „ich werde dir geben" unterscheidet der Westslave lediglich durch die Ausdrucksweise im Sprechen und andere Umstände, und es läßt sich auch auf diese Weise eine Unterscheidung bewerkstelligen. Auch ein Perfektum (nach lateinischem Schema) hat diese Sprache nicht; ihr muß das Imperfektum als einzige Vergangenheitsform dienen. Auch in unserer Sprache dürfte das Perfektum mit Hilfe von „sein" gebildet eine jüngere Erfindung sein neben dem alten Präteritum mit ganz anders gearteter „innerer" Flexion. Dabei ist jene Sprache keineswegs formenarm; ihre Formenschaffung hat sich nur in einer anderen Richtung bewegt als die der unseren. Sie kann durch eine leichte Vorheftung der Handlung das Zeichen des Abschlusses, der Fortdauer, der Wiederholung, der Wiederholung mit Unterbrechungen aufdrücken und erzielt dadurch ähnliche Erfolge, wie die unsere, indem sie beispielsweise die Formen der abschließenden Handlungen für den Ausdruck eines Thuns in der Zukunft reserviert. Wir haben hier Sprachformen in Vergleich gezogen, die nicht dem einen Stamme im Laufe der Zeit verloren gegangen sind, sondern die von ihm überhaupt nicht entwickelt wurden; sie müssen daher als Beweis dienen, daß die „arische" Sprache nach der Richtung der Sinnbegrenzungen selbst

dann noch keine abgeschlossen fertige war, als sich die jüngsten Glieder dieser großen Sprachfamilie trennten.

Vergleichen wir beliebige Sprachstämme untereinander, so gelangen wir zu derselben Wahrnehmung bezüglich einer noch früheren Zeit. Der „suffigierenden Agglutinationssprachen“ der ural-altaischen Völker haben wir bereits gedacht. Sie haben ihre Art, die Satzbeziehung auszudrücken, als den einzigen Hebel ihrer sprachlichen Fortschritte auch zur Bezeichnung der Sinnbegrenzung angesetzt, indem sie Persönlichkeit und Zahl und was sonst in Betracht kommt, durch lose Anhängsel von selbständiger Bedeutung bezeichnen. Die Grundsätze sind durchaus rationell und lassen gleichsam den ganzen Aufbau der Sprache noch in seiner Entstehung erkennen. Der schreibende Aegypter bezeichnete die Zweiheit des dargestellten Dinges durch das kindliche Zeichen zweier Striche, die er nach der Nennung des Dinges setzte, eine Mehrheit durch drei solcher Striche. Was dieser scheinbar thut, das spricht der Ural-altaier, etwa als ob wir aus „Du“ die Mehrzahl machen wollten, indem wir hinzufügen „Du-viel“ (= ihr). So heißt türkisch jaz-ar etwa „schreiben einer“, d. i. ein Schreibender; daraus wird durch fernere „Anlötung“: jaz-ar-syn, schreiben-einer-Du, oder freier: Du bist einer der schreibt, und dieses Du verwandelt sich in Ihr nur wieder durch einen neuen Zusatz: jaz-ar-syn-yz.

Wie ganz verschieden hiervon, aber doch wieder mit sichtlich rationellem Bemühen, gehen die Bantusprachen Südafrikas vor. Der Eingeborene eines Stammes dieser Gruppe heißt Mo-suto; mehrere Mosuto heißen Ba-suto, das Land der Basuto ist Le-suto und ihre Sprache das Se-suto. Von den agglutinierenden Sprachen unterscheiden sich diese wesentlich dadurch, daß die zur Sinnbegrenzung benutzten Silben keine selbständige Bedeutung mehr besitzen.

Wieder einen ganz besonderen Weg hat der semitische Sprachstamm eingeschlagen, indem er außer der Verwendung von Prä- und Suffixen in dem gesetzmäßig geregelten Wechsel der Vokale innerhalb der drei Konsonanten der Wurzeln ein Mittel fand, eine große Menge von Sinnbegrenzungen in einer scharfsinnig klaren Weise auszudrücken.

Unmöglich kann man diese verschiedenen Wege als Abstufungen eines und desselben Prinzipes betrachten; aber dennoch mögen wir nicht leugnen, daß auch sie unter einander irgendwie in einer genetischen Beziehung stehen können, obwohl die natürlichste Erklärung der inneren Verwandtschaft immer die Beschränktheit der natürlich gebotenen Mittel bleiben wird, unter denen der Mensch zu wählen hatte. Wir halten sogar dafür, daß die arischen Sprachen, in denen es an dreikonsonantigen Wurzeln mit gesetzmäßigem, wenn auch in anderer Weise verwendetem Vokalwechsel nicht ganz fehlt, während sie zugleich fast aller anderen Hilfsmittel sich bedienen, die irgendwo in Anwendung kommen, den Reichtum ihrer Sprachformen einer Berührung mit turanischen und semitischen Völkern verdanken. Aber doch bleibt bei

alldem unzweifelhaft, daß ein entwickeltes Gesetz der Sinnbegrenzung der Worte unmöglich der Sprache jener Urbevölkerung angehört haben kann, auf welche alle die genannten Völker in irgend einer Stufe ihren Stammbaum zurückführen müssen. Mit anderen Worten: wenn in unserem Sinne die Möglichkeit der Sinnbegrenzung und des Ausdruckes der Satzbeziehungen zu den Erfordernissen einer entwickelten Sprache gehört, so war es noch keine in diesem Sinne entwickelte Sprache, welche bei jener Völkerscheidung die sich trennenden Glieder als Erbe der Väter auf den Weg nehmen konnten, so gab es noch keine solche Sprache. Wir haben oben an Adam Smith anschließend hervorgehoben, wie außerordentlich wirkungsvoll für die Sprachbildung die Entstehung des abstrakten Begriffes „sein" in Verbindung mit einer Lautbezeichnung hiefür sein mußte, und doch sind es die arischen Sprachen allein, welche Begriff und Wort dieser Art gebildet haben, während das letztere selbst den semitischen fehlt [1]). Wir glauben sogar in unserer Sprache selbst, im Bestande der Zeitwortsflexion, die Spuren der Entnahme einer älteren Form aus einem Sprachbestande zu bemerken, welch letzterer des so trefflichen Wörtchens in seinen sprachdienlichen Verrichtungen noch entbehrte.

Wir haben uns also die Sprache vor jener Entwickelung, welche sie innerhalb der arischen, turanischen, semitischen, chinesischen, indianischen und anderen Sprachfamilien in gesonderter und eigentümlicher Weise nahm, auf irgend einer Stufe notwendig als eine solche zu denken, welche für die Verbindung der Begriffe zu Gedanken und für die Nuancierungen der Begriffe keine sprachlichen Mittel anzuwenden wußte. Wenn nun schon wir mit einer solchen Sprache nicht auszukommen vermöchten, so müssen wir doch, wenn wir uns das vorher Erörterte vergegenwärtigen, auch zugeben, daß sie auch in solcher Unvollkommenheit den Bedürfnissen des Urmenschen entsprechen konnte. Er, der nur der Gegenwart lebte, nur von dem in nächster Nähe Wahrnehmbaren Anregungen empfing, für das Vergangene keine Erinnerung, für das Zukünftige keinen Vorbedacht trug, hatte auch nicht das Bedürfnis, mit Lauten für eine Thätigkeit auch die unterscheidenden Merkmale des Künftigen und Vergangenen zu verbinden. Ob der Redner von etwas Gegenwärtigem als Vergangenem im allgemeinen sprach, das wurde unter so einfachen Verhältnissen durch die Unmittelbarkeit der Wahrnehmung, durch die Umstände entschieden. Im Erzähltone ergab sich das Verhältnis der Handlungen durch die Aufeinanderfolge des in natürlicher Ordnung Vorgetragenen. Wir erinnern vergleichshalber an das historische Präsens des Lateiners, das nicht nur der Erzählung genügt, sondern diese noch belebter und anschaulicher macht. Die vom Denken erfaßte Zukunft des Urmenschen lag in einem sehr kleinen, der Gegenwart so eng angeschlossenen Raume, daß sie auch in der Rede jener zugehörte.

[1]) Peschel a. a. O. S. 131.

In dem schon oben angeführten Vergleiche unserer Sprache mit der nächst-nachbarlichen slavischen sehen wir gleichsam die allmähliche Erweiterung des Zukunftsraumes erst vor sich gehen. Unser „ich werde dir geben" kann auch auf eine fernste Zukunft bezogen werden, während der Slave in seiner Umschreibung der Zukunft gleichsam immer noch auf dem Boden der Gegenwart stehen bleibt, indem sich sein Ausdruck unserer Form „ich bin im Begriffe dir zu geben" nähert. Die Beziehung auf eine fernere Zukunft erhält er erst, indem ein Zwischenraum durch ausdrückliche Einfügungen oder durch die Umstände festgestellt wird.

Noch weniger bedurfte der Urmensch der Modalitätsausdrücke der Möglichkeit, des Wunsches und dergleichen. Seine Rede hatte nicht Zukunftserwägungen und Wünsche darzustellen. Er ließ die Erscheinungen an sich herankommen, um sich dann in indikativer oder imperativer Form zu äußern. Darum steht der letzteren so oft die Wurzelform des Wortes am nächsten. Daß sich ferner der Urmensch ohne eigentliche Satzbildung durch die einfache Anreihung von Lautgruppen für Gegenstände und Thätigkeiten verständlich machen konnte, wird uns durch die Unmittelbarkeit seines Lebens und die Art der Antriebe, die ihn zum Sprechen zwingen konnten, verständlich. Wir brauchen sehr viele Worte, um uns im Zimmer eine Situation zu vergegenwärtigen, die einem lagernden Trupp der von einem bestimmten Punkte her erschallende Ruf „Bär"! mit allen Umständen und Folgerungen sofort klar machte. Der Begriff des Daseins oder Seins brauchte dabei gar nicht ausgedrückt zu werden, nicht einmal in seiner Abstraktheit dem Menschen jemals zum Bewußtsein gekommen zu sein. Er steckte in dem indizierten Begriffe selbst und noch mehr in der Art, wie dessen Wortbild zum Ausdrucke kam. Auch wir würden gewiß den Unterschied in der Betonung richtig zu deuten vermögen, wenn in einem anderen Falle jemand dasselbe Tier nennte, um von ihm der Unterhaltung wegen eine vergangene Thatsache zu erzählen.

Wenn wir nun immer noch an der Möglichkeit einer einzigen „Ursprache" festhalten wollten, so wären wir doch gezwungen, zuzugestehen, daß eine solche um jene zwei höchst wesentlichen Momente unserer Sprache ärmer sein müßte. Was ihr allein noch als ein gemeinsames Gut der gesamten Urmenschheit verbleiben könnte, das wären die Lautverbindungen zur Bezeichnung der einzelnen Begriffe, also der Schatz der Wortformen. Allein auch von diesem vermeintlichen Felsenkern der Sprache bröckelt noch Stück um Stück ab, sobald wir ihn näher untersuchen, bis er sich fast in lose Sandkörner auflöst, die der Wind dahin und dorthin weht.

Zunächst kommt eine ganze große Gruppe von Worten wegen ihres Zusammenhanges mit dem zuerst betrachteten Sprachmomente in Abschlag. Es sind das die sogenannten grammatischen Redeteile, die Artikel, Fürwörter, Vorwörter, Bindewörter, welche nicht zur Bezeichnung von Begriffen an sich, sondern nur von Beziehungen innerhalb des Satzverbandes dienend

dem Urschatze nicht angehört haben können. Auch bei ihrer Schaffung sind vielmehr die einzelnen Sprachfamilien ihre eigenen und mitunter so eigentümlichen Wege gegangen, daß man daran sieht, sie hätten unmöglich etwas schon Vorhandenes etwa verbessern wollen. Wir können allenfalls vermuten, daß unser Fürwort „mit" ein für den untergeordneten Sprachdienst verstümmeltes „Mittel" sein könnte; der Chinese aber hat gleichsam den ersten Versuch, ältere Begriffswörter zu solchen Diensten zu zwingen, noch festgehalten, indem er statt „einen Menschen mit dem Stocke töten" sagen muß: „töten Menschen brauchen Stock". Tylor teilt aus der Sprache der Mandingoneger ähnliche Behelfe mit, indem dieser Neger die Vergleiche für örtliche Beziehungen von seinem eigenen Körper hernimmt, der mit dem Nacken trägt und mit dem Bauche das Aufgenommene einschließt. Dient einem Gegenstande das Haus als „Bauch", so ist er nach unserer Redeweise „im Hause", dient ihm der Tisch als „Nacken", so liegt er „auf dem Tische". Ihm dienen also Kono (Bauch) und Kang (Nacken) als Vorwörter, und sie werden ihm von dem Augenblicke an solche sein, in dem sie durch ihre Dienstbarkeit den Adel ihrer Selbständigkeit werden eingebüßt haben, indem sich niemand mehr ihrer ursprünglichen Bedeutung erinnern wird. Wir haben hiemit der Sprachbildung selbst ein Geheimnis abgelauscht; aber hier soll nur gezeigt sein, daß diese Sprachbildung notwendig einer jüngeren Zeit angehören muß und daß es vorher eine Zeit geben mußte, die keineswegs über fertige Sprachmittel dieser Art verfügte.

Einen nicht geringen Grad geistiger und gesellschaftlicher Entwickelung setzt die Bildung gewisser Fürwörter voraus. Erst spät können sich unsere Kinder darein finden, sich selbst abwechselnd als „ich", „du" und „er" zu begreifen. Es waren wieder sehr verschiedene Wege, auf welchen die Menschen zu diesem sprachlichen Fortschritte gelangten. Einige folgten einer allgemeiner angewendeten Regel, innerhalb ein und desselben Wortes Ferne und Nähe oder ähnliche Gegensätze durch die Modulierung des Accentes und Tones auszudrücken, wobei gewöhnlich der schrillere Ton das Nahe, der dumpfere die Entfernung anzudeuten pflegte. So stuft das Tumelische ab: ngi, ngo, ngu — ich, du, er, der Botokude nennt das Ich ati, das Du oti[1]). Es ist wohl dasselbe Princip, dem der grönländische Eskimo folgt, indem er das Ich aus „hier", das Du aus „dort" bildet. Ganz anders aber geht der Malaie zu Werke, indem er einer weitverbreiteten Form gesellschaftlicher Höflichkeit folgt, die wechselweise den Angeredeten zum Herrn erhebt, und den Anredenden zum Diener erniedrigt, eine Form, die auch in der biblischen Wendung „Dein Diener" wiederkehrt, durch unser „meine Wenigkeit" gestreift und durch des Chinesen „Knecht hat, Dummkopf hat" statt „ich habe" überboten wird[2]). In solcher Weise hat der

[1]) Nach der Tabelle bei Tylor, Anfänge der Kultur. I, 219.

[2]) Peschel, nach Zeitschrift für Völkerpsychologie 1869. VI, S. 363.

Malaie sein „ich“ aus âmba, Diener, sein „du“ aus tuwon, Herr, gemacht und es wäre nach einer Vermutung J. Grimms nicht unmöglich, daß auch hinter unseren verstümmelten Fürworten etwas Aehnliches steckte. Für uns genügt indes, auch daraus zu ersehen, daß auch diese Art „Redeteile“ jüngerer Bildung sein müssen und dem Sprachschatze des Urmenschen nicht angehört haben können.

Was uns sonach noch erübrigt, was allenfalls älter sein kann, als alle Sprachen vor ihrem jetzigen Bestande und was allein als ein Urschatz der Sprachen zurückreichen könnte in die Zeit der Urmenschheit, das wäre also ausschließlich ein Bestand von Begriffsbezeichnungen durch unterschiedene Lautgruppen ohne Flexionen irgend einer Art und ohne grammatische Hilfsredeteile. Die menschliche Sprache würde dann, wenn überhaupt eine Zusammenstellung von Begriffen nötig würde, noch etwas unbeholfener sich dargestellt haben als heute das Chinesische, etwa so wie Menschen zu sprechen pflegen, die ohne grammatische Bildung eine kleine Wortsammlung einer fremden Sprache gelernt haben und damit — selten ohne Erfolg — sich zu verständigen suchen. Wenn wir recht zusehen, so finden wir, daß selbst unser Volk in seinen niedersten Schichten gerade von den feinsten und darum vielleicht jüngeren Formen der Sprache einen nur sehr sparsamen Gebrauch macht. Ein gutes Passivum wird man nicht zu oft aus echtem Volksmunde hören. Man zieht vor, zu sagen: „sie haben einen Wanderer erschlagen“, auch wenn nichts feststeht als die passive Thatsache. Ebenso geht das Volk den einfachen Konjunktiven gern aus dem Wege, die es lieber umschreibt. Selbst zu der reinen Genitivform scheint der Bauer noch immer kein rechtes Vertrauen zu haben und wo er ihr schon nicht ausweichen kann, da verstärkt er sie gern. Er spricht von Nachbars seinen Kindern, als genügte ihm die verschrumpfte Endung noch immer nicht. Darin mag viel Rudimentäres liegen, hier aber wollen wir uns verständlich machen, wie eine Menschheit mit geringer Geistesthätigkeit auch mit den rohen Elementen der Sprache allein auszukommen vermochte.

Wie groß müßte oder könnte nun die Zahl dieser Elemente gewesen sein? Das ist die Frage, die weiter zur Entscheidung über die „Ursprache“ und zu einem Begriffe über die urmenschlichen Sprachen führen kann. D'Orsey hat berechnet, daß der Sprachschatz eines gewöhnlichen Feldarbeiters nicht mehr als 300 Worte umfasse. Dagegen besitzt das Chinesische freilich 40,000 Wörter und andere Sprachen noch mehr; bei hochcivilisirten Völkern werden fast täglich neue notwendig und geschaffen. Aber alle chinesischen Worte lassen sich auf ungefähr 450 Wurzelworte zurückführen. Solcher enthält das Hebräische etwa 500 und die alte Sanskritsprache nach M. Müllers Meinung nicht mehr[1]. Je mehr wir uns der Urzeit nähern, desto mehr werden Wurzeln und Worte in Eins zusammen-

[1] Lubbock, Entstehung. S. 350.

fallen; ihre Zahl wird aber überdies noch verringert werden durch den Ausfall alles dessen, was nach dem Stande der Gemüts- und Geistesbildung des Urmenschen, von welchem oben die Rede war, Gegenstand seiner Unterhaltung nicht sein konnte. Wir werden nun im vorhinein alle abstrakten Begriffe, und insbesondere diejenigen moralischen in Abzug bringen müssen, welche erst fortgeschritteneren socialen Verhältnissen ihre Bildung verdanken konnten. Beobachtungen, deren Lubbock[1]) eine Reihe gesammelt hat, bestätigen das in induktiver Weise. In den Koch-, Bodo- und Dhimelsprachen finden sich keine einheimischen Worte für: „Stoff, Geist, Raum, Gefühl, Vernunft, Bewußtsein, Menge, Grad u. s. w." Schweinfurth[2]) fand, daß den Bongo in Mittelafrika die gewöhnlichsten unserer abstrakten Begriffe, wie Geist, Seele, Hoffnung u. s. w. absolut zu fehlen schienen. Daß wiederholt auch „Geist" und „Seele" unter den den Wilden fehlenden Begriffen erwähnt werden, darf uns nach dem oben Seite 106 Gesagten nicht befremden und steht nicht im Widerspruche damit, daß wir auch für diese Stämme einen Keim religiöser Begriffe in Anspruch nehmen. Von den brasilischen Coroatos sagt Martius, man suche bei ihnen selbst Worte wie Pflanze und Tier, oder wie Farbe, Ton, Geschlecht, Art vergeblich. Eine solche Begriffsverallgemeinerung finde sich nur bei den häufig angewendeten Infinitiven der Worte gehen, essen, trinken, tanzen, sehen, hören und ähnlichen. „Sie haben keine Ahnung von den Naturkräften und Gesetzen und können sie daher auch nicht durch Worte bezeichnen." Während es eine häufiger wiederkehrende Erscheinung ist, „daß wilde Rassen keine Ausdrücke für die verschiedenen Farben haben", sollen die Tasmanier gar der Worte für Eigenschaften wie „hart, weich, kalt, lang, kurz, rund" u. s. w. entbehrt haben. Die Sprache der Vedda auf Ceylon enthält (nach Bailey) „nur Worte für die am meisten in die Augen fallenden Naturgegenstände, sowie für die dem Volke im Laufe des Tages vor Augen kommenden Dinge". Dieses aus dem Sprachbestande reflektierende Bild fällt vollständig mit demjenigen zusammen, welches uns die oben erörterten Verhältnisse des Urmenschen darboten.

Dieselbe Beschränkung zeigt sich auch nach der moralischen Richtung hin. Dalton erzählt — nach Lubbock —, daß die Hos in Mittelindien keine zärtlichen Ausdrücke kennen. Der Algonkin-Sprache, einer der reichsten in Nordamerika, fehlt das Zeitwort „lieben", und als Elliot im Jahre 1661 die Bibel übersetzte, sah er sich genötigt, ein diesem Zweck entsprechendes Wort zu prägen. Die Tinneh-Indianer jenseits des Felsengebirges besaßen keinen Ausdruck für „teuer" und „geliebt" . . . . Die Kalmücken und einige der Südsee-Insulaner sollen kein Wort für „danken" haben.

So schrumpft also die erwartete „Ursprache" in ihrem Bestande immer

---

[1]) a. a. O. S. 363.

[2]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. I. S. 340.

mehr zusammen, je mehr wir uns ihr, von welcher Seite immer, zu nähern versuchen. Die Anatomie kann in den menschlichen Stimmorganen bei den verschiedenen Völkern und Rassen keine merkbaren Unterschiede entdecken; aber sie müssen doch in einer Feinheit vorhanden sein, welche jener entgeht, in der Sprachbildung aber zum Ausdrucke gelangt. Ob sich hiebei die Gewöhnung allein und unmittelbar oder schon in Verbindung mit einer leichten Modifizierung der Organe geltend mache, mag hier unentschieden bleiben neben der Thatsache, daß ganze Gruppen von Lauten von den Stimmorganen bei einzelnen Sprachstämmen nicht gebildet werden, während wieder andere Laute zur Sprachbildung verwenden, welche alle anderen kaum hervorzubringen vermögen. So gebrauchen die Hottentotten, hierin alleinstehend in ihrer Sprache, schnalzende Laute und die Kelten zeichnen die tiefen und rauhen Kehllaute aus. Die Altmexikaner waren nicht im Stande, die Namen der Weißen unverändert nachzusprechen, weil sie die Laute b, d, f, g, r, s nicht zu bilden vermochten. Gleicherweise fehlten den Altperuanern b, d, f, g, s und x. Manche Negerstämme besitzen wieder kein l, die Australier kein s, die Fidschi kein c und die Tahitier weder c noch s. Als die Creeksindianer in neuerer Zeit zum Schreiben übergingen, genügte ihnen ein Alphabet von 19 Buchstaben. Den Huronen fehlen die Lippenlaute (b, p, m). Am ärmsten aber ist die Lautbildung der Maori auf Neuseeland: sie besitzen kein b, c, d, f, g, dsch, l, q, s, v, x, y, z. Andererseits wissen wir, daß noch in historischer Zeit Glieder derselben Sprachfamilie durch Schaffung neuer Laute innerhalb jener eine gesonderte Stellung einzunehmen begannen. Man darf also wohl auch die Zahl der ursprünglich gemeinsam verwendeten Laute als eine beschränktere und erst allmählich durch Differenzierung wachsende betrachten.

Mit einer solchen Beschränkung ist aber auch die der möglichen Kombinationen gegeben; und es dürfte uns darum nicht wundern, wenn alle Menschen der Urzeit diesen relativ kleinen Schatz in gleicher Weise als Verkehrsmünze der Sprache ausgeprägt hätten, wenn alle ihre meist einsilbigen, häufig sogar einlautigen Worte überall unter ihnen die gleichen gewesen wären. Aber ebensowenig können auch schon auf dieser Stufe Ausnahmen ausgeschlossen gewesen sein, indem die Familiengruppen des Urmenschen, wie wir oben zeigten, bei der Art ihrer Lebensfürsorge je ein gesondertes und untereinander verkehrsloses Dasein führten. Wer in einer solchen Gruppe von besonderer Geltung war, dessen Art zu artikulieren, zu rufen und zu deuten, wird bei dieser Gruppe zu einer besonderen Geltung gelangt, und so kann der Grund der ersten Differenzierung ein ganz zufälliger, jeder systemisierenden Erfassung ganz unzugänglicher gewesen sein.

Indes der Laut, von dem wir bis jetzt sprachen, ist nur *ein* Teil des Wortes, der zweite und wichtigere ist der *Begriff*, zu welchem jener in solche Verbindung gesetzt ist, daß der Laut im Denkvermögen des Menschen unmittelbar eine bestimmte Vorstellung auslöst. Erst durch diese Ver-

bindung wird das Rufen und Schreien des Menschen zur Sprache. Jenes Vermögen teilt er mit vielen Tieren, das zu sprechen gehört ihm allein.

Eine Vergegenwärtigung des Analogen zeigt uns am besten den Unterschied. Auch der Vogel gibt für seine Art verständliche Lautäußerungen von sich. Man wird aber sicher annehmen müssen, daß diese Laute nicht klare Vorstellungen erwecken, welche einem nachfolgenden Willensentschlusse als Grundlage der Motive dienen könnten, sondern sie erregen unter disponierenden Umständen nach Art der Reflexerscheinungen sofort irgend einen primären Instinkt. Stößt ein Sperling den gellen Schrei der Angst aus, so heben alle Sperlinge sofort die Flügel. Das Abendkonzert der Sperlinge ruft den einzelnen zur Schlafgesellschaft, der herbstliche Lockruf den Wandervogel zum Anschlusse. Es ist dem Vogel immer nützlich, diesem Rufe zu folgen, abgesehen von der Täuschung, die der überlegende Mensch darauf baut. Dem Rufe folgend, gewinnt der Vogel den Anteil an den nützlichen Erfahrungen seines Geschlechtes in betreff der Wahl sicherer Schlafplätze und geeigneter Zugstraßen. Es ist der Gattung nützlich, daß der Lockruf zur Brutzeit ein entgegenkommendes Begehren auslöst. Alle diese Rufe wirken in Verbindung mit den disponierenden Umständen unmittelbar auf den Willen, wenn wir so sagen dürfen, und wir müssen uns vorstellen, daß das geradeso geschieht, wie der Anblick der Speise im speisesuchenden Vogel sofort die entsprechenden Bewegungen hervorruft. Es ist kaum zu zweifeln, daß dem Urmenschen die Sprache zunächst nur in einer ähnlichen Beschränkung möglich war, daß sie ihm nicht Gedanken mitteilte, sondern Gefahren anzeigte, ihn zu Fund und Beute und zu geselligem Genusse rief. Was aber seine Mitteilungen zur Sprache macht, das ist wieder das Dazwischentreten jener nur in ihren Wirkungen uns bekannten Instanz zwischen die äußere Anregung und das Spiel der Bewegungsmuskeln. Bei dieser Instanz wird die Depesche des Wortes angehalten und gleichsam dechiffriert, dann gelangt der in Vorstellungen umschriebene Text an die Behörde des Willens, deren Entschließungen er zum Substrate dient. Diese Prüfungsinstanz steht augenfällig in einiger Verbindung mit der oben besprochenen Entfaltung jener sekundären, hemmenden Instinkte, die beim Tiere lediglich durch die „Scheu" angedeutet sind, ein Instinkt, der sich nur im Verhältnisse zu den wirklich vorhandenen Gefahren steigert und bekanntlich bei einer durch keinerlei Nebenbuhler bedrohten Inselfauna kaum angedeutet angetroffen wurde. Wie aber umgekehrt hochentwickelte sekundäre Instinkte des Menschen und seiner höheren Lebensfürsorge Kennzeichen sind, so tritt auch in betreff seiner Sprache jene Instanz immer einflußreicher hervor, und je mehr dies der Fall ist, desto höher entwickelt erscheint jene. Darum wird auch die Begriffssprache ein ganz vorzügliches Kennzeichen der Menschheit. Wir sind imstande durch die Sprache ganze Gedankenreihen zu vermitteln, indem

wir, Gedanken um ihrer selbst willen denkend und mitteilend, eine Einwirkung auf den Willen schon ganz aus dem Spiele lassen. Aber im Urmenschen müssen wir umgekehrt die Absicht der Willensanregung beim Sprechen voranstellen. Auch wenn ein Wort nicht mit einer Thätigkeit, sondern mit einem Gegenstande verbunden war, dann hatte seine beschränkte Fürsorge „von der Hand in den Mund" keinen Anlaß, ihn zu nennen, ohne damit irgend eine Thätigkeit in Bewegung setzen zu wollen, deren Inhalt sich, wie oben angedeutet wurde, aus den Umständen ergab. Die Verbindung des Wortes mit einem eng und klar begrenzten Begriffe aber, die im Laufe der Zeit zu einer immer präciseren wird, ist die Folge des Eintretens jener geistigen Instanz.

Ist nun diese Verbindung von Laut und Begriff in der Urzeit bei allen Menschen mit Bezug auf die einzelnen Begriffe übereinstimmend ein und dieselbe gewesen? — so stellt sich uns jetzt die Frage nach dem Vorhandensein einer menschlichen Ursprache. Und welches waren die Grundsätze für die Auswahl einer bestimmten Lautgruppe für einen bestimmten Begriff? Diese von der Sprachforschung viel umstrittene Frage hängt mit jener innig zusammen, denn es mußte etwas Zwingendes in jenen Grundsätzen liegen, wenn jemals für einen nur ein wenig entwickelbaren Bestand der Sprache, der ja doch erst in der Zerstreuung der Familien durch das Herantreten neuer Elemente in ihren Gesichtskreis entstehen konnte, jene Gemeinsamkeit bestehen sollte.

Wir wollen gleich vorausschicken, daß eine genauere Betrachtung der Sache von diesem Standpunkte aus der Voraussetzung von solcher Einheit und Gemeinsamkeit einer Ursprache nur in dürftigster Weise entspricht — und das entspricht auf das genaueste den urzeitlichen Verhältnissen, wie sie sich uns, freilich nur in mattester Beleuchtung, dargestellt haben.

Wir besitzen eine Gruppe von Wörtern, von Lubbock in höchst verdienstvoller Weise gesammelt und in einer Tabelle zusammengestellt, welche zugleich unter allen Worten die größte Verbreitung in den Sprachen der Menschheit und den begründetsten Anspruch haben, zu den allerältesten, welche die Sprache konserviert hat, gerechnet zu werden. Es sind das die Bezeichnungen für die Nächstverwandten eines Kindes, für Mutter und Vater. An diesen Urworten, wie wir sie wohl mit einiger Berechtigung nennen können, ersehen wir zunächst, daß an der Schaffung der Sprachwurzeln außer der von Max Müller mit Unrecht als „Bauwau-Theorie" abgelehnten Klangnachbildung noch ein anderes, nicht an das Objekt sich anlehnendes, sondern im Wesen des Urmenschen selbst ruhendes Princip Anteil hatte. Wenn M. Müller vergleichsweise sagt, daß auch dem Menschen als Organismus seine Art Klänge zu erregen, gleichsam schon innewohnt, gleichwie „Gold anders als Zinn, Holz anders als Stein erklingt", so findet diese seine Klangtheorie zwar Bestätigung in der von ihm ebenfalls geringgeschätzten Annahme einer „Pah-pah-Sprache"; nur zerstört

er selbst wieder jede konkretere Vorstellung des Vorganges durch seine dem bibeltreuen England mehr zusagende Theorie von einem „vollkommenen Urzustande“ der Menschheit, welcher sofort das Vermögen eingeschlossen haben soll, „abstrakten Vorstellungen einen besser, feiner artikulierten Ausdruck zu geben“.

Dahin führt uns die Zergliederung der einzigen Gruppe von Worten, die uns nach augenfälligen Anzeichen aus der Zeitnähe der Urmenschheit geblieben ist, keineswegs.

Lubbock hat von den hierin übereinstimmenden arischen Sprachen absehend die Ausdrücke „Mutter“ und „Vater“ aus 148 Sprachen gesammelt. Davon gehören 85 den Stämmen Afrikas einschließlich solcher mit semitischer Mundart, 30 den nichtarischen Völkern Asiens und Europas, 5 den Südseestämmen, 8 Australien, 2 den Polarvölkern und 18 den Eingeborenen Amerikas an. Die relative Uebereinstimmung dieser Bezeichnungen ist weit größer, als bei irgend welchen anderen und überschreitet ganz rücksichtslos die Schranken der durch gänzlich verschiedene Sprachgesetze getrennten Sprachfamilien. Im einzelnen ergibt sich folgendes: Eine Lautgruppe, welche ohne vorangehenden Lippen- oder Zungenschluß lediglich durch Aushauchen von Vokalen unter leichter Kieferbewegung hervorgebracht wird — Ja, Jya, Je, Jeje, Ua — Aai, Aye, Ayo — bildet in 26 verschiedenen Sprachen Afrikas und Asiens den Mutternamen, wird aber in keiner der verglichenen Sprachen für „Vater“ verwendet. Eine zweite Gruppe, bei welcher die Zunge vom Gaumen sich lösend den N-laut mit oder ohne Anlaut hervorbringt und diesem einen Vokal folgen läßt — Na, Ne, Ni, Nia, Nie, Naa, Nana, Nene, Ana, Ah-na, Ina, Inna, Inia, Una, Uno — bezeichnet in 42 Sprachen die Mutter, nie den Vater. Ebenso erscheint 5mal Nga (Enga) für Mutter, nie für Vater. Endlich leitet der Lippenlaut m mit oder ohne vokalischen Anhauch (Ma, Mma, Mo, Mu, Meia, Mana, Mama, Mamma, Am, Ama, Ami, Amo, Amama, Hammah, Eme, Omma, Umame etc.) 41mal den Mutternamen, aber auch schon 7mal den des Vaters ein. Es folgen Lautgruppen, deren Aussprache durch die Oeffnung festgeschlossener Lippen — mit b und p — erzielt wird — Ba, Mba, Baba, Babe, Babi, Babai, Bawa, Bab, Bapa; Pa, Paba, Papa, Papai, Pappi; Aba, Abba, Ahpa, Mbaba, Ubaba; Apa, Appa, Appu — davon gehören nur noch 8 der Mutter, während sie 91mal für den Vater verwendet werden. Aehnlich verhält sich der Zungenlaut d und t — in Da, Dai, Nda, De, Nde, Dada, Dadai; Tada, Tata, Taata, Ada, Atta, Atata — er bezeichnet nur noch 4mal den Mutternamen, 23mal fällt er dem Vater zu. Namen mit dem aspirierten Lippenlaute f — Fa, Fafa, Fafe — kommen in den verglichenen Sprachen niemals der Mutter, 13mal dem Vater zu. Jeder Leser wird sich ähnlicher Beispiele aus seiner Kenntnis arischer Sprachen erinnern, wenigstens wenn er zur Sprache der Kinderstube herabsteigt. Mama und Papa sind

weit verbreitet, aber nur in bestimmter Verteilung; das Gotische teilt „Atta“ mit der ganz fernstehenden Sprache der Tschuktschen, das slavische Baba kehrt vielfach, Djed in afrikanischen Formen wie Dada und Dadye mehrfach wieder. Die Verteilung ist aber verschieden; während die slavische Kindersprache Mama für Mutter braucht, hat sie Baba für Großmutter, Tata für Vater und Djed für Großvater vorbehalten, und auch das nach demselben leicht in die Augen fallende Princip.

Dieses Princip liegt, wie obige Vergleichung ergibt, in der Aufeinanderfolge der leichter und schwieriger zu sprechenden und also vom Kinde früher und später gesprochenen Laute und Lautgruppen einerseits und in der Nähe und Entfernung der verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kinde andererseits, wobei wir natürlich nicht an den Vater als Erzeuger, sondern an die väterlichen Verwandten innerhalb der Familiengruppe, wie sie sich uns oben darstellte, zu denken haben.

Der ersten Gruppe fehlt noch gleichsam das Grat der Konsonanten, ohne festen Schluß der Lippen oder von Zunge und Gaumen bringt diese Laute das weiche Organ bei geöffnetem Munde hervor. „Eia“ hört auch die deutsche Mutter heraus und verwendet es als kindliches Kosewort. Alle folgenden Lautgruppen entstehen, indem das Ausstoßen der Luft nach vorangegangenem Schluß des Organes in irgend einer Weise den bestimmenden Mitlaut hören läßt. Nun findet ein bestimmt abgestuftes Fortschreiten statt von n bis f. Das erstere kann noch der offene Mund durch ein Ablösen der Zunge vom Gaumen hervorbringen, m setzt ein leichtes, p ein festes Schließen der Lippen, d, t und f sogar schon eine gewisse Kunstfertigkeit der Zunge voraus; mit anderen Worten, diese Lautgruppen verhalten sich wie die zunehmende Entwickelung des Kindes; sie entstehen durchaus ohne Absicht, lediglich aus dem Bedürfnisse oder Antriebe des Kindes zu rufen, und der in seiner Entstehung nur durch physiologische Verhältnisse bedingte Klang ist es, welcher durch den Einfluß der Umstände zunächst in einmalige und bei stetigerer Wiederkehr derselben Verhältnisse in eine dauernde Verbindung zu einem Begriffe gesetzt wird. Der Umstand, daß die Mutter dem Kinde von Anfang an untrennbar nahe ist, bewirkt, daß die ersten Laute des Kindes in eine Verbindung zu ihr gesetzt werden; eine mehr zufällige Sache ist es dabei, auf welcher Stufe von Lautbildung das Ohr der Mutter die ersten nachahmlichen Töne hören will. Erst später, in unseren Fällen mit der Lautgruppe des m treten auch die väterlichen Verwandten in den Gesichtskreis des Kindes — natürlich vom Standpunkte der Mutter aus gesehen — und fortan kehrt sich das Verhältnis um: die höheren, schwieriger zu produzierenden Lautstufen bleiben immer ausschließlicher, nachdem die Mutter ihren Teil vorweg genommen, jenen vorbehalten.

Neben dieser, gleichsam für den Hausgebrauch bestimmten, haben zu höherer Entwickelung gelangte Sprachen noch andere Namen für Vater (und

Mutter) gebildet, indem sie jene Urlaute in Formen jüngerer Sprachenentwickelung umprägten. Solcher Namen hat das Sanskrit noch zwei: pitár und genitar. Die Bedeutung des ersteren erklären die Philologen als „Beschützer" und „Erhalter", „Ernährer" im Gegensatze zu dem zweiten, welcher „Erzeuger" bedeutet. Deutlich stehen hier vor uns drei Stufen socialer Entwickelung, die wir noch kennen lernen werden. Die wie bei uns vielleicht nur noch in der Kinderstube erhaltene Urform bezeichnete, der ersten Stufe der Gesellschaftsorganisation entsprechend jeden männlichen Familienangehörigen der nächst älteren Generation vom Standpunkte des Sprechenden: die auf einer höheren Sprachstufe daraus entwickelte Form pitár fand schon die sociale Form von Ehebündnissen vor und kennzeichnete dem entsprechend den der Frau verbundenen Mann als den Beschützer und Ernährer ihrer Kinder. Wieder einer jüngeren Zeit genügte aber dieses Wort nicht mehr zur Bezeichnung des physiologischen Verhältnisses zwischen Vater und Kind, wie es die Jetztzeit noch festhält, und man bildete nun dafür aus einer anderen Wurzel das kennzeichnende Wort genitar, welches überdies das Sanskrit noch mit der zweiten Form zu verbinden pflegte, um jemand zu bezeichnen, der sowohl der Erzeuger als auch der Erhalter des Kindes sei. Daß aber selbst die erste Stufe dieser Fortschritte nicht frühzeitig eintrat und daß überhaupt in einem Verbande, den wir jetzt als eine „Sprachfamilie" zu betrachten pflegen, nicht einmal die Auswahl der allerprimärsten Wurzeln eine einheitliche und gleiche zu sein brauchte, das lehrt uns ein Blick in einige der „arischen" Sprachen. So entsprachen der römische pater und genitor, sowie der griechische πατήρ und γενετήρ einzeln und in ihrer Kombination ganz den sanskritischen Namen. Pater und πατήρ sind gebildet aus der so sehr verbreiteten Wurzel pa unter Hinzutritt einer die Gegenständlichkeit oder Persönlichkeit als Sinnbegrenzung bezeichnenden Lautgruppe nach dem Sprachgesetze einer jüngeren Zeit. Die Analogie, in welche ein solches Wort zu jenen trat, welche durch die gleiche Bezeichnungsweise der Persönlichkeit aus einem Thätigkeitsworte gebildet sind (wie cant-or, Sing-er) ist es zweifellos gewesen, welche die Sprachforscher verleitet hat, aus der jüngeren Bedeutung des Namens pater zu schließen, daß auch dessen „Wurzel" pa eine Thätigkeit und zwar die des Erhalters, Beschützers bezeichnet haben müsse. Die Art der Entstehung aber, welche der Vergleich in so vielen Sprachen außer Zweifel setzt, widerspricht dieser bis jetzt noch allgemein verbreiteten Deutungsweise.

Auch unser deutsches „Vater" gehört derselben Bildung und derselben Pa-gruppe an, hat aber schon (als „Lautverschiebung") den f-Laut angenommen. Dagegen haben innerhalb desselben Sprachstammes die gotischen und die slavischen Völker die ta-Bezeichnung besessen, das gotische als Atta und das Slavische hat daraus ganz in obiger Weise sein „Otec" gebildet. Wir verzeichnen hier diese scheinbar unbedeutende Thatsache, weil

sich uns im Laufe der Zeit noch eine Anzahl ähnlicher hinzuhäufen werden, welche zusammen Gewicht genug besitzen dürften, die landläufige Vorstellung von der Entstehung der Sprachstämme und Sprachfamilien ein wenig zu modifizieren.

Ueberhaupt vermögen uns die angeführten, an sich unscheinbaren, durch ihre Unanfechtbarkeit aber wertvollen Thatsachen einen tiefen Einblick in die Werkstätte ursprünglichster Sprachbildung zu gewähren. Die Auffassung, die sie anbahnen, kann sich aber erst klären und Sicherheit gewinnen, wenn wir über unsere Zeitperiode hinausgreifen und von jenseits derselben einige Thatsachen herüberholen. Die beiden altertümlichsten Sprachen, die unserer Betrachtung zur Verfügung stehen, das Altägyptische und Chinesische, sind von der Ursprache schon sehr weit entfernt; aber in ihrem Wortbestande zeigen sie uns einen Weg der Bildung der Sprachwurzeln, welcher mit dem, auf welchen uns obige Betrachtung führte, ganz zusammenfällt.

Diese beiden altertümlichsten Sprachen haben das gemein, daß ihr Wortschatz eine scheinbar höchst widerspruchsvolle Kombination von Reichtum und Armut darstellt. Armut scheint es zu sein, wenn man gezwungen ist, mit demselben altägyptischen Worte „uet“[1]) die Begriffe grün, Pflanze, Gefäß, Steinart, Opferkuchen, Scepter, Augenwasser und verletzen auszudrücken. Dabei machen wir gleich auf zwei Gruppen aufmerksam, die eine verschiedene Betrachtung zulassen. Die eine bilden die Begriffe grün, Pflanze und Gefäß, die andere die übrigen. Die Begriffe der letzteren Gruppe stehen in gar keiner logischen Verbindung; es liegt durchaus kein Anlaß in den Dingen selbst, den Namen, den man dem Opferkuchen gegeben hat, auch dem Scepter beizulegen. Innerhalb der ersteren Gruppe aber ruft ein Begriff den anderen durch eine innere Beziehung hervor: grün ist die Eigenschaft der Pflanze und die älteste Form des Gefäßes ein Pflanzenteil. Es war also einer alten Sprache möglich, Begriffe, die einander im Denken hervorriefen, einfach mit derselben Lautgruppe zu bezeichnen, ohne, wie jüngere Sprachen gethan hätten, sinnbegrenzende Mittel, „Ableitungsformen“ anzuwenden. Daß auch in anderen Sprachstämmen einst solches denkbar war, sehen wir noch an unserer „Schale“, die einmal die Rinde der Frucht und dann in ganz ähnlicher Weise das Gefäß bedeutet, oder an unserem Halm, der einmal als Stengel die Aehre trägt und dann dem Beile als Stiel dient. Auffallender wird solcher Sprachgebrauch, wenn Begriffe, die einander gegenseitig hervorrufen, diese vermittelnde Beziehung gerade in ihrer Gegenteiligkeit besitzen, und doch ist diese Verbindung die allernaturgemäßeste. So heißt[2]) ägyptisch an weg-

---

[1]) Siehe C. Abel, Ueber den Ursprung der Sprache. Berlin 1881. Vergleiche dessen Gegensinn der Urworte. Leipzig 1884.

[2]) Nach C. Abel, Gegensinn.

bringen und hinzubringen zugleich, fenh entführen und zurückführen, kek Licht und Dunkelheit, ken stark und schwach, ha sowohl über als unter und hinzu, djol ein Verschluß (Mauer) und eine Oeffnung (Loch). Das lateinische altus heißt hoch und tief. Mitunter erscheint dieser „Gegensinn" der Wörter erst, wenn dieselbe Wurzel in verschiedenen Sprachzweigen verglichen wird. So hat das Sanskrit die Wurzel kar (in kar-ka) in der Bedeutung „weiß" erhalten, während sie in slavischen Sprachen für „schwarz" verwendet wird. Sehr groß ist die Zahl solcher Worte im Arabischen, wie C. Abel nach Redslob gezeigt hat. Abbana heißt tadeln und loben, azrum Stärke und Schwäche, âla dick werden und dünn werden, batrum viel und wenig, balaga (die Thür) öffnen, (die Thür) schließen, tâbbun stark und schwach, ahammu weiß und schwarz, ahmaru weiß und rot, ahdaru grün und schwarz, manlan Herr und Knecht u. s. f.

Daß der Mensch Begriffe, die gerade durch ihre Gegensätzlichkeit in Gedanken mehr verbunden als getrennt erscheinen, unter Einem Namen nennen konnte, können wir leicht verstehen; aber wie die Menschen dann einander verstanden, das kann uns rätselhaft erscheinen. Wir wollen zunächst beachten und für die Folge uns vormerken, was unser Gewährsmann bei der Anführung arabischer Worte jener Kategorie anmerkt: „Jene Worte sind in Einer Bedeutung meistens in der Litteratur bekannt, in der anderen dagegen nur von den Lexikographen verzeichnet, oder von den Grammatikern der Vulgärsprache dieses oder jenes Stammes zugeschrieben."

Kehren wir zum Altägyptischen zurück, so überrascht uns neben jenem Zeugnisse der Armut nicht wenig die Fülle des Reichtums; für „schneiden" vermag das altägyptische Lexikon nicht weniger als 32 Worte zu nennen, und in gleicher Weise sind die meisten Begriffe durch eine Fülle von gänzlich verschiedenen Lautkombinationen gedeckt. Allein wieder folgt eine Einschränkung: „nicht alle vieldeutigen Worte sind in allen ihren Bedeutungen gleichzeitig und an denselben Stellen gebraucht worden; nicht überall ist gleichzeitig dasselbe Ding mit einer überreichen Nomenklatur bedacht gewesen. Indessen, selbst wenn man diesen Restriktionen, deren Wirkung sich in dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft nicht genau übersehen läßt, Raum gibt, so bleibt die Thatsache zahlreicher, gleichzeitiger und gleichartiger Homonymen nichtsdestoweniger unzweifelhaft bestehen. Wir stehen also in der That vor einem flutenden Wörtergewirr, in welchem viele Worte vielerlei bezeichnen und vieles durch vielerlei Worte bezeichnet werden kann. Mit einem Worte, wir stehen vor der scheinbaren Unverständlichkeit."

Wie hat sich nun wohl der Altägypter, der zwar dem Urmenschen schon sehr ferne, aber doch relativ näher stand als irgend ein anderer Sprachstamm, wie hat er sich wohl inmitten solcher Unverständlichkeit verständigen können? Wahrscheinlich ohne sich irgend welcher Schwierigkeit

bewußt zu werden. Sie kam ihm nach Zeugnis der Anstrengungen, die er zu ihrer Bekämpfung machte, erst zum Bewußtsein, als er zu schreiben, als er durch diese Erfindung auch für jene zu sprechen begann, die ihn nicht sahen. Indem er sich nun bemühte, in die stumme Sprache der Schrift auch dasjenige aufzunehmen, was dem Leser durch die Unsichtbarkeit des Sprechenden entging, indem er erst so wieder die Vollkommenheit der Sprache auch auf der Fläche der Wand herstellte, verriet er uns in einer höchst durchsichtigen Weise das Geheimnis der älteren Sprachweise, die sich mit einem so bunten Gewirr von Klängen zu behelfen mußte, daß man glauben möchte, es könnte weder Willkür ganz ausgeschlossen, noch die Klangform an sich besonders maßgebend gewesen sein.

Diese enträtselnde Vervollständigung der Sprache in der Form der Schrift aber ist das „Deutbild“ oder Determinativ. Die Sprache, die uns in dieser Schrift entgegentritt, besteht also nun erstens aus Lautgruppen, welche für sich allein verschiedene Vorstellungen erwecken können, und zweitens aus Deutungen, welche von den möglichen Vorstellungen diejenige auslesen, welche der Sprechende durch den Laut hervorrufen wollte. Die Zeichnung schreitender Füße, welche der Lautgruppe, die neben „herausgehen“ noch vielerlei ausdrücken könnte, nachfolgt, schließt für diesen Fall jede Vieldeutigkeit aus. Mit Recht hat C. Abel aus diesem Verhältnisse des Lautbildes zum Deutbilde den Schluß gezogen, daß im mündlichen Sprechen die Geste zum Laute hinzutreten mußte, um diesen verständlich zu machen, und in vielen Fällen kann diese „deutende“ Geste zum nachmaligen Deutbilde das Modell gestellt haben. Wir selbst haben rudimentärerweise diese Art zu sprechen noch immer festgehalten, und es ist bezeichnend, daß diejenigen unter uns, welche die größte Denkübung besitzen und der Sprache sich am vollkommensten bemeistert haben, von jener rudimentären Begleitung des Sprechens am meisten Abstand nehmen, während diejenigen, die weniger abstrakt zu denken pflegen und dem gewöhnlichen Leben näher stehen oder, wie Jäger, viel im Freien und unter schlichten Menschen verkehren müssen, in demselben Grade mehr an der Gewohnheit des Deutens festhalten und ihre sprachlichen Darstellungen mit einer Menge von deutenden Zeichen begleiten. Was der Aegypter zeichnete, das würde auch bei uns in vielen Fällen der Mann des Volkes noch ähnlicherweise andeuten; selten erzählt einer von einem Schrecken, der ihn einen Schritt zurückdrängte, ohne wirklich diesen Schritt rückwärts zu machen, oder von einer flehentlichen Bitte, ohne wirklich die Hände zu falten oder zu ringen. Alte Jäger pflegen oft bei der Erzählung ihrer Erlebnisse jedes Wort so genau mit einer entsprechenden Gebärde zu begleiten, daß auch solche, welche die Worte aus Sprachunkenntnis oder wegen der Entfernung nicht verständen, dennoch den Gang der Geschichte erraten können.

Indem also der Wortklang, soweit es sich um primitive Sprachweisen handelt, an sich für die Begriffsverbindung nicht das entscheidende war,

kann er auch nicht einmal das maßgebende gewesen sein, und darum können wir annehmen, daß auch der Erwachsene eine ganze Reihe von Worten in derselben zwar principien- aber darum doch nicht ganz gesetzlosen Weise gebildet habe, wie das in betreff der dem Kinde abgelauschten Laute der Fall war. Der Urmensch, der nicht von Zukünftigem und nicht von Vergangenem sprach, sondern dem Gegenwärtigen allein seinen nur innerhalb solcher Grenzen geschulten Geist zuwandte, erweckte unter dem Eindrucke einer mitteilenswerten Erscheinung durch einen Ruf die Aufmerksamkeit seiner Genossen, und dieser Ruf gestaltete sich zunächst und in erster Reihe nach keinem anderen Gesetze, als nach der vorhandenen Disposition seiner Stimmmittel, auf welche allerdings die Art der Erscheinung und der Empfindung, die sie erregte, von Einfluß sein konnte. Wie heute auf der Höhe der Sprachentwickelung aller Sinn im Worte liegt, so war umgekehrt auf jener Stufe die Sprache nur der Weckruf: die Deutung liegt noch völlig außer den Mitteln der Sprache. Sie liegt, um ein wenig zu resumieren, auf der ersten Stufe in der Situation. Ein Ruf, der unter Tafelgenossen erhoben, völlig unverständlich und sinnlos wäre, sagt in Verbindung mit der richtigen Situation dem Jagdgenossen ganz deutlich: Achtung! von links fliegt ein Jagdstück an. Auf einer zweiten Stufe erscheint die Gebärde. Sie malt schlechter als die Situation, vermag aber die Sprache um einen bedeutenden Schritt vorwärts zu bringen, denn sie versucht durch die Fähigkeit der Nachahmung die Situation zu ersetzen, und mit ihrer Hilfe gelingt es der Sprache allmählich auch entferntes und vergangenes darzustellen. Ein drittes, das entwickelungsfähigste und fruchtbarste Deutmittel ist die Wandelung des Tones. Die Entwickelung der chinesischen Sprache gleicht bis zu einem gewissen Grade der der altägyptischen. Auch sie starrt von Homonymen, von Lautgruppen, welche ohne Aenderung der Laute gleichzeitig verschiedene Begriffe bezeichnen können. Derselbe Anlaß hat auch den Chinesen zur derselben Erfindung wie den Altägypter geführt; während er in seiner Schrift dem Lautworte als solchem ein Zeichen gibt, fügt er zur Unterscheidung der Homonymen ein — unter tausendfältiger Nachahmung längst rudimentär gewordenes — Bildchen bei; in seiner Sprache aber hat er das fortgeschrittenere Gesetz entwickelt, durch die Nuancierung der Tonhöhe allein schon die entsprechende Unterscheidung zu vollziehen, und wie er der Meister darin ist, durch kleine Mittel großes zu erreichen, so ist ihm diese schwierige Aufgabe auch in der Sprache gelungen. Diejenigen Sprachen aber, welche nicht sofort, mit so armen Mitteln zufrieden, schon auf solcher Stufe zur Fixierung des Wortschatzes gelangten, dürften von einer ähnlichen Modellierung des Tones zu einer Nuancierung der Klangfarbe fortgeschritten sein und haben hierin ein ergiebigeres Mittel der Sinnbegränzung gefunden.

Erst mit dieser dritten Stufe der Lautdeutung, mit der des von äußeren Wirkungen beeinflußten Tonwechsels, können wir ein weitverbreitetes

Sprachmittel in Verbindung setzen, das, hiedurch einen bedeutenden Fortschritt darstellend, gleichsam die nachahmende Gebärde mit dem Laute selbst verbindet, in ihn selbst verlegt.

Man hat früher auf die nachahmenden Laute mit Bezug auf die Entstehung der Sprache vielleicht ein zu großes Gewicht gelegt, und es hat dann zu einer Art Ernüchterung gedient, wenn es L. Geiger gelungen, bis dahin als Nachahmungslaute anerkannte Worte auf Wurzeln zurückzuführen, die einem solchen Bestreben offenbar fremd waren. Sie sind gleichsam erst auf dem Wege der „Volksetymologie“ zu Nachahmungsworten geworden. Aber gerade diese Art des Volkes zu etymologisieren ist für die Sache nicht ohne Bedeutung, und es wird unmöglich sein im Anblicke des großen Belegmaterials, das Tylor [1]) erbracht hat, den bedeutungsvollen Umfang, in welchem dieses Sprachbildungselement herrscht, zu unterschätzen. Eine Gruppe dieser Nachahmungsworte vermittelt recht auffällig die Verbindung mit der Lautdeutung durch die Gebärde. So entsteht unser „Hauch“ und das slavische Wort „duch“ nicht sowohl durch Lautnachahmung, als vielmehr in Verbindung mit der entsprechenden Gebärde. Daß dieser Bildungstrieb noch fortwirkt, beweist unser „paffen“, das kaum älter sein dürfte, als das Tabakrauchen. Neben dem gleichlautenden, das das Hundegebell bezeichnete, scheint es neu erfunden. Eine Menge Thätigkeitsworte sind wirklich nachahmende und unter den Tiernamen wird man den Kukuk und die lateinische Upupa, sowie die sanskritische Kaka mit ihrer weitverbreiteten Verwandtschaft gewiß dafür gelten lassen.

In welchen Kreisen können wir uns nun solche urzeitliche Sprachen entstanden und geltend denken? Die Vorstellung von einem einzigen Urmenschenpaare können wir nicht in gleicher Weise wie die von der Einheit der Menschheit festhalten; aber wenn wir auch in dieser Weise irgendwo den Teilungsstrich durch die Urzeit ziehen wollten und wenn wir dann annähmen, daß es diese Urfamilie war, welche in der angegebenen Weise die erste Sprache erfand, so würden wir doch nicht an eine Vererbung dieser Sprache als einer vollständig einheitlichen an jene einzelnen Familiengruppen denken können, welche allmählich durch Absonderung entstehen mußten. Das, was auf dem Wege jenes Entstehungsprozesses der Sprache eine einzelne Familie, oder gar ein einzelnes Elternpaar schaffen konnte, das konnte selbst innerhalb der bisher gewonnenen Einschränkung des Begriffes einer angeblichen Ursprache nur wieder ein ganz winziger Bestandteil sein, kaum mehr als die Methode für Rufen und Deuten. Weitere Fortschritte hätten immer nur in langen Zeiträumen der Uebung gemacht werden können; und so hätte also auch unter jener Annahme einer Urfamilie ein beachtenswerteres Maß von Ausfüllung des Sprachinhaltes erst in jene

[1]) Anfänge der Kultur. I. 202 ff.

Zeit isolierter Menschengruppen fallen können, wie wir diese in ihren Urzuständen angetroffen haben. Was in diesen Familien zum Stoffe der Sprache bei sich erhebender Lebensgestaltung hinzukam, das müßte auf alle Fälle die Summe des von einer Urfamilie Vererbten überboten haben, und darum muß für uns die Entwickelnng eines Sprachstoffes, der in eine spätere halbhistorische Zeit hineinreichen konnte, in jenen vereinzelten Familien gesucht werden. Die ältesten Sprachen, deren Spuren wir noch erreichen können, sind Familiensprachen. So lange die Familien der Urzeit in jenen Verhältnissen, in denen wir sie uns vergegenwärtigten, keinen Weg gefunden hatten, die Grenze, welche jener Begriff des Barbarismus um sie alle in ihrer Vereinzelung zog, zu durchbrechen, so lange sie keinen Weg und keinen Grund fanden, in einen durch bestimmte Garantien geschützten Verkehr untereinander zu treten oder nach solchen vorbereitenden Schritten zu einer Organisation zu einander zu gelangen, so lange mußte auch eine entsprechend bunte Mannigfaltigkeit von Sprachen engster Verbreitung und mannigfaltigster Sprachelemente bestehen. Nicht einmal die Gruppe der nachahmenden Worte konnte nach ihrem Verhältnis eine Gleichheit des Sprachgutes begründen, denn es ist bekannt, wie verschiedenartig verschiedene Menschen beispielsweise dieselben Tierstimmen auffassen und wiedergeben.

Unter der Dürftigkeit der Verhältnisse dieser urzeitlichen Familien wächst jene dürre Homonymie, welche neue Gegenstände immer wieder mit denselben Gewandstücken aus der kargen Rüstkammer der Sprache bedeckt; im kleinen Kreise genügen Situation und Gebärde zur Unterscheidung. Und aus demselben Boden entspringt der neben solcher Armut überraschende Reichtum der Synonymie, sobald — wir müssen wieder einen Blick in die Zukunft vorauswerfen — sobald irgend ein der räumlich ausgreifenden Lebensfürsorge entsprechendes Band des Verkehrs oder der Organisation die Familien verbindet, mit anderen Worten: wenn aus Familien Stämme, Völker entstehen, oder wenn Barbarenstämme in Friedens- und Verkehrsbündnissen sich nähern.

In Australien hat dieser Prozeß erst begonnen, bei den Rothäuten sind nur Ausnahmsfälle solcher Art zu verzeichnen; in Aegypten hat er sich in unvordenklichen Zeiten vollzogen. Der „Nomos" wahrt mit seinem Stammesheiligtume die Erinnerung an die erste Stufe, die Vereinigung urzeitlicher Familien zu je einem Stamme, aus den Nomen erwuchs in stufenförmigen Kombinationen Staat und Volk des Nilthales. Von daher stammt die Fülle der Worte für jeden Begriff; der Verkehr mischte sie durcheinander; aber dennoch konnten die Sprachforscher noch der Thatsache auf die Spur kommen, daß nicht immer überall all diese Worte galten. Die entwickeltere Volkssprache ist im Gegensatze zu der Familiensprache ein musivisch zusammengesetztes Bild, und die Sprachforschung muß auf Irrwege und zu Willkürlichkeiten geraten, wenn sie über die Wurzeln hinaus

und in diesen Ableitungsbeziehungen und logische Verbindungen herstellen will.

Und noch ein Stückchen weiter müssen wir gleich den Gang der Entwickelung skizzieren, obgleich er sich erst in viel jüngerer Zeit vollzieht. Das Chinesische leuchtet uns voran, indem es die immerhin schwerfällige Gebärde zur Unterscheidung der Homonyme zurückdrängt und in den Ton des Wortes die Deutung legt. Einen Schritt weiter, und die Sprache gelangt zu einer Differenzierung der Wurzellaute auch dem Klange nach, wie sie in den semitischen Sprachen zu wunderbarer Gesetzmäßigkeit entwickelt ist, — aber auch schon in tiefer stehenden zu Tage tritt, indem sie die einst durch die Handweisung bezeichnete Nähe oder Ferne eines Gegenstandes durch die Schattierung der Laute vom helleren zum dumpferen in zweckmäßiger Weise andeutet. Im Altägyptischen heißt[1]) m sowohl „in etwas drin“ als „zu etwas hin“ als „von etwas weg“ je nach dem Zusammenhang des jedesmaligen Kontextes; er heißt sowohl „von etwas weg“ als „zu etwas hin“ als „mit etwas zusammen“; hr und cheft bedeuten sowohl „für“ als „gegen“, chont „in“, „unter“ u. s. w. Es ist unter solchen Umständen klar, daß das Wort nur dazu diente, den Hörer aufmerksam zu machen, daß in diesem Augenblicke das Verhältnis zweier Dinge festgestellt werde, während die Feststellung von „herein“ und „hinaus“, „hinzu“ und „hinweg“ selbst die entsprechende Bewegung der Hand vornahm. Daneben und später endlich an Stelle dessen ändert der Malgasse den Klang, indem er mit atsy ein nicht entferntes, mit etsy ein näheres „dort“ und mit itsy ein nächstes („dieser“) bezeichnet. So unterscheidet der Javane ein iki dieser, ika jener und iku der entferntere. Tamulisch bedeutet das einfache i dieser, â jener nach demselben Gesetze, und der Jorubaneger nennt mit na diesen, mit ni jenen[2]). Dieser **Eine** Weg scheint sich aber um so leichter zu verschließen, je früher eine Sprache durch die eintretende Lautschreibung fixiert wird.

Dann bleibt als anderer Weg offen: die fortgesetzte Auswahl unter dem Reichtum der durch die Verschmelzung oder vielmehr die mechanische Durchmischung der Familiensprachen gewonnenen Laute für ein und denselben Begriff. Man benützt von den gleichwertigen Worten, deren engerer Sinn erst durch „Deutung“ festgestellt zu werden pflegte, das Eine immer ausschließlicher nur in der Einen, das andere ebenso in der anderen Determination. Je mehr dies Nachahmung findet, desto mehr fällt die Notwendigkeit der „Deutung“ weg, und die Sprache besitzt fortan für zweierlei Sinn zweierlei Worte.

Eine solche Auswahl mußte vorausgegangen sein, bevor wir den oben erwähnten „Gegensinn“ zweier Worte nur noch bei zwei verschie-

[1]) **Abel**, Ursprung. S. 18.

[2]) Siehe die Zusammenstellung bei **Tylor**, Anfänge. I. 219.

denen Stämmen vorfinden, beziehungsweise durch die Kombination wieder herstellen konnten. Wurde dieser Prozeß lang genug fortgesetzt — und dazu mußte vor allem ein wechselseitiger Marktverkehr führen — so war die natürliche Folge, daß die einzelnen Worte einen immer beschränkteren Sinn erhielten, immer weniger homonym wurden, und daß andererseits ebenso die Synonyme zusammenschwanden, indem sie immer einheitlicher auf verschiedene Begriffe verteilt wurden. Die Familiensprache hatte ursprünglich, um ein Gleichnis zu gebrauchen, ihre Kontingente durcheinandergemischt in einer großen Masse zur Besetzung ihres gesamten Sprachgebietes aufgestellt, so daß jeder auf jeden bedrohten Punkt hineilte. Am Ende jenes Auswahlprozesses aber erschienen dieselben Truppen in rationeller Weise über das ganze Land verteilt und jedem einzelnen ist sein bestimmter Posten und Wirkungskreis zugewiesen; aus einem Volkshaufen ist ein geordnetes Heer geworden. Viele Elemente erfuhren dabei freilich auch das Schicksal, als unverwendbar beiseite gesetzt zu werden.

Aus dem Altägyptischen entstand bekanntlich das Koptische, welches, durch äußeren Einfluß veranlaßt, die alte Schriftsprache aufgab und nun, solcher Fesseln entledigt, als freie Volkssprache jenen Bildungsprozeß aufs neue beginnen konnte. „Und siehe![1]) die Volkssprache war wesentlich eine andere geworden, als die alte, aus der Urzeit überlieferte und so lange ehrerbietig gewahrte Sprache der Wissenschaft und Religion. Eine Unzahl von Homonymen und Synonymen waren verschwunden. Die Homonymen waren entweder mit Stumpf und Stiel untergegangen, oder, wo die Wurzeln lebendig blieben, hatten sie meist unterschiedliche, lautlich gesonderte Triebe erzeugt. Die Synonymen waren ebenso sehr zusammengeschmolzen durch den Untergang einer ungeheuren Zahl von Worten, als durch die Verengung des Begriffes in den erhaltenen. Um sich die ganze Größe der Revolution vorzustellen, vergleiche man in Bezug auf die Homonymen die vielen für hieroglyphisches eher oben angeführten Bedeutungen: umstürzen, niederschlagen, wegwerfen, Opferstier, Myrrhe, Begräbnis, also, Prozessionsbarke, schreien, Feind, Bösewicht — mit den wenigen, auf welche sich koptisches eher zu beschränken hat: herausschlagen, herauswerfen, zerstören. Betreffs der Synonym-Verringerung stelle man zusammen die Schar der siebenunddreißig obgenannten hieroglyphischen Worte für Schneiden (Abel führt dieselben an) und betrachte sodann die zehn koptischen derselben Bedeutung." Neben diesem Prozesse der Auswahl und Ausmerzung trat nun auch der andere wieder ein, den wir oben bei anderen Sprachstämmen kennen lernten. Die ihrer Schriftfesseln befreite Volkssprache gewann ihre jugendliche Triebkraft wieder und begann wieder durch leichte Klangänderungen die Unterscheidungen der Begriffe innerhalb einer und derselben Wurzel zu bewirken. Jenes eher hatte im Altägyptischen

[1]) C. Abel a. a. O. S. 10.

durcheinander und gleichzeitig durch keine Lautwandelung, sondern nur durch die „Deutung" unterschieden die oben genannten und außerdem die Begriffe Unterthan, tragen, Nahrungsmittel, bezüglich, durch und während zu decken; im Koptischen aber erscheint das Wort selbst durch Lautänderungen in zehn Formen geschieden, welche jede einzeln, oder nur noch bis zu drei gemeinschaftlich den Begriffen niederschlagen, Zerstörung, zerstören, angenehm, Opfer, Myrrhe und Geschrei zugeteilt sind.

„Können wir nun diese Beobachtungen, wie leicht nachzuweisen wäre, auf eine große Anzahl der ägyptischen Wurzeln ausdehnen, so ist der Gang der ägyptischen Sprachentwickelung in seinen wesentlichen Zügen erkannt und durch vorhandene und untergegangene Wörterdenkmale gleichmäßig erhärtet. Anfänglich Homonymie und Synonymie in erkenntnisarmer, vieldeutiger Wirre. Darnach, bei wachsender Vernunft, Scheidung der Begriffe und Lautgestalten und entsprechendes Zurücktreten der erklärenden Geste. Untergang der meisten Homonyme oder Ersatz durch phonetische Differenzierung: Untergang tausender von losen Synonymen und Verengung und Schärfung des Begriffs der überlebenden. Kurz, allmähliches Auftauchen aus vagem Ton und Sinn in geordneten Laut und präzisierte Bedeutung. Erhellung der Psyche und korrespondierende Scheidung der Phonetik."

Wir können dieser Darstellung des scharfsinnigen Sprachforschers nur hinzufügen, daß auch das Wachsen der Vernunft keine voraussetzungslose Voraussetzung bleiben kann; es erklärt sich wieder durch die räumlich ausgreifende Lebensfürsorge, welche in den Fortschritten menschlicher Organisation ihren Ausdruck findet. Sie hat eine Mischung des Sprachgutes zur notwendigen Folge, und eine solche muß der ganzen Entwickelung als Grundlage dienen. Man kann aber, einmal so weit vorausgeeilt, diesen Punkt nicht verlassen, ohne noch eine Frage aufzuwerfen: Kann das kleine Familiensprachgut bei der Art seiner Entstehung, die wir kennen lernten, ein so wesentlich verschiedenes gewesen sein bei einem Menschen mit gelber oder roter oder schwarzer Haut, daß es in ein solches Amalgam nicht hätte eingefügt werden können? Sollte es keine Verkehrscentren gegeben haben, in denen Menschen verschiedener Farbe an jenem Austausch des Sprachgutes teilnehmen konnten? An sich spricht sicherlich nichts dagegen; dann aber wird auch nicht schon an und für sich und ohne weiteres in der Sprache ein unter allen Umständen sicheres Rassenmerkmal gefunden werden können.

Wenn wir nun so weit vorausgeeilt sind, so bleibt das nicht ohne Nutzen für unsere Vorstellung von der menschlichen Sprache der Urzeit. Wir sahen nicht bloß, *wie* sie sich einst umbilden sollte, sondern auch unter welchen Voraussetzungen und infolgedessen in welch verhältnismäßig *später* Zeit solches erfolgen konnte.

Kehren wir nun zu den betreffenden Thatsachen zurück, welche uns „wilde" und halbwilde Völker darbieten, so werden diese sowohl in dem Vorangeschickten ihre Erklärung finden, wie auch andererseits unserer Auf-

fassung zum Beweise dienen. Sir John Lubbock hat namentlich in Bezug auf die „Deutung" als Bestandteil der Ursprache eine andere Meinung, muß aber doch die Thatsache anerkennen, daß gerade „in allen von Wilden bewohnten Gebieten die Zahl der Sprachen eine sehr bedeutende ist". Wer den Glauben an eine einzige Ursprache vertritt, aus welcher sich alle Sprachen als jüngere Sproßformen entwickelt hätten, der müßte erwarten, dieser Einheit immer näher zu kommen, je tiefer er zu den kulturlosen, noch im Naturzustande befindlichen Völkern herabsteigt; aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Diejenigen Völker, welche auf frühzeitige Kulturleistungen ihrer Ahnen zurückblicken, erscheinen durch Gleichheit oder Verwandtschaft ihrer Sprachen zu großen Sprachfamilien verbunden, wie, von anderer Seite aus betrachtet, auch wieder jene Erdteile, welche einer frühen Kultur zur Wiege dienten, im weitesten Umfange von durch Sprachverwandtschaft verbundenen Völkern bewohnt sind.

O. Peschel[1]) gab diesen Thatsachen folgenden Ausdruck: „Die arischen Sprachen reichen jetzt von Portugal bis nach Indien, die malaische Sprache über die Südsee bis nach Madagaskar, die semitischen haben einen zwar engen, aber um so volkreicheren und ehemals einen sehr glücklich gelegenen Verbreitungsbezirk ausgefüllt." Der unternehmende Sinn der überall Verkehr und Handel suchenden Malaienrasse entspricht jener Thatsache; ob aber in Wirklichkeit die Aehnlichkeit der australischen Sprachen untereinander von der Art ist, daß man sie mit gutem Grunde verwandt nennen könne, dürfte noch in Frage stehen. Dagegen erscheinen in Südafrika in dem Maße, als hier der Boden von Staatenbildungen der schwarzen Rasse liegt, Sprachverbände. Nördlicher von den Abantu aber ist die Menge der kleinen Sprachbereiche und an den Küstenplätzen die Sprachmischung ungemein groß. In Sierra Leone fand Burton 1862 nicht weniger als 17 Haupt- und 200 Unterstämme und nach Kölles Bericht wurden in den Straßen von Freetown an hundert Sprachen und Mundarten geredet.

„Begeben wir uns dagegen nach Amerika," fährt O. Peschel fort, „so staunen wir über den Reichtum und die Verschiedenheit der Sprachen. In Nordamerika ist es immerhin noch gelungen, mehrere Sprachen in eine größere Gruppe zu vereinigen. In Mexiko und Mittelamerika aber beginnt schon eine Art Chaos, das sich in Südamerika bis aufs höchste steigert. Abgesehen von den dortigen Gebirgsländern im Westen, wo die Quichasprache und das Aymara sich auf ältere Kultur stützen, und im Nordwesten, wo sich wenigstens eine Anzahl von Sprachen entweder zu der karibischen oder der arovakischen Familie zählen läßt, mangelt für Brasilien jedes gemeinsame Band." Nur das „Quarani" war mit den Tupistämmen über weitere Strecken verbreitet. Die Völker aber, die

[1]) Ausland 1870. S. 125.

zwischen ihnen saßen, redeten untereinander völlig unverständliche Sprachen. Der treffliche Bates versichert uns, daß am Amazonas auf einer Strecke von 40 bis 60 deutschen Meilen oft sieben oder acht verschiedene Sprachen angetroffen werden."

Und diese Hordensprachen Brasiliens sind wieder in sich selbst noch so wenig gefestigt, gleichsam noch so sehr in der Bildung der primitivsten Art begriffen, daß es offenbar auf Täuschung beruhen müßte, wenn jemand aus ihrem Wortschatze wieder eine mit ihnen genetisch verbundene Grundsprache konstruieren wollte. Jedes Individuum und jede Laune vermag an ihrem Bestande zu rütteln, Umbildungen zu schaffen. „Daß dies wirklich der Fall ist, hat der Reisende Bates ausdrücklich bestätigt, ja Herr v. Martius hatte schon früher behauptet, daß unter den brasilianischen Barkenführern, selbst wenn sie aus derselben Horde stammten und miteinander aufgewachsen waren, ein jeder seine eigene kleine Verschiedenheit in der Aussprache festhielt."

Es stimmt mit diesen Thatsachen überein, daß die früheste, also dem Urzustande nach relativ am nächsten stehende Bevölkerung Europas, zu deren Resten Georgier und Basken zählen, weder untereinander als verwandt erkannt, noch irgend einem größeren Sprachstamm zugezählt werden konnten. Ebenso erklärbar wird es dann, daß seit jeher und bis heute das verkehrsloseste Alpenland Europas, der Kaukasus, die bunteste Musterkarte isolierter Sprachen dargeboten hat. Zur Zeit des Plinius wurden hier nicht weniger als siebzig verschiedene Sprachen gesprochen.

Darauf, daß der kleine Wortschatz in solcher Weise beständig im Fluß blieb, übte die primitive Kultsitte des „Hlonipa" keinen geringen Einfluß. Wir finden sie jetzt noch sehr weit verbreitet, so auf den Südseeinseln, bei den Papuas auf Neuguinea, den Australiern, den Masai und Zulu in Ostafrika, den Feuerländern, Abiponen und vielen anderen Stämmen, so daß sich vermuten läßt, sie sei einst bei allen kulturlosen Völkern verbreitet gewesen. Auch das setzt einen sehr kleinen Umfang der ältesten Sprachgebiete voraus, weil es unmöglich wäre, das unheilbringende Wort aus einer weitverbreiteten Sprache auszumerzen und durch ein willkürlich ersonnenes neues zu ersetzen. Damit stimmt denn auch die negative Thatsache überein, daß diese Sitte vor der Schwelle der Kultur — rudimentäre Restchen ausgenommen — zurückbleibt.

Von um so eingreifenderer Wirkung mußte die Sitte innerhalb des Bestandes der alten vereinzelten Familiensprachen sein. Als König Pomare starb, verschwand nicht bloß dieser Name von der Insel Tahiti, sondern auch Po, der Name der Nacht, und jeder Ausdruck, der in ähnlicher Weise an jenen erinnerte. Aber hier konnte immer nur der Tod eines hohen Hauptes eine solche Spracherschütterung hervorbringen, innerhalb der kleinen Menschengruppe der Urzeit aber mußte sich der Fall in kürzesten Fristen wiederholen und jeder Tote nahm einen Teil des ohnehin armen Sprachgutes

mit sich. Bei den Abiponen war es dann Sache der Frauen, neue Namen der so namenlos gewordenen Dinge zu erfinden. Nur wenn eine Sprache bis zur Sinnbegrenzung fortgeschritten war, konnte solche Neubildung auf dem Wege von umschreibenden Ableitungen stattfinden; in den Sprachen der Urzeit konnten nur willkürlich erfundene Laute an die Stelle der ausgeschlossenen treten, und es wäre nun wieder aussichtslos, eine logische Verbindung zwischen den entfernt anklingenden Wurzeln einer solchen Ursprache suchen zu wollen.

Es besteht also die Thatsache, daß die Unkultur durch eine große Menge gesonderter, selbständiger Sprachen mit sehr geringen Verbreitungsgebieten gekennzeichnet wird, während die Kultur diese Isolierungen aufhebt und einen gegenteiligen Zustand — wenige Sprachen mit großen Gebieten — herbeiführt. Ist nun die Sprache das vom Menschen allmählich geschaffene Organ der gesellschaftlichen Lebensfürsorge, so steht jene Thatsache in schönstem Einklange mit den Fortschritten der letzteren.

Aber auch das zeigen uns die gegenwärtigen sprachlichen Verhältnisse bei den zurückgebliebeneren Kulturvölkern, daß in der Sprache der Urzeit der Laut nur eines der wesentlichen Momente war. Lubbock hat dafür eine Anzahl von Berichten als treffliche Belege angeführt. [1]) Nach James [2]) können sich die Stämme der Kiawa- und Kaskaia-Indianer trotz ihres beständigen wechselseitigen Verkehrs keine mündlichen Mitteilungen machen, weil sie ihre Lautsprache wechselseitig nicht verstehen. Es tritt darum bei ihnen der häufig wiederkehrende Fall ein, daß die Deutungssprache für sich allein vermag, was der Lautsprache nicht gelingt. „Daher sieht man gar häufig zwei Mitglieder der verschiedenen Horden auf der Erde sitzend mit Hilfe der Zeichensprache sich auf das lebhafteste unterhalten. Die Kunst, Gedanken auf diese Weise auszutauschen, verstehen sie aus dem Grunde, und das Spiel ihrer Hände wird nur in langen Zwischenräumen durch ein Lächeln, oder durch die Beihilfe eines artikulierten Wortes aus der bis zu einem beschränkten Maße unter ihnen gebräuchlichen Sprache der Krähen-Indianer unterbrochen." Denselben Gebrauch der „Zeichensprache" hat Fischer [3]) bei den Comanchen gefunden. Er bewährt sich allerdings besonders im Verkehre verschiedener Horden untereinander, sowie in dem der Indianer mit den Hausierern, aber hergenommen ist diese Zeichensprache doch aus der eigenen Hordensprache, deren annoch unentbehrlichen Bestandteil sie bildete. Fischer bestätigt insbesondere, daß sie diese Sprache „außerdem" stets anwenden, „wenn sie unter sich sind". „Unterhalten sich die Männer miteinander in ihren Wohnungen, so sitzen sie auf ihren Fellen nach Art der Türken mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen und

[1]) A. a. O. S. 345 ff.

[2]) James, Expedition to the Rocky Mountains. III. p. 52.

[3]) Bei Lubbock a. a. O.

sprechen und machen so viele Zeichen zur Bekräftigung des Gesagten mit den Händen, daß sie weder von einem Blinden noch von einem Tauben verstanden werden könnten." Hiermit wird die Zusammengehörigkeit beider Sprachelemente auf das beste bezeichnet. — Ganz übereinstimmend charakterisiert Burton[1]) die Sprache der nordamerikanischen Arapahos, die so wortarm sei, daß sie sich im Finstern nur schwer verständlich machen können. „Soll ein Fremder ihr ‚Wau-Wau' begreifen, so müssen sie stets das Feuer wieder anschüren." Und ganz das nämliche wird von den Buschmännern berichtet, deren Sprache nach Lubbock so viele Zeichen erfordere, „daß diese Wilden im Dunkeln sich nicht verstehen würden; wollen sie zur Nachtzeit etwas beraten, so sind sie gezwungen, sich um ihre Lagerfeuer zu versammeln."

Wie zugleich ein geringeres Verkehrs- und Mitteilungsbedürfnis die Deutungssprache allein auskömmlich macht, das zeigt ein Beispiel, welches Morgan von einem indianischen Ehepaare erzählt. Obgleich keines des anderen Lautsprache kannte, hatten sie sich bereits drei Jahre lang ganz leiblich verständigt.

„Gestikulationen" — als Rudimente des Deutanteils an der Sprache — treten nach Bastian[2]) auch in allen Unterhaltungen afrikanischer Stämme hervor. Der von ihm citierte Proyart behauptet, wer die Sprache der Afrikaner nicht verstehe, „könnte ihre Unterhaltung für ein Spiel halten". So ist nach seiner Angabe insbesondere die Bezeichnung der Zahl, obgleich sie schon in Worten ausgedrückt werden kann, in erzählendem Tone in rudimentärer und zugleich belebender Weise immer noch der Deutung anheimgegeben. „Diese Gewohnheit besteht darin, daß sie, wenn sie öffentlich reden, die Zahlen durch Gebärden anzeigen. Derjenige zum Beispiel, der sagen will: ich habe sechs Papageien und vier Rebhühner gesehen, sagt bloß: ich habe — Papageien und — Rebhühner gesehen, und macht zugleich zwei Gesten, wovon die eine sechs, die andere vier ausdrückt." Es gilt dann als Artigkeit und Zeugnis der Aufmerksamkeit der Zuhörer, diese Deutungen mit lautem Zurufe in Worte umzusetzen.

Es ist außer Zweifel, daß für die Sprache der Urzeit an sich ihre Deutungsbedürftigkeit als ein Mangel, als ein Zeichen großer Unvollkommenheit und Hilfsbedürftigkeit anzusehen ist. Gleichzeitig lag aber gerade in diesem Mangel die Möglichkeit eines Fortschrittes auf derjenigen Bahn, auf welcher wir ihn getroffen haben, die Möglichkeit des Fortschrittes zur Bildung von aus dem Sprachgute und den Sprachvorteilen verschiedener Familien zusammengefügten Sprachen mit größeren Verbreitungsgebieten. Wir wir sahen, hatte dieser Fortschritt die Anbahnung eines gesellschaftlichen Verkehrs unter den einzelnen isolierten Familien zur notwendigen

---

[1]) Ebend.

[2]) Deutsche Expedition. II. 22 f.

Voraussetzung. Ein solcher aber hätte im Friedenswege nicht angebahnt werden können, wenn nicht die mit der Lautsprache herangewachsene Deutsprache gleichsam losgelöst und selbständig für sich — wie sie sich heute im Taubstummenunterrichte zu einem System entwickelt hat — imstande gewesen wäre, die erste Konversation zu führen, um allmählich zur Vermittlerin des Austausches auch des lautlichen Sprachgutes zu werden. So wenig es einem Hausierer unter den Indianern möglich wäre, ohne Kenntnis aller einzelnen Hordensprachen sich zu verständigen, wenn nicht überall seine Deutungssprache ein Verständnis fände, so wenig würde überhaupt ohne jene Beschaffenheit urzeitlicher Sprachen, die an sich als eine Unvollkommenheit zu betrachten ist, ein Verkehr auf Friedenswegen, eine Verschiebung der Grenze der Barbarei, eine Erstreckung der Fürsorge zum Nutzen aller denkbar gewesen sein.

Aber auch die andere Unvollkommenheit, die der großen Armut der Lautsprache und ihres wenig gefestigten Bestandes, bot einen ähnlichen, wenn auch nicht gleich anregenden Vorteil. Es kommt unter Halbwilden sehr häufig vor, daß Einzelne verschiedene Sprachen zugleich sprechen. Vom Buschmann, der seinen Fähigkeiten nach zu den zurückgebliebensten Menschen gehört, ist bekannt, daß er als unstäter Wanderer die Sprachen aller umwohnenden Stämme neben seiner eigenen spricht. Eine solche Sprachmischung wäre unmöglich, wenn nicht der gewöhnliche Wortbedarf dieses Menschen ein geringer und jede minder entwickelte Lautsprache zu der allgemein verständlichen Deutungssprache verhältnismäßig leicht hinzuzulernen wäre. Durch diese Leichtigkeit aber wird der Fortschritt zur Sprachbereicherung angebahnt. Wäre überhaupt denkbar, daß irgendwo an den Grenzen des Buschmannsgebietes eine Verkehrsstätte den Buschmann bleibend anziehe, der Austausch der Bedarfsgegenstände daselbst einer Fürsorge- und Erwerbsthätigkeit desselben eine bestimmte Richtung gäbe, so würde um diese Stätte herum und an den Wanderstraßen zu derselben unzweifelhaft eine kombinierte Sprache um so leichter entstehen, je schlichter und einfacher noch die konkurrierenden Sprachen wären. Kann auch von einer „Ursprache" im gewöhnlichen Sinne nicht mehr die Rede sein, so werden doch die Familiensprachen der Urzeit außer den durch die gleiche Deutung leicht übertragbaren Lautwurzeln um so weniger unterscheidendes besessen haben, je unentwickelter sie waren, und solche Sprachen können bei einer derartigen Konkurrenz ohne Schwierigkeiten ineinander fließen. Es ist unter solchen Verhältnissen nichts natürlicher, als daß diejenigen Gegenstände, welche von irgend einer Seite der konkurrierenden Familien zur Kenntnis der anderen gebracht werden, mit demjenigen Namen in den sich vereinigenden Sprachschatz eingehen, unter welchem sie von jener Seite aus gleichsam vorgestellt werden. Je größer die Mannigfaltigkeit der so in Austausch gebrachten Gegenstände, desto reicher wird die auf solchem Wege sich bildende Sprache werden, und es ist zugleich klar, daß auch im großen in denjenigen Gegenden der Erde

zuerst nach Inhalt und Umfang bedeutungsvollere Sprachzweige entstehen werden, in welchen die ersten Fortschritte zu einer reicheren Lebensentfaltung materieller Art stattfinden werden. Wenn auch zunächst die Gebiete der producierenden Kultur, wie die Flußniederung des Nil, zugleich diejenigen sein werden, deren Bevölkerungen durch das Band des Verkehrs geeinigt zu solchen Sprachschöpfungen sekundärer Art gelangen werden, so wird doch naturgemäß die Erscheinung im großen Maßstabe sich vielmehr erst außer diesen Centren producierender Kultur in den Grenzgebieten des ausgleichenden Verkehrs wiederholen können, gerade so wie, um Kleines mit Großem zu vergleichen, die großen Handelsplätze nicht inmitten eines reichen Kulturbezirks, sondern an den Grenzen desselben, ja in der Regel als vorgeschobene Posten im Gebiete der Unkultur entstehen. Sprachen mit gefestigtem Wortschatz und Bau sind weniger bereit, sich zu organischen Neubildungen zu vereinigen. Aber im Charakter urzeitlicher Sprachen liegt diese Befähigung. Vergegenwärtigen wir uns eine solche Verkehrsstelle im Gebiete solcher Sprachen, so wird gewiß in diesem Centrum selbst der Austausch der vollkommenste werden, weiterhin aber wird sich die gegenseitige Befruchtung der Sprachen nur in dem Verhältnisse bemerkbar machen, in welchem die Familien mittelbar oder unmittelbar an jenem Verkehr teilnehmen werden. So werden in den Verkehrsstätten selbst wie in den alten Kulturcentren allmählich einheitliche Sprachen von bestimmtem Charakter, darüber hinaus im Gebiete mittelbarer Beeinflussung aber durch die Beimischung des Allgemeinen zu dem Besonderen die Merkmale der Sprachverwandtschaft entstehen.

So einfach, wie wir uns das allenfalls an der Buschmannsgrenze vorzustellen vermöchten, bleibt die Sache freilich nicht, sobald einmal die ersten Stufen erklommen, aus den isolierten Familien Stämme und Völkchen unter stets gleichmäßig fortschreitender Spracheinigung geworden sind. Jenen ersteren Fortschritt werden wir in der Fortsetzung des sociologischen Teiles dieses Werkes noch in ganz konkreter Weise kennen lernen; auf diesem Punkte sind es dann wirkliche materielle Verkehrsplätze, Ding- und Malstätten nach altdeutscher Bezeichnung, auf denen sich in tausend einzelnen Akten die Vereinigung vollzieht, in ihren Ergebnissen nachwirkend bis in alle Hütten hinein. Auf immer höherer Stufe werden ganze Landgebiete zu erweiterten Verkehrscentren und ganze Völkerschaften werden, wenn sie das Tier und das Wasser zu ihrem Dienste gezwungen, zu wandernden Trägern der Vermittelung. Erst wenn dieser Prozeß sich vollzogen hat, wie er durch die oben erörterte Geschichte der Sprache notwendig vorausgesetzt wird, dann vermögen auf einer besonderen Stufe der Kultur, welche nur wenigen Rassen zu erreichen gegönnt war, der des Nomadentums im richtigen Sinne, Verzweigungen und Ausstrahlungen von Völkern derselben Sprache hervorzugehen, erst dann vermag eine Sprachdifferenzierung auf Grund eines Abzweigungssystems einzutreten, wie wir uns dasselbe in un-

zutreffender Verallgemeinerung über die gesamte Erde erstreckt und bis an den Ursprung des Menschen zurückversetzt einst gedacht haben.

Da wir nun im Verlaufe der weiteren Darstellung sehr häufig die Hilfe linguistischer Forschungsresultate werden in Anspruch nehmen müssen, so scheint es angezeigt, gleich hier auf einige Einschränkungen hinzuweisen, die sich bei solcher Anwendung aus dem oben Erörterten notwendig ergeben. Wenn man auch annehmen kann, daß sich jene Verkehrs- und Sprachbildungen im allgemeinen und am häufigsten innerhalb der Rassenbegrenzungen bewegt haben werden, so ist uns doch keine Thatsache bekannt, durch welche jeder derartige Verkehr von Rasse zu Rasse für alle Fälle ausgeschlossen wäre. Wir müssen deshalb denjenigen zustimmen, welche in der Sprachverwandtschaft nicht für alle Fälle ein Zeugnis für die Rassenangehörigkeit sehen. Es ist z. B. sehr wohl möglich, daß Türken und Magyaren, die mit Ausnahme der Sprache alle Rassenmerkmale mit uns gemein haben und nur ihrer Sprachverwandtschaft wegen dem turanischen Stamme und mit diesem der mongolischen Rasse zugezählt werden, in ihrer alten Heimat ihren Ursprachschatz lediglich infolge turanischen Verkehrs zur Bildung einer nach gleichen Gesetzen gebauten Sprache beisteuerten und dafür jene Sprache in Empfang nahmen, ohne daß sie darum auch mit der gelben Rasse genetisch verwandt sein müßten. Wir besitzen ferner ein vorzügliches Mittel, ältere Kulturstufen uns vorstellbar zu machen, indem wir den Sprachschatz der Völker zergliedern und das Gemeinsame desselben als den Kulturbesitz der Sprachfamilie vor ihrer Verzweigung betrachten. Aber auch auf diese Methode dürfen wir keinen blinden Glauben bauen. Die Thatsache der Homonymie alter Sprachen zeigt uns, daß der Besitz derselben Sprachwurzel nur dann jenen Schluß zuläßt, wenn erkennbar ist, daß die Sprache schon vor der Volksverzweigung jenen Prozeß des Ausjätens der wuchernden Synonyme vorgenommen hat. Aber auch dann beweist das Vorhandensein derselben Wurzel in Verbindung mit demselben Begriffe nur, daß dieser Begriff in den Gesichtskreis des betreffenden Volksverkehrs getreten ist, nicht auch mit gleicher Sicherheit, daß der Gegenstand selbst mit allen Folgerungen, die man daraus zu ziehen pflegt, der Kultur des betreffenden Volkes einverleibt sein mußte. Umgekehrt aber ist die Bezeichnung desselben Gegenstandes durch zwei verschiedene Wurzeln bei sprachverwandten Völkern noch kein Beweis, daß er dem noch unverzweigten Gesamtvolke unbekannt sein mußte. Die Verschiedenheit der Wahl kann vielmehr auch nur ein Beweis sein, daß jene Durchforstung der Synonyme in den Zeiten der Gemeinsamkeit noch nicht stattgefunden habe.

Ausblick auf die Verbreitung der Menschheit.

Die Urheimat des Menschengeschlechtes ist der Gegenstand vieler Streitfragen der Gelehrten gewesen. Sie haben zu keiner endgültigen Entscheidung geführt und die sich nur sehr langsam mehrende Zahl der Zeugnisse für des Menschen Dasein in früheren Epochen stellt uns die Lösung dieser Frage in keine nahe Zukunft; ja jene müssen uns nach der natürlichen Beschaffenheit der Dinge gerade da verlassen, wo wir ihrer am meisten bedürften. Nur in Einem Punkte einigen sich die Meinungen der Gelehrten: daß der hilflose Urmensch nur in einem warmen, an natürlichen Nahrungsquellen reichen Himmelsstriche seine Heimat gehabt haben könne. Darwin[1]) kommt zu diesem Schlusse durch seine Annahme einer näheren Verwandtschaft des Menschen mit der Gruppe der „catarhinen“ Vierhänder, deren ausgestorbene Arten — denn nur auf diese bezieht er die unmittelbare Verwandtschaft — er nach übereinstimmenden Erscheinungen dort sucht, wo die jetzt lebenden Verwandten ihre Verbreitung haben. Auf diesem Wege gelangt er noch weiter zur Nennung Afrikas als der vermutlichen Heimat des Urmenschen. „In jedem großen Bezirk der Erde sind die dort lebenden Säugetiere nahe mit den ausgestorbenen Arten desselben Bezirkes verwandt. Es ist daher wahrscheinlich, daß Afrika früher von jetzt ausgestorbenen Affen bewohnt wurde, welche dem Gorilla und Schimpanse nahe verwandt waren: und da diese beiden Spezies jetzt die nächsten Verwandten des Menschen sind, so ist es fast mehr als wahrscheinlich, daß unsere früheren Urerzeuger auf dem afrikanischen Festlande, und zwar hier eher als irgendwo anders, lebten. Es ist aber“, fügt er hinzu, „ganz unnütz, über diesen Gegenstand Spekulationen anzustellen“, denn ähnliche Vierhänder haben in früheren geologischen Perioden auch in anderen Gebieten gelebt und die Umgestaltungen der Oberfläche dieser seit jenen fernen Zeiten machen die Schlüsse unsicher. Aber zu welcher Zeit und wo immer zuerst „der Mensch sein Haarkleid verlor“, so bleibe es doch wahrscheinlich, daß er damals „ein warmes Land“ bewohnte. Dieser allgemeinen Angabe

[1]) Darwin, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Uebersetzt von Carus. I. Kap. VI. S. 174.

widerspricht auch nicht die Hypothese, welche Darwin entgegen M. Wagner vertritt [1]), demzufolge gerade Europa in seiner Beschaffenheit um die Mitte der Tertiärzeit Anspruch hätte, jenes „warme Land" gewesen zu sein. Nach den fossilen Zeugnissen der geologischen Schichten wuchsen damals auch in Mitteleuropa Brotfruchtbäume, Wallnüsse, Mandeln und Feigen. Indem sich darauf Europa der Periode der Eiszeit näherte, welche Afrika nie erreicht hat, wäre der Stammform des Menschen ein greifbarer Anlaß zur Umwandlung im Kampfe mit dem eintretenden Ungenügen der Natur geboten worden. Für uns, die wir den Streit dieser Hypothese nicht entscheiden können, läge das Unterscheidende nur darin, daß nach der einen der Mensch denjenigen Einflüssen des Ungenügens, welche die Schulung seiner Kräfte veranlaßten, entgegengegangen sei, während sie nach der anderen über den in seinem Glücke ruhenden gekommen wären. Aber immer bleiben jene Einflüsse als eine Bedingung seines Fortschreitens bestehen, und das stimmt mit allen Zeugnissen der Kulturgeschichte überein. Wenn Wagner einwendet, daß eine Art niederer Mensch keinerlei Anlaß gehabt hätte, aus einem glücklichen Himmelsstriche in den durch den Eintritt der nordischen Eiszeit unwirtlich gewordenen „auszuwandern", so mag das in solcher Auffassung zutreffen. Aber jedenfalls unzutreffend ist es an Wanderzüge des Urmenschen zur Bevölkerung der Erde zu denken. Dagegen ist ihm der erste Fortschritt und jeder folgende zu einem Anlasse seiner größeren Verbreitung geworden, und darauf wollen wir noch unser Augenmerk richten, nachdem wir den Urmenschen selbst in der Beleuchtung einer hypothetischen Rekonstruktion flüchtig betrachtet haben werden. Ein sicheres Urteil kann noch nicht gefällt werden. Die Funde wirklich vorhistorischer Menschenreste haben noch eine sehr karge Ausbeute gewährt. Vieles sind wir durch den Abstand unserer Kultur von einem „Steinzeitalter" in eine früheste Urzeit zu versetzen verleitet, was einer relativ sehr späten, zum Teil der unserer nächsten Vorahnen angehören dürfte. Bewohner von Höhlen und Erdlöchern brauchen noch keineswegs Urmenschen gewesen zu sein: noch zu des Tacitus Zeiten haben in unserem Lande viele so gewohnt. Ein besseres Zeugnis für die Zeit gewähren beigesellte Knochen jetzt ausgestorbener oder verdrängter Tierarten. Aber oft gehen dann über die Deutung der Menschenreste selbst die Urteile der Fachmänner sehr auseinander, wie der Streit um den „Neanderschädel" gezeigt hat.

Spencer [2]) hat es versucht, die wenigen Reste solcher Art unter Vergleichung mit den Eigentümlichkeiten noch lebender niederer Rassen zu einer Rekonstruktion des Bildes des Urmenschen zu verwerten. Nach diesem Bilde müßten wir uns den Urmenschen ähnlich unseren Kindern mit weniger entwickelten Untergliedmaßen vorstellen, nicht minder geeignet zum Kriechen

[1]) Ausland 1871. S. 558 ff.
[2]) a. a. O. S. 54.

und Klettern im Busch wie zum Gehen. Darauf ruhte ein durch die Entwickelung der Verdauungsorgane stärker hervortretender Leib, dem wegen der noch nicht mit Bezug auf ihren Nährwert ausgewählten Nahrung eine große Menge des Minderwertigen zugeführt werden mußte. In gleicher Weise müßten am Kopfe die starken Kiefer und die wie heute noch bei niederen Rassen etwas schief nach auswärts (prognath) stehenden Zähne hervorgetreten sein, welche zunächst mit geringer Unterstützung durch Werkzeuge in der Zerkleinerung aller Nahrungsmittel eine große Arbeit leisten mußten. In belgischen Höhlenfunden quarternärer Zeit hat man einen negerartigen Menschenschlag erkennen wollen. Wenn wir uns von den geistigen Befähigungen des Urmenschen noch keine hohe Vorstellung zu machen vermochten, so scheinen die Beweise, welche Spencer[1]) für die außerordentliche Schärfe der Sinne der Wilden als der nächsten Erben des Urmenschen erbringt, dem zu widersprechen. Aber gerade in der ausschließlichen und so höchst erfolgreichen Uebung des Gesichts, Geruchs, Gehörs zeigt sich wieder die Richtung der urmenschlichen Fürsorge auf das Nächste und unmittelbar Erreichbare.

Zu solcher für das Bereich seiner ersten Ausbreitung keineswegs ungünstiger Ausrüstung sehen wir den Menschen Urwerkzeug und Urwaffe hinzufügen: mit diesen trotzte er auch an den Grenzen jenes Bereiches ungünstiger werdenden Einflüssen. Ein solcher Wandel aber war überall gegeben, auch in Afrika; er erschien in doppelter Gestalt, indem das Ungenügen von außen her in die Grenzen des glücklichen Verbreitungsgebietes einbrach, oder indem sich dieses dorthinein erstreckte. Streckte auch die „Eiszeit" ihre kalte Hand nicht bis Afrika hinein, so muß doch eine entsprechende Verschiebung aller Zonen bis an den Aequator hin die natürliche Folge der polaren Eisanhäufungen gewesen sein. Je ungerüsteter aber der Mensch war, desto empfindlicher mußte ihn jede geringe Aenderung des Klimas und der Vegetation betreffen. Es war also gleichgültig, wo allenfalls das „warme Land" der ersten Menschheit lag; die geologisch bedingten Verschiebungen der klimatischen Zonen mußten einen wenn auch noch so langsam und unmerklich wirkenden Anstoß zur ersten Differenzierung geben. Während mit jedem dergleichen Tierarten in ungezählter Menge den Schauplatz ihres Daseins für immer verließen, kämpfte fortan der Mensch mit seinen ersten Geisteswaffen einen siegreichen Kampf.

Indes gährte gleichsam ein zweiter Anlaß zur Differenzierung von innen heraus, und dieser so natürliche Anlaß schuf eine Art Gesetz der Menschenverbreitung, das wir nicht zu entfernt dem Kreislaufe des Wassers auf der Erdoberfläche vergleichen können: die Wärme lockert es an der Gürtung der Erde auf, daß es ewig überströmen muß nach dem kalten Norden, um verdichtet und gleichsam gefestigter von da nach dem Ausgangspunkte zurückzukehren. In kleinerem und größerem Maßstabe, in

[1]) Ebend.

Volks- und Rassengliederung durchläuft die Menschheit einen ähnlichen Kreis.

Wir denken an das alte Aegypten. Sein Keimland lag, wie die Forschung jetzt anzunehmen zwingt, in den glücklichen Strichen des unteren Landes, auf der fetten „schwarzen Erde". Hier hatten die ersten urzeitlichen Familien zu „Nomen" sich verdichtet. Weniger des Glückes Kinder waren die zu nennen, welche das Geschick an die Grenze hinaus, an den Rand des Rotlandes schob. In dem Bestreben, auch hier, auf ungastlicher Scholle, des gleichen Lebensglückes teilhaftig zu werden, lag der Ansporn zu erhöhten Leistungen und der Grund wachsender Thatkraft, und die Geschichte lehrt uns, daß nicht aus der Mitte des fruchtbaren Landes, sondern von jenen Grenzen, vom Saume der Wüste her, von Heliopolis, von Memphis die Herrscherstämme kamen. Die Geschichte erzählt es nicht, wie das Volk immer weiter hinauf im engeren Thale des Nil sich drängte; wohl aber wie immer wieder von da oben herab, von Theben, von Aethiopien die herrschenden Stämme kamen. Die Geschichte erzählt es auch nicht, wie die Völker über das Euphrat- und Tigristhal hinauswogten; aber sie erzählt wie immer wieder von den unwirtlichen Höhen herab, von Assyrien, von Medien, von Persien die Herrscher kamen. So hat auch Deutschland immer seine überschüssigen Kinder hinaus in die „Marken" geschickt, wo sie im schwereren Kampfe der Arbeit und der Waffen erhärteten; und wieder gab die Ostmark Jahrhunderte lang Deutschland seine Regenten, und heute steht dessen glänzende Hauptstadt, ein anderes Theben, auf dem rauhen Boden der nordischen Mark.

Wenig wissen wir von den Urgeschicken der Völker, noch weniger von der Urgeschichte der Rassen — sind wir doch selbst bei den durcheinander laufenden Grenzen über ihre Klassifikation nicht im geringsten einig —; aber das wenige von Rassengeschichte, das wir von ihrer heutigen Verbreitung, von den erworbenen Begabungen und den sich an ihnen vollziehenden Geschicken ablesen können, dies zeigt uns im großen dasselbe Bild des Ueberströmens, Hinflutens und Zurückkehrens zur Bewältigung oder — Vernichtung der Stammarten.

Was nun, ganz abgesehen von geologischen Erscheinungen vor undenklicher Zeit, jene glücklichen Gebiete der Ursprungsverbreitung immer wieder übersprudeln machen, der ganzen Kreislaufsbewegung als erster und ewiger Motor dienen muß, das ist jede Art Fortschreitens der Lebensfürsorge auf wirklich erfolgreichen Wegen. Nur weiß dieser Motor sich selbst im Rollen zu hemmen, und was einst in kurzen Fristen in die Erscheinung treten mußte, das kann auf anderen Stufen längere Zeit in scheinbarer Wirkungslosigkeit verborgen bleiben. Jeder Grad von größerem Wohlergehen, den die Fürsorge zeitigt, Fortschritte des Werkzeuges, der Ernährungstechnik, der Vergesellschaftung, wird die Erhöhung der Volkszahl innerhalb des fortgeschrittenen Gebietes zur Folge haben. Diesem Fortschritte

aber muß sofort der Rückschlag folgen, um so sicherer und schneller, so lange die Menschheit in urzeitlichen Formen vom Funde der Nahrungsmittel lebt. Unter solchen Verhältnissen muß das vielgenannte „Malthusische Gesetz“ [1]) in aller Unbeschränktheit herrschen. Nachmals hat die Menschheit mancherlei Mittel erdacht und mit kalter Konsequenz geübt, um der Tyrannei dieses Gesetzes zu entgehen. In den ältesten Zeiten lag eins am nächsten und war der Vorbedachtslosigkeit des Menschen am angemessensten. Eine Familie mit der Ernährungsweise der Urzeit bedurfte eines bestimmten Raumes zur Gewinnung ihrer Nahrung, und dieses Raumbedürfnis wuchs mit der Kopfzahl. Da aber derselbe Nahrungserwerb den Menschen zu einer schweifenden Lebensweise anhielt, so erweiterte sich in jedem Bedarfsfalle wie von selbst sein Gebiet und ohne fühlbar zu werden, ohne „Wanderungen“ und „Wanderzüge“ in die Erscheinung treten zu lassen, pflanzte sich eine solche Expansion fort bis an die äußersten Grenzen des Verbreitungsgebietes der Gesamtheit. Ein solcher Druck konnte für Menschen, die sich an kein festes Haus gekettet, nur in niederem Grade fühlbar werden. Nur an den äußersten Grenzen mußten sich neue Einflüsse, minderes Genügen, verändertes Klima mit seinen Folgen bemerkbar machen. Größere Kargheit der Nahrung zwang zu immer weiter erstreckten Reisen und den Rückzug staute die Expansion des Volkskernes. Als ungewöhnliche Ereignisse treten erst seltener, dann häufiger die Erscheinungen des neuen Klimas auf — vernichteten ungezählte Mengen der Vordringlinge und bewaffneten den Rest mit neuen Methoden der Fürsorge, mit größerer Thatkraft und Findigkeit. Zugleich muß ein fremdartiges Klima um so wirksamer eine Auslese unter den leiblichen Organismen der Eindringlinge üben, je hilfloser der unerfahrene, schutzlose Mensch ihm preisgegeben ist. Erscheint uns das Rückströmen jener Menschheitsbewegung zum großen Teil schon im Lichte der Geschichte, so ist jenes Hinausschwellen in tiefstes Dunkel gehüllt; keine archäologische Wissenschaft reicht in jene Urzeiten zurück; dennoch können wir uns die Entwickelung der Rassenunterschiede kaum in einer anderen Weise entstanden denken. Auch die Größe derselben kann uns von solcher Vorstellung nicht abhalten, denn sie erscheint nach dem Urteile aller Ethnologen immer nur von Belang, wenn wir die entferntesten Glieder der langen Kette vergleichen, deren Uebergänge in natürlicher Abstufung oft schwer genug zu entdecken sind. Ein Beweis für diese Schwierigkeit sind die so sehr verschiedenartig ausgefallenen und noch keineswegs abgeschlossenen Versuche, die Menschheit nach Rassen zu klassifizieren. „Der Mensch ist sorgfältiger als irgend ein anderes Wesen studiert worden, und doch besteht die größtmögliche Verschiedenheit des Urteils zwischen fähigen Richtern darüber, ob er als eine einzige Species oder Rasse klassifiziert

---

[1]) Vergl. V. John, Malthus Bevölkerungsgesetz in Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. XXXVI. N. F. Bd. II. Auch Separatabdruck.

werden solle, oder als zwei (Virey), oder als drei (Jacquinot), als vier (Kant), fünf (Blumenbach), sechs (Buffon), sieben (Hunter), acht (Agassiz), elf (Pickering), fünfzehn (Bory St. Vincent), sechzehn (Desmoulius), zweiundzwanzig (Morton), sechzig (Crawfurd), oder als dreiundsechzig nach Burke." Wir könnten jetzt noch Häckels zwölf Rassen einschieben. Wir können hiezu auch die Widersprüche zählen, welche in den gangbarsten und anerkanntesten Einteilungen hingenommen werden. Während wir — außer der Sprache — gar kein Merkmal entdecken können, das den Magyaren rassenmäßig von uns trennen könnte, ist der Hindu — bis auf die Sprachverwandtschaft — von uns in viel auffälligerer Weise verschieden als ein Irokese. Dennoch zählen wir den ersten und letzten zu einer fremden, den Hindu zu unserer Rasse. Wir anerkennen also, daß innerhalb einer Rasse Abweichungen des Typus entstehen können, welche größer sind, als diejenigen, nach welchen wir die Rassen herkömmlicherweise zu sondern pflegen.

Dennoch gestehen wir, daß die Erklärung des Vorganges der Rassendifferenzierungen bis jetzt eine ungelöste Aufgabe ist. Darwin hat unseres Erachtens in diesem Falle die Einflüsse der natürlichen Zuchtwahl denn doch allzusehr zu Gunsten der „geschlechtlichen", von der er vielleicht eine zu hohe Meinung hat, zurückgesetzt. Wenn er außerdem die theoretischen Erklärungsversuche beseitigte, weil die praktischen Versuche ihnen nicht entsprachen, weil selbst ein jahrhundertelanger Aufenthalt von Holländern im Süden Afrikas ihre Haut nicht wesentlich dunkler gefärbt hat, weil anderwärts die Fieberneigung der europäischen Konstitution keiner Akklimatisation gewichen ist, so waren diese praktischen Beobachtungen in der Regel auch nur von der Voraussetzung ausgegangen, daß es die Farbe, beziehungsweise die Dunkelheit derselben ist, zu welcher der farblose Mensch hin akklimatisieren sollte. Die Geschichte läßt uns aber — freilich ohne die Mittel uns zu zeigen — einen umgekehrten Gang der Rassenbildung erraten, sie setzt die dunkle Farbennuance in der weitesten Verbreitung voraus und beschränkt ihr Gebiet erst in ziemlich aufgehellten Zeiten durch stufenweise rückflutende immer hellere Farbentöne.

Der Zusammenhang der dunklen Hautfarbe mit eigentümlich gearteten Thätigkeiten der Leber ist behauptet, aber auch wieder als unerweisbar hingestellt worden. Nach Livingstones Beobachtung fände sich das tiefste Schwarz der Negerrasse vor, wo Hitze und Feuchtigkeit zusammenwirken und damit übereinstimmend bemerkte auch Schweinfurth[1]), daß die felsigen Berge von weniger dunkeln, dabei aber thatkräftigeren Rassen bewohnt würden. Aber nicht alle Beobachter stimmen hierin überein. Unwidersprochen blieb aber die verschiedenartige Thätigkeit und Einrichtung der Organe der Leber und der Lungen im heißeren und kälteren Klima, in

[1] Im Herz von Afrika. I. S. 148.

niederen und höheren Luftschichten, und ebenso zweifellos ist die Fieberfreiheit der Neger eine damit zusammenhängende Erscheinung. Wenn nun die jetzigen Rassen mit ihrer nach verschiedenen Richtungen hin gefestigten Konstitution durch dieselben Einflüsse verschiedener Klimate, denen die Ahnen der heutigen Rassen ausgesetzt waren, nicht mehr zum Austausche ihrer Naturen gelangen können, so zwingt uns das nur zu dem Schlusse, daß, soweit es sich um wirklich wesentlichere Rassenunterschiede handelt, die Erweiterung des urmenschlichen Verbreitungsgebietes über klimatisch abgestufte Zonen schon in einer Zeit stattgefunden haben mußte, in welcher der Organismus des Urmenschen noch nach verschiedenen Richtungen hin entwickelungsfähig war; dieser Urmensch aber muß, wie wir ihn nur in einem tropisch-warmen Klima suchen durften, von Haus aus dunkelfarbig gewesen sein. Nach Darwins Meinung „scheint die Hypothese, welche mehrere Schriftsteller angenommen haben, daß die Farbe der schwarzen Rassen daher rühren könnte, daß immer dunklere und dunklere Individuen in größerer Zahl überleben geblieben wären, während sie dem Fieber erzeugenden Klima ihrer Heimatländer ausgesetzt waren, der Begründung zu entbehren." Zu dieser Meinung wurde er durch die Thatsache geführt, daß die Beobachtungen über die Widerstandsfähigkeit dunkler gefärbter Europäer an der Küste Afrikas jenen Voraussetzungen nicht entsprachen [1]. Es widerspricht aber auch den, wenn auch kargen so doch immerhin beachtenswerten Fingerzeigen der Geschichte, daß die dunklen Rassen nicht auf dem Wege des Zudranges und der Akklimatisierung hellfarbiger entstanden, sondern ein umgekehrtes Verhältnis stattfand.

Den Lebensgewohnheiten des farbigen Urmenschen und seinen ursprünglichen Verbreitungsgebieten entsprach eine vorzugsweise günstige Ausstattung derjenigen Organe, welche sich um das Verdauungscentrum gruppieren, welche unter jener Scheidewand liegen, die nach Plato den Sitz einer niederen „vegetativen" Seele von der einer edleren Brustseele trenne. Mit dem Fortschreiten in höhere Klimate mußte naturgemäß infolge ungünstiger werdender Ernährungsbedingungen und des notwendigen Kraftaufwandes für Schutzmittel des Leibes, welchen die Urheimat nicht in Anspruch nahm, der Fortschritt zweckmäßiger Auswahl der Nahrungsstoffe zur Ausgleichung des Kraftaufwandes Hand in Hand gehen, wenn die Vordringlinge nicht zu Grunde gehen sollten. Es kam also bei der Auswahl der Individuen, welche die veränderte Natur am Leben ließ, nicht mehr in gleicher Weise auf jene Vollkommenheiten der unteren Organe an, dagegen waren es die Atmungsorgane, die unter den Anstrengungen beim Atmen einer anderen Luft und bei der erhöhten Thätigkeit beim Nahrungserwerb nur bei vollkommener Entfaltung ihrem Träger das Leben sicherten. Sie waren fortan gleichsam neben Vernachlässigung der unteren

[1] a. a. O. I. 216.

Organe der Gegenstand „natürlicher Zuchtwahl“. Daß so der wesentlichste Unterschied im Organismus des tropischen und nordischen Menschen erklärt wird, ist augenfällig; unsicher aber bleibt es vorläufig, ob die auffälligeren aber doch nebensächlichen Momente der Hautfärbung und Haarbildung damit in irgend einen inneren Zusammenhang gebracht werden können. Nur so viel ist wieder sicher, daß auch innerhalb der dunklen Rasse alle Abschattierungen bis an die Grenze des Farbentones, der eben zum Rassenmerkmal dient, vorkommen, die doch nur durch eine natürliche Neigung zum Variieren dieses Merkmals erklärbar sind.

Auch hiebei muß angenommen werden, daß der Grad dieser Neigung beim Urmenschen noch größer war, als bei den in allen diesen Merkmalen schon gefestigten Rassen, oder vielmehr man muß auf diese Thatsache aus der gegebenen zurückschließen. Sie dient dann zur Stütze einer Hypothese, welche in betreff der ersten Besiedlung Amerikas wiederholt aufgestellt und zuletzt noch von Häckel sowohl wie von Peschel festgehalten wurde. Wenn wir auf der Erdhälfte der „alten Welt“ die klimatischen Gürtel dem Pole zu durchschreiten, so gelangen wir allmählich durch alle Schattierungen hindurch, welche die menschliche Haut anzunehmen vermag. Ganz anders ist das Verhältnis auf der westlichen Halbkugel, wo innerhalb geringer Schattierungsgrenzen eine Farbe und eine Rasse durch alle Zonen hindurch wohnt. Die Botokuden unter dem Aequator gleichen so auffällig den Feuerländern, daß nach Darwins Erzählung selbst Brasilianer an Bord des „Beagle“ die Feuerländer für Botokuden hielten. Daraus darf man schließen, daß die Verbreitung des Menschen über Amerika nicht schon zu derselben Zeit erfolgt sein kann, als er sich dereinst über die alte Welt verbreitete; es kann schon nicht mehr der durch seine Variabilität ausgezeichnete Urmensch gewesen sein, der auf irgend einer jetzt unterbrochenen Verbindung auch dorthin vorgerückt wäre, sondern wir können es hier nur mit der Einwanderung einer jüngeren Zeit zu thun haben, in der es schon geschiedene und nach ihren Merkmalen gefestigte Rassen gab. Jene Hypothese nimmt die „mongolische“ Rasse Asiens ihrer nächsten Verwandtschaft wegen als die Stammart derjenigen Menschen an, welche sich von Asien aus in das wenig entfernte und kaum immer ganz getrennte Amerika verbreitet hätten. In der That erscheinen uns die Männer der Rothäute gegenüber den Mongolen in größerem Maße differenziert, während die Frauen noch auffallend die Züge der letzteren tragen. Hier könnte Darwins „geschlechtliche Zuchtwahl“ im Spiele gewesen sein; wahrscheinlicher aber gebührt der größere Anteil an dieser Differenzierung der schon oben berührten verschiedenen Lebensweise beider Geschlechter, oder es wirkten beiderlei Einflüsse zusammen. Vielleicht gehört die Rothaut der Abtonung der Hautfarbe entsprechend einer vormongolischen Stufe an, und so kühn es scheint, dürfte man eine solche mit einem in der alten Welt jetzt ausgestorbenen Stamme in Verbindung bringen, dem als letzter Repräsentant

auf dieser Erdhälfte der rote Mensch Altägyptens angehörte, auf dessen nähere Anverwandte wir die Betrachtung noch werden leiten müssen. Damit würde also zunächst die Westhälfte der Erde den Anspruch aufgeben müssen, den ersten Menschen zur Wiege gedient zu haben.

Wichtiger als der noch unerklärte Wandel der Hautfarbe ist für die Kulturgeschichte jedenfalls der Fortschritt zu dem oben besprochenen „Aktivismus“, der die Bedingung siegreicher Ausdauer in jeder von der Urheimat entfernteren Zone sein und auf die Ueberlebenden als Erbe übergehen mußte, der schrittweise Aufschwung der so vorgedrängten Rassen zur Hintansetzung heimseligen, passiven Glückes, der Aufschwung zur Thatkraft und die Hingabe des Geistes an die Aufgaben vorgreifenderer Lebensfürsorge. Ganz mit Recht scheint uns H. Spencer[1]) die Thatkraft als das wahre Unterscheidungsmal der Rassen zu preisen, und er hält dafür, daß es die regenlose Zone sei, deren trockenwarme Luft durch ihren Einfluß auf die Hautthätigkeit im Gegensatze zu der brütenden Treibhauswärme der Tropen einen günstigen Einfluß auf die Thatkraft übe, wofür er die Aegypter, Tataren, Arier und Semiten zu Zeugen anruft. Diese Thatkraft ist das Kind der Erziehung unter dem Zwange einer weitausgreifenden Fürsorge, die Folge des Lebens unter Formen und in Regionen fremder Art; darum konnten wir oben diese Stämme einem „gereiften“ Volke vergleichen.

Wie immer nun die Naturwissenschaft das Problem der Hautabtonung einst lösen möge, für uns bleibt dem Erfolge nach gemessen die Zunahme der Aktionskraft der Rassen mit der Abstufung der Hautfarbe verkettet, und darum bleibt auch für unseren Gegenstand die Gruppierung der Menschen nach diesem einen, an sich freilich minder bedeutsamen Merkmale zutreffender als irgend eine der kunstvolleren Rasseneinteilungen.

Wir haben Thatsachen kennen gelernt, die zu der Annahme drängten, als sei erst im Laufe der Zeit aus dem instinktiven Handeln des Urmenschen das verstandesmäßige, sich seiner selbst bewußt werdende herausgetreten. So scheint auch aufeinanderfolgend eines um das andere die Bewegungen der Menschheit im großen geleitet zu haben. Jenem ersten Hinausdrängen der Menschen über die Peripherie der Urwohnsitze lag kein Gedankenplan zu Grunde; es vollzog sich aus Antrieb des primärsten der Instinkte. Und wenn dann die Menschen unter ungastlicherem Himmel truppweise den Gestaden und den Flüssen folgten, den Muscheln und Fischen nachgingen, bis sie das Fahrzeug der Eisscholle lehrte, den Robben und Walen an die Küsten der unwirtlichsten Inseln zu folgen, so blieb immer noch derselbe Instinkt der leitende Antrieb. Solange die gewonnenen Mittel das Leben erhielten, folgte auch der großen Anspannung und dem Zuwachs der Kräfte das Zurücksinken in das Selbstgenügen der Urzeit;

---

[1]) Sociologie. S. 27.

es siegte wie ein Rückschlag das Moment der Trägheit. Diesen ersten nicht in voller Befriedigung abschließenden Erziehungserfolg der Natur hat die rote Rasse noch an sich wirksam gesehen; sie scheint an der Scheide zu stehen; sie greift auch schon hinüber. Dann wird der überlegende Gedanke der Führer. Dem alten Antriebe verdanken auch gelbe, dunkelweißliche und hellweißliche Rassen ihre Entstehung; sie aber werden die Rassen des Kampfes, unter der Herrschaft des Gedankens wenden sie die gewonnenen Waffen der Thatkraft gegen die alte Heimat zurück und werden ihre Herren. Das Geschlecht ist gehärtet genug, den Kampf um das bessere Land im Rücken dem Selbstgenügen in der unbewohnten Oede vorzuziehen. In diesem großen, nie rastenden Kampfe schwinden vor den gewanderten, helleren Rassen, die in unwirtlicher Fremde den Schatz der Thatkraft gehoben, die zur Hut der reicheren Heimat zurückgebliebenen, oder es bemächtigt sich ihrer als Motoren der Arbeit die höhere Lebensfürsorge hellerer Rassen in der wunderbaren Verzweigung ihrer Formen. Die außerordentliche Biegsamkeit der menschlichen Natur hat allen Einflüssen anschmiegend standgehalten; nur der eigenen Art erliegt der Mensch — und Lebensfürsorge in erhöhten Ansprüchen treibt zu diesem Kampfe. „Ungünstige physikalische Bedingungen scheinen nur einen geringen Einfluß auf das Aussterben von Rassen gehabt zu haben. Der Mensch hat in den äußersten Gegenden des Nordens lange gelebt, wo er kein Holz hatte, aus dem er sich seine Boote oder andere Werkzeuge hätte machen können, und wo er nur Thran zum Brennen und zum Wärmen und besonders noch zum Schmelzen des Schnees hatte. An der Südspitze von Amerika leben die Feuerländer ohne den Schutz von Kleidern oder von irgend einem Bau, welcher eine Hütte genannt zu werden verdiente. In Südafrika wandern die Eingeborenen über die dürrsten Ebenen, wo gefährliche Tiere in großer Anzahl vorhanden sind. Der Mensch kann den tötlichen Einfluß des Terai am Fuße des Himalaya und die pesthauchenden Küsten des tropischen Afrika ertragen. — Das Aussterben ist hauptsächlich eine Folge der Konkurrenz eines Stammes mit dem anderen und einer Rasse mit der anderen. Verschiedene hindernde Momente sind fortwährend in Thätigkeit, welche dahin führen, die Zahl jedes wilden Stammes niedrig zu halten — so die periodisch eintretenden Hungersnöte, das Wandern der Eltern und das infolge hievon auftretende Sterben der Kinder, das lange Stillen, das Stehlen von Frauen, Kriege, Naturereignisse, Krankheiten, zügelloses Leben, besonders Kindesmord und eine vielleicht verminderte Fruchtbarkeit infolge weniger nahrhafter Kost und vieler Mühseligkeiten. Wird infolge irgend einer Ursache eines dieser Hindernisse vermindert, wenn auch nur in einem unbedeutenden Grade, so wird der auf diese Weise begünstigte Stamm zur Vermehrung neigen, und wenn einer von zwei aneinanderstoßenden Stämmen zahlreicher und machtvoller als der andere wird, so wird der Kampf sehr bald durch Krieg, Blutvergießen, Kannibalismus, Sklaverei und Absorption beendet. Selbst

wenn ein schwächerer Stamm nicht in dieser Weise plötzlich hinweggeschwemmt wird, nimmt er doch, wenn er einmal beginnt abzunehmen, beständig weiter ab, bis er ausgestorben ist“ [1]).

Dasselbe gilt im kleinen wie im großen. Welcher Art immer jene Ursachen seien, die als erster Anlaß zur Störung des Gleichgewichts die angeführten „Hindernisse“ vermindern, sie werden immer eingeschlossen sein in den Fortschritten der Lebensfürsorge, und so sind es schließlich immer diese in einer gesellschaftlichen Begrenzung, welche den Prozeß des Werdens und Vergehens in der Menschheitsgeschichte einleiten.

Daß einst die schwarze Haut auf der „alten Welt“ viel weiter verbreitet war als heute, das wissen wir jetzt mit relativ großer Gewißheit, auch wenn wir von den ungewissen Bestimmungen des „Negerartigen“ in europäischen Höhlenfunden ganz absehen. Aegyptische und assyrische Urkunden haben uns für die Art der Erklärung der biblischen Völkertafel, welche in großen Zügen die Völkerverbreitung ihrer Zeit skizziert, neue Fingerzeige gegeben und die Kombination dieser Quellen zeigt uns zu einiger Ueberraschung, welchen Anteil noch knapp an der Grenze der historischen Zeit die schwarze Rasse an der Bevölkerung Asiens hatte. Wir berufen uns dabei auf die übersichtliche Darstellung Wahrmunds [2]), die wohl nur im einzelnen, das für uns hier nicht von Belang ist, einer Berichtigung bedürfen könnte. Auf den uralten Denkmälern von Ninive erscheint jene Rasse einer weit hinter uns liegenden Zeit schwarz bis hellbraun abgestuft, mit dicken, wulstigen Lippen, gerader Nase, krausem Haar, von schlankem oder nicht hohem Wuchse, — nur das Wollhaar unterscheidet den heutigen Neger von ihr. Wahrmund gibt diesen Urbewohnern einen dem biblischen nachgebildeten Namen, indem er sie die „Urkuschiten“ nennt. „Ihre Wanderzüge erstreckten sich über das ganze Gebiet zwischen den Küsten von Malabar und dem Industhal bis zur libyschen Wüste und dem Archipel“ oder wie Maspero, der den biblischen Namen Kusch schlechthin gebraucht, sagt: „So breitete sich Kusch, vielleicht die wichtigste Urrasse, deren Erinnerung die Menschheit bewahrt hat, aus vom Ganges bis zum Nil, vom Griechischen bis zum Indischen Meer.“ Derselben Farbe gehörte die Urbevölkerung Indiens an. Ihre Reste sind die nichtarischen Stämme daselbst, die Lemluns am persischen Meerbusen und die „Abiten“ Arabiens. Von dieser schwarzen Rasse sprechen die Urkunden der Keilschriften als von derjenigen, welche nach Menschengedenken die älteste im Tieflande des Doppelstromes war. Man kann kaum zweifeln, daß sie einst den ununterbrochenen Zusammenhang mit der gleichen Farbe in Afrika gewahrt habe.

---

[1]) Darwin a. a. O. I. 210.

[2]) Dr. Adolf Wahrmund, Babyloniertum, Judentum und Christentum. Leipzig 1882.

Aber schon vor dem Beginne der Geschichte nach unserer Kenntnis ist dieser Zusammenhang durch das Eindringen einer kräftigen, erfolgreicheren roten Rasse durchbrochen. Nach der biblischen Darstellung hatte diese rote Rasse, als die der echten Kuschiten durch ihren Nimrod Babylon, also ein Reich auf dem Gebiete der schwarzen Rasse begründet; zu derselben roten Rasse gehören die Aegypter und die von diesen Kusch oder Kisch genannten südlichen Nachbarn, denen Lepsius [1]) noch die heutigen Sprachen der Bega, Soho, Falascha, Ayau, Galla, Dankali und Somali zuweist, und das Volk der Puna, welche, Phönizier in der Geschichte, die älteste Erscheinung ihrer Art bilden. Daß die Aegypter von roter Hautfarbe waren, eine Rasse darstellend, die in der alten Welt bis auf wenige Ueberreste verdrängt ist, zeigen ihre eigenen Bilder, und der rote Einschuß der Haut hat sich auch bei ihren südlichen Nachbarn erhalten, deren Typus überdies von dem der Neger stark genug absticht. Von den Phöniziern aber sagt Lepsius [2]): „Sie waren vorzugsweise rote Menschen, von denen das Erythräische Meer erst seinen Namen hatte. Rot waren sie, d. h. rotbraun an Farbe, wie die Südsonne die meisten Abkömmlinge des Nordens zu färben pflegt, und wie die Aegypter auf den ägyptischen Monumenten abgebildet werden, im Gegensatze zu den afrikanischen schwarzen und dunkelbraunen Negern einerseits und zu den bleichen Nordländern andererseits." Wie die Aegypter sind auch diese Puna die Besieger der Schwarzen gewesen — so lehren ägyptische Denkmäler. „Auf dem Grabe des Rechmara besteht der Zug von Punas, welcher die Geschenke (besonders Weihrauch) nach Aegypten bringt, zur Hälfte aus braunen und schwarzen, zur anderen Hälfte aus roten, von den Aegyptern kaum zu unterscheidenden Leuten. Daraus geht hervor, daß die Puna zum Teil wenigstens sicher in Afrika, zu dem ja auch die Weihrauchküste selbst gehörte, wohnten und hier Negerstämme unter sich aufgenommen (?) hatten." Vom persischen Meerbusen kamen diese roten Männer — Phöniker (die Roten) dürfte eine passende Volksetymologie für Puna gewesen sein — herüber in das Land des Libanon, von wo aus sich später das Mittelländische Meer ihrem Unternehmungsgeiste erschloß, als wieder eine hellere „Farbe", wie der Hindu noch immer den Stammesunterschied bezeichnet, in ihrem Rücken auftauchte. Maspero [3]) hält die durch die Bibel angedeuteten Kuschiten — Vertreter der roten Rasse — für das vorwiegende Element der sogenannten chaldäischen Bevölkerung, welche noch mancherlei Herrschaft im Euphratlande überlebte. Ferner zählt er auch die von den klassischen Schriftstellern Kossäer oder Kissier genannte Völkerschaft in der Berggegend östlich vom Tigris (in Elam) demselben Stamme zu.

---

[1]) v. Lepsius, Nubasprache. S. 17, citiert bei Wahrmund.

[2]) Ebend.

[3]) Maspero, Geschichte der morgenländischen Völker im Altertum. Deutsch von Pietschmann. S. 144.

Mögen nun auch in manchen dieser Deutungen Irrungen nicht ausgeschlossen sein, mögen insbesondere Namensdeutungen, auf die wir hier kein Gewicht gelegt haben, unzuverlässig sein, so können doch die sprechenden, farbigen Bilder des alten Pharaonenreiches darüber nicht täuschen, daß es auch in der „alten Welt“ einst eine rote Rasse gegeben habe und statt das Volk am Nil in unerklärlicher Vereinsamung wie aus der Erde gewachsen zu denken, muß es doch glaublicher erscheinen, nach jenen Zeugnissen in seinem Rücken einen ganzen großen Volksstamm zu erblicken, als dessen Spitze er bis tief in die Heimat der schwarzen Rasse eingedrungen ist. Warum wir auf die Sprachverbindung des Phöniziers mit dem Semiten und seine, im übrigen vielleicht kaum so sehr berechtigte Sonderung vom Aegypter bei dieser Betrachtung kein Gewicht legen, erscheint in dem Vorangegangenen begründet.

Bedenken wir noch den hohen Grad von Energie, welchen jene rote Rasse als älteste Kulturrasse unserer Erdhälfte entwickelte, so können wir sie unmöglich in dieser Ausstattung als aus der Urheimat der älteren Rassen hervorgegangen ansehen; wir müssen in ihr den ersten zurückkehrenden Zweig erblicken, der in relativ ungünstigeren Breiten seine Schulung erhielt. Aber nicht als ein Hin- und Herzug läßt sich dieser Prozeß denken, sondern nur ungefähr so, als ob die allmählich über das asiatische Hochland hinaus sich verbreitende schwarzbraune Rasse, die noch als ältere Bevölkerung der Euphratmündung in solcher Reinheit zu treffen war, soweit sie in das Hochland gedrungen war, immer mehr durch die Uebergänge zu rot abschattiert worden wäre. So hätte sich denn eine Bevölkerung braunroter Farbe in verschiedenen Abstufungen und mit schlichtem Haar — auch die babylonischen „Urkuschiten“ sollen ja das echte Negerhaar nicht besessen haben — über ganz Asien, soweit es überhaupt bevölkert war, die südlichen Niederungen ausgenommen, hin gelagert. Aus dieser Bevölkerung der Höhen wäre dann ein einzelner Stamm hervorgetreten, der nicht mehr im Wege der Vorschiebung, sondern im Gefühle seiner Ueberlegenheit unternehmungsweise gegen die schwarze Bevölkerung des Südens, die in alter Hilflosigkeit vereinzelt war, vorgegangen wäre.

Während das letztere als eine geschichtliche Thatsache angesehen werden kann, dürfte es auch ohne Beweise solcher Art, die der Natur der Sache nach nicht vorliegen können, nicht gewagt sein, die rote Rasse Amerikas als einen anderen wandernden Zweig, und als einen dritten den unternehmenden gelblichbraunen Malaienstamm sich vorzustellen, ausgegangen beide von verschiedenen Stufen jener sich abschattierenden Bevölkerung. Einen mehr verdrängten als in gleicher Unternehmungslust hingerissenen Rest der letzteren könnte man in der Rasse der Arktiker erblicken, während der gelbbraune Stamm auf seinen Seefahrten im Süden auch da in irgend einer Breite auf die Ausläufer einer schwarzen Rasse traf, aus deren Vermischung neue Typen hervorgingen. „Wahrscheinlich,“ urteilt

Tylor[1]), „hat eine den Malaien sehr nahestehende asiatische Rasse sich über die Südsee-Inseln ausgebreitet und durch Vermischung mit den dunklen Melanesiern ihren Typus verändert, so daß jetzt die Bevölkerungen verschiedener Inselgruppen oft sehr voneinander abweichen. Diese Rasse von Seefahrern fand selbst ihren Weg nach Madagaskar, wo sich ihre Nachkommen mit einer aus Afrika stammenden Bevölkerung vermischten." Solche Verbindung zur See könnte natürlich erst in eine weit jüngere Zeit versetzt werden, während indes auf den asiatischen Hochlanden sowohl der Prozeß der Weiterverbreitung im Expansionswege, der Besitznahme früher noch gemiedener Lagen und einer entsprechenden Beeinflussung der menschlichen Natur ungehemmt vor sich ging. Die Sprache kann uns über jene Prozesse keinen Aufschluß geben, denn wir können nicht anders erwarten, als daß sie sich zur Zeit jener Ereignisse in einem Zustande vor Entwickelung von Gesetzen der Satzbildung und Sinnbegrenzung und mit variablen, der willkürlichen Wahl der Familienstämmchen preisgegebenen Wurzeln befand. Den letzteren Umstand finden wir noch im Bestande der ägyptischen Sprache bezeugt, und was nach den anderen beiden Richtungen über jenen Urzustand hinauszugreifen beginnt, das kann mit gutem Grunde als auf ägyptischem Kulturboden geschaffen betrachtet werden. Die amerikanischen Sprachen aber haben uns mit wenig Ausnahmen sogar noch den Zustand der alten isolierten Familiensprachen selbst erhalten wie zum Beweise, daß es auch dort erst die im Nilthal vollzogene gesellschaftliche Einigung gewesen sein kann, welche den Prozeß der Verschmelzung des in der Isolierung gewonnenen Sprachgutes unter Auswahl und Ausscheidung anbahnte. Den Versuch der Satzbildung muß dann natürlich auch der Indianer vollkommen selbständig gemacht haben. Etwaige Belege aus dem Gebiete der Kultureinrichtungen könnten naturgemäß nur negativer Art sein. Ein nicht ganz unwichtiges Merkmal solcher Art ist die Thatsache, daß alle Völker, welche wir als Ausströmungen derselben Rassenstufe annehmen, der vornomadischen Stufe im engeren Sinne des Wortes angehören, daß sie insonderheit das Pferd als Nutztier und die Gewinnung und Benutzung tierischer Milch nicht kannten. Sicher ist — wir werden noch darauf zurückkommen — daß die Altägypter ohne das Roß in ihr Land kamen und daß sie erst hier die Tiere der afrikanischen Heimat zunächst in Hut zu halten und dann zu zähmen begannen. Die Zähmung und Zucht von Tieren zur Milchgewinnung blieb ebenso der Bevölkerung der Südsee wie der von Amerika durch die ganze Zeit ihrer Selbständigkeit fremd. Dieses negative Kulturzeichen von großer Bedeutung vereinigt also in der That die wichtigsten Glieder derselben Farbe. Nach gewöhnlicher Anschauungsweise stünde uns auch ein positiver Beleg zu Gebote: alle Zweige dieser Rasse sind Pyra-

[1]) Tylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation. Braunschweig 1883. S. 120.

midenbauer — Beweise in Aegypten, in Mexiko, in Tongatabu, Tahiti u. s. f. Allein wir werden das Gesetz solcher Bildungen tiefer begründet sehen als in den besonderen Regungen einer „Rassenseele“.

Wenn wir nach den äußeren Mitteln der Ueberlegenheit dieser Rasse über die ältere fragen, so können wir, da sie unzweifelhafterweise in der Heranziehung der gezähmten oder auch nur gebändigten Tiere nicht zu suchen sind, nur an eine relativ größere Vollendung ihrer Waffen und Werkzeuge denken, nach welcher Richtung hin sich ihre größere Fürsorge vergegenständlichte. Wenn wir nun die Kunstfertigkeit der Malaien und ihre Seetechnik uns vergegenwärtigen, sowie gleicherweise den großen Vorrang, den die Punier auf demselben Gebiete einnahmen, während sie nirgends als ein viehzüchtendes Nomadenvolk imponieren — Schweine und Hunde fütterten auch die Südsee-Insulaner —, vielmehr durch die nachfolgenden Nomadenvölker gleichsam überall an die Wand gedrückt und in immer größerer Einseitigkeit auf das Gebiet der Technik und des Handels gewiesen werden, wenn wir uns das alles vergegenwärtigen, so muß wohl die Mutmaßung erwachen, daß es, wenn auch in primitivster Weise entwickelt, Fertigkeiten dieser Art waren, welche von Anfang an neben höherer Thatkraft im allgemeinen ihre Ueberlegenheit begründeten und nachmals, als eine auf anderer Grundlage erwachsene Ueberlegenheit ihnen fühlbar wurde, ihren Zufluchtshafen bildeten. Die Aegypter erreichte in ihrem glücklichen Lande nicht die Bedrängnis der nachflutenden Nomaden (engeren Sinnes); nur wie besuchsweise sahen sie einmal ihre Vortruppen; Amerika aber blieb von solcher Bedrängnis für immer frei; hier lag also kein gleicher Antrieb für die weitere Ausnutzung und Ausbildung eines einseitigen Vorzugs.

Soweit die Völker brauner Rasse in den Gesichtskreis der biblischen Schriftsteller traten, welcher einerseits durch die vielfachen und nächsten Beziehungen zu Aegypten und andererseits durch die gleichartigen zu Babylon und seine Völkerschaften erweitert worden war, haben sie dieselben — Kusch, Mizraim, Put und Kenaan, Kuschiten, Ober- und Unterägypter, Punier und Kanaaniter — als „Söhne Chams“, Chamiten, in eine Rasse zusammengeschlossen; eine südöstliche und nordöstliche Ausströmung derselben Rasse konnte ihr Blick natürlich auch von Babylon aus nicht erreichen. Indem uns die Volkserinnerung einen einzigen Repräsentanten dieser Rasse etwas genauer charakterisiert, tritt er — Nimrod, der „Sohn Kuschs“ — als ein „gewaltiger Jäger“ vor uns, der „anfing gewaltig zu sein im Lande“. Nach dieser Tradition also war die rote Rasse die erste, welche erobernd auftrat, ohne die Stufe des Nomadentums, von welcher der Semit auch auf den Ackerbauer (Kain und Abel) stolz herabsah, erklommen zu haben.

Erschien nun diese rote Rasse überall da überlegen, wo sie auf die schwarze traf, so war das nicht der Fall gegenüber ihren eigenen jüngeren Brüdern hellbrauner, gelber Farbe im Hochlande. Hier verschwand sie

vor diesen wohl in der Art, wie nach Darwins citierten Worten überhaupt Stämme und Völker im Wettkampfe verschwinden. Bei den zahllosen Abstufungen, zu welchen der menschliche Organismus neigt, dürfen wir uns keine nach Farbe und Gestalt festbegrenzten Gruppen vorstellen, so lange nicht eine engere Inzucht in geschlossenen Gebieten die abändernden Merkmale nach einer Richtung hin häufte. Hat doch auch die braune Haut der Malaien einen gelben Strich, der oft die Unterscheidung von der gelben Nachbarrasse sehr erschwert, und der arktische Mensch steht so zwischen Indianern und Mongolen mitten inne, daß er bald da bald dorthin zugeteilt wurde.

Nun ist es aber ein Strom dieser siegreicheren, helleren Rasse, gekennzeichnet durch die gelbliche Haut, heute bezeichnet als „mongolische" im weitesten Sinne, den wir im Euphratlande erscheinen sehen, wenn anders die Deutungen der akkadischen Kulturreste, auf die so viel Mühe verwendet wurde, einen sicheren Anhalt gewähren. Die wichtigsten Folgerungen sind allerdings der Sprache entnommen und besitzen sonach nur einen relativen Grad von Gewißheit. Aber auch der Inhalt der Aufzeichnungen wird, abgesehen von den großen Uebersetzungsschwierigkeiten, dadurch unsicher, daß die alte akkadische Sprache mit ihrer frühzeitig entwickelten Schrift von dem nachfolgenden Volke der Semiten übernommen wurde, und wir sonach nicht entscheiden können, ob das in dieser Sprache Erzählte auch den Thatsachen nach dem älteren Volke angehört.

Folgen wir trotzdem den Deutungen der Fachmänner, so haben wir in den Akkadiern ein Volk der „Hochländer" vor uns, dessen Herrschaft sich im Doppelstromlande über Akkad und Sumir — „Hochland und Tiefland" — erstreckte, ein Volk mit agglutinierender Sprache und nach diesem Zeugnisse turanischer, gelber Rasse, ein Volk, nach Sayce, klein und untersetzt, mit langgeschlitzten Augen. Anzugeben, durch welche Art Fortschritt dieses Volk zur Herrschaft befähigt wurde, wird schwer, weil jene Quellen, die sich in so unerwarteter Weise der Geschichte erschlossen haben, den Kulturschatz der beiden aufeinanderfolgenden Völker nicht trennen.

Wenn der Schluß aus der agglutinierenden Sprache auf die Rassenzugehörigkeit richtig ist, dann erscheint uns in dieser ausgeprägten Form der Sprache, welche unter jener Voraussetzung nicht erst, wie die ägyptische, im Lande Sumir geschaffen werden konnte, ein Zeugnis dafür, daß die Rasse schon eine geordnete gesellschaftliche Organisation geschaffen habe, welche viele Urfamilien und Horden umfassen mußte. Wir hätten also hierin einen Anlaß, in einem Fortschritte der gesellschaftlichen Fürsorge den Grad der Ueberlegenheit zu erblicken. Damit stände eine andere Thatsache in engster Verbindung, wenn sich Lenormants Angabe bewährt [1]), daß der babylonische Gott und Gottesname Maruduk (als Amar-Utuki)

[1]) François Lenormant, Die Anfänge der Kultur. Jena 1875. II. S. 125.

der Sprache und dem Volke der Akkadier angehört. Indem dann der Akkadier Marudur nach dem Mythus das dunkelfarbige Urvolk in der Person der weiblichen Schlangengottheit Tiamat besiegt, zeigt sich uns hierin nach einem später noch zu erklärenden Zusammenhange ein anderer Fortschritt gesellschaftlicher Organisation: diese Turanier erscheinen schon bei ihrem ersten Eintritte in die Geschichte unter väterlicher Gewalt geordnet. Sie erscheinen auch nicht als ein Volk, das neben anderen zu wohnen und die Früchte des reicheren Landes zu genießen gedenkt, sondern als solche, die zu herrschen verstehen. Das Schicksal der erschlagenen Tiamat, die keine Aufnahme in das System der herrschenden Götter findet, ist das Schicksal ihres Volkes; nur noch in der Erinnerung lebt sie als ein böses Princip. Wenn die Akkadier auch „Kenntnis und Uebung in Ackerbau und Kanalisation, in der Baukunst (mit lufttrockenen Ziegeln), in Bearbeitung der Metalle“ besaßen, wenn „zahlreiche Worte des (jüngeren) assyrischen Sprachbestandes, welche sich auf Ackerbau, Gewerbfleiß, Regierungsform und Beamtenhierarchie beziehen, dem Sumerischen entnommen sind“ [1]), dann läßt sich von diesem Kulturbestande natürlich nicht mit einiger Sicherheit abscheiden, was dieses begabte Volk in einem vielleicht Jahrtausende langen Zeitraume der Seßhaftigkeit auf uraltem Kulturboden erst hierselbst erworben und angenommen hatte. Wenn aber die Dichtungen der Thontäfelchen nicht bloß turanische Sprache, sondern auch turanischen Sagenstoff enthalten, dann haben wir in diesen Männern der gelben Rasse die ersten Vertreter des Nomadentums vor uns, desjenigen echten Nomadentums, dessen Begriff nicht im Umherschweifen, sondern im Zähmen, Züchten und Beherrschen einer bis dahin ungebändigten, wenn auch gejagten Tierwelt wurzelt. Daß aber dieser Sieg über die Tierwelt mit dem Siege jener väterlichen Gewalt und einer neuen Organisationsform, wenn auch nicht als notwendige Voraussetzung, so doch als mächtiges Förderungsmoment eng zusammenhängt, werden wir an seinem Orte kennen lernen. Die Dichtungen sprechen von Stier und Kuh, von Esel und Eselin, von den „Haustieren der Felder“, von „Rinder- und Schafherden“ und vom Maultiere im Joche vor dem Wagen.

Wir sehen schon in diesen Andeutungen das Wachstum der Kulturelemente, das gleichsam in geometrischen Progressionen vorwärts schreitet. Jede nachfolgende Rasse bringt neue Waffen und neue Ergebnisse der gesteigerten Thatkraft mit sich, um sie in fruchtbarster Ehe dem vorhandenen Schatze der unterjochten Kultur zu vermählen. Nahm das Volk schon eine in bestimmten Baugesetzen gefestigte Sprache, vielleicht sogar ein fertiges Zahlensystem aus der rauheren Heimat mit, deren entferntere Räume der Dienst der gebändigten Tiere in einem durch diese Erleichterung belebten Verkehre verbunden hatte, so sehen wir diese Sprache im Dienste eines

---

[1]) Nach Wahrmund a. a. O.

behaglichen Lebens zu Schöpfungen der Kunst sich erheben, deren Formen vorbildlich wurden für die Kunst nachkommender Völker. „Daß der sogenannte Parallelismus der hebräischen Poesie, vermöge dessen ein und derselbe Gedanke mit geringer Veränderung seines Sprachkleides ein zweites Mal zum Ausdrucke gelangt, schon den sumerischen Vorbildern angehört, ist in der That sehr beachtenswert." Und doch ist vielleicht diese dem Schönheitsgefühle wie der Anblick symmetrischer Formen sich einschmeichelnde Redeweise nach unten hin begründet durch das Bedürfnis einer noch undurchjäteten Sprache, die zu dem ersten Versuche sich erhebt, zu Hörenden und nicht zu Sehenden zu sprechen. Die Homonymie und unsichere Begrenzung eines Wortes findet in der Sprache selbst eine zweifellose „Deutung" durch die Wiederkehr des Gedankens in einem synonymen Satze.

Dem Strome, den die gelbe Rasse nach Süden entsandte, muß ein stärkerer nach Nordosten und Osten zur Seite gegangen sein, dessen Zeugnis das mächtige Kulturvolk der Chinesen besser erhalten hat, wie der abgerissene kleine Zweig des Südens. Wenn beide Zweige verschiedenen Sprachsystemen angehören, so können wir das nach unserer Darlegung über die Entstehung der Sprache nur auf ebenso viele sociale Verkehrsverbände deuten. Gewiß gab es solcher, nachdem einmal diese Rasse zur socialen Organisation über die Urfamilie hinaus fortgeschritten war, eine unbegrenzte Menge geringeren Umfangs; aber auch unter solchen Verbänden — den „Sprachfamilien" — mußte ein ähnliches Gesetz „ausjätend" aufräumen, wie jenes, das die kleine Organisationsgruppe der Urzeit decimierte.

Aber ebenso waren stetig neue im Entstehen, und aus der Bewerbung um den Preis der Tüchtigkeit traten stets neue Sieger hervor. Ein Menschenschlag von dunkelweißlichter Hautfarbe, echte Nomaden von Kraft und Schlichtheit, ohne besondere Mittel, hohe Thatkraft ausgenommen, wie sie der härtere Kampf erzeugt, steigen aus einer armen Gegend herab. Sie selber sind arm in hohem Grade zu nennen neben dem Reichtum der Kultur, welche die Verbindung so vieler Völker mit ihren unterschiedlichen Gaben in der Niederung erzeugte. Weitab von ihrem Nomadenstolze steht ihr Nomadenbesitz: Schaf und Ziege und vielleicht das Rind, sicher der Esel. Das Roß kennen sie nicht, auch nicht das Schwein. Eisen ist ihnen fremd und kaum führen sie Waffen von Bronze. Aber jener Reichtum der Niederung entbehrt des Schutzes gleicher Thatkraft und wird dieser zur Beute. Ihr entspricht ein hoher Grad gesellschaftlicher Fürsorge. Neben Resten uralter Familienverfassung, die das menschlichere Band festhalten, ist ein absoluter Wille eines väterlichen Familienhauptes unter Formen zur Herrschaft gelangt, die einer solchen Familie einen ungemessenen Wachstum gestatten, eine treffliche Kampforganisation. Gleich den Stücken der Herde ist auch der Mensch ein Stück des Besitzes des väterlichen Herrn, als lebendige Kraft, als Motor neuer Unternehmungen, ist er ein Gegenstand des Beutekrieges. Und überdies ist die sociale Fürsorge zur Vergesell-

schaftung solcher Gruppen zur Erreichung bestimmter Ziele wie zur Abwehr vorgeschritten. Eine völlig neue Sprachform, ein Zeugnis für großen Scharfsinn, ein Sprachsystem der Berechnung und der Ausdruck des klugen Haushaltens mit geringen Mitteln erscheint mit diesen Fremdlingen, die wir mit dem Namen der biblischen Stammtafel Semiten nennen. Seine Vollendung fand indes das Volk nach jeder Richtung hin, auch das Sprachsystem nicht ausgenommen, erst in den neuen Wohnsitzen und Umgebungen, glücklicher in allem als die Vorgänger, wie denn auf altem Kulturboden jedem neuen Siege der Thatkraft ein reicherer Lohn aufbewahrt war. Nach der Art dieses vorgefundenen Schatzes der Kultur früherer Völker gestaltete sich aber auch Schicksal und Eigenart des Volksstammes. Wir finden einen Zweig als Eroberer des Doppelstromlandes in weiter Ausdehnung zu schnell vorschreitender hoher Kultur gehoben. Er fand hier als Erbe der Turanier das gezähmte Roß und — vielleicht ein Erzeugnis der roten Rasse — den Streitwagen, treffliche Beutestücke für die eigene Kriegstüchtigkeit. Wagenkampf und Reitkunst haben sich fortan von Babylonien aus in höherer Entwickelung nach Ost und West verbreitet.

In gleicher Bedingtheit durch die zur Aufnahme bereitstehenden Kulturmomente des Occupationslandes erwartete den zweiten Zweig dieses Stammes ein ganz anderes Geschick. Vordringend bis in den Süden Arabiens durchbrach er das Gebiet der roten Rassen, sie beiderseits ans Meer andrückend, traf südlich auf die schwarze und schob sie gewiß mit Leichtigkeit bis an den Südrand der Halbinsel zurück oder ließ ihr Raum in den weiten Maschen seines Verbreitungsnetzes. Von ihr wurde den Eroberern keine höhere Kultur, keine fertige Form der Organisation, kein Staatswesen zum Geschenk gemacht; nur das Kamel mag als ein Geschenk dieser Art gelten. Was sie hier fanden, das war im Gegensatze zum Euphratlande so recht eine neue Heimat der Steppe, und sie haben uns auf dieser Bühne das eigentümliche Leben ihrer Art so recht vor Augen geführt. Abgesehen von der wachsenden Stärke der Familien und einzelner Verbandsgruppen solcher spiegelt sich hier noch einmal ziemlich getreu, nur von mehr Kraft und Unternehmungsgeist getragen, das Leben der Urzeit und zeigt uns in seiner Verbindung mit der höheren Form des Nomadentums die neue Art des Beduinenlebens. Wechselnde Lagerstätten, unstätes Wandern, stetiges Suchen und Streben nach Erwerb, und was die Stufe von der vorigen trennt: alles tritt in den Kreis des Erwerbes: kein Tier ist mehr wild und stark genug, kein Schatz sicher genug, den andere aufgespeichert, keine Frucht, die andere gebaut, und das beste Ziel des Beutekampfes ist der Mensch selbst. Diese Erweiterung der Erwerbsmöglichkeit dankt die Rasse außer ihrer höheren Thatkraft den verstärkten Erwerbsmitteln der gezähmten Tiere, den verbesserten Waffen und der erweiterten Vergesellschaftung, insbesondere dem Besitze des Menschen als Werkzeug — der „Sklaverei". Die rote Rasse, wo sie unbeeinflußt geblieben, wie in Amerika, hat weder

die Institution des Nomadentums noch die der Sklaverei geschaffen. Die Grenzen solcher Erwerbsgelegenheit sind nur in dem Maße beschränkter, in welchem sich die Gesellschaftsverbände erweitert haben; dieser Beschränkung hält die durch solche gewonnene Intensität die Wage, und der beständige Zerfall und Wechsel läßt die Erwerbsgelegenheiten nicht sparsamer werden. Alles, was außer dem Verbande steht, Tiere, Früchte, Schätze, Menschen, alles ist ohne jeglichen Schutz eines Rechtsgedankens, alles Gegenstand des Beduinenerwerbes. Die Anpflanzungen, welche die schwarze Rasse nach ihrer Art Fürsorge anzulegen gelernt hat, sind dem Beduinen ebenso viel Honigwaben, aus denen er sich im Bedarfsfalle Speise holt; daß er dafür und dazu die Bienen am Leben läßt und gegen andere Honigsucher schützt, ist die einzige Art von Regierungsform, die er stammfremden Bevölkerungsteilen gegenüber kennt; und die konnte er erst auf dem Boden der Einwanderung kennen lernen. Diesen armen, durch die Kunst des Pflanzenbaues seßhaft gewordenen Gemeinden in den Netzmaschen des Nomaden entspricht ein aus gleicher Lage hervorgegangenes Städtewesen der roten Rasse. In ihm hat sich höhere Kunstfertigkeit selbst einen höheren Schutz zu schaffen gewußt. Kraft des Angriffs und Kunst der Abwehr halten einander die Wage, und Kanaanit und Punier tritt dem Semiten ebenbürtig gegenüber. Auf solcher Gleichheit entwickelt sich ein Verkehr in gesicherteren Formen, der zur Annäherung, zur Verschmelzung führen kann. Durch solches Durchbringen wird auch der Semite seßhaft; das ist die Kulturform Syriens in alter Zeit.

Dagegen bleibt Arabien nur mit dem Unterschiede jener Beimischung der schwarzen Haut, was die ältere Heimat den Semiten war: „Die Steppen Mittelasiens und die arabischen Wüsten sind die großen Behälter, aus denen ein Strom ungebrochener Menschenkraft sich dauernd ergießt — sie sind die officinae gentium." „Was Arabien insbesondere betrifft, so ist seine Bevölkerung in steter Bewegung, weshalb man die Halbinsel oft mit einem Kessel verglichen hat, in dem es ewig siedet. Stammfehden, anhaltende Dürre und Hungersnot, Naturereignisse oder Unglücksfälle, wie z. B. der berühmte Dammbruch von Marib, genügen, um eine Bewegung in den Stämmen hervorzurufen, die nicht selten ihren Wellenschlag vernichtend oder umgestaltend tief in die angrenzenden Kulturvölker hineinträgt" [1]. „Die arabische Halbinsel ward zur Wiege der Wanderhorden für die tropischen Breiten Nordafrikas und Südasiens, eine lebendige Menschenquelle, deren Strom seit Jahrtausenden weit und breit nach dem Orient und Occident hin sich ergossen hat, die Völker vom Ebro bis zum Oxus besiegend und selber unbesiegbar" [2]. Wir sehen hier also gleichsam im kleineren Maß-

[1] Wahrmund. S. 24.

[2] Schrader, „Abstammung der Chaldäer und Ursitze der Semiten" in: Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft. XXVII. S. 418.

stabe die Probe auf die Wirksamkeit jener Faktoren und Umstände gemacht, durch welche wir die ursprüngliche Ausbreitung des Menschentums über die Erde erklärbar glaubten. Nur müssen die Antriebe der Urmenschheit weit weniger spontane, muß das Tempo der Verbreitung bei mangelnden Vehikeln ein unendlich langsames gewesen sein, während es uns durch nichts bedingt erscheint, auch den Wanderungen der zweiten Art ungemessene Zeiträume zuzuteilen. Während bei der ersten Verbreitung die physikalischen Einflüsse in Verbindung mit dem natürlichen Fortschritte der Lebensfürsorge als die Faktoren der Differenzierung wirkten und das Ergebnis in einer dem inneren Zusammenhange nach noch unerklärten Umgestaltung gewisser Körpermerkmale hervortritt, erscheinen bei der zweiten Wanderung die Komposition der Kulturmomente, welche vorangehende Bevölkerungen aufgeschichtet haben, neben der Mischung der Menschenschläge als die wesentlichsten Bildungsfaktoren, und ihre Aeußerungen treten weit mehr auf dem kulturgeschichtlichen Gebiete hervor. Wieviel aber in der Kulturgeschichte jene Komposition der Elemente zu bedeuten hat, wie sehr sie über jenen Merkmalen hervortritt, welche infolge der ersteren Differenzierung gewonnen wurden, das zeigt der Vergleich der Ostsemiten auf dem durch so viele Kulturschichten befruchteten Boden Assyriens und Babyloniens mit den Westsemiten auf dem fast jungfräulichen Boden Arabiens, und wieder der Vergleich dieser mit den nächstverwandten Stämmen, welche auf syrischem Boden zwischen die Sitze der eigenartig fortgeschrittenen roten Rasse gelangten. Ein sprechendes Beispiel dafür ist uns aber auch der Araber selbst, der, in seiner zweiten Heimat einen halbwilden Zustand mit außerordentlicher Zähigkeit festhaltend, auf dem Kulturboden der Euphratländer und des römischen Reiches sofort eine hohe und glänzende Kultur entwickelte.

Die Sprache dieser Rasse mit dunkelweißlicher Haut ist von allen vorangegangenen unterschieden durch die erwähnte Ausnützung des Vokalklanges in den Wurzeln sowohl als Deutmal der Homonyme wie als bevorzugtes Mittel der Sinnbegrenzung. Während das Turanische sich damit behalf, die Sinnbegrenzung nach ihrer Art gleichsam mit Namen zu nennen und diese Nennung an das seinem Sinne nach zu beschränkende Wort anzuhängen, suchte der Semit in möglichst vielen Fällen durch den Wandel des vokalischen Klanges innerhalb der Wurzel denselben Zweck zu erreichen. Doch kann bei seiner Herabwanderung dieser Prozeß noch nicht in solcher Weise vollendet gewesen sein, daß er nicht noch neuerliche Beeinflussungen der Sprachbildung im Verkehr mit den Völkern der neuen Heimat geduldet hätte. So neigte sich, abgesehen von anderen Einflüssen, die Sprachbildung mehr oder weniger auch dem anderen Principe zu. Nach der Weise, wie die Gebietsverteilung der beiden Principien vor sich ging, hat man eine Einteilung von Süd- und Nordsemiten geschaffen. Jene, zu welchen die Araber mit ihren Stämmen und Zweigen gehören, bilden mit Konsequenz auch die Mehrzahl durch Lautänderung, einen sogenannten „inneren Plural“,

die Nordsemiten — Babylonier und Assyrier, Aramäer und Kanaaniter — folgen an dieser unterscheidenden Stelle dem anderen Principe.

Unter der Herrschaft der Semiten konnten sich anderseits die Sprachen der älteren farbigen Bevölkerungen als Individualitäten nicht erhalten; nur Kultur und Fixierung durch die Schrift bewirkten in Babylon, aber auch nur in beschränktem Maße und für beschränkte Zeit, eine Ausnahme. Aus dem lebendigen Verkehre verschwanden die wahrscheinlich noch vielgestaltigen Sprachen der Schwarzen zu Gunsten arabischer Dialekte, die Sprachen der roten Rasse bequemten sich einer Form des Nordsemitischen an — und selbst über die Schriftsprache der Akkadier siegte das semitische Babylonisch-Assyrische. Seither erscheinen die Phönizier als Semiten. In Aegypten allein in der alten Welt durfte ein Zweig der roten Rasse seine Sprache ausbauen, nachdem hier nach langen Kämpfen die ältere Kultur über den semitischen Eindringling gesiegt hatte. Die Sprache der gelben Rasse mußte infolge ihrer Isolierung untergehen, daß aber die der roten so wenig standhielt, dürfte darauf hindeuten, daß der Prozeß der einheitlichen Sprachbildung bei den Semiten weiter fortgeschritten war als bei jener und daß fortan die Art ihres Erwerbes durch Handfertigkeit und Handel die punischen Stämme den Vorzug der Einheitssprache nicht verkennen ließ; auch heute noch bequemen sich handeltreibende Stämme am schnellsten dem Gebrauche fremder Sprachen an.

Hier erst beim Eintritte der semitischen Wanderung bietet sich uns ein Anhaltspunkt für eine Zeitbestimmung, die wir, so ungenau sie ist, als die beste dieser Art schätzen müssen. Allgemeine Urteile über die „Volksseele" haben gewöhnlich mehr Bestechendes als Verläßliches. Renan hat viel Anklang gefunden mit der Entdeckung, daß die semitische Rasse absolut untauglich sei zur Schöpfung epischer Dichtungen; andere behaupteten, die Unfähigkeit, große Staatsorganismen zu erbauen, bezeichne einen kennzeichnenden Fehler der Rassenbegabung. Beides widerlegen die babylonisch-assyrischen Semiten; sie sind vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach auf asiatischem Boden die ersten, welche mit den ihnen freilich gleichsam vom Glücke zugeworfenen Elementen den Aufbau eines großen, autokratisch beherrschten und einheitlich organisierten Reiches versuchten, fast sicher die ersten, die es mit größerem Erfolge thaten. Selbst die analoge Schöpfung der braunen Rasse auf ägyptischem Boden ist in ihrer ganzen Vollendung, der Vereinigung Ober- und Unterägyptens, vermutlich nicht älter. Was die Vorgänger der Semiten an Organisation auf babylonisch-assyrischem Grunde geschaffen hatten, das waren gleich den ägyptischen Nomen zahlreiche kleine Gemeinwesen, um den Mittelpunkt einer gemeinsamen Malstätte — eines „Tempels" — geordnet und von priesterlich-hausväterlichen Kleinkönigen beherrscht. Sargon, der Semit, ist der erste, welcher die Menge dieser Kleinkönige stürzte, und alle diese Landschaften zu einem babylonischen Reiche vereinigte. Die von ihm erhaltene Legende läßt ihn

sagen: „ich habe beherrscht die oberen Länder, ich habe [befohlen] den Königen der unteren Länder“ und dem vorausschicken: „ich habe beherrscht die Menschen mit braunem Gesichte ...“

Sargon ist aber schon im Purpur der Kultur geboren, denn schon vor ihm führen die Könige von Agade (oder Agane nördlich von Babylon) seit mehreren Jahrhunderten semitische Namen [1]). In dieser Zeit waren auf den Semiten bereits alle Kulturelemente früherer Bevölkerungen übergegangen, und die größere Fülle der Macht hob sie zu größerer Fruchtbarkeit. Er begründete — bezeichnend für diese Art Kulturkumulation — eine große Bibliothek, um die Schätze der akkadischen Vorzeit zu erhalten, begründete aber auch gleichzeitig das Uebergewicht der semitischen Sprache. Seitdem wurden alle Privatverträge in assyrischer Sprache abgefaßt, so oft der eine der Kontrahenten einen semitischen Namen führte [2]). Nun wurde nach Kaulen [3]) „erst ganz kürzlich“ eine Inschrift Nabonedss (556 v. Chr.) gefunden, in welcher dieser König die Zeit der Herrschaft Sargons um 3200 Jahre hinter seine eigene (also um 3750 v. Chr.) zurückversetzt. Allein schon Kaulen trägt Bedenken gegen die Annahme dieses Datums, indem die Summe wohl nur eine unvordenkliche Zeit bezeichnen solle. Die allgemein angenommene Chronologie setzt Sargon ungefähr auf das Jahr 2000 v. Chr. Man wird also die Einwanderung der Semiten ungefähr in die Mitte des 3. Jahrtausends versetzen dürfen.

Gegen den Schluß dieses Jahrtausends, um 2180 v. Chr. nach Lauth [4]), gelangt das semitische Hirtenvolk der Hyksos („Hirtenkönige“) in das ägyptische Niederland — den überraschten Aegyptern eine unbekannte Erscheinung. Nach der Richtung ihrer Herkunft hielt man sie für „Phönizier“, wie Manethos Ueberschrift der „XV. Dynastie“ zeigt; aber „einige behaupten, sie seien Araber“, fügt derselbe Chronist hinzu, und so hat sie in der That eine spätere Zeit bezeichnen müssen. Ihr Erscheinen, das hier im Lichte der Geschichte erfolgt, ist lehrreich genug; es zeigt, wie rasch diese Art thatkräftiger Wildheit sich in die Aufnahme der Kultur findet. Die ersten „Schasu“ (Nomaden) erscheinen um 2185 als echte Beduinen dem Raube folgend und erfüllen das Land mit Greueln. Dann aber ergreift ein von ihnen gewählter König, der den semitischen Namen Schalit (Salites) „Regent“ führt, die Herrschaft und seine Nachfolger regieren bis 1840 „vollständig ägyptisiert“, mit allen Formen ägyptischer Kultur umgeben und bauen Tempel und Städte.

Während die gelbe Rasse nur ein schwaches Reis südwärts gesandt hatte, dem Hauptstocke nach aber Hochasien festhielt, oder zunächst den Osten

---

[1]) Lenormant a. a. O. II. S. 78.

[2]) Lenormant, Magie. S. 336. Anm.

[3]) Kaulen, Assyrien und Babylonien. Freiburg 1886. S. 196.

[4]) Lauth, Aegyptens Vorzeit. Berlin 1881. S. 228.

und Südosten ihren Unternehmungen erschloß, erscheint das semitische wie das Reis eines gänzlich verdorrten Stammes; ihm bleiben keine verwandten Glieder in der großen Kinderstube der Völker zurück — wenn wir nicht die nächstfolgend oder wohl auch schon gleichzeitig auf anderen Wegen nachdrängenden Völker zu ihm in nächste Verwandtschaft setzen wollen, von der sie allein die Art ihrer Sprache getrennt hat.

Aus Hochasien folgen noch zwei Hauptgruppen weißlicher Farbe in leichten Abschattierungen nach, eine dunkler und eine heller gefärbte Gruppe. Wie sie ein schon in gemeinsamem Verkehre ausgetauschter Sprachschatz und bis zu einem Grade gemeinsame Gesetze des Baus untereinander verbinden, so scheiden sie dieselben von jener semitischen Gruppe gleicher Rasse. Aber so mannigfaltig wir uns die Verkehrsvorgänge und Verkehrscentren in Innerasien nur vorstellen können, so dürfen sie in der That auch gewesen sein, wenn auch nicht jede Art zu vollendetem Austausch des Sprachgutes führte. Wenn einmal von fachkundiger Seite die Sprachgesetze auf solche Möglichkeiten hin geprüft würden, so dürfte sich vielleicht zeigen, daß andere „arische“ Sprachen so gut wie die unsere mancherlei Erinnerungen an ohne Endresultat gleichsam wieder abgebrochene Verkehrsversuche solcher Art in sich tragen. Der Austausch- und Ausjätungsprozeß der Sprachwurzeln setzt einen sehr früh begonnenen und lange fortgeführten Verkehr voraus. Sehen wir schon von einem solchen ab, so läßt doch noch der Vergleich der Sprachnorm in betreff Sinnbegrenzung und Satzfügung Schlüsse auf einen solchen von minder durchgreifenden Folgen zu. Aus unserer eigenen Sprache könnten wir so schließen, daß die arischen Stämme in ihrer Kindheit sowohl mit semitischen wie mit turanischen verkehrt und, wie das selbstverständlich ist, je nach Lage und Bewegungsweise in verschiedener Weise erfolgreich verkehrt haben müssen. Unsere Sinnbegrenzung wird uns wie von einer zweifachen Seele eingegeben, die des Zeitwortes unterscheidet hiernach die Schule als eine „starke“ und eine „schwache“ ihren Formen nach. Jene steht dem Principe der semitischen, diese dem der „anlötenden“, sagen wir in unserem Falle der turanischen näher. Wir bezeichnen bei dem einen Verbum das Präteritum durch Anheftung eines — jetzt freilich längst rudimentär gewordenen — „that“ an die Wurzel, bei einem anderen wieder durch eine Lautwandelung, die dem Principe der „inneren Flexion“ kaum ganz fern steht — trink! — trank, tränke. Ebenso folgen wir bei unseren Ableitungen denselben zwei grundverschiedenen Principien; wir ändern den Ton — Trank, Trunk — und kleben an — Kränk-lich-keit, Wirt-schaft-lich-keit. Der Sprachforscher weiß noch zu zeigen, wie einmal alle diese Anklebsel ihr selbständiges Leben führten, wie in einer agglutinierenden Sprache. Recht sehr an das semitische Princip, durch wandelnde Einschaltung von Vokalen in das dreilautige Gerippe der Wurzelkonsonanten Leben verschiedener Art zu bringen, werden wir gemahnt, wenn wir die Auswahl der so herstellbaren Kombinationen in mehreren nah-

verwandten Sprachen vergleichen. Wir werden dann insbesondere an jene Gruppe ägyptischer Homonyme erinnert, die durch Begriffsverwandtschaft verbunden in der jüngeren (koptischen) Sprache nur noch für eine beschränktere Auswahl von Begriffen angewendet wurden. Aus den drei Konsonanten g (= h), l und s bilden wir in Gemeinschaft mit dem Slaven durch Füllungskombinationen: golos, hlas und hals: das erstere hat der Russe, das zweite der Tscheche zur Bezeichnung der Stimme, das dritte wir zur Bezeichnung des Stimmorgans ausgewählt. Aus g (h) — r — d (t) haben wir wieder in Gemeinschaft mit dem Slaven gorod, grad (hrad), gard, gert, hrot, grat, gurt gebildet und auf diese innere Lautwandlung verteilen wir eine Menge mitunter nur weitschichtig verwandter Begriffe. Wir bezeichnen als Gert einen Stab (in den Volksrechten Etter-gert = Zaunstab) oder eine Rute, der Slave mit Hrot den Spieß, und wie man einst gedrehte Ruten (Weiden) als Stricke benutzte, mit Gurt und Gürtel das Leibband, hrad-iti nennt der Slave „zäunen", Gaard der Däne den Hof, Garten nannten die Voreltern den umhegten Grund beim Hause, Gorod und Hrad bedeuten das umwallte Schloß, Grat ist des Walles oder des Zaunes Kamm, und aus dem Grat ragt die Gräte. Wir verkennen nicht, daß verschiedene Völker auch ganz unabhängig voneinander auf dem gleichen Wege zur Bezeichnung der Sinnbegrenzungen gelangen können; aber bei der sonst unverkennbaren nächsten Verwandtschaft kann nicht ausgeschlossen sein, daß diese Formen Zeugnis geben von einem angebahnten, doch nicht bis zur Ausgleichung fortgesetzten Verkehr arischer und semitischer Stämme.

Versuchen wir es, uns einen solchen Prozeß, wie er möglicherweise vor sich gegangen sein könnte, etwas genauer vorzustellen, so würde es zunächst eine größere Zahl Familien sein, welche im gesellschaftlichen Anschluß aneinander, wie ihn das Beduinenleben fordert, durch gegenseitigen Verkehr das Sprachgut der Wortwurzeln zur Erwerbung der Sprache dieses Verkehrs ausgetauscht hätten. Daß diese Familien schon ursprünglich verwandtschaftlich verbunden seien, bleibt immer wahrscheinlich, obwohl es nicht für alle Fälle notwendig erscheint. Es ist die Art des Beduinentums, im Gegensatze zur älteren Art des Nahrungserwerbes, solche Bündnisse stets zu schließen und zu erweitern, und sie erstrecken sich schon bei einer geringen Zahl von Familien der Lebensweise halber räumlich über sehr weite Strecken. Sie werden aber auch häufig gelöst, aus der Freundschaft wird Feindschaft und der befehdete Teil sucht neue Bündnisse. So kann allmählich die aus der Familiensprache kombinierte Verkehrssprache, gleichsam eine forensische Sprache, neben jener des internen Gebrauchs große Gebiete erobern. Ihre Entstehung und Verbreitung ist um so leichter, je weniger die Familiensprache an Sprachgut außer dem Wurzelvorrate noch besitzt; denn in diesem Falle ist die allgemeine Deutsprache noch um so unbeschränkter in der Herrschaft und dient als treffliche Vermittlerin. Es ist wahrscheinlich, daß wir solche Verhältnisse bei

den verschiedenen wilden Stämmen vor uns haben, bei welchen eine besondere „Männer-“ neben einer „Frauensprache“ besteht. Je nach der Art der Familienorganisation und der Stellung der Frau wird aber früher oder später jene forensische Sprache auch in die Familie eindringen und auch die „Muttersprache“ umgestalten. So spricht auch die chinesische Urüberlieferung von den „hundert Familien“, auf welche sie die Anfänge ihres Gesellschaftswesens und bezeichnenderweise die Erfindung der Sprachfixierung durch eine gemeinsame Urschrift zurückführt [1]).

Eine Verkehrssprache auf dieser Stufe, durch ein behendes Beduinenvolk und Nomadenzüge über weite Strecken hinausgetragen, könnte nun bezüglich der Wortstämme als gemeinsame Quelle aller nachmals als „arisch“ bezeichneten Sprachen betrachtet werden. Wie aber ein solches Sprachgut an den Grenzen des Gebietes, die, den Bedürfnissen des Verkehrs und den wechselnden Bündnissen folgend, immer bewegliche bleiben werden, stets neue Bereicherungen erfahren wird, so mußte sich dann auch der Fortschritt der Sprache auf dem Wege zur Sinnbegrenzung in ganz ähnlicher Weise vollziehen. Einen Teil dieser Bildungen — wir glauben dahin die Personalflexion des Zeitwortes zählen zu dürfen — werden unsere arischen „Hundertfamilien“ — hundert heißt ursprünglich nur die ungezählte Menge — auf gleicher, gemeinsamer Grundlage wie die Worschatzbildung vollzogen haben; betreffend anderer aber gingen bei mittlerweile fortgeschrittener Volkszahl und Verbreitung die sich sondernden Verkehrsgruppen und Vergesellschaftungen ihre eigenen Wege. So dürfte, wenn nicht Specialuntersuchungen ein anderes Ergebnis zeigen sollten, die stammmütterliche Gruppe der Slaven bei der Bildung der Flexion des Nomens andere Wege gegangen sein und wohl sicherlich war das in Bezug verschiedener Sinnbegrenzungen des Verbums — außer der Personalflexion — der Fall.

Aber auch innerhalb der so sich bei fortschreitender Volkszunahme ablösenden und durch Raumintervalle sondernden Separatbündnisse setzte sich, aus dem gleichen Anlasse, derselbe Prozeß weiter fort. Einflüsse der Nachbarschaften können nicht ohne Bedeutung gewesen sein, denn die Art Lebensfürsorge, welche zu jenen Bündnissen und Verkehrseinigungen zwang, die wir noch im einzelnen und in ihren konkreten Formen kennen lernen werden, diese Art Lebensfürsorge gestattete nicht die Zurückweisung eines nützlichen Bundesgenossen aus Gründen der Sprachverschiedenheit, diese fiel vielmehr nach dem Principe der Sprachbildung immer weniger ins Gewicht, je weiter wir uns zurückversetzen. Es werden also von solchen Familiengruppen, solange bestimmte Formen der Sinnbegrenzung noch nicht fixiert waren, die einen nach diesem, die anderen nach jenem Muster sie zu bilden versucht haben, es werden, um durch ein Beispiel klarer zu werden, die einen das Vergangene im Begriffe des Rächens mit „roch“, die

[1]) Lenormant, Magie. S. 331.

anderen mit „rächte“ auszudrücken gelernt haben; es werden allgemein die einen ihre Gegenstands- und Thätigkeitsworte in dieser, die anderen in jener Art umgewandelt haben, um bestimmte Sinnbegrenzungen auszudrücken.

Nun blieb aber die sociale Entwickelung bei den Verbandsgruppen der Nomaden- und Beduinenzeit keineswegs stehen. Die Art der nachfolgenden Unternehmungen, die Gruppierung im Zustande der Seßhaftigkeit, die Aneinanderschweißung bei zunehmender Volksdichte und die ins Unendliche vermehrten Fäden des alle durchschlingenden Verkehrs, alle diese Umstände schufen auch ohne staatliche Organisationen von entsprechendem Umfange aus den Familienverbänden Volkseinheiten, und innerhalb dieser vollzog sich nun auf einer höheren Stufe aufs neue, was uns der Bildungsprozeß der ägyptischen Sprache auf unterster Stufe zeigte. Nun aber bezog sich die Konkurrenz und die Auslese des Sprachgutes nicht mehr wie damals auf den Vorrat der Wurzeln, zu dem alle Familien beisteuerten, sondern auf den gesamten Sprachschatz in Wurzeln und Formen und Gesetzen ihrer Bildung, zu denen nach solcher Fixierung im wesentlichen nichts mehr hinzukam.

Mit der Auswahl dieser verschiedenen Kategorien angehörigen Sprachelemente verbanden sich Kombinationen derselben, und diese bewirkten jene bunte Mannigfaltigkeit des Sprachbaues, der nun keineswegs mehr einheitlichen, sondern so komplizierten Gesetzen folgt, daß es keinem menschlichen Gehirne möglich gewesen wäre, diese zu erdenken und bei allem Widerstreit in ein System zu bringen. Wir nehmen an, daß von den neun oder zehn Arten ein Nomen zu deklinieren, die manche Sprachen besitzen, ein Teil auf solche Weise denselben eigentümlich geworden ist, ganz besonders aber, daß die sogenannten „Unregelmäßigkeiten“ auf solche Kombination ihre Berechtigung zurückführen können. Die gleichwertigen Formen der Sinnbegrenzung, welche einzelne Verbände entwickelt haben, erfuhren keine Auslese in der Weise, daß sie je bis auf eine verworfen worden wären, während sich dann alle Volksgenossen bequemt hätten, diese eine Form in Verbindung mit allen Wurzeln zu gebrauchen. Dieser Vorgang hätte ein ganz abstraktes Denken und ein gleichsam artikuliertes Uebereinkommen vorausgesetzt. Vielmehr fanden verschiedene Formen Aufnahme und Verwendung, doch in einer auf die Verbindung mit bestimmten Wurzeln beschränkten Weise. Diese Wurzeln bildeten dann wahrscheinlich samt der mit ihnen verbundenen Begrenzungsform denjenigen Anteil, mit welchem der betreffende Verband im Verkehr besonders hervortrat.

So allenfalls können wir uns nach Analogien und, falls die Zeugnisse der Sprache nicht trügen, auf Grund dieser die interne Entwickelung jener weißlichen Rasse vorstellen, welche nach nicht gar langer Zwischenfrist ihre Züge den semitischen Verwandten nachsandte. Indes müssen wir betreffs des Ueberströmens dieses Hochlandes zwei sehr verschiedene Weisen

unterscheiden. Der eine, breithinfließende Strom folgte in niemals ganz gehemmtem Flusse jenem gleichsam physikalischen Drucke zur Ausbreitung, den wir als den primären Antrieb dieser Art bezeichnet haben. Diese natürliche Expansion der Bevölkerung muß noch wachsen, wenn diese in die Stufe des Nomadentums eingetreten ist, denn einerseits gestattet diese fortgeschrittene Fürsorgeart eine bedeutende Vermehrung des Volkes, und andererseits erheischt diese Art Erwerbsbetrieb ausgedehnte, dem Wechsel offenstehende Weidegebiete. Auf diese primäre Weise mußte die Volksmenge stets nach jenen Gegenden hin abströmen, welche solcher Art Erwerb noch offen standen, sei es, daß sie ohne Bevölkerung, oder von jener Art urzeitlicher Menschen bevölkert waren, welche der fortgeschrittenen Organisation der Nomaden keinen Widerstand leisten konnten. In dieser Weise muß das Vordringen der beiden superioren Rassen, der gelben und weißen, nach vielen Teilen Inner- und Nordasiens und vorzugsweise durch die sarmatischen Ebenen nach Europa hinein stattgefunden haben. Wenn man, was nicht zu recht geschieht, diese Art Verbreitung eine „Völkerwanderung" nennen will, so hat eine solche seit vorgeschichtlichen Zeiten nicht mehr aufgehört.

Von dieser Art Verbreitung der weißen Rasse bahnen verschiedene Uebergänge — abgestuft nach dem Grade der Widerstandsfähigkeit der gegenüberstehenden Kultur — den Weg zu der der planmäßigen Unternehmungen, der Einfälle in das Bereich der Kultur. Solche Unternehmungen kann man mit mehr Recht „Wanderungen" nennen. Solche in großartigem Maßstabe, in Verbindung mit einer raschen Aufnahme der vorbereiteten Kultur und dem entsprechend dauerhaften Folgen, so daß sie bei allen zerstörenden Geleitfolgen doch selbst wieder als Kulturschöpfungen eigener Art betrachtet werden können, kennzeichnen die „arische" Rasse, welche sich in der That ein Anrecht auf diesen von ihrer „Herrschaft" hergeleiteten Namen erworben hat.

Wann sich die Arier nach dem Süden zu vorwärts bewegten, ob in kürzerer oder längerer Frist nach den Semiten, läßt sich kaum durch Vermutungen bezeichnen; auch das nicht, inwieweit die drei Ströme derselben in gleichen oder weit auseinanderliegenden Zeiten einhergingen; sie bewegten sich rechts und links, das semitische Gebiet in der Mitte lassend. Soweit man auch im Nomadengebiete von Kulturkreisen sprechen kann, gehörten die Völker beider Einwanderungen, gemeinschaftlich durch einen dunklen Farbenton von der späteren europäischen sich unterscheidend, untereinander wieder zwei verschiedenen Kreisen an. Der östliche Zug muß in der Heimat auf die Zucht des Rosses zur Fleischnahrung sich gestützt haben. Ihm war bei sehr archaistischen Vorstellungen auf dem Kultgebiete eine besondere Betonung des Feuers nicht mit Bezug auf seine technische Bedeutung, sondern als des schützenden Elementes bei Abhaltung des Raubwildes von den Herden eigen. Der westliche Zug brachte das gezähmte Roß nicht aus

seiner Heimat, sondern wanderte gleich dem Semitenstamm mit Esel und Rind. Ihm hatte das Feuer nicht jene Bedeutung.

Der östliche Zug war wieder ein doppelter: die „Arier" engsten Sinnes gelangten ohne Berührung des Kulturlandes in das Gebiet der schwarzen Rasse, warfen diese erst aus dem Flußthale des Indus, dann aus dem des Ganges in die Bergländer zurück. Ohne ein anderes Erbe, als der Reichtum des Bodens bot, anzutreten, vertauschten sie hier die Rosse- mit der Rinderzucht und dem Landbau, und entwickelten eine eigenartige Kultur. Der Zweig des Zend-Volkes aber verweilte lange gleichsam im Anblicke der fernen Kultur auf den Hochländern Persiens, bis er erst um die Mitte des ersten Jahrtausends weither als Eroberer in ihr Bereich eintrat und dann wieder mit großer Schnelligkeit ihr Erbe in sich aufnahm. Dem Hindu-Zweige trat die Bedeutung des Feuers vor neueren, sublimeren Formen des Kultus zurück, der persische Zweig aber bewahrte zu eigentümlicher Kennzeichnung Vorstellungsformen, welche in die Zeiten der Urbevölkerung zurückreichen.

Auch der westlichste Zweig der arischen Wanderer, der über Armenien und Kleinasien nach Südeuropa hinüberging, und den wir mit jenem unbestimmten Namen des pelasgischen bezeichnen wollen, betrat, wie der östlichste, nicht den vorbereiteten Boden alter Kultur. Er erwarb kein Erbe als eine nicht üppige, durch Kargheit anregende, durch Erträge lohnende Natur. Er fand keine für eine einheitliche Organisation vorbereitete Staatsgebilde; ihm wurde auch nicht die Aufgabe entgegengebracht, durch den Einsatz seiner Thatkraft die Atome in ein großes Reich zusammenschießen zu lassen. Er mußte alles von unten auf schaffen; aber anders als der östliche Stamm erfreute er sich dabei des großen Vorteils semitisch-phönikischen Verkehrs. Es war das eigentümliche Schicksal des Puniervolkes, das nun auf das des Hellenentums fortwirkte. Auch ohne die Schätze der Kultur erobert zu haben, blieb es ihr nicht fremd, und diese Art eines mehr spornenden als befriedigenden Einflusses, dieser durch eigenen Kraftaufwand neu erworbene Reichtum, diese Nacheiferung und Originalität zugleich haben eine neue Schöpfungsperiode auf dem Gebiete der Kultur eröffnet. Rosse und Wagen, Waffen und Werkzeuge von Erz, Burgen und Städte mit gewaltigen Mauern und alle Gegenstände altasiatischer Kultur hat dieses durch seine Gewinnsucht befruchtende Vermittelungsvolk in zum Teil unübertroffenen Modellen — wir erinnern an Schliemanns Hypothese [1]) in betreff der Erbauung von Tiryns — in Hellas aufgestellt.

Daß mit dieser arischen Einwanderung nicht überhaupt erst die erste Bevölkerung nach Europa kam, unterliegt keinem Zweifel, ja vielleicht war es nicht einmal die erste Bevölkerung weißer Rasse: aber darüber hinaus

---

[1]) Schliemann, Der prähistorische Palast der Königin von Tiryns. Leipzig 1886. Vergl. Lippert, Haus der Heroenzeit in „Die Nation" 1886. S. 218.

bleibt ungeachtet der rastlosen und in ihren Grenzen ergebnisreichen Arbeit der archäologischen und prähistorischen Forschung noch alles in Dunkel gehüllt. So viel läßt sich erschließen, daß Europa, obgleich nachweislich seit der Eiszeitperiode nicht unbewohnt von Menschen, doch keineswegs in ähnlicher Weise zur Differenzierung der Rassen beigetragen hat, wie Asien. Dazu fehlte ihm die Ausdehnung und die natürliche Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen auf größeren Strecken. Das so differenzierend einwirkende Moment des Nomadentums konnte sich von den mehr zu Asien zu zählenden Ebenen des Ostens abgesehen kaum namhaft entwickeln, geschweige denn Bevölkerungsüberschüsse zur Besiedelung fremder Erdstriche erzeugen. Es entsteht also für uns, soweit das überhaupt nicht lediglich die Archäologie, sondern auch die Kulturgeschichte angeht, nur die Frage, in welchen Schichtungen aus der asiatischen officina gentium Besiedelungselemente hieher gelangten, beziehungsweise, welcher der Stufen oder „Farben", die uns Asiens Geschichte kennen lehrt, wohl diejenigen Fundreste angehören, die uns in ziemlich reichlicher Fülle die Anwesenheit des vorhistorischen Menschen in unserem Erdteile bezeugen. Aber auch auf diese bescheidene Frage können wir nur Mutmaßungen zur Antwort erhalten.

Wenn uns die Reste in den Höhlen von Périgord die Anwesenheit des Menschen bereits während der sogenannten „Eiszeit" in Europa sicherstellen, so muß zunächst die Frage entstehen, ob dieser Mensch jenem Urzeitstamme angehört, welcher sich im Wege jener primären Verbreitungsweise bis dahin vorgewagt hätte, oder ob er ein Angehöriger jener schon differenzierten Rassen war, die von Innerasien aus bis dorthin in ähnlicher Weise ihre Vorposten vorgeschoben hätten; denn an eine „Unternehmung" zur Auswanderung in ein Land, in dem man nicht, wie Nomadenstolz glaubt, mit kulturverweichlichten Menschen, sondern mit Höhlenbären, nicht um Schätze und Paläste, sondern um Markknochen und ein Höhlenlager zu kämpfen Aussicht hatte, wird man nicht denken dürfen.

Wenn indes in betreff der Fundstücke von Knochenzeichnungen (die wir nur aus Abbildungen kennen) wirklich ein Zweifel nicht mehr erhoben werden dürfte, dann würde die erste Frage zweifellos verneint werden müssen. Die älteste uns bekannte schwarze Rasse (nicht die heutige Neger-, sondern jene sog. urkuschitische) hat sogar in ihrem Verkehre mit höheren Rassen so wenig Kulturtüchtigkeit entwickelt, daß wir ihr Fortschritte kaum zutrauen können, welche der alte Höhlenmensch Frankreichs schon hinter sich hat. Das Wohnen in Höhlen ist selbst für eine viel höhere Stufe durchaus kein Zeichen tierischer Wildheit. Jener Mensch besaß Steinäxte, Schaber, steinerne Stößer, Lanzenspitzen aus Knochen, Ahlen, Nadeln und andere Gegenstände und soll sich, wenn jene Zeugnisse nicht trügen, die Zeit mit der Anfertigung sehr gelungener Tierzeichnungen auf Knochen gekürzt haben — er muß also über seine Nahrungsversorgung hinaus noch Zeit erübrigt und so viel aufgesammelte Thatlust in sich besessen haben, daß er sie nicht mit

Nichtsthun, sondern mit Thätigkeit ausfüllte, die keinen anderen Zweck hatte, als jene Thatlust zu befriedigen. Tylor hat [1]) im Vertrauen auf die Echtheit der Stücke diesen „Menschen der Eiszeit", wie uns dünkt, sehr richtig dem Eskimo der Hudsonsbai von heute an die Seite gestellt, welcher wie jener von der Jagd des Rentieres lebt und trotz der natürlichen Beschränktheit seiner Erwerbsmittel zu einer für seine Verhältnisse kaum noch zu erhöhenden Lebensfürsorge fortgeschritten ist und dabei mit Vorliebe seine oft lange Zeit brachgelegte Thatlust in gleicher Weise und mit gleichem Geschicke beschäftigt. Wir werden den unter jenen Verhältnissen so außerordentlich schwierigen Kampf mit der Natur jedenfalls eher einer Rasse zutrauen dürfen, welche vorerst unter vorbereitenden Verhältnissen dafür geschult worden ist, und müssen vermuten, daß der Mensch der französischen Höhlen, der Zeuge der „Eiszeit", zu jenen Mitgliedern der roten Rasse gehörte, die sich infolge solcher Lebensumstände als Arktiker von ihr absonderten.

Eben so unsicher ist die Bestimmung jener Rasse, welche uns an den Küsten Dänemarks in großen Muschelhaufen die Ueberreste ihrer Mahlzeiten zur Nachprüfung überlassen hat. Wir haben schon hervorgehoben, daß ganz gleiche Denkmäler von braunen Stämmen Amerikas stammen; aber auf diese Uebereinstimmung allein können wir keinen Schluß bauen. Jene Muschelesser Dänemarks gehören schon unserer eigenen geologischen Periode an, jagten mit Steinwaffen allerlei Tiere, brauchten Knochenkämme zum Teilen von Tierflechsen und Holznadeln zum Nähen mit solchen; sie benützten das Feuer zum Rösten und fertigten Gefäße aus Thon, die sie an der Sonne trockneten, nicht zum Kochen, sondern als Speisebehältnisse [2]). Aber trotz diesen Fortschritten kannten diese Stämme noch keinerlei Tierzucht und kein Haustier außer dem Hunde, dessen Knochen sich unter ihren Speiseresten finden. Hierin stimmt ihre Lebenshaltung mit der der Rothäute und der Südseeinsulaner genau überein, während es die gelbe Rasse ist, welche zuerst in Begleitung gezähmter Tiere auf der Wanderung erscheint. Wenn nun zwar nicht ausgeschlossen ist, daß sich ein Teil derselben vor jenem Fortschritte nach Europa verbreitet haben könnte, so hindert uns doch auch nichts, in jenen Muschelmenschen die Söhne der roten Rasse zu sehen, die seit der Eiszeit in eigener Kulturentwickelung bis zu jener Art der Lebenshaltung fortgeschritten waren.

Fortan wird jede Unterscheidung wo möglich noch schwieriger. Die Merkmale der Hautfarbe, die uns wenigstens in geschichtlichen Berichten leiten könnten, werden immer weniger augenfällig, je näher wir dem Abschlusse der Rassendifferenzierung stehen; die Sprachvergleichung versagt ihren Dienst, wenn die Ausbreitung in eine sehr frühe Zeit fällt, Grubenwoh-

[1]) Tylor, Einleitung. S. 39.

[2]) E. M. O. Dognee, L'Archéologie préhistorique en Danemarc 1870, und Lubbock, Prehistoric Times.

nungen aber, Pfahlhäuser, Dolmen- und andere Steinbauten u. dgl. m. sind Kulturerscheinungen, zu denen jede der noch in Frage stehenden „Farben" und Schattierungen nach Maßgabe örtlicher Verhältnisse gelangen konnte. Nur so viel scheint uns gewiß, daß wir fortan an eine Ausbreitung, nicht Einwanderung der gelben und der weißen Rasse über Europa unter Zurückdrängung der älteren Bevölkerung zu denken haben, an eine „Ausbreitung", ehe noch in historischer Zeit dieselben Farben nebeneinander oder abwechselnd Einwanderungszüge hieher sandten. Die Ausbreitung der gelben Rasse kann uns der finnische Stamm vergegenwärtigen, die der weißen aber ein Volk, das in der altiberischen Bevölkerung Spaniens, von der jetzt noch der Rest der Basken lebt, repräsentiert wurde.

Diese letztere Volksgruppe gehört zweifellos der weißen Rasse an, sogar nach Zeugnis der heutigen Basken vielleicht einer helleren Schattierung als die südliche Einwanderung, von der wir als der pelasgischen sprachen. Sie hat aber in allmählicher Expansion die fruchtbareren Südländer erreicht, ehe irgend ein sprachbildendes Centrum auch sie ergreifen konnte. Ihre Sprache hat sich darum wahrscheinlich erst in Europa fixiert und ist deshalb keiner anderen ähnlich. Die Expansion fand ferner statt ohne Teilnahme der peripherisch gelegenen Stämme an den Fortschritten des Nomadentums und derjenigen Familienorganisation, welche wir in engster Verbindung mit dem Nomadentume auftreten, oder doch von diesem am erfolgreichsten gefördert sehen werden. Andere Unterscheidungen bieten sich nicht dar.

Ganz Aehnliches kennzeichnet die finnische Urbevölkerung, die im Verbreitungswege Nordeuropa in Besitz genommen hatte. Auch sie hatte, von der Sprachbildung abgesehen, noch keinen Anteil an den in Asien sich so charakteristisch darstellenden Fortschritten ihrer Rasse; sie kannte nicht das Nomadentum und fiel noch den Römern durch die ins Sagenhafte übertriebenen Spuren altertümlicher Familienverfassung auf.

Man muß in Anbetracht aller Umstände unbedingt annehmen, daß diese ersten Verbreitungswellen der weißen und gelben Rassen durch das jetzt russische Gebiet nach Europa gelangten und daß ihr ziemlich paralleles Einhergehen — südlich die Weißen, nördlich die Gelben — der damaligen Locierung der Stämme in ihrer asiatischen Heimat entsprach, während sich die organisierten Züge, die nachmals abwechslungsweise von der weißen und gelben Rasse ausgingen, an diese Prädisposition der Lage nicht kehrten, sondern ausnahmslos nach Westen und Süden ihr Augenmerk richteten und nur durch besondere Umstände nach dem Norden gezogen werden konnten. Diese letzteren Unternehmungen wurden von ausgesprochenen Nomaden ausgeführt, d. h. von Menschen, welche sich hiebei auf einen mitgeführten lebenden Proviant von in Zucht gehaltenen Nahrungstieren stützen, und das, was der Beduinenkrieg an Beute ergab, als ein Uebriges zu des Lebens Notwendigkeit hinzunehmen konnten, ohne daß indes ausgeschlossen

war, daß in dem an Weiden und Herden ärmeren Europa die Hauptstütze mitunter für längere Zeiten oder für einzelne Stämme zerbrach.

Was nun aber jener ersten, eigentlichen „Verbreitungs"-Schicht der weißen Rasse seinerzeit das Uebergewicht über die ältere Bevölkerung, die wir glaubten der roten Rasse zuzählen zu sollen, verliehen hat, das war zweifellos ihre Ausrüstung mit einigen Gütern und Fertigkeiten des Landbaues, welcher den Menschen der Eiszeit selbstverständlich, aber nach bestimmten Anzeichen auch denen der Muschelhalden völlig fremd war, wie er auch der gesamten roten Rasse in Amerika mit sehr geringer Ausnahme — des arktischen Menschen kaum zu gedenken — fremd geblieben ist. Zur Eiszeit würde natürlich ein Jägervolk mit den Fertigkeiten des Arktikers ein pflanzenbauendes Volk verdrängt haben, in unserer Epoche war das Umgekehrte der Fall. Seit diesem Siege der ersten weißen Verbreitungsschicht, der vielleicht auch nach dieser Richtung hin die gelbe zur Seite zu stellen ist, haben sich alle nachfolgenden Bevölkerungen in irgend einem Grade, die ausgesprochenen Nomaden wenigstens in einem sehr beschränkten, auf irgend eine Form des Anbaus gestützt. Doch bezeichnete das Nomadentum hierin mehr Rückschritte als Fortschritte, und auch innerhalb seiner Kreise blieb jener Urlandbau ein Gegenstand der weiblichen Nahrungssorge, wie er es auch bei den wenigen Rothautstämmen gewesen ist, die dazu fortschritten.

Hiemit stimmt nun jene sonst recht auffällige Erscheinung sehr gut überein, daß nämlich jene erste „Verbreitungs"-Schicht derselben Farbe im Gegensatze zu den nachfolgenden „Wanderungs"-Schichten ihre Familienkonstitution noch auf Grundlage des alten „Mutterrechts"-Systems aufbaute, während bei letzterer das Princip der Vaterherrschaft in Geltung war und nur noch die rudimentären Zeichen des vorher erfolgten Ueberganges an sich trug. Es muß also im asiatischen Stammlande der Uebergang zur Züchtung von Herdentieren und Schaffung des eigentlichen Nomadentums wie der zu einer neuen Familienverfassung, welche beide Ereignisse nicht außer ursächlichem Zusammenhange stehen, vor sich gegangen sein, nachdem die Expansion der weißen und gelben Rasse Europa bereits erreicht und bevölkert hatte, und sie muß dortselbst früher eingetreten sein, als die Wanderzüge der Unternehmung ihren Anfang nahmen.

Auch in betreff dieser Bevölkerungsschichten bleibt die Zugehörigkeit von Fundresten schwer zu bestimmen. Das Verhältnis der Geräte von Stein und Metall, auf welches die Archäologie zum Maßstabe ihrer Klassifizierungen angewiesen ist, hat für unseren Zweck nur für ganz große Zeiträume einigen Wert. In einer der Schlachten Sauls waren im jüdischen Heere nur zwei Metallschwerter, alle übrigen schlugen mit Holz- und ähnlichen Waffen drein, denn die Juden waren gerade in betreff der Metallgeräte von den Phöniziern abhängig und diese in der Lieferung solcher an ihre Bedränger sehr vorsichtig. Befanden sich nun die damaligen

Juden im Stein- oder Metallzeitalter? In einem Grabe Sauls würde man wahrscheinlich die Spuren eines Eisenschwertes gefunden haben; was für falsche Schlüsse aber könnten aus einer solchen Bestimmung gezogen werden! Alle unsere Einwanderer brachten zweifellos Steinwaffen und Steinwerkzeuge mit sich, denn solche wurden vereinzelt noch in sehr später Zeit verwendet. Aber eben so erpicht waren alle, wie es gar nicht anders sein kann, auf den Besitz von Metall- und insbesondere Bronzewaffen, und solche waren wenigstens durch phönizische Vermittelung schon zu einer Zeit zu haben, in welcher die Semiten ihre Wanderung antraten, und ein beduinenhafter Erwerb und Verkehr konnte solche Schätze, wenn auch zunächst freilich nur als seltene Kostbarkeiten, über sehr weite Strecken hintragen. Man wird also weder aus ihrem Fehlen noch aus ihrem Vorhandensein in einem *einzelnen Falle* — und um solche handelt es sich ja zumeist bei unseren Funden — weitgehende Schlüsse ziehen dürfen. Dagegen läßt sich bei großen und umfassenden Funden, wie den Hallstädter und denen der Pfahlbauten, aus dem Verhältnis der Besitzgegenstände vieler Besitzer mit größerer Gewißheit ein Schluß auf die größere Nähe der oberen oder unteren Kulturgrenze ziehen.

Indes gerade wieder bei den berühmten „Pfahlbauten" tritt der Umstand der genaueren Bestimmung in den Weg, daß, durch die gleichen Vorzüge immer wieder empfohlen, dieselbe Einrichtung durch sehr lange Zeiträume erhalten blieb, durch Zeiträume, in denen sowohl die Bevölkerungen gewechselt, wie auch sich selbst zu neuen Kulturstufen gehoben haben können. Nur so viel scheint feststellbar, daß man die europäischen Pfahlbauten, deren in den Seen der Schweiz und der Lombardei, in Savoyen und Venetien, in Bayern, Oesterreich, Salzburg und Krain, in Mecklenburg und Pommern, im Gebiete der Isère und der Pyrenäen gefunden wurden, nicht den ältesten Rassen der Besiedler Europas zuschreiben kann. Die Schweizer Pfahlbauten sind zu einer Zeit begonnen, da das Steingerät noch vorherrschte, aber auch dieses war, wie das Material desselben beweist, schon ein Gegenstand eines weithin reichenden Verkehrs. Den Fortschritt zum Besitze von Bronzewaffen, die in den Pfahlbauten neben den Steinwaffen in Menge sich vorfinden, darf man sogar nicht allzusehr überschätzen. Eine polierte Nephritaxt unterscheidet sich von einer gegossenen Bronzeaxt wie ein Produkt sorgfältigster Handarbeit von den Massenerzeugnissen der Fabrikation, und beide kamen für die Schweiz sehr weit her, beide zeugen also von einem Grade von Wohlstand. Die Pfahlbauer fischten und jagten, hatten das heimische Rind gezähmt, bauten vorzugsweise Hirse und Gerste, aber keinen Roggen und sammelten wilde, heimische Früchte. Hiernach schwankt ihre Zuteilung zwischen der ersten Schicht der nomadischen Einwanderung, den Kelten, und jener der letzten primären Verbreitung, denjenigen Stämmen der weißen Rasse also, welche wir durch die Iberier repräsentiert sahen. Gegenwärtig neigt sich das allgemeine Urteil mehr der

keltischen Zugehörigkeit zu. Sicherlich bestanden solche Anlagen noch zur Zeit keltischer Besiedlung, wie Fundstücke römischer Herkunft beweisen, und vielleicht waren sie auch damals von Kelten bewohnt. Trotzdem würde sich manches dafür anführen lassen, daß ihre Begründung vielleicht noch besser der vorangehenden Rasse zuzuschreiben sei. Ihre ganze Anlage deutet viel mehr auf die dem Anbau zugeneigte Seßhaftigkeit dieses Schlages als auf das unruhige, beduinenhafte Element, welches die nachmals einwandernden Stämme (wenigstens zur Zeit ihres Erscheinens durchwegs kennzeichnete. Eher als die Sitze eines Beduinenvolkes, das in der Kuppelform seiner Gebäude immer noch das Modell des beweglichen Zeltes festhielt, darf man vielleicht diese Wasserhorste mit ihren Rechteckhütten jenen nachmals städtisch abgeschlossenen Zufluchtsplätzen vergleichen, in welche in Vorderasien eine ältere Bevölkerung durch das Beduinentum der Semiten gedrängt wurde. Die Zähmung einiger Rinderarten ist auch dem Altägypter gelungen, ohne daß er durch die Stufe des eigentlichen Nomadentums hindurchging.

Das wäre also ungefähr der Boden, welchen die historische Besiedelung Europas in ethnologischer Hinsicht vorfand, und das die Art der Möglichkeit einer Orientierung auf demselben. Von dem südlichen Zweige einer Einwanderung dunkel-weißlichter Menschen war schon die Rede; aus ihr gingen nachmals Griechen und Italiker hervor. Sie drang, wie erwähnt, der Grenze des semitischen Volkstums entlang über Kleinasien vor, und hat vielleicht keinen eigentlichen Nomadenzug vorgestellt, und die Viehzucht der Ankömmlinge verband sich leicht in halb seßhafter Weise mit den Landbauversuchen der älteren Rasse. Schon unter diesen müssen phönizische Anregungen nicht ohne Wirksamkeit stattgefunden haben; wie sie sich auch den neuen Einwanderern gegenüber fortsetzen, haben wir schon angedeutet. Das Ringen dieses Volkes um den ferneren gewinnbringenden Einfluß auf die alten Bevölkerungen im Gebiete des Mittelmeeres kennzeichnet eine Epoche der altrömischen Geschichte. Daß Hellenen und Italiker, obzwar sie nicht wie die Ostsemiten ein Kulturland in Besitz nehmen konnten, dennoch die Elemente der Kultur vielfach ausgestreut fanden, ist jenes Volkes Verdienst.

Aus solchen Keimen, befruchtet durch die seltene Kraft und Geistesschärfe der neuen Einwanderer, in dem westlichen dieser neuen Kulturcentren, des ersten Europas, unter dem besonderen Einflusse einer Familienorganisation, die einen alten Widerstreit der Elemente in treffliche Harmonie auflöste, entstand ein südeuropäisches Bereich der Kultur, von dem zunächst unter den Südländern nur das alte iberische Spanien ausgeschlossen blieb. Was nach Norden hin außer dieser Kultur lag, das war das Gebiet im Westen einer wenig unternehmenden Urbevölkerung, im Osten die Verbreitung des mittelasiatischen Nomadentums. Als Skythentum unterscheidet das Altertum der Kultur diese Specialität der „Barbarei". Wie von einem

Naturgesetze getrieben, muß dieses Barbarentum nach den Grenzen der Kultur hindrängen, und vom Gesetze der Selbsterhaltung gezwungen, muß diese Kultur ihre Fürsorge immer weiter hinaus erstrecken: das ist der große Kampf der römischen Geschichte; er brachte dem römischen Reiche seinen Ruhm und seine Größe und seinen Untergang.

Die erste der arischen Völkerunternehmungen, welche auf der breiten Nomadenstraße nordwärts vom Schwarzen Meere einherzogen, war die der Kelten, Menschen von heller Gesichtsfarbe, rötlich-blondem Haar und blauen Augen, von beduinenhaftem Stolz und Unternehmungsgeist, beduinenhafter Unstätigkeit und Streitsucht. Im Gegensatze zu der südlichen Einwanderung der sprachverwandten Pelasgergruppe brachten sie das Roß als Reittier mit. Eine Zeitbestimmung ihrer Einwanderung gibt es nicht; mit dem Beginne unserer Geschichte haben sie die Pyrenäen schon erreicht, doch nicht überschritten; sie sind eben im Begriffe, und im siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung haben sie einen großen Teil der alten iberischen Bevölkerung Spaniens unterworfen und als Keltiberier sich mit ihm vermischt. Seit dem sechsten Jahrhundert sind sie auf dem Wege in gleicher Weise Italien zu bevölkern, mit dem dritten aber beginnt ihre Rückstauung durch die seither offensiv vorgehenden Römer und ein Zug durch die Alpenländer ostwärts und die Balkanhalbinsel bis Kleinasien. Jenseits dieser Rückzugslinie, in den Ebenen des Ostens und dem nördlichen Meere entlang, die einragenden Inseln und Länder jenseits desselben, wie die Gestade nach Westen hin durchstreifend, nordwärts die Finnen, westwärts die Kelten bedrängend, erscheinen nun die Germanen. Ihnen folgen nach langer Unterbrechung die Slaven; aber auch mit ihnen schließt sich die Geburtsstätte unternehmender Völker nicht. Völker turanischer Rasse oder solche aus dem Verkehrskreise derselben haben die alten Ausgangspforten in Besitz genommen und strömen rossetummelnd nach. Den Slaven droht das Mißgeschick der alten Bevölkerungen; sie stehen außer der Kulturgrenze und werden zerdrückt; die Germanen retten, nicht ohne Mühe, ihr Erbe und ihren Besitz.

Seither haben die unendlich gesteigerten Kulturmittel den Prozeß völlig umgestaltet; Europa ist an die Stelle Asiens getreten, die Schule der gebietenden, in neueren Formen erobernden Völker geworden. Die rohen Mittel der Zuchtwahl, die Asiens Hochlande vordem geübt, vermögen keine Differenzierung mehr zu schaffen, die wie einst siegreich in die Schranken treten könnte; der Kampf wird mit neuen Mitteln und Waffen weiter geführt, und für diese ist das Leben Europas mit seiner unendlich erweiterten Fürsorge, seinen Ansprüchen an Sorgen und Gedanken, an Thatkraft und Vorbedacht, an Bildung des Geistes die rechte Schmiede.

Das Slaventum, selbst als der letzte der arischen Stämme in den Bereich der europäischen Kultur eingetreten, hat die große Aufgabe überkommen, das Feuer zu dämpfen, das in Innerasien den Kessel eben wieder

überbrodeln machte, durch entsprechende Organisations- und Kulturformen dem gesegneten Volkszuwachs ein ruhiges Genügen daheim zu bereiten, indes die Völker wetteifern, in der Befruchtung der Arbeit auf der ganzen Erde die Erstreckung ihrer Lebensfürsorge zu finden. Wenn wir so am Schlusse dieses Ausblickes eine, hier freilich kaum skizzierte, unendlich reiche Geschichte rückwärts hin zu übersehen glauben, so vergessen wir nicht, daß auch vor uns ein unendlich großes Feld liegt: wir stehen, hier am Schlusse, am neuen Anfange der Kulturgeschichte. Der Weg, den sie weitergehen könnte, wird sich niemand offenbaren, der nicht die Wege kennt, die sie gegangen ist.

Die ersten Fortschrittsversuche der Lebensfürsorge.

Die Menschheit vermag in eine Zeitspanne von viertausend Jahren einen unendlich reichen Inhalt ihrer Kulturentwickelung zusammenzudrängen. Diesen Zeitraum gedrängter Kulturentwickelung leitet der Herabstieg der helleren Rassen, ihr Eintritt in die Geschichte ein. Wir konnten in dem vorangehenden Ueberblicke erkennen, daß das rasche Tempo der Kulturentwickelung, das von diesem Zeitpunkte an datiert, der glücklichen Vereinigung zweier verschiedener Elemente zu danken ist. Sie liegen ungefähr in derselben Weise auseinander, wie jene beiden Neigungen im Naturmenschen, unter denen die Urentscheidung zu wählen hatte, das passive Moment des fröhlichen Genügens und das aktive der Bethätigung eines Ueberschusses von Energie, das Moment kampfslustigen Thatendranges. Jenes erwuchs auf der Grundlage einer freigebigen glücklichen Urheimat, dieses unter dem Himmel einer widerstrebenden, ungastlichen, doch nicht unbesiegbaren Natur, jenes in der Heimat, die willig, dieses in der Fremde, die gezwungen diente. Gleichsam die Brücke des Ueberganges von dem einen zum anderen Gebiete bildeten die halb tropisch, halb nordisch ausgestatteten Flußniederungen des Nil und des Euphrat und Tigris. Hier wurde in dem langsameren Tempo urheimatlichen Behagens und doch nicht ohne jeden Ansporn der Natur der Kultur die Wiege bereitet. Es war vielleicht ein verhältnismäßig wertloses Angebinde, das ihr die dunkle Rasse hineinlegte. Vielleicht bestand es in nichts als in der Kunst, dem flußgedüngten und -getränkten Boden mit einer leichten Korrektur der Natur eine reichere Zahl von mehligen Früchten zu entlocken, als sie sonstwo jene selbst auszustreuen und zu ziehen pflegte. Aber auch dieses bescheidene Kulturelement, nah verwandt dem Segen urheimatlicher Gebiete, fand in der Vermählung mit der Kraft eines unter rauheren Einflüssen erzogenen Menschenschlages eine segenvolle Befruchtung. Es bedurfte des Anlasses und der Möglichkeit einer Arbeitsorganisation, um jene Oasen urheimatlicher Fruchtbarkeit über ihre engen Räume hinaus zu erstrecken, um dem bedingenden Elemente der Wärme auch das der Feuchte zuzuführen. Dieser Aufgabe wendet sich die erste Einwanderungsschicht zu; Leitung von Wasserzügen läßt uns jene graue Vorzeit als eine erste Kulturarbeit erkennen.

Was fortan auf diesem Urboden der Kultur wächst, das bringt in stets erweiterter Vermählung mit der Kraft und Organisationseinheit

nordischer Rassen immer schneller und schneller immer vollkommenere Früchte — bis in immer einseitigerer Vermischung — wie wenn dem verbrauchten Wasserweine immer nur Wein zugegossen würde — bis in solcher Verdichtung der Beduinensinn das Land der Steppe wiedergibt, der es entrissen worden war. Aber die Kulturelemente leben, in die Fremde hinausgetragen, in immer neuen Zeugungen fort. Dieses Princip der Zeugung ist es, welches die Schnelligkeit der Kulturfortschritte bedingt, und nur ihm zufolge drängt sich ein so außerordentlicher Kulturinhalt in die so engen Grenzen von viertausend Jahren. Wir müssen diesen Zeitraum sofort um eine Hälfte erweitern, wenn wir die Kulturthätigkeit der braunen Rasse, der alten Aegypter, mit einschließen wollen. Wir erkennen hierin sofort den langsameren Schritt der Entwickelung als die Folge einer geringeren Zahl von wechselweise zeugenden Elementen.

Noch einen Schritt weiter zurück, und die Fortschritte der Kultur vermögen sich selbst innerhalb der Jahrtausende unserer Wahrnehmung zu entziehen; wir haben es fortan mit unmeßbar großen Zeiträumen zu thun im entschiedensten Gegensatze zu den Erscheinungen im Bereiche der aufgehellten Geschichte.

In den so mannigfaltigen Versuchen jener ersten, so unendlich lang währenden Zeit, die wir in mehr als einer Beziehung die dunkle nennen dürfen, in jenen ersten Versuchen der Bethätigung der Lebensfürsorge liegt weder ein Zielbewußtsein, noch ein Zielbestreben in Umfassung der ganzen Gattung, oder auch nur eines größeren Gesellschaftskreises; ihre Absicht ist immer nur zeitlich und örtlich auf den nächsten Vorteil gerichtet. Wir konnten nach dem Vorangegangenen kaum anderes erwarten. Die Gesamtheit, die „Gattung“ ist ja selbst dem Begriffe nach dem Urmenschen völlig unbekannt; auf sie kann also seine Fürsorgemaßnahme nicht abzielen; wohl aber können bei dem Mangel an jeglicher Voraussicht diejenigen dem Einzelnen am trefflichsten zu dienen scheinen, die dem Interesse der Gattung widerstreiten.

Gegen eine solche Möglichkeit scheint sich uns ein Einwand in einem natürlichen Instinkte zu ergeben, den der Mensch mit den Tieren teilt; in jeder Rasse der Tierwelt herrschen Instinkte, welche auf die Erhaltung und Mehrung der Gattung einen vorteilhaften Einfluß üben. Sollte der Mensch solcher Instinkte verlustig geworden sein? Diese Frage muß, so seltsam es klingt, mit einer gewissen Beschränkung bejaht werden. Der Mensch ist, — was in unserer Zeit, die so viele den Menschen mit der gesamten Schöpfung verbindende Gesetze nachgewiesen hat, leicht übersehen wird — der Mensch ist mit dem ersten Schritte, den er aus seinem natürlichen Verbreitungsgebiete heraus that, mit der ersten Anwendung einer, wenn auch in noch so enger Erstreckung, doch selbstbewußt bedachten Fürsorge in etwas aus dem Kreise seiner tierischen Mitbewerber herausgetreten. Daß er nicht fortan ein von vernünftigem Denken allein geleitetes Wesen

geworden ist, ist richtig; daß er auch dann noch sogar neue Instinkte, welche ganz nach der Art der tierischen wirken, erwerben konnte, haben wir gesehen; aber ebenso konnte er seither im Kampfe des Vorbedachts mit dem Antriebe des Instinktes letzteren in seiner ursprünglich unbesiegbaren Kraft erschüttern, allmählich überwinden und teilweise verlieren. So ist die Liebe zu den Nachkommen während der Zeit ihrer Unselbständigkeit ein Instinkt aller Tierarten, deren Junge auf Pflege seitens der Eltern angewiesen sind. Dieser Instinkt ist so mächtig, daß er manches sonst sehr scheue und vorsichtige Tier jede Rücksicht auf die Selbsterhaltung völlig beiseite setzen läßt. Dieser Instinkt hat bei dem zugleich aus seiner Urheimat und seiner Sorglosigkeit heraustretenden Menschen nicht in gleicher Weise standgehalten. Mit jenem entscheidenden Schritte wurde dem Ungeübten vielfach die Selbsterhaltung in einer Weise erschwert, daß sie nur in der Beschränkung auf die eigene Person eine Stütze zu finden schien. Tierisch-menschliche Instinkte und menschlich-verständiges Sorgen traten in einen Widerstreit, aus dem nur ein sehr unheimlicher Ausweg herausführte. Wie im Kulte eine abwehrende Fürsorge der thätigen vorausgeht, so war es auch auf diesem Gebiete der Fall. Vom Drucke der Not gezwungen, zog sich der Mensch auf sich selbst zurück, alles abwehrend, was seine Sorgenlast erhöhen konnte, bis eine andere Stufe des Kultes ihn zwang, in entgegengesetzter Richtung für die Fortexistenz seiner selbst Sorge zu tragen. Aber von dieser Stufe war der Mensch beim Austritte aus der Urzeit noch weit entfernt, und vor demselben, in seiner Urheimat, fühlte er nicht den Zwang einer solchen Lage. Jetzt aber entledigte er sich, so oft die Not es heischte, aller derjenigen, die ihm einen Teil seiner eigenen, für sein Dasein und das gewohnte Maß von Behagen nur eben zureichenden Sorgen zu entwenden drohten. Mit Bezug auf diejenigen, welche infolge ihres Unvermögens, das Krankheit oder Alter herbeigeführt hatte, der harten Natur erlagen, zog er eigentlich nur die Konsequenzen seines organisationslosen Zustandes, indem er sie ihrem Schicksale überließ. Veränderte Lebensbedingungen, in die ein immer größerer Teil der Menschheit eintrat, größere Anforderungen, welche dem entsprechend die Bedingungen der Selbsterhaltung an jeden Einzelnen stellten, mögen den Fall des Ungenügens und relativen Unvermögens früher und häufiger herbeigeführt haben; aber im Verhalten des Menschen zu solchen Fällen ging eigentlich keine Veränderung vor, bevor nicht wieder ein Fortschritt der Kultvorstellungen den Menschen veranlaßte, in thätiger Weise einzugreifen. Dann aber that er das nicht im Sinne einer Verlängerung des Alters, das im Zustande solcher Hilflosigkeit unter allen Umständen ein Unglück blieb, sondern im Sinne der Verkürzung oder selbst Vermeidung solcher Notlage.

Als eine neue Art von solcher Fürsorge aber muß man wohl die Erstreckung dieses Verhaltens auch auf diejenigen unvermögenden Gesellschaftsglieder betrachten, die eben durch ihr Dasein die erste Form von

Gesellschaft — den Verband von Mutter und Kind — geschaffen hatten. Daß unter den Verhältnissen, wie wir sie uns oben zu vergegenwärtigen versuchten, die Last des Kindes für die ohne jede Unterstützung dastehende Mutter eine außerordentlich große war, wie sie es unter verwandten Verhältnissen heute noch ist, unterliegt keinem Zweifel. Die geringste Steigerung dieser Last durch eine größere Kargheit der Natur mußte sie zu einer fast unerträglichen machen. Das ideale Bild, das wir uns gern — und das wahrlich nicht ohne Vorteil — von unserer Gattung entwerfen, erleidet eine Trübung, wenn wir nun gewahren, wie aus diesem Kampf und Zwiespalt der Instinkt der Geschlechtsliebe siegreich über den der Mutterliebe hervorging. Jener als ein ganz ursprünglicher, ohne jede Reflexion in Wirksamkeit tretender Instinkt ließ sich von keinen Erwägungen der Fürsorge bändigen; aber in jenem Momente, da die Mutterliebe gleichsam erst mitgeboren wurde, erschienen sie mächtig genug, diese zu ersticken. Größer schon müssen wir uns auch in Urzeiten den Kampf denken, wenn erst die wirkliche Nahrungsnot oder eine ähnliche Notwendigkeit dem Kinde, dem schon als Persönlichkeit fühlenden und anerkannten, nach dem Leben griff. Daher beginnt auch von dieser Seite aus das erwachende Gefühlsleben den Kampf und läßt sich lange an der Erstürmung dieser Position genügen. Die Wahl hat für die Zeit, von der wir hier sprechen, natürlich die Mutter allein; das ist ihr noch völlig unbeschränktes Mutterrecht, ein Recht, das sich, von sinnlichem Verlangen getragen und von volksphysiologischen Vorstellungen beeinflußt, sogar als Pflicht einschmeicheln kann. Mit der Entstehung einer jüngeren Organisation, mit dem Uebergange der Herrschaft über dieselbe an den Mann, gelangt an diesen das Recht der Wahl, und indem sich seinem Verlangen andere Wege der Befriedigung öffnen, beginnt einer der Antriebe zur Kinderbeseitigung auszuscheiden. Zu jener Beschränkung der ersten Art tritt eine solche nach der Zweckmäßigkeit der Auswahl — wenn nicht inzwischen der Kult jener alten „Pflicht“ seine Sanktion erteilt und den Kindermord in einer gewissen Beschränkung zum Gesetze erhoben hat. Welche Gestaltungen dann diese Verhältnisse annehmen und wie solche urzeitliche Verpflichtungen endlich wieder durch einen jüngeren Kulturfortschritt gelöst werden, wird an anderer Stelle gezeigt werden müssen. Mit der Kultpflicht aber fällt dann wieder noch nicht das Recht des Vaters, und es bedarf erst wieder der Fortschritte der Organisation weit über den Familienverband hinaus und einer entsprechenden Erstreckung der Fürsorge, bis auf solcher Grundlage Recht und Moral auch das neugeborene Leben unter ihre schützenden Arme nehmen, Forderungen stellend, die unerfüllbar geblieben wären, wenn nicht inzwischen die gesamte Lebenstechnik die nötigen Fortschritte gemacht hätte, um jene uralte, abwehrende Fürsorge durch eine schaffende und leistende zu ersetzen. Erst dann wird es möglich, die Zartheit des Gefühles vor Erschütterungen zu bewahren, die, je öfter sie wiederkehren, desto mehr auch unmerklich das Herz erhärten.

Wir können uns im Anblicke der Statistik trauriger Verbrechen nicht verhehlen, daß dieser Kampf — in den Principien der Moral entschieden — in der Thatsächlichkeit des Lebens auch unserer Zeit noch nicht zu Ende gekämpft, die sociale Technik noch nicht auf der Höhe der moralischen Forderung angelangt ist; und wie lange hat die Menschheit nicht bloß um die Anerkennung des Princips gerungen! Es ist ein schönes Denkmal, das ein griechischer Geschichtschreiber der Kultur der roten Rasse auf ägyptischem Boden setzte, daß sie zuerst — und damals noch allein von allen Kulturen der Erde zum Schutze jedes Kinderlebens vorgeschritten war; mehr als anderthalbtausend Jahre, Jahre jener Zeit, in der die Kultur mit Riesenschritten vorwärts eilte, waren seither verflossen, ehe das letzte germanische Völkchen zur Anerkennung desselben Grundsatzes gelangte. Außer dem Bereiche der Kultur der weißen Rasse aber hat sich in verschiedenen Abstufungen die alte Form unbehilflicher Lebensfürsorge bis auf unsere Zeit erhalten.

Wenn wir uns nun vorstellen, daß eine neuen Schwierigkeiten der Lebensführung, knapper Kost und größeren Arbeitsansprüchen ausgesetzte Urfamilie regelmäßig nicht bloß der alten Leute, sondern auch der neugeborenen und selbst darüber hinaus aller lästig werdenden Kinder sich entledigte, oder daß, wie bei gewissen Stämmen der Südsee, jede junge Mutter zur Erhaltung ihrer Freiheit im Umgange solches zu thun pflegte, so wird uns begreiflich, welcher ungeheuren Zeiträume es bedurfte, um auf Grund einer so einfachen, durch kein besonderes Interesse gestützten Gesellschaftsform und bei solcher Art ausweichender Lebensfürsorge zu irgend welchen Fortschritten zu gelangen. Ein solches Ausweichen der Lebensnot erklärt uns also von der anderen Seite jenen Gegensatz in den Zeitmaßen, den wir schon oben betrachteten. Insofern dieses System die volle Unbeschränktheit der Ausführung nur in der alten Familienform gewährleistet findet, ist es gerade diese, welche die Fortschritte der Kultur hintanhält; dagegen läßt sich nicht verkennen, daß diese unmenschliche Art der Fürsorge von großem Einflusse auf die Entwickelung physischer Merkmale und Differenzierungen sein mußte. Die Natur hat hier wieder einmal sichtlich mit Mitteln gearbeitet, die des Menschen, der sich in seinem Bewußtsein als ein Gesellschaftswesen fühlt, im höchsten Grade unwürdig wären; aber unwirksam sind sie nicht und die rohe Natur, als deren Geschöpf wir den Urmenschen erkennen müssen, scheut nicht vor unseren Bedenken zurück.

Die Vernichtung traf zunächst mit größer Regelmäßigkeit die frühesten Geburten, weil gerade die jüngere Mutter die Glut des primären Instinktes am lebhaftesten in sich fühlte und den Wunsch hegte, die Ausscheidung aus dem Leben des Genusses so weit wie möglich in die Zukunft zu verschieben, während im Widerspruche zu diesem Wunsche gerade derselbe tyrannische Antrieb sie so frühzeitig zu jener Grenze geführt hatte. Der Tod der frühgeborenen Kinder löste dieses schwierige Dilemma. Wenn wir beachten,

wie heute noch bei niederen Stämmen das Geschlechtsleben sofort nach Eintritt der Pubertät beginnt, wie bei einigen Stämmen Westafrikas die Sitte sogar zur Preisgebung des Mädchens von jenem Momente an zwingt, so werden wir annehmen müssen, daß die ersten Geburten, wenn sie erhalten geblieben wären, zu den schwächlichsten Repräsentanten des Stammes gehört hätten. Es bildete also jene unmenschliche Handlungsweise den Ersatz für jene Zurückhaltung, welche dem Menschen der Kultur in der Absicht auferlegt wird, eine Degeneration des Stammes zu vermeiden. Diese Zurückhaltung aber setzt eine Bemeisterung des primären Instinktes voraus, zu welcher sich der Mensch der Unkultur bei seinem mangelnden Vorausblick nicht erheben konnte, einen Zustand, auf welchen ja auch die Kultur noch nicht mit allseitigem Erfolge hinarbeitet.

Ferner finden wir von jener Auswahl barbarischer Art auch heute noch insbesondere betroffen alle Zwillinge und Mehrlinge und alle Kinder von irgend welchen abnormalen Körperbildungen. Selbst ein unregelmäßiges Einschießen der Zähne bildet vielfach noch den Anlaß zur Vernichtung eines Kindes, und die sagenhafte Mitteilung, daß die spartanische Auslese alle krüppelhaften und schwächlichen Kinder ausgeschieden habe, hat jedenfalls einen guten, historischen Grund. Daß jederzeit insbesondere schwächliche Kinder betroffen wurden, dazu zwang ein heute noch unter manchen Stämmen erhaltener, vordem jedenfalls viel allgemeiner verbreiteter Brauch, welcher die Mutter mit Verachtung strafte, der ein säugendes Kind gestorben war, während es ihr doch gleich nach der Geburt freigestanden hatte, dasselbe gar nicht aufzunehmen. Bei solcher, durch eine heilige Volkssitte sanktionierter Verantwortlichkeit mußte jedes neugeborene Kind bedroht sein, das nicht in seinem Körperbau die Garantien eines rüstigen Gedeihens zeigte. Ebenso bekannt ist die große Eitelkeit der Wilden, welche auf bestimmte Merkmale des Körpers ein besonderes Gewicht legen und mit solchen zu prunken bestrebt sind. Bald ist es ein hoher spitzer, bald ein kurzer runder Schädel oder ein ähnliches Merkmal, das für eine besondere Auszeichnung gilt, und man weiß, wie man selbst vor Gewaltmitteln nicht zurückscheut, um solch eine auszeichnende Sonderheit herbeizuführen oder in ihrer Auffälligkeit zu erhöhen. Wie sollte nun auch dieses Moment nicht Berücksichtigung gefunden haben, wenn es überhaupt ein Ding von größter Gleichgültigkeit war, ob man ein neugeborenes Kind aufnahm oder nicht! War nun diese Auslese schon etwas Gewöhnliches, so hat bei ihrer herkömmlichen Vornahme gewiß auch die Eitelkeit der Mutter das Wort geführt. Wir wollen nicht zu viel Gewicht darauf legen, aber irgend einen Anteil hat diese Thatsache sicherlich an der Häufung der Rassenmerkmale, insbesondere an der Festhaltung gewisser Farbenstufen gehabt.

Wenn einmal durch natürliche, wenn auch bisher nicht genügend erklärte Einflüsse ein Stämmchen in neuen Wohnsitzen zu einer bleicheren

Hautfarbe hinneigte, wie solche Veränderlichkeit erwiesenerweise stets vorhanden ist, dann bedurfte es nur noch einer hervorragend geachteten Stellung, irgend einer Auszeichnung dieses Stämmchens, um die äußeren Merkmale desselben zu einem Gegenstande des Neides und der Eitelkeit werden zu lassen. Wenn nun mit dem Vordringen in Regionen trockener Luft und in die Gebiete der Hochländer gemäßigter Zonen irgend ein Wandel der Hautfarbe angebahnt wurde, so wie unzweifelhaft gerade bei Mexikanern, Peruanern und Tibetanern die geräumigsten Lungen angetroffen werden[1]), so traf in der That der hellere Farbenton mit dem Rufe größerer Thatkraft und den Eigenschaften, welche gefürchtet machten, zusammen. In dieser Richtung aber lag das Ideal des vorzeitigen Menschen, und so gut wie unter gewissen Indianerstämmen ein hochgestreckter Schädel, so konnte unter asiatischen Völkern die oder jene Hautfarbenstufe als das Zeichen der Vornehmheit und Herrscherbestimmung gelten, wie ja der Indier immer noch die Kaste als die „Farbe" bezeichnet. Stand dann einmal ein solches Ideal fest, so kann die unbeschränkte Freiheit der Auslese unter den Neugeborenen unmöglich ohne Einfluß auf die Annäherung an dieses Ideal und den Fortschritt zur Einförmigkeit eines äußeren Volkstypus geblieben sein.

So hat also auch diese rohe Art Fürsorge dazu beitragen müssen, eine Differenzierung der Menschheit einmal nach der Richtung physischer Tüchtigkeit und dann nach minder wesentlichen Merkmalen des Aeußeren herbeizuführen. Wenn nun auch die Sitte einmal über die ganze Erde verbreitet sein mochte, so hat sich doch jene Auslese am auffälligsten da bemerkbar gemacht, wo die Schwierigkeiten der Lebenserhaltung größere waren, also jenseits der Grenzen des ursprünglichen Verbreitungsgebietes. Dabei offenbart sich wieder das Gesetz, daß die „natürliche Zuchtwahl" außerhalb der Grenzen der Kultur beziehungsweise innerhalb der tiefsten Stadien derselben mehr auf Veränderung physischer Merkmale hinwirkt, während im Bereiche der Kultur solche an Stetigkeit gewinnen und jener Einfluß mehr auf geistigem Gebiete sichtbar wird. So schuf jene Fürsorge der Urkultur Stämme von immer größerer physischer Kraft, Härte und Ausdauer, die erhaltende Fürsorge jüngerer Zeit aber die bewunderungswürdigen Fortschritte des Geistes.

Nachdem wir so die Bedeutung und, wenn wir von unserem Standpunkte aus sprechen dürfen, das Ziel jener Fürsorgeart ins Auge gefaßt haben, müssen wir, zugleich zum Nachweise der ersteren, noch ihre Verbreitung kennen lernen.

In Australien ist der Kindermord als gesellschaftliche Institution bis auf unsere Zeit ganz allgemein gewesen. Dr. Karl Emil Jung, durch seine eigenen Erfahrungen ein trefflicher Gewährsmann, sagt: „Der Kinder-

[1]) Vergl. einen Vortrag von Prof. Kirchhoff: „Ueber den Darwinismus in der Völkerentwickelung".

mord ist bei allen Australiern Sitte gewesen und ist es überall noch heute, wo dieselben nicht der Kontrolle der Weißen unterstellt sind; nur er ist es, welcher die australischen Stämme am stärkeren Wachstum verhindert. Zwillingsgeburten sind häufig, ja wir haben Nachrichten von Drillingen; aber nur einem der Kinder wird das Leben geschenkt und auch diesem nur, wenn seine älteren Geschwister fähig waren, der Mutter auf ihren Zügen ohne Hilfe zu folgen." In einigen Gegenden entscheidet noch die Mutter allein, „die sich sehr häufig mit Nachbarinnen und Kindern aus dem oft mit unnötiger Grausamkeit Gemordeten ein entsetzliches Mahl bereitete. Sicherlich spielte Aberglaube dabei eine bedeutsame Rolle. Die Schätzung der erfahrensten Reisenden, daß mindestens ein Drittel der Neugeborenen umgebracht werde, erscheint daher keineswegs zu hoch. . . . Die australischen Mütter sind reich mit Nachkommen gesegnet, wir haben Beispiele, daß eine Mutter dreizehn gesunden Kindern das Leben gab. Allein selten spielen mehr als zwei Kinder um die ‚Murley' eines Schwarzen und zwischen diesen beiden liegt der Unterschied mehrerer Jahre [1])." Dieser Alterszwischenraum zwischen je zwei Kindern ist bedingt durch die Unmöglichkeit der Mutter mehrere Kinder gleichzeitig ohne Behinderung in ihren Erwerbsverrichtungen zu tragen; ein neugeborenes Kind kann nur dann aufgezogen werden, wenn das nächstältere schon selbständig geworden ist, beziehungsweise laufen kann.

Zu denjenigen Kindern, welche die Australier auf alle Fälle töten, gehören nach demselben Gewährsmann auch alle halbblütigen, eine Thatsache, die uns deutlich zeigt, welchen Einfluß diese Sitte auf die Auswahl der Hauptfarbe haben muß, nur daß es in dem gegebenen Falle die Dunkelheit der Haut ist, auf welche diese Auswahl hinzielt. Desgleichen werden krüppelhafte Kinder immer getötet [2]). Wenn man bedenkt, wie gleichgültig auch wir Dinge hinnehmen, an denen sich unser Vernunftdenken stößt, sobald sie nur einmal durch Sitte und Gewohnheit geheiligt sind, so wird man den Widerspruch, daß diese australischen Frauen den überlebenden Kindern die zärtlichsten Mütter zu sein vermögen, nur scheinbar finden, umsomehr als der rationelle Grund der Gewöhnung hier immer wieder vor die Augen tritt.

Worin der „Aberglaube" besteht, aus dessen Antrieb die australischen Mütter an der Tötung der Kinder sich nicht genügen lassen, sondern sie zum Gegenstande einer grauenhaften Mahlzeit machen, darauf führen uns einige Berichte. W. P. Stanbridge schreibt den australischen Eltern sogar die Absicht zu, daß sie ihre Kinder ermordeten, „um sie aufzufressen [3])". Solches

---

[1]) K. E. Jung, Der Weltteil Australien. I. Leipzig 1882. S. 98.

[2]) Derselbe in „Natur" 1877. Nr. 7.

[3]) R. Andree, Die Verbreitung der Anthropophagie in Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1873. S. 57.

aber geschieht in Queensland von seiten der Mutter in der ausgesprochenen Absicht, auf diese Weise jene Kraft wieder in sich aufzunehmen, welche ihr durch die Leibesfrucht entzogen wurde [1]). Damit stimmt bis auf den Ausdruck überein, was D. Conto da Magalhaes [2]) von den Chavantes am Araguay berichtet, daß sie nämlich die Leichen ihrer Kinder in der Absicht aufäßen, um dadurch deren Seele wieder in die ihrige aufzunehmen. Diese an sich bei ihrem sporadischen Auftreten leicht zu übersehenden Angaben erhalten ein außergewöhnliches Gewicht durch ihren inneren Zusammenhang mit dem ganzen Ideengeflechte, welches die später zu erörternde Erscheinung des Kannibalismus überhaupt umgibt, und durch die wunderbare Uebereinstimmung, in welcher sie zu noch zu erörternden Formen eines alten kannibalistischen Kultes stehen. Durch diesen Zusammenhang erscheinen sie dem Verdachte der Willkürlichkeit entrückt, während sie andererseits in ebenso augenfälliger Verbindung mit jenen volkstümlichen physiologischen Vorstellungen stehen, die wir als für den ältesten Verwandtschaftsbegriff grundlegend erkannt haben. Das Kind ist Leben vom Leben der Mutter, durch seine Ablösung wird ihr ein Teil des Lebens, der Lebenskraft und in der Erstgeburt zu früh entzogen. In den Erfahrungen des Lebens findet diese Uranschauung immer wieder ihre Bestätigung. Es soll also jener Teil der Lebenskraft dahin zurückkehren, von wo er ausging, und davon erwartet man eine Stärkung der Mutter für künftige Geburten, oder mit anderen Worten: das Opfer des Erstlingskindes, die Rückkehr desselben dahin, von wo es ausgegangen, ist eine Bedingung zukünftiger Fruchtbarkeit.

Doch erscheint diese kannibalistische Uebung in einem weit beschränkteren Kreise als die allgemeine Sitte der Kindestötung; mit ihr mußte die volksphysiologische Vorstellung verblassen, bis sie in anderen Formen wiedererkennbar noch einmal auftaucht. Aber mit jener Vorstellung schwinden nicht zugleich Anlaß und Gebrauch.

Auch auf der ganzen Inselwelt der Südsee war Kindermord im allgemeinen gebräuchlich, und wenn von einzelnen Inseln seit Menschengedenken das Gegenteil behauptet werden kann, so waren entweder ihre Bewohner in einer besonders glücklichen Lage oder die Ausnahmsstellung dürfte doch erst in jüngerer Zeit begründet worden sein. Waitz [3]) konstatiert seine Uebung auf Polynesien mit der besonderen Angabe, daß auch hier unter die umgebrachten Kinder ein großer Teil derjenigen gehört habe, welche ihre Abstammung aus gemischter Ehe verrieten; man traf auch hier die Auswahl mit der Absicht einen bestimmten Typus als Rassen- oder Kastentypus festzuhalten. Auf einer der Inseln (Tupia) entstand durch fortgesetzte Uebung die gleich einem Gesetze geltende Sitte, daß aus jeder Ehe

[1]) Reise der österreichischen Fregatte Novara. Wien 1862. S. 32.

[2]) Andree a. a. O. S. 50.

[3]) Waitz-Gerland, Anthropologie V, 139.

nur zwei Knaben am Leben bleiben durften, während die Anzahl der Mädchen nicht beschränkt wurde. Es gab daher mehr Frauen als Männer auf der Insel [1]). Zu solchen Sonderheiten konnten konkrete Verhältnisse führen. Auf einer von fremdem Verkehr abgeschnittenen Insel mußte bei polygamischen Eheeinrichtungen jenes Verhältnis wünschenswert erscheinen; auch konnte auf sehr begrenzten Räumen bei der bestehenden Scheidung der Erwerbsarten beider Geschlechter die Nahrung der Männer minder ausreichend sein als die der Frauen; eine umfassende Fürsorge solcher Beschränkung aber im Verhältnisse zu den beschränkten Lebensmitteln ist vielen Inselbevölkerungen der Südsee geläufig. Auf der mikronesischen Gruppe der Ratackinseln (Marshallgruppe) wurde das früher geltende Gesetz, daß keine Frau mehr als drei Kinder aufziehen durfte, mit der Unfruchtbarkeit des Landes begründet [2]). Auf den Karolinen besteht die Sitte nicht; nur auf dem unzureichenden Boden der Laguneninsel Nukunor übte sie eine ursprünglich samoanische Bevölkerung.

Ueber den Umfang, in welchem die Kindertötung auf den Sandwichs- und den Gesellschaftsinseln herrschte, gibt uns der Missionär Ellis Aufschluß, indem er erzählt: „Wir hatten lange von dem Gebrauche des Kindermordens unter den Sandwichsinsulanern gehört, aber keinen Begriff von der Ausdehnung, bis zu welcher er sich erstrecke, bekommen; auf dieser Reise fanden wir indes Gelegenheit, mehr darüber zu erfahren. Er herrscht auf allen Inseln und wird mit Ausnahme der vornehmsten Obern von allen Klassen des Volkes geübt. So groß die Zahl der Kinder unter den niederen Klassen auch sein mag, Eltern ziehen selten mehr als zwei oder drei auf, und manche lassen nur eines übrig; alle übrigen werden zuweilen kurz nach der Geburt, gewöhnlich aber während des ersten Lebensjahres gemordet. — Es würde sich nicht eignen, die Mittel, durch welche solches geschieht, so zahlreich sie auch sind, zu beschreiben. Kuakini, der Gouverneur der Insel, zählte uns manche verschiedene Methoden auf, von denen einige sich auch für die Mutter als nachteilig zeigten. Zuweilen wurden die Kinder erdrosselt, häufiger aber lebendig begraben.

„Wenn unter den Gesellschaftsinsulanern, welche, so lange sie Götzendiener waren, den Kindermord häufiger als irgend andere Bewohner des Stillen Ozeans übten, das ausersehene Opfer nur einen Tag oder auch nur einige Stunden erlebte, so wurde es gewöhnlich erhalten; im anderen Falle erwürgten die Parteien, die bei seiner Vernichtung interessiert waren, oder auch die Eltern selbst, den Säugling sogleich nach der Geburt. Unter den Sandwichsinsulanern aber blieb das Kind, es mochte eine Woche, einen Monat oder ein Jahr alt sein, fortwährend unsicher und wurde zuweilen erst getötet, wenn es schon beinahe gehen konnte.

---

[1]) Ebendas. V, 2, 191.
[2]) Ebendas. V, 2, 111.

„Es erfüllt mit Trauer, wenn man bedenkt, wie viele so umgekommen sind. Nach den Erkundigungen, welche wir anstellen konnten, büßten durch diesen Gebrauch zwei Dritteile ihrer Kinder ihr Leben ein, und wir erfuhren von einigen Oberhäuptern, auf deren Worte wir uns verlassen konnten, daß ihnen Eltern bekannt gewesen wären, die drei bis vier Kinder ermordet und nur eines am Leben gelassen hatten" [1]).

Auch auf den Gesellschaftsinseln spielte bei der Auswahl der für das Leben bestimmten Kinder die Farbe als Rassentypus eine große Rolle. Die Bevölkerung teilte sich in eine einheimische dunklere Urbevölkerung und einen Adel von eingewanderten Eroberern, welcher wahrscheinlich der malaiischen Rasse näher stand. War nun die Frau von geringerem Range, so fand ihr Kind in der Verwandtschaft des Mannes keine Aufnahme, sondern wurde ermordet; trug aber das Kind einer Frau höheren Ranges die Zeichen eines niederen väterlichen Typus, so erwürgten es die Verwandten der Frau.

Auf den Marquesasinseln kam es vor, daß die Kinder zuweilen wie in Australien nicht nur getötet, sondern auch von ihren Eltern gegessen wurden; allein derselbe Berichterstatter setzt hinzu, daß dies infolge außerordentlichen Mangels geschah. Es ist aber natürlich, daß die einmal bestehende und von niemand gerügte Sitte auch dann jener menschlichen Trägheit ihre Erhaltung verdankte, wenn es sich, wie auf den Sandwichs- und Gesellschaftsinseln, nicht mehr um die nackte Not des Lebens, sondern um den größeren Genuß desselben handelte. Auf ersteren glaubte unser Missionär den richtigen Grund jenes Verfahrens in der „Faulheit" der Eltern zu erkennen, und solche selbst hatten ihm angegeben, daß es „mühsam sei, Kinder aufzuziehen". Insbesondere bildeten die Kinder wie in Australien für die Eltern ein Hindernis bei „ihren Neigungen zum Herumschweifen". Wir müssen nun freilich hinzufügen, daß dieses „Herumschweifen" nicht von Anfang an Sache der Neigung, sondern die einzig mögliche Art des Nahrungserwerbes gewesen war. Der Last des Kindes steht dann auf dieser Stufe noch kein Gegengewicht des Nutzens zur Seite, den Kinder den Eltern zu schaffen vermögen. Dieser kann erst bei einer organisierten Arbeit hervortreten, wie sie das Nomadentum oder die seßhafte Kultur des vollendeten Ackerbaues geschaffen hat. Wo dieser Impuls der Selbstsucht fehlt, bleibt nach den Zeugnissen der Geschichte das Schicksal des Kindes immer ein zweifelhaftes.

„Die Gesellschaftsinsulaner begruben ihre gemordeten Kinder in den Gebüschen, in einiger Entfernung von ihren Häusern, auf den Sandwichsinseln geschah dies aber oft in dem Hause, in welchem beide Eltern mit dem Kinde gelebt hatten. Es wurde ein zwei bis drei Fuß tiefes Loch gegraben, das Kind in einer zerbrochenen Kalebasse mit einem Stück Zeug auf dem Munde, um sein Schreien zu hindern, hineingelegt, das Loch mit

[1]) Ellis Reise durch Hawaii. Hamburg 1827. S. 171 f.

Erde gefüllt und diese oft von den unmenschlichen Eltern selbst niedergetreten.".

Ohne den Fortschritt zu organisiertem Erwerb, wie wir ihn eben andeuteten, konnte dasjenige, was einst als Notwehr der hilflosen Menschheit seine traurige Berechtigung hatte, gerade unter dem Eintritte günstiger Lebensbedingungen, wie sie jene erobernden Einwanderer sich schufen, zur Unterstützung träger Genußsucht entarten. Ein solches Beispiel bietet uns der ebenso zügellose wie raffinierte Orden der adeligen „Errios" (Arreois), welcher sich über die Inseln Tahiti, Rarotonga, Nukuhiwa und Hawaii ausbreitete, aber auch auf den Ladronen in einer ähnlichen Gesellschaft eine Vertretung hatte [1]).

Obwohl einige Einrichtungen dieses merkwürdigen Ordens ursprünglich als Kultformen aufgetreten sein dürften, zum Teil auch später noch auftraten, so hat doch unter jenen insbesondere der Kindermord ein sociales Absehen erlangt. Durch ihn sollte, ehe er lediglich zur Förderung liederlichen Wohllebens diente, die Reinhaltung der „Farbe" ins Extreme getrieben werden, während zugleich in einer Beschränkung, welche gerade diesen ihrem Umfange nach leicht übersehbaren Inseln eigentümlich ist, der Vorteil der Herrschaft durch eine maßvolle Verteilung seine Bedeutung und seinen Wert erhalten sollte. Die Errioi, deren Name (wie die polynesische Bezeichnung Arii für Adelige) seltsam genug an das „arische" Wort für Herren anklingt, bildeten einen freiwilligen Kriegerbund der Erobererrasse und verpflichteten sich, wenn sie in den Ehestand traten, kein Kind leben zu lassen, indem nur die Kinder der „Oberen", welche allein leben blieben, die Rasse in voller Reinheit des Blutes fortpflanzen sollten. Indem sich diese Herrscherkaste ohne eigene produzierende Arbeit nur von den Vorräten der Unterworfenen schwarzer Farbe ernähren ließ, deren Vorräte aber, wenn auch zu gewissen Jahreszeiten überreichlich, im ganzen doch von beschränkter Art waren, so sollte jene Beschränkung des Standes der Herren zugleich dafür sorgen, daß das Herrentum nicht in seinen äußeren Verhältnissen herabsinke. Diesen Grund hörte Bligh vorzugsweise für die Berechtigung einer für uns so unnatürlich hart scheinenden Einrichtung vorbringen: „Wir haben zu viel Kinder, zu viel Männer, war ihre beständige Entschuldigung." Die Befürchtung der üblen Folgen einer Uebervölkerung eines so eng zugemessenen und in keiner Weise erweiterungsfähigen Gebietes hegte auch nach Blighs Meinung die Bevölkerung nicht mit Unrecht, obwohl gerade damals eine solche noch nicht eingetreten war. Sie stand aber gerade bei der Ueppigkeit des Bodens und des Klimas und der damit verbundenen Frühreife und Genußsucht der Geschlechter bei natürlichem Verlaufe der

---

[1]) Ueber diesen Bund Ellis a. a. O. S. 172; G. Hamilton, W. Blighs Reise nach der Südsee in Forsters Botanybay und Port-Jackson. Berlin 1794. S. 65 und 83 f.; Forster, Geschichte der Seereisen, Berlin 1787, V, 101, VI, 429.

Dinge immer zu erwarten, und ihre Folgen würden dann insbesondere der herrschenden Klasse fühlbar geworden sein, weil diese ihren beduinenhaften Erwerb, wenn sie zu solchem griff, auch nur innerhalb einer sehr begrenzten Inselwelt üben konnte. Solchen Verhältnissen gegenüber sehen wir nun den Menschen ratlos dastehen, und es erscheint uns eben auch nur wie ein Rat der Ratlosigkeit des erfahrenen Kulturmenschen, wenn Bligh den Vorschlag macht, jene ehelosen Orden auf der Insel einzuführen, die nach seiner aufgeklärten Meinung „für andere Länder so nachteilig geworden sind". Wir erkennen hier den großen Fehler, welchen die Kultur überhaupt zu machen pflegt, wenn sie nach ihrem Schema die Unkultur erlösend zu beeinflussen sucht. Statt des vielen Jammers über die Sündenversunkenheit der gottverlassenen Wilden, statt der unbedingten Verwerfung all ihrer Anschauungen und Sitten würde die Versetzung in ihre Lage, den Umfang ihrer Hilfsmittel, die historische Entwickelung ihrer Hilfswege und statt einer oft recht pharisäischen Schuldbemessung eine Anerkennung der relativen Berechtigung aller Kulturstufen viel mehr christlichen Sinn verraten. Betrachten wir die Sache in dieser objektiven Weise, so müssen wir zugestehen, daß wir in der Thatsache der Furcht vor Uebervölkerung einen Kulturfortschritt zu erkennen haben.

Jene Furcht wäre nicht möglich ohne einen Grad von Vorbedacht und Erstreckung der Fürsorge der Zeit nach, welche der Urmensch nicht kannte. Welches aber sollte das Mittel der Vorbeugung sein? Wie sollte der Mensch vor allen Fortschritten der Kultur zur Kenntnis solcher Mittel gelangen? Seine Erziehung hatte ihn vorläufig nur zu einem einzigen geführt; er kannte keines als jenes Princip der Urzeit, welches die Sorge eines jeden auf sich selbst beschränkte, keinen „Nächsten" kannte außer sich selbst. Der Mensch, vor die erste Aufgabe des Fortschrittes der Fürsorge gestellt, sah keinen anderen Ausweg offen als den, auf jenes Princip zurückzugreifen, die zeitliche Erstreckung seiner Fürsorge zu erkaufen durch eine zeitweilige Einschränkung der örtlichen noch über ihren ersten Kreis zurück, zurück über den von Mutter und Kind. Wir müssen unter solchen Umständen noch das Schicksal unserer Gattung segnen, daß diese aus einer solchen Kollision ohne Verlust des Instinktes der Mutterliebe hervorging, welcher Verlust ihre Auflösung hätte herbeiführen müssen. Auch unter den Gewohnheiten jenes Ordens zeigte sich die Kindesliebe unbesiegbar. Obgleich derselbe außerordentliche Ehren und eine höchst sorgenlose Stellung gewährte, so traten doch immer wieder Mitglieder mit Verzicht auf all das aus demselben aus, bloß um das Glück der Sorge für eigene Kinder zu erkaufen. Ebenso hat man beobachtet, daß Frauen des Errioibundes zwar ihre eigenen Kinder erdrosseln ließen, aber, was ihnen nicht verboten war, fremde aufnahmen, um diese auf das zärtlichste zu pflegen.

Aus dem Gegensatze dieser gemütvollen Neigung und der in der

That grausamen Handlungsweise, die sich dennoch mit ihr vertrug, können wir einen Maßstab gewinnen für die unüberschätzbare Gewalt der Gewohnheit. Die Größe dieser Gewalt beruht auf der oft angedeuteten Thatsache, daß es vernunftmäßiges Denken zu allerletzt und erst auf höchster Stufe ist, was die Handlungen der Menschen leitet; vielmehr ist es gleichsam ein eben erst werdender Instinkt, eine Ansammlung gleicher Handlungsweisen, die im Begriffe ist, ein Gegenstand der Vererbung zu werden, was ohne Zuthun der Vernunft, selbst im Gegensatze zu dieser den Antrieb zum Handeln bildet. Und eben darin beruht also die Macht von Gewohnheit und Sitte, daß sie ein unfertiger, im Werden begriffener Instinkt sind.

Niemand hat darum auch in jener Zeit vernunftmäßig vorausdenkend und alle möglichen Folgen erwägend solche Wege der Fürsorge erfunden; die Menschheit hat sie gleichsam nur Schritt für Schritt vorausfühlend ertappt. Ob sie sich in diesem „dunklen Drange" des „rechten Weges" stets bewußt war? Ob ihr Weg in eine Sackgasse führte, ob er ein Irrweg war, das konnten immer nur die thatsächlich erlebten Folgen zeigen.

In unserem Falle zeigten sie sich höchst ungünstig. Die Wahl bei der Kindesaufnahme im allgemeinen hatte das weibliche Geschlecht auf der Insel auf ungefähr ein Drittel des männlichen reduziert. Die herrschende Klasse sah sich darum genötigt, Frauen aus der niederen zu nehmen, deren Kinder nun immer wieder das Todesurteil traf, so daß endlich innerhalb jenes Bundes eine Frau vielen dienen mußte, ein Anlaß zu Verhältnissen, welche über kurz oder lang das herrschende Volk aufgerieben hätten. Es war daher notwendig der erste Akt einer umsichtiger geordneten Regierung, wie sie am Anfange unseres Jahrhunderts Pomare II. einführte, die Gesellschaft der Errioi aufzulösen. Darauf folgte, zwar nicht ohne Einfluß christlicher Missionäre, aber doch auf Vorschlag der Häupter der herrschenden Klasse, die Vereinbarung eines Gesetzbuches, welches den Kindermord verbot. Eben dahin gelangten noch vor Einführung des Christentums die Oberhäupter der Sandwichsinseln. „Sie haben ebenfalls das Nachteilige davon in Rücksicht auf ihre Hilfsquellen eingesehen, indem er die Inseln entvölkert und sie wüste und minder einträglich macht, weswegen sie sich seit kurzem bemüht haben, ihn zu unterdrücken" [1]).

Nicht bloß auf der entlegenen Inselwelt, auch auf dem längst von Kultureinflüssen aller Art durchtränkten Boden des Festlandes von Indien, namentlich in den Berglandschaften des Südens und unter der ursprünglichen, dunklen Bevölkerung, den Dravidastämmen, hat sich die abwehrende Form der Fürsorge im Kindermorde erhalten. Sie steht unter den Todas in den Nilgherris in so enger Verknüpfung mit der gesamten Lebenseinrichtung und Gesellschaftsgestaltung des Volkes, daß unser Gewährsmann [2])

[1]) Ellis a. a. O. S. 176.

[2]) William E. Marshall, A Phrenologist amongst the Todas; or the Study of a Primitive Tribe in South India. London. Longmans and Co. 1873.

zu einer gewissen Entschuldigung der Sitte sich gezwungen sieht. Als Grund erscheint auch hier die Furcht vor Uebervölkerung und Hungersnot, deren Qualen die Menschen niederer Fürsorge häufiger kennen lernen als wir. Da der Toda lediglich von seiner Büffelherde lebt, weder Reis noch Getreide baut, noch Geflügel hält, also überhaupt alle jene Landnutzungen nicht kennt oder geringschätzt, welche, wie wir noch sehen werden, überall ursprünglich der Arbeit der Frau zu danken sind, so steht einerseits diese bei ihm in geringem Werte, während er andererseits kein Mittel sieht, die Ertragsfähigkeit seines Wohnplatzes — er ist kein eigentlicher Nomade — zu erweitern. Aus diesem Grunde trifft nun seine Auslese vorzugsweise das weibliche Geschlecht, und die Folge ist eine so große Verminderung der Frauen, daß im ausgesprochensten Maße polyandrische Verbindungen gegenüber dem nicht zu ertötenden Instinkte zur Notwendigkeit werden. In den Distrikten Alighar und Ghasipur wurde 1874 die Ermordung weiblicher neugeborener Kinder amtlichen Mitteilungen zufolge noch in 280 Dörfern geübt [1]). Aehnliche, wenn auch oft übertreibende Berichte aus dem Bereiche der mongolischen Kultur sind bekannt genug.

Was den semitischen Kulturkreis anbelangt, so wissen wir wenigstens von den Originalsemiten der alten Araber, daß sie ebenfalls aus Not der Fürsorge die Kindertötung übten [2]). Insofern aber, wie wir noch sehen werden, das Kindesopfer eine kannibalistische Form der Kindertötung zur notwendigen Voraussetzung hat, müssen wir auf eine weite Verbreitung desselben Brauches auch unter anderen Semiten, auf eine ganz hervorragende Uebung aber bei den asiatischen Völkern der roten Rasse, den Phöniziern, schließen. Nur das älteste Kulturvolk, ausgezeichnet durch seine gesellschaftliche Organisation, seinen Landbau und die verschiedenartigsten Fortschritte seiner Fürsorge ragt auch hierin, dem Altertum mit Recht ein Wunderbild, hervor. Allerdings zeigen uns die Berichte hierüber aber auch gleichzeitig einen völligen Umschwung nach zwei Richtungen hin, einmal in Bezug auf den gewonnenen Weitblick in der Erkenntnis der Bedingungen des Volkswohlstandes — wie diese jedoch nur unter gewissen Voraussetzungen zutreffend sind — und andererseits auf eine völlig neue physiologische Auffassung des menschlichen Werdens; beide Anschauungen versetzen uns in eine ferne Zeit voraus; doch müssen wir ihrer hier um jenes Gegensatzes willen gedenken. Diodor [3]), ein Zeitgenosse Cäsars, sagt von den Aegyptern seiner Zeit: „Alles, was geboren wird, muß ein jeder erziehen, der Bevölkerung wegen, weil diese vorzüglich zum Wohlstand der Länder und Städte gereicht.“ Eine Ueberwindung jenes Strebens nach Reinheit der Farbe und Rasse aber bezeichnen die folgenden Worte: „Keines von

---

[1]) Globus 1874, 2, 95.

[2]) Pococke, Specimen historia Arabum, ed. White 1806. p. 335.

[3]) Diodorus Siculus. I, 80.

den Kindern halten sie für unecht, selbst ein solches nicht, das von einer gekauften Sklavin geboren worden. Denn sie glauben überhaupt, daß der Vater die einzige Ursache der Zeugung sei, die Mutter aber dem Kinde nur Nahrung und Aufenthalt gebe." Auch Strabo [1]) zählt es unter den Eigentümlichkeiten der Aegypter auf, daß es eine ihrer „Hauptbestrebungen" sei, „daß alle neugeborenen Kinder aufgezogen werden".

Im übrigen Afrika haben sich allerdings nachmals Verhältnisse entwickelt, welche ein Kind zu einer viel zu schätzbaren Wertsache gestalteten, als daß man die Aufzucht ohne dringenden Grund abgelehnt hätte; indes sind immer noch Spuren vorhanden, daß früher auch auf diesem Kontinente jene Art Fürsorge nichts Unbekanntes war. Fritsch [2]) hat solche bei den Hottentotten gefunden; doch beschränkte sich die Beseitigung nur noch auf Zwillinge und unvollkommen ausgebildete Kinder. Bei den Malgaschen auf Madagaskar hat sich die Auslese der Kinder in ein fatalistisches System einfügen müssen. Indem sie in einer Weise, die noch zu erklären sein wird, Glücks- und Unglückstage unterscheiden, beseitigen sie alle an letzteren geborenen Kinder, indem sie dieselben aussetzen, ertränken oder lebendig begraben [3]).

Wenden wir uns zunächst noch nach Amerika, so finden wir auch hier an den entlegensten Punkten die Spuren der Verbreitung des Kindermordes. Daß er einmal bei den mittelamerikanischen Völkern in weitestem Umfange geübt wurde, darauf läßt sich aus der außerordentlichen Bedeutung des Kindesopferns unter diesen Stämmen schließen. Ueberdies hielten die Altmexikaner wenigstens noch an der Uebung fest, je eines von Zwillingskindern zu töten [4]) und die Abiponen in Südamerika pflegen grundsätzlich nicht mehr als zwei Kinder aufzuziehen [5]). Von brasilianischen Stämmen wissen wir Verwandtes. So lassen die Frauen der Quaycurus bis zu ihrem dreißigsten Lebensjahre kein junges Leben aufkommen [6]).

In einer gewissen Verwandtschaft mit diesen Sitten steht der wiederholt vorkommende Brauch, daß gestorbenen Müttern ihre überlebenden Säuglinge ins Grab mitgegeben und auf diese Weise erstickt werden. Das Motiv dieser Handlungsweise, die spät noch bei den Eskimos angetroffen wurde [7]), ist jedoch schon ein zwiespältiges. Auf der einen Seite ist es die Vorstellung von dem Festhalten des Toten an all dem Seinen und die Furcht vor seiner Wiederkehr, wenn er einen Teil seiner selbst hier lassen sollte; ehe aber noch die Seelenvorstellung auf den Weg solcher Spekulation

---

[1]) Strabo, Geographica Casaub. 824.
[2]) A. a. O. S. 334.
[3]) Waitz a. a. O. II. 441.
[4]) Ebend. a. a. O. IV. 164.
[5]) Ebend. III. 476.
[6]) v. Eschwege a. a. O. II. 274.
[7]) Kranz a. a. O. 196.

gelangen konnte, war es zweifellos die Unmöglichkeit, ein Kind im Säuglingsalter ohne die Mutter zu ernähren, welche im Zeitalter solcher Unbeholfenheit der Menschen jene Opfer erzwang. Indem man in alten Gräbern auf britischem Boden die Leichenreste von Kindern und Frauen in einer entsprechenden Vermischung gefunden hat, hat man kaum mit Unrecht geschlossen, daß eine frühere Bevölkerungsschicht in ähnlicher Notlage und Lebensarmut auf den gleichen Weg gelangte [1]).

Unsere Erinnerung, auf die wir uns bei Wiedergabe von Thatsachen nicht stützen mögen, reicht doch hin, uns zu sagen, daß die angeführten Fälle durchaus nicht erschöpfend sind. Vielleicht können aber auch sie uns beweisen, daß es irrig ist, das Vorkommen des Kindsmordes bei kulturlosen Völkern immer nur als eine vereinzelte moralische Abnormität zu betrachten. Es gab zweifellos auch zur Zeit der Unkultur günstige Verhältnisse, unter denen die Natur des Menschen gleichsam unkorrigiert bleiben konnte; wo aber eine derartige Korrektur der Gesellschaft nötig wurde, da scheint es ganz allgemein eine unterste Stufe ausweichender Fürsorge gewesen zu sein, zu jenem Mittel zu greifen.

Wir dürfen daher diese historische Erscheinung nicht gleichstellen den einzelnen Fällen des Verbrechens gleicher Art im Bereiche der Kultur unserer Zeit; wohl aber dürfen wir noch eine ältere Kultur auf den Gegenstand hin untersuchen. Für eine solche Prüfung haben wir uns noch die Betrachtung der „Kulturvölker“ älterer Zeit aufgespart.

Wenn wir dabei auch im Bereiche der Kulturanfänge überall auf dieselbe Sitte treffen und ihr Nichtvorhandensein von den Schriftstellern der Kultur als eine wunderbare Ausnahme hingestellt sehen werden, so werden wir denn doch die landläufige Meinung korrigieren müssen, daß ihr Vorkommen in jener Zeit immer nur ein Merkmal lokaler Degeneration der Gesellschaft gewesen sei. Alle diese Erscheinungen mit dem „blinden Heidentum“ erklären zu wollen, ist vollends ein Standpunkt, den eine pragmatische Kulturgeschichte gänzlich aufgeben muß. Wenn wir umgekehrt zum Teil aus denselben Thatsachen, welche uns die Erscheinung verbürgen, auf das Streben und Ringen der alten Kulturgesellschaft schließen müssen, sich von einer Fürsorgeart zu befreien, die den fortschreitenden Moralbegriffen immer mehr als Makel sich darstellt, so müssen wir doch endlich erkennen, daß die Wurzel nicht in einer angeblichen Fäulnisstelle der mühsam genug geschaffenen Kultur steckt, sondern in den rohen Untergrund letzterer zurückreicht. Das, was die Kultur selbst Aehnliches hervorgebracht hat, müssen wir als das „Verbrechen“ des Kindermordes gänzlich scheiden von der Erscheinung der „Sitte“ desselben. Jenes durchbricht die schon anerkannten Principien der gesellschaftlichen Lebensfürsorge; diese folgt ihnen. Das moralische Grauen ist in Bezug auf letztere anachronistisch angebracht, die Wünsche des Gefühles

---

[1]) Ausland 1870. S. 197.

aber sind ohnmächtig, den Gang der gesellschaftlichen Dinge zu regeln, so lange nicht die Arbeit des Geistes Mittel geschaffen hat, auch ihrem Walten die Wege zu ebnen.

Nicht anders verhält es sich mit den moralischen Idealen, die wir aus der erkannten Richtung des Kulturganges gleichsam als Ziel desselben voraus erschließen, ehe unsere Mittel folgen können. Der Kulturfortschritt auf einer höheren Stufe kann solcher Ideale nicht entbehren. Nicht bloß daß sie die Kulturarbeit in einer wirksamen Einheitlichkeit leiten, treten sie durch die allgemeine Anerkennung, auf die sie als etwas keineswegs willkürlich Erdachtes oder Hypothetisches rechnen können, und durch den Eindruck von gesellschaftlicher Verachtung und Beschämung, der dadurch mit gegenteiligem Handeln verbunden ist, immer mehr und zwar in dem Maße, als letzteres der Fall ist, an die Stelle jener Furcht, welche ursprünglich das „Gewissen" geschaffen hat. An die Stelle der Furcht, welche eine so eigentümliche Geschichte hat, wie wir gezeigt haben, tritt Scham, ein rein gesellschaftlicher Instinkt. Dieser wird nun neben der Not auf einer gewissen Höhe der Kultur eine neue Veranlassung derselben Erscheinung, des Kindsmordes. Diese wohl zu unterscheidende Art der Erscheinung ist einer älteren kulturlosen Zeit ganz fremd gewesen, der kulturgeschichtliche Kindesmord, den wir betrachtet haben, ist mit keinem Gefühle der Scham gemischt, von keinem solchen geleitet. Wir können auch ganz gut wahrnehmen, wie jene andere Art der Erscheinung eben erst mit den Fortschritten, wir möchten sagen, der Popularisierung des sittlichen Ideals, gleichen Schrittes fortschreitet. Es ist bestimmt wahrnehmbar, daß da, wo die unehelichen Geburten relativ häufiger sind, wie unter der ländlichen Bevölkerung gegenüber der städtischen, in Bayern und den Alpenländern gegenüber Norddeutschland, im Verhältnisse dazu die genannten Verbrechen seltener sind, als in den entgegengestellten Gebieten. Lord Kames, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts diesen Gegenstand ins Auge faßte [1], konnte von seiner Zeit noch behaupten, daß es in Wales und im schottischen Hochlande für junge Mädchen noch kaum eine Schande sei, ein uneheliches Kind zu haben, dafür datiere aber auch der erste Fall eines Kindesmordes, von dem man in jenen Gegenden etwas hörte, aus allerjüngster Zeit. Wir müssen also, in das Bereich der Kultur eintretend, diese beiden Arten der Erscheinung durchaus auseinander halten.

Wir haben bereits mehrfach berührt, daß im Fortschritte zum echten Nomadentum auch der Fortschritt zu einer größeren Volksvermehrung gegeben ist. Die Erfindung des Genusses tierischer Milch ist imstande, unzähligen Kindern das Leben zu retten, die Mutter zeitig zu entlasten und

[1] Lord Kames, Sketches of the History of Man, — On the progress of the Female Sex, citiert bei W. E. H. Lecky, Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen. Leipzig und Heidelberg 1870. Bd. 2. S. 20.

dem Geschlechtsverkehr zurückzugeben; andererseits wird durch die Einführung der Vaterherrschaft das neugeborene Kind dem Rechte und der Willkür der Mutter entrissen und ein brauchbarer Besitzgegenstand der väterlichen Gewalt. Es wird also mit der Einführung dieser Lebensform notwendig eine Abnahme der Kindertötung zu erwarten sein. Es wird aber ein Rückschlag eintreten müssen, wenn bei unzureichenden Weidegründen ein Uebergang zur seßhaften Lebensweise stattfindet und im Zwange dieser noch unbeliebten Lebenslage die Sorge gleichsam von neuem beginnt. In letzterer Lage können wir uns denjenigen Teil der roten Rasse vorstellen, welcher, von den semitischen Beduinen-Nomaden in feste Plätze gedrückt, den Uebergang zur seßhaften Gewerbsthätigkeit finden mußte. Darum hat wohl bei Phöniziern und Karthagern ehemals das Kindesopfer als Rudiment des alten Brauches einen so grauenhaften Umfang behalten.

Auch die Semiten und insbesondere die Juden haben in ihren Kulttraditionen und Lösungsmythen, falls diese nicht etwa ihrem Stoffe nach teilweise Eigentum der vorigen Bevölkerungsschicht waren, noch das Andenken an eine Zeit jener barbarischen Lebensfürsorge mit ins Land gebracht, und auch die Aussetzung von Kindern unechter Rasse spielt in den Patriarchengeschichten noch eine Rolle; aber gerade sie finden gleich den Egyptern immer noch relativ frühzeitig den Uebergang zu einer erhaltenden, positiven Lebensfürsorge an Stelle jener ausweichenden. Darum konnte es Tacitus[1]) in einer Zeit, da die Völker längst in rivalisierende Beziehungen zu einander getreten waren und in der Mehrung ihrer Kopfzahl ihr Heil sahen, von den Juden rühmen, daß sich bei ihnen von der Aussetzung der Kinder keine Spur finde.

Dagegen war, wie es scheint aus Gründen, welche mit denen, die bei den Phöniziern wirkten, einige Aehnlichkeit hatten, bei den Griechen das alte Hilfsmittel fast allgemein anerkannt und bis in späte Zeit vielfach geübt[2]). Es ist klar, daß der Weg über Kleinasien nach Europa, den die dunkler schattierte Rasse der arischen Gruppe einschlug, nicht zur Erhaltung des Nomadentums im alten Umfange führen konnte. Ehe dafür die Kultur der edelsten Früchte des Altertums Ersatz schaffen konnte, trat jene Zwangslage ein, welche die Kinderaussetzung zunächst zu einer allgemein hellenischen Sitte machte[3]). Wenn nun auch „Aussetzung" ursprünglich der Tötung gleichkam, so zeigt doch das Ueberhandnehmen dieser Form der letzteren einen gewissen, wenn auch geringfügigen Fortschritt. Die unmittelbare Handanlegung fiel weg und die Möglichkeit, daß noch irgend ein Zufall, das Wohlwollen einer besser situierten Familie den Weggelegten rette, ist

---

[1]) Tacitus, Hist. V. 5.

[2]) Litteratur darüber bei Terme et Montfalcon, Hist. des Enfans trouvés. pp. 39—45.

[3]) Wachsmuth, Griech. Altertumskunde. II, 1. S. 157.

nicht ausgeschlossen; ja sie konnte bei einer fortschreitenden Gefühlsentwickelung immer mehr beabsichtigt werden. Es ist bekannt, wie häufig in den Sagen und Mythen der Alten das Motiv der Aussetzung, aber auch das der Rettung auftritt und wie dann in diesen Sagen nicht selten (Moses, Sargon, Cyrus, Romulus und Remus) der Verstoßene und Gerettete zu bedeutender Herrscherstellung emporsteigt, als ob das Volksbewußtsein hiemit schon einen Akt poetischer Gerechtigkeit hätte vollziehen wollen — ein Fortschritt des Ideals.

Den Brauch billigte die Gesetzgebung Solons, und die des Lykurg schrieb ihn für einzelne Fälle vor. Dazu gehörte Mißbildung und Schwächlichkeit der Neugeborenen. Auch Platon kann in seinem Phantasiegebilde eines idealen Staates das alte Hilfsmittel noch keineswegs entbehren [1]) und nach Aristoteles [2]) mußte es wenigstens bei drohender Uebervölkerung wieder zu Hilfe genommen werden, womit das alte Princip wieder anerkannt wird. Nur das böotische Theben machte nach Aelians [3]) Zeugnis in der socialen Fürsorge einen interessanten Fortschritt, indem hier gleichsam die Gesamtheit, die Gemeinde, dem Unvermögen des Einzelnen zu Hilfe kam, in einer Weise, daß zwar nicht die Freiheit, aber doch das Leben jedes Neugeborenen erhalten bleiben sollte. Indem dieser kleine Staat unter Bedrohung der Eltern mit Lebensstrafe die Tötung der Kinder verbot, stellte er es unvermögenden frei, das Kind ihm selbst, der Gemeinde, als Sklaven zu schenken. Diese Staatssklaven wurden dann in einzelne Bürgerhäuser zur Erziehung abgegeben, und so zog die Gemeinschaft aus dem Bevölkerungszuwachse einen direkten Nutzen. Ein ganz anderes Princip aber ist es, wenn in Kreta nach dem Zeugnisse des Aristoteles [4]) das Gesetz den Eltern die Ehescheidung gestattete, wenn ein Grund zur Befürchtung allzu großer Fruchtbarkeit sich zeigte.

Daß auch auf italischem Boden die Kindertötung einst in unbeschränkter Weise geübt wurde, beweist die Erinnerung an die Thatsache, daß es Gesetze des Staates waren, welche allmählich das Recht beschränkten. Das Recht der Aussetzung von Krüppeln oder Mißgeburten bleibt dabei wie selbstverständlich immer unangetastet. Daß man vordem, ähnlich wie bei den viehzüchtenden Todas, gerade Mädchen am häufigsten ausgesetzt habe, ist ebenfalls erkennbar, indem das Romulus zugeschriebene Gesetz [5]) nur die Aussetzung der Knaben und jedes erstgeborenen Mädchens zu verbieten wagte. In der That besteht auch darin eine gewisse Analogie mit jenen Nomadenstämmen, daß auch die Römer alter Zeit vorzugsweise der

---

[1]) Plato, Republ. V, 460 D, 461 C.
[2]) Aristoteles, Pol. VII, 14.
[3]) Aelian, Var. hist. II, 7.
[4]) Pol. 2, 7, 5.
[5]) S. Mommsen, Römische Geschichte. I, 59 f.

Viehzucht sich widmeten, welche die Hilfe des Weibes ausschloß. Aber auch die Anfänge des Landbaues ruhten in Rom in merkwürdigem Gegensatze zu den Einrichtungen fast aller bekannten Naturvölker in den Händen der Männer, so daß hier dem Weibe eine Qualifikation entging, die sonst überall — wenn wir so sagen dürfen — seinen Marktwert hob.

Obwohl aber die expansive Politik Roms ihr Absehen daheim stets auf eine Vermehrung des Volkes haben mußte, so blieb doch die Hinneigung der Einzelnen zu den alten Mitteln der Fürsorge bis in die späte Kaiserzeit sehr bemerkbar, während sie natürlich in einer Zeit der Ueppigkeit und des sinnlichen Genusses, wie sie die Kaiser schufen, neue Nahrung erhalten mußte. Es ist aber sehr unrecht, die römische „Sittenverderbnis" allein zur Urheberin dieser Erscheinung zu stempeln und diese selbst als eine Abnormität und einen Gegensatz gegen die guten Sitten einer guten alten Zeit hinzustellen. Im Gegenteil kennzeichnet sich gerade diese verrufene Zeit dadurch, daß ihr das Gefühllose der an sich immer noch für anständig gehaltenen Handlungsweise als ein moralischer Einwand zum Bewußtsein kommt und dieser Widerspruch das Ungenügen so vieler Geister an ihrer Zeit hervorruft.

Seneca[1]) sagt ganz unumwunden: „Mißgeburten töten wir und auch Kinder, die gebrechlich und ungestaltet zur Welt kommen, ertränken wir. Es ist nicht Zorn, sondern Vernunft, das Unbrauchbare von dem Gesunden abzuscheiden." Man war nur dazu gekommen, einen großen Unterschied zwischen der Tötung und der Aussetzung zu machen. Letztere wurde häufig geübt, am häufigsten wohl, wie an der „Milchsäule" nahe dem Velabrum, mit der Absicht, daß dem Kinde das Leben erhalten bleiben möge. Indem es aber dann zumeist das Schicksal solcher Kinder war, durch Spekulanten der Knechtschaft oder der Prostitution zugeführt zu werden, schien dieser Fortschritt der Sitte in der That ein mehr subjektiver als objektiver zu sein. Terenz läßt den Chremeus[2]) seiner Frau, welche gegen dessen Befehl ihr Kind nicht hatte töten, sondern durch eine alte Frau aussetzen lassen, bittere Vorwürfe darüber machen, daß sie nicht bloß ungehorsam, sondern auch unvernünftig gehandelt habe, indem sie ihre Tochter dem Leben einer Prostituirten vorbehielt.

Wie sehr der Brauch gleichsam schon in der menschlichen Natur selbst eingewurzelt war, dies zeigt der hartnäckige Widerstand, mit dem er sich gegen die Anstürme von beiden Seiten, von seiten des verfeinerten Gefühls und der fortgeschrittenen Staatsraison zu wehren wußte. Letztere suchte ihm auf verschiedene Weise beizukommen. Das Gesetz wirkte ihm (zur Kaiserzeit) „mittelbar durch besondere Vorrechte entgegen, die es den Vätern von vielen Kindern einräumte, indem es ihnen Freiheiten von sehr

---

[1]) Seneca, De ira I, 15.

[2]) Heauton. Act. III. Scen. 5.

großem Umfange gewährte, die ärmeren von den meisten Steuern befreite und in gewissem Grade für den Schutz der ausgesetzten Kinder sorgte [1])". Die Lehre des Christentums mit ihrer universellen räumlichen Erstreckung der Lebensfürsorge trat zu den anstürmenden Potenzen hinzu. Schon unter den Antoninen war ähnlich wie in Theben, doch nicht mit so ärmlichen Mitteln, der Staat eingetreten, um in möglichst vielen Fällen die Last der Kinderversorgung von den Schultern armer Eltern hinwegzunehmen. Konstantin erhob auf den Rat des Lactantius diese Uebung für Italien und Afrika (anno 322) zum Gesetze. Indes war es zu allen Zeiten leichter, neue Ziele der socialen Technik aufzustellen, als die zweckdienlichen Mittel zu finden. Kaiser Trajan hatte verordnet, daß ein ausgesetztes Kind unter keinen Umständen zum Sklaven gemacht werden konnte. Konstantin suchte nun außer der Staatshilfe die Privathilfe zur Rettung der Ausgesetzten heranzuziehen und bestimmte durch ein Gesetz vom Jahre 331 [2]), daß umgekehrt der Findling unbedingt das Eigentum des Lebensretters bleiben und dem Vater in aller Zukunft kein Recht zustehen solle, ihn zurückzufordern. So blieb der Findling Sklave, bis erst im Jahre 529 Justinian, doch nur für den östlichen Teil des Reiches bestimmte, daß zwar der Vater durch die Aussetzung jedes Anrecht an das Kind verliere, diesem aber auch durch seinen Lebensretter die Freiheit nicht entzogen werden könne. Dagegen bestand im Westen jene Kinderknechtschaft als letzter Rest der alten Sitte bis ins Mittelalter fort. Es dauerte sehr lange, ehe eine Art privater, auf humanistischen Grundsätzen ruhender Organisation an die Stelle der Spekulation und des Handels mit aufgenommenen Kindern trat. Eine Art Findelanstalt soll im 6. Jahrhunderte zu Trier, im 7. zu Angers bestanden haben. In Mailand bestand eine solche im 8. Jahrhundert. Aber noch schlug ein minder humaner Antrieb oft genug hindurch. „Im 4. Jahrhunderte lud das Konzil von Rouen die Frauen ein, ihre im geheimen geborenen Kinder an die Kirchenthür zu setzen, und unternahm es, für sie zu sorgen, wenn sie nicht zurückgefordert wurden. Wahrscheinlich wurden sie als Sklaven oder Leibeigene für die Kirchengüter erzogen, denn ein Dekret des Konzils von Arles im 5. Jahrhundert und ein späteres Gesetz Karls des Großen hatten die Verordnung Konstantins aufs neue eingeschärft, und die ausgesetzten Kinder für Sklaven ihrer Beschützer erklärt [3])."

Entschiedener als gegen die Aussetzung ging die römische Kultur, beziehungsweise die Gesetzgebung als ihr Ausdruck gegen die Tötung der Kinder vor. Sie wurde, doch als eine minder schuldvolle Form, dem Menschenmorde beigezählt und zwar nicht wie dieser mit dem Tode, aber mit

---

[1]) Lecky, Sittengeschichte. II, 22.

[2]) Codex Theodos. lib. V. tit. VII. lex I.

[3]) Lecky a. a. O. II. 26.

Verbannung bestraft. Konstantin verschärfte aber diese Strafbestimmung insbesondere im Hinblick auf die zahllosen Kindesmorde, beziehungsweise Kindesopfer in Afrika, und Valentinian setzte 374 ganz allgemein die Todesstrafe darauf.

Die Wanderung des hellfarbigen Stammes der Arier brachte unzweifelhaft die Kenntnis derselben Art Fürsorge aus ihrer asiatischen Heimat mit, wenn sie auch einen größeren Teil der Germanen und Slaven nach der Art, wie sie ihre Lebensweise zunächst in den Flachländern Europas fortsetzen durften, in die Lage versetzte, die Ausübung zu beschränken. Auch einen Einfluß auf die Auslese der weiblichen Geburten konnte die Lebenslage der seßhaft Werdenden nicht üben; denn gerade die Frau war es hier, welche mit ihrem wenn auch kärglichen Landbau eine achtenswerte Stütze des Hauses wurde. Insofern mag das Lob des Tacitus [1]) berechtigt sein, daß die Germanen „die Zahl der Kinder zu beschränken oder eines der jüngeren Kinder zu töten" für einen argen Fehler hielten, obgleich andererseits die gesuchte Gegenstellung gegen die Verhältnisse im römischen Reiche sehr deutlich hervorleuchtet und zugestanden wird, daß man auch in Germanien mit krüppelhaften Geburten nicht anders verfuhr als sonstwo. Indes hat J. Grimm an Beispielen gezeigt [2]), daß auch hier der härtere Lebenskampf härtere Formen von Abwehr zur Folge hatte, was insbesondere bei dem skandinavischen Zweige der Fall war. Was Grimm nach alter Quelle von den sogenannten „Grabkindern" nordischer Stämme erzählt, das läßt uns keineswegs auf einen bestimmenden Einfluß eines verfeinerten Gefühls schließen, auch wenn es nur als Sagenstoff seine Bedeutung hätte. Ein Herr sollte gegen die Kinder seines Freigelassenen keinerlei Verpflichtungen mehr haben — nur mit einer einzigen Ausnahme. Wie hart klingt nun die Sage, wenn sie von dieser Milde berichtet! Die mittellos hinterbliebenen Kinder des Freigelassenen sollten zusammen in eine Gruft eingeschlossen und ohne Lebensmittel dem Hungertode ausgesetzt werden. Nur das am längsten lebende unter ihnen, also das kräftigste, sollte der ehemalige Herr wieder herauszuziehen und zu erhalten verpflichtet sein. Auch nach der Erzählung des Gudrunliedes ist man leicht fertig mit dem Ertränken von Kindern, und den Verkauf von Söhnen und Töchtern bemüht sich eine alte Gesetzgebung auf Zeiten der Hungersnot zu beschränken. Was aber insbesondere für das Vorhandensein der Uebung spricht, das ist die starke Betonung, welche die Gesetzgebung der in das Christentum eintretenden Stämme gewiß nicht ohne Grund auf diesen Punkt legt. So verbietet das Gesetz den Westgoten [3]) ganz ausdrücklich Aussetzung, Kindesmord und vorbeugende Handlungen und setzt auf beide letzteren die Strafe des Todes

---

[1]) Germania 19.

[2]) J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. S. 461 f.

[3]) Leges Wisigothorum l. VI. tit. 3. l. 7 und l. IV. tit. 4.

und der Blendung. Auch die Kapitularien Karls des Großen[1]) müssen ausdrücklich erklären, daß auch Kindesmord Menschenmord sei. Gleicherweise erinnert uns das alte Gesetz Gotlands[2]) so recht an den oben beschriebenen Fortschritt, der sich erst zu unseren Zeiten auf der bedeutendsten der Südseeinseln vollzog, wenn es gleich anfangs anhebt: „Das ist nun zunächst: daß man aufziehen soll jeglich Kind, das geboren wird von unserem Lande, und nicht verwerfen.“ Daß damit in der That eine Neuerung geboten war und man sich des Gegenteils zu den Frauen versehen zu müssen glaubte, das beweisen am besten die Umständlichkeiten, die man fortan den Frauen bei der Geburt auferlegte. Jede solle zur entsprechenden Zeit zwei Frauen um sich haben, eine Nachbarin und eine Helferin, damit, falls etwa das Kind tot geboren würde, diese das Gezeugnis ablegen könnten, daß dem so seie „und ihre Hände dessen unschuldig wären“.

Im Gegensatze zu diesen Neuerungen steht das alte Recht des germanischen Vaters[3]), das Kind seiner Frau „aufzuheben“ oder nicht. Dieses Recht hat die Möglichkeit der Aussetzung des Kindes zur notwendigen Voraussetzung und es ist lediglich ein Zeugnis für denselben Fortschritt, den wir auf der ganzen Strecke gewahrten, daß allmählich eine Beschränkung der Entscheidungsfrist hinzutritt, wie wir eine solche ja auch auf einigen Südseeinseln kennen lernten. Diese Frist soll verstrichen sein, sobald das Kind durch Aufnahme auch des geringsten Teiles von Nahrung gleichsam die Selbständigkeit einer Individualität außer der Mutter gewonnen hat. Dieser Weg zur Beschränkung unterscheidet sich sehr wesentlich von demjenigen einer Bestimmung, welche das angeblich Romulische Gesetz enthalten haben soll. Dieses habe die Tötung der Kinder umgekehrt nicht innerhalb der drei ersten Jahre zugelassen. Es ist ersichtlich, daß auch darin nur die Tendenz der Verhinderung zum Ausdrucke kommen sollte.

Endlich verhielt es sich, so dürftig auch die Nachrichten sind, bei den Slaven nicht anders. Was uns die Lebensbeschreibung Ottos von Bamberg von den Pommern und den Bewohnern Stettins insbesondere erzählt, das hat gewiß allgemeinere Geltung, und in diesem Falle wird ausdrücklich hinzugesetzt, daß das neue Gebot nicht etwa einer allgemeinen Schablone zulieb gegeben wurde, sondern wirklich in den thatsächlichen Verhältnissen seine Begründung hatte. „Fernerhin,“ berichtet die genannte Biographie, „hieß er die Frauen daran erinnern, daß sie in Zukunft von der grausamen Sitte, die weiblichen Geburten zu töten, lassen sollten. Bis zu dieser Zeit nämlich pflegte man, wenn ein Weib mehreren Töchtern das Leben geschenkt hatte, einige davon zu erdrosseln, um für die anderen um so besser sorgen zu können, und man achtete solchen Mord für nichts.“

---

[1]) Capitulare VII, 168.

[2]) Guta-Lagh. cap. II.

[3]) Grimm a. O. S. 455 f.

Je mehr sich uns so der Umfang der fraglichen Uebung vor unseren Augen erweitert hat, desto notwendiger müssen wir aufhören, sie in die Klasse der kulturgeschichtlichen Absonderlichkeiten zu zählen; wir müssen erkennen, daß auch sie auf dem durch so viele Hindernisse und Gefahren hindurchführenden Wege zur Kulturhöhe eine notwendige Stufe bildet, die nicht übersprungen werden konnte.

Auch berichterstattend können wir uns nicht über diese Stufe erheben, ohne an eine zweite ganz nahe verwandte Erscheinung zu stoßen, die gleicherweise Zeugnis gibt von der Rat- und Hilflosigkeit des Menschen in Bezug auf die Bewältigung der ersten Hindernisse, die sich seinen gesellschaftlichen Schöpfungen entgegenstellten, Schöpfungen, auf denen doch die ganze Zukunft seiner Gattung beruhte. Es ist die Behandlung des Alters, von der wir jetzt mit Bezug auf einen der „Urzeit" sich anschließenden Zeitraum sprechen müssen.

Wir werden uns nicht mehr wundern, wenn wir auch hier auf dieselben Widersprüche stoßen: der instinktiven Kindesliebe entspricht eine natürliche Achtung des Alters, und daneben besteht eine Härte des Verfahrens, die uns fast noch grausamer erscheinen muß. Der Antrieb aber ist derselbe: der herbe Zwang der Notlage und eine kindlich spekulative Zurechtlegung von Vorstellungen, die der Mensch schon von einer früheren Stufe her als sein heiliges Erbteil bewahrte.

Wenn nun auch, was die Achtung des Alters anlangt, Beweise derselben schon bei ziemlich tief stehenden Naturvölkern gefunden werden können, einer Art Achtung, wie deren überhaupt solche fähig sind, so ist doch sofort zu bemerken, daß dieselbe nicht wie die Mutterliebe zu einem vererbten Instinkte geworden ist. Die Beziehungen, welche jenes Gefühl schufen, müssen also an sich loserer und intermittierenderer Art gewesen sein. Es ist auch eigentümlich, daß wir von einer gleich barbarischen Behandlung alter Frauen weniger vernehmen, als über die Beseitigung der Männer. Sollte vielleicht die Liebe zur Mutter doch frühzeitig modifizierend eingewirkt haben? Wir wissen es nicht; jedenfalls aber ist aus den von Generation zu Generation sich wiederholenden Beziehungen zu den alten Männern des Stammes, was die Urzeit anlangt, jenes instinktiv gewordene Moment der Kindesliebe auszuschalten. Wenn wir auch die höheren Generationsstufen schon in betreff der urzeitlichen Verhältnisse als „Väter" und „Großväter" bezeichnet finden, so lag doch, wie wir sahen, in diesen Bezeichnungen keineswegs derselbe Inhalt, wie für jedes Glied der Urfamilie in dem Namen „Mutter" in betreff gerade einer einzelnen Person aus der Reihe der vielen, denen der Name nach ältester Familieninstitution zukam. Keiner der „Väter" stand dem Jünglinge in derselben Weise nahe, wie die eine der „Mütter", und wenn schon in etwas jüngerer Zeit die Bedeutung des Oheims mütterlicherseits ein ähnliches Gewicht gewann, wie heute die des Vaters, so blieb doch immer das Bewußtsein vorhanden, daß auch sie ihren

Grund lediglich wieder in der Beziehung zur Mutter hatte. Es hat sich also in jener Zeit ein Instinkt der Liebe zum Vater von ähnlicher Intensität wie jener der Liebe zur Mutter nicht entwickeln und dann etwa auf die gesamte Reihe der „Väter", als die Repräsentanten des Alters, übertragen können.

Dasjenige also, was auch auf unterster Kulturstufe einen Grad von Achtung des Alters schuf, muß demnach wesentlich anderer Art gewesen sein. Was auch ohne das Bewußtsein abgestufter Verwandtschaftsbeziehungen den Jüngeren gegenüber den Aelteren ein Gefühl der Abhängigkeit zum Bewußtsein bringen mußte, das war, wie schon einmal erwähnt, der leicht begriffene Vorteil, den es bot, der Erfahrung dieser im Aufsuchen des Nahrungserwerbes zu folgen. Nur sie trugen in der Erinnerung den Zusammenhang der Jahreszeiten mit der Ergiebigkeit einzelner Fundstellen, sie kannten die Zeichen, welche auf die herannahende Fruchtreife einzelner Fruchtarten deuteten und wußten ihre Wanderung nach den Fundstellen zu richten, sie wußten zur rechten Zeit an den Gewässern und bei den reifenden Früchten der Hügel und zum Suchen der Eier in den Dünen der See einzutreffen und kannten die Methoden des Fanges der Nahrungstiere. Es bot darum einen großen Vorteil, ihr Gefolge zu bilden und ihren Winken und Weisungen zu gehorchen.

Die unmittelbare Wahrnehmung des Erfolges macht in solchen Fällen gehorsam; was unsere Jugend schwer erziehbar macht, das ist das Fernliegen schwer erkennbarer Motive für die meisten unserer erziehenden Vorschriften. Der unbändigste Junge wird sich dagegen mit überraschender Fügsamkeit den Winken eines Vogelstellers oder Jägers schmiegen, der mit sofort augenfälligem Erfolge seine Weisungen erteilt. Darum erregen die Berichte über Naturvölker regelmäßig unser Staunen, wenn sie sich auf das Erziehungswesen im Hause des Wilden erstrecken. Wir sehen da das Gegenteil von allem, was wir erwartet haben, von Affektsäußerungen abgesehen das Gegenteil von jeder Härte und Strenge: kein böses Wort, kein Schlag. Die Kinder genießen die größte Freiheit, der Auktoritätsbegriff ist noch unentwickelt — und dennoch fügen sich jene willig dem imponierenden Willen, oder sagen wir besser dem leitenden Beispiele der Eltern; denn dieses allein ist das Erziehungsprincip einer Zeit, deren Vorbedacht nicht auf die Reihe der Jahre, sondern nur auf sofort sich abschließende Handlungen hinausreicht.

Von den fortgeschrittensten der Nordindianer sagt Loskiel [1]): „Eigentliche Kinderzucht hat bei ihnen nicht statt. Die Kinder haben ihren freien Willen und werden nie zu etwas gezwungen. Die Eltern hüten sich, sie zu schlagen oder sie auf andere Weise zu züchtigen... Gleichwohl findet man unter ihnen oftmals recht artige Kinder, die sich den Eltern gefällig

[1]) Loskiel a. a. O. S. 79.

und gegen jedermann dienstwillig bezeigen." Derselbe Zeuge hat auch wahrgenommen, daß diese Zurückhaltung der Eltern zugleich einer ratsamen Vorsicht entspricht. Eben weil das Verhältnis zu den Vätern noch in keinem Instinkte seine Festigung hat, das Kind aber sehr frühzeitig zu seiner Selbständigkeit gelangt, so pflegen Züchtigungen leicht der Anlaß zu Rachsucht und Feindschaft zu werden, welcher die kleine Familie zerreißt — ein Anlaß zu Teilung und Entfremdung der Urstämmchen, als auch zu fortdauernden Fehden derselben untereinander.

Auch die Eskimos „lassen ihren Kindern, besonders den Söhnen, allen Willen" [1]), und der Bericht über ihre Erziehungsmethode lautet völlig übereinstimmend: „Die Kinder wachsen ohne alle Zucht auf und werden von den Eltern weder geschlagen noch mit harten Worten bestraft. Man muß aber auch gestehen, daß eine scharfe Zucht bei den grönländischen Kindern teils nicht sehr nötig ist, weil sie so still wie die Schafe herumgehen und auf sehr wenige Ausschweifungen geraten, teils vergeblich sein würde, indem ein Grönländer, wenn man ihm eine Sache nicht bittweise und durch vernünftige Vorstellungen annehmlich machen kann, sich eher totschlagen als dazu zwingen lassen würde. Ob aber dieses eine Wirkung ihres eigensinnigen Naturells ist, oder ob es aus der langen Gewöhnung ihrer ungebundenen Erziehung herrührt, weiß ich nicht zu entscheiden."

Trotz obigen Lobes scheinen aber auch die Eskimokinder nicht immer ganz liebenswürdig.

„Zwischen dem zweiten und fünften Jahre aber sind sie am unbändigsten mit Schreien, Kratzen und Umsichschlagen: und eine Mutter, der die Geduld ausrisse und die ihr Kind, sonderlich wenn es ein Sohn ist, der schon von der Geburt an als der künftige Herr im Hause angesehen wird, wieder schlüge, würde gewiß vom Manne übel behandelt werden." Nach dieser Darstellung aber verrät uns unser Missionär das Arcanum dieser dennoch ausreichenden Erziehungsmethode, ein Mittel, das für alle Zeiten seinen unfehlbaren Wert behalten wird: „Je mehr die Kinder zu Verstande kommen und was zu thun kriegen, je ruhiger und gezieger werden sie. Man merkt auch keine sonderbare Schalkheit, Bosheit oder andere grobe Untugend an ihnen. Sie folgen den Eltern gern, weil sie wollen."

In jener oft wunderbar erscheinenden Uebereinstimmung, welche indes überall der Beweis der Natürlichkeit der Verhältnisse zu sein pflegt, steht mit dieser Erziehungsweise des Nordens und Westens die der antipodischen Völker Australiens. An dem schon öfter angezogenen K. E. Jung haben wir gerade hierüber einen klassischen Gewährsmann: als deutscher Schulmann hat er lange Jahre das Schulwesen für die schwarzen Kinder in Südaustralien geleitet. Wir wählen aus seinen Mitteilungen die kürzeste

[1]) Cranz a. a O. S. 191 u. 196.

Zusammenstellung seiner Wahrnehmungen [1]): „In den ersten Jugendjahren war so ziemlich alles erlaubt. Aber schon früh, oft noch auf Händen und Füßen kriechend, wurden die Kleinen angelernt, für sich selber zu sorgen. In Gesellschaft älterer Kinder lernten sie mit dem spitzigen Stabe, den ihnen die Mutter in die Hände gab, kleine Wurzeln auszugraben, Kerbtiere zu suchen u. s. w. Später kommen sie in eine Art Schule. Ein alter Mann unterweist die Knaben im Klettern, in den Gewohnheiten der Tiere, im Speerwerfen, und gewöhnt sie zu Ordnung und Selbstbeherrschung, eine alte Frau wird die Lehrerin der Mädchen im Hüttenbau, in Gewinnung der Fasern, in Bereitung von Garnen, im Stricken der Netze."

Dieselbe Erziehungsmethode, an deren Stelle der Europäer kaum Besseres zu setzen vermag, ist allen Stämmen eigen, deren Lebensweise der Natur noch nahe steht, und reicht von da an noch ziemlich hoch herauf in jüngere Stufen. Wereschagin fand [2]) sie auch bei den Kirgisen der Steppe. „Gewöhnlich besorgen die Kinder das Feuer. Man behandelt die Kleinen, als ob sie schon erwachsene Leute wären, und zankt mit ihnen nicht." Das Kind sucht selbst nachahmend die Arbeit zu betreiben, denn Beispiel und Nachahmung bilden Lehren und Lernen auf dieser Stufe. Der Versuch ohne wirklichen Erfolg bildet das allein echte Kinderspiel, und dieses wird von selbst ein Moment der Schulung. So trieben es nach Livingstones Zeugnis die schwarzen Kinder am Zambesi, und ebenso machten es die der wilden Patagonier in Südamerika. „Die Kinder ahmen in ihren Beschäftigungen gewöhnlich den Erwachsenen nach. Die Knaben spielen mit kleinen Bolas (Fangkugeln) und fangen die Hunde mit kleinen Lazos (Fangleinen), und die Mädchen bauen kleine Toldos (Zelte) und sitzen in denselben. Zu diesem Zwecke tragen sie ungehindert alles fort, was ihnen passend erscheint. Wenn ich mit auf die Jagd reiten wollte, mußte ich häufig erst diese Spiele stören, um mein Sattelzeug wieder zu bekommen, das die Jugend sich zugeeignet hatte."

Einen Antrieb zum Lernen bedarf es also auf solcher Stufe nicht. Das unselbständige Kind trägt ihn in seinem Nachahmungstriebe in sich, und als der mächtigste von allen tritt er vom Augenblicke der frühen Selbständigkeit des Jünglings als ernste Lebensfürsorge an ihn heran. Er lernt infolge der Selbständigkeit, in der er schon als Kind gehalten wurde, sehr schnell begreifen, wie materiell vorteilhaft es für ihn ist, auf dem Wege seines Nahrungserwerbes guten Mustern und Beispielen folgen zu dürfen.

Auf diesem Triebe der Selbstsucht nun ruht seine Unterordnung unter die „Väter", die Glieder der älteren Generationsstufe, auf diesem niemand abgehenden Triebe baut sich die Achtung vor dem Alter auf. Wiewohl sie aber der jüngeren Generation notwendig ist, so wird sie doch nicht zum

---

[1]) Weltteil Australien I. S. 98.

[2]) In „Globus" 1873. I. S. 359.

vererbten Instinkte der Menschheit, weil sich im Gegensatze zu dem unlösbaren Verhältnisse von Mutter und Kind jenes Verhältnis Gewährender und Gewinnender immer wieder auflöst und verschiebt. Es ist eigentlich gar nicht das „Alter“ an sich, vor dem die Jugend im Naturzustande notwendig Achtung gewinnen muß, sondern es sind die imponierenden Eigenschaften anderer Art, welche nur mit der relativ höheren Altersstufe, aber nicht mit dem Alter an sich verbunden sind. Das vorzugsweise Imponierende sind auch hier wieder dem Naturmenschen diejenigen Eigenschaften, in welchen sich ihm das Ideal der Kraft und Macht verkörpert hat, diese aber besitzt das relative Alter und das absolute verliert sie. Der Greis wird in seiner Schwäche und Unvermögenheit das Gegenteil von dem, was dem Jünglinge am Manne imponiert hat, und so stellt sich dem Beobachter der Widerspruch vor Augen, daß der Wilde das „Alter“ achtet und zugleich scheut und haßt. Diese widerstrebenden Elemente in der Schätzung des Alters erleiden aber allmählich eine Verschiebung genau in dem Maße, in welchem die Bethätigung der Lebensfürsorge von der Entwickelung körperlicher Vorzüge zu der geistiger fortschreitet. Es kommt im Laufe solchen Fortschreitens für die Völker eine Zeit, in der die Klugheit eines Odysseus höher geschätzt wird als die Kraft vieler Helden, und dann erweitert sich in solchem Maße das Gebiet der Achtung für das Alter.

Aber diese Erstreckung kann wieder nicht eintreten, so lange die Fürsorge nicht ausreichende Mittel geschaffen hat, das Leben eines nicht selbst und unmittelbar Erwerbenden zu erhalten. Diese Unfähigkeit läßt auf einer solchen Stufe nichts mehr von der Achtung zurück und ruft, sobald sie eintritt, die alte Scheu vor diesem Zustande wieder hervor. Es gibt auf dieser Stufe der atomistischen Fürsorge nichts Natürlicheres, als das Alter sich selbst zu überlassen, wie ja, den Säugling allein ausgenommen, überhaupt jeder sich selbst überlassen ist; alles, was hinzutritt, auch das, was uns von unserem Standpunkte aus noch barbarischer scheint, als die passive Abwendung von unstillbarem Leiden, muß als sociale Erfindung einer jüngeren Stufe betrachtet werden.

Auf dieser Stufe tritt aber dann das ganze Material von Vorstellungen leitend hinzu, welche sich der Mensch bis dahin in betreff seiner selbst, beziehungsweise seines Seelenwesens in der oben erörterten Weise geschaffen hat. Wo die Achtung zu schwinden droht, da tritt das Merkmal jenes anderen Gebietes, die Furcht, hervor, in Vermählung mit jener nun „Ehrfurcht“. Der Altersschwache wird ein Gegenstand solcher Furcht und auf ihn, als eine angehende Potenz besonderer Art, erstreckt sich in voller Konsequenz dieselbe Scheu, wie vor den Geistern, in deren Kategorie er einzutreten im Begriffe ist. „Wir wollen thun, was er sagt, denn er wird bald sterben“ — hörte ein Missionär Neger Ostafrikas von einem Greise sagen. In Konsequenz dieser Vorstellung wird also der Naturmensch dahin geleitet, in betreff des Greises und Schwerkranken eine ganz

ähnliche Auswahl von Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, wie gegen den schon Verstorbenen; die Vorrückung solcher der Zeit nach ist nur der Ausdruck eines schon vermehrten Vorbedachts. Indem wir uns nachfolgend diese Mittel etwas genauer ansehen, werden wir, um den Gegenstand nicht allzu sehr zu zersplittern, wie oben auch gleich jene hinzufügen, deren Parallelen im Kulte erst einer etwas späteren Zeit angehören.

Indem nun auch auf diesem Gebiete das genannte Gesetz der Kompatibilität wirksam bleibt, werden wir ohne Rücksicht auf den inneren Widerspruch in den Sitten der Naturvölker sowohl Anzeichen der Achtung des Alters, wie der Scheu vor demselben und ebenso dem Kultgebiete entsprechende Bräuche der Abwehr und Sicherung der Lebenden erwarten müssen.

Ueber die Beweise der Ehrfurcht vor dem Alter bei wilden Völkern sind wir im ganzen weniger unterrichtet, weil sie den Berichterstattern minder auffallend schienen als die des Gegenteils. Indes wissen wir, daß unter den intelligenteren Stämmen der Indianer die Altersunterschiede im geselligen und forensischen Verkehr mit größter Genauigkeit hervorgehoben werden, wobei stets dem höheren Alter der Vorrang zukommt. Aber auch bei den tiefer stehenden Australiern findet ähnliches statt. Der Volksbrauch hat hier eine Art von Gesetzen geschaffen, „welche den Greisen stets den besten Teil von allem zuschreiben“ [1]).

Auf die Bahn des einfachen Verlassens der Schwerkranken und des Alters in hilflosem Zustande führte unbeschadet solcher Achtnng eine herumschweifende und dem Funde nachgehende Lebensweise. Die traurige Lage dieser Alten ist lediglich eine unausweichliche Folge des niederen Standes der Lebensfürsorge und der unentwickelten Lebenstechnik. Das Leben vom Funde erheischt, wohl nur ganz wenige Himmelsstriche der Erde ausgenommen, einen großen Spielraum für kleine Menschengruppen und eine große freie Beweglichkeit. Zum allermindesten wird es notwendig, je nach den Jahreszeiten, nach Regen- und Trockenzeit, nach der Folge der Fruchtreife, der Fischzüge, des Brutgeschäfts der Vögel und anderen Umständen die Nahrungsplätze zu wechseln. Ohne jedes Mittel der Technik, ohne Lasttiere und Gefährt wird es aber nahezu unmöglich, einen Schwerkranken oder vom Alter Gelähmten auf solchen Zügen mitzuführen. Den Versuch machen, hieße ein Leben für das andere einsetzen; wer steht dem Greise der Urfamilie so nahe, um sich dazu verpflichtet zu fühlen?

Ein schlichtes Beispiel solcher Art hat Catlin mit angesehen [2]). Es war ein Häuptling des Puncahstammes, den der Reisende in so trostloser Lage fand. Alt, blind und abgemagert kauerte er unter einer mit einigen Stäben zum Windschirm ausgespannten Büffelhaut vor einem Gefäße mit

[1]) Lubbock a. a. O. S. 343.

[2]) Bei Tylor. Einleitung. S. 495.

Wasser und einigen halbabgenagten Knochen, an einem nur noch schwach lodernden Feuer. Sein Stamm hatte weiter ziehen müssen, um neue Jagdgründe aufzusuchen, und den alten Krieger hatten die Kräfte verlassen. In der Erinnerung, wie auch er einst seinem Vater ganz in gleicher Weise und aus gleichem Zwange der Not das Totenbett bereitet hatte, war es nun auch sei eigenes Verlangen gewesen, ebenso von den Seinigen Abschied zu nehmen, und so war er denn auf seinen Wunsch allein gelassen worden. Ist einmal diese Art der Behandlung der Alten geheiligte Sitte geworden, dann verwandelt sie sich mit einer kaum merklichen Verschiebung in die Form der „Aussetzung", sobald bei geänderter Ernährungsweise die Sitze desselben Volkes festere geworden sind. Dann muß der Kranke wie der Tote dem Lebenden Platz machen, während vordem das Umgekehrte der Fall war. Was dann die harte Not an zwingender Kraft einbüßt, das fügt die Scheu vor dem Kranken als einem mit dem Tode schon in Berührung Stehenden hinzu; man will nicht Gefahr laufen, in der eigenen Hütte, die man nun nicht mehr zu opfern gedenkt, den gefürchteten Geist zu beherbergen.

Wie groß diese Scheu bei „Wilden" ist, lernte unter anderen die Expedition Lagrees und Garniers unter den Laosstämmen kennen, woselbst der Maler der Expedition erkrankte. Hätte jene nicht ihre eigenen Diener mit ins Land gebracht, so würde der Kranke kaum haben gerettet werden können, denn kein Eingeborener des Landes wollte sich um irgend einen Preis herbeilassen, einen Kranken zu tragen, weil er nach der Volksmeinung dann selbst erkranken würde; ja sobald die Leute einer Ortschaft sahen, daß ein Kranker unter den Fremden sei, widersetzten sie sich mit aller Gewalt der Expedition, die sie nicht in ihr Weichbild kommen lassen wollten [1]). Dieselbe Scheu ist es, welche die meisten jener Stämme, welche die Toten auszusetzen pflegen, bewegt, vorbeugend auch die Schwerkranken und Alten demselben Schicksale preiszugeben. Man stieß sie, wo es anging, in einem lecken Fahrzeuge in die See hinaus, oder versetzte sie, fern von jeder Hilfeleistung, in eine eigens dazu in der Wildnis erbaute Hütte, wie der Hottentotte einst zu thun pflegte [2]). Solche Aussetzung übten auch die Melanesier.

Daß eine solche Preisgabe von vorsätzlicher Tötung kaum noch einen Schritt fern steht, liegt auf der Hand, und es liegt vielleicht wirklich ein Funken erwachender Humanität zu Grunde, wenn die erstere Form in die letztere übergeht. Sind ja alle älteren Völker einig in dem Bedauern des Alters als eines höchst traurigen Zustandes. Nannte es der Römer eine Krankheit, so sagt das litauische Sprichwort: „Alter ist Armut" [3]). Diesen

[1]) Globus 1874. II, 98.
[2]) Fritsch a. a. O. S. 334.
[3]) Schleicher, Litauische Märchen &c. Weimar 1857. S. 149.

Zustand, der nun einmal mit den Mitteln der Urkultur nicht verschönert werden konnte, mit den vorhandenen, täglich geübten wenigstens zu verkürzen, blieb allein noch übrig.

Was diese Methode außerdem noch empfahl, das war jene kindliche Vorstellungsweise von dem auch außer dem Leibe noch fortlebenden Lebensprincip. Wie man ihm der Erfahrung gemäß einen Anteil an den körperlichen Leiden zuschrieb, so glaubte man auch an einen schädigenden Einfluß der ja gerade durch die Seele empfundenen Leiden. Je länger sie leidet, desto geschwächter und elender geht auch sie endlich aus dem Leibe hervor, und ein neuer Fortschritt der Fürsorge war es, daß man darauf ausging, die Zukunft der Seele durch den raschen Tod in günstiger Weise zu bestimmen.

So tritt auf den melanesischen Inseln, wo die angegebene Vorstellung volkstümlich ist, neben die Aussetzung ein Begraben der Kranken und Alten. Die Aufschüttung einer Grabdecke endigt schneller das Leben des Ausgesetzten. Auf den Vitiinseln vereinigten sich die Verwandten zur Vollziehung des traurigen Werkes. Sie ließen dem Greise die Wahl, ob er erdrosselt oder lebendig begraben sein wollte und handelten nach seinem Wunsche. Man vollzog die That mit dem frommen Ernste eines Kultus. Der Sohn begab sich in der nächsten Nacht allein zum Grabe des so bestatteten Vaters und legte auf demselben eine Kawawurzel — den Stoff zum Lieblingsgetränke der Insulaner — nieder.

Sehr verbreitet war und ist zum Teile noch die Tötung der Alten in ähnlicher Form als ein Akt des Kultus den Kindern geboten unter den nomadischen Stämmen Nordasiens. Bei den Tschuktschen ist die Sitte erst in jüngerer Zeit abgekommen. Von den benachbarten Korjäken wird die Uebung noch immer behauptet. Die Angehörigen befreien die Leidenden durch gut geführte Lanzenstiche. Man hat ebenso wenig Recht, daraus auf eine „Wildheit“ des Volkscharakters zu schließen, wie es umgekehrt auch noch kein Beweis besonders „milder Gemütsart“ ist, daß auch diese Korjäken, die also mit ihren Eltern verfahren, niemals ihre Kinder schlagen.

Desgleichen hat sich die Sitte bei der roten Rasse Amerikas erhalten. Auch hier hat man hervorheben müssen, daß die nachmals von den Antillen verdrängten Columbusindianer, welche neben anderen Stämmen gewöhnt waren, auch ihre altgewordenen Kaziken zu erdrosseln, zu den sanfteren Völkchen gerechnet wurden. Bei den Chippewas war der traurige Akt sehr feierlicher Art. Der älteste Sohn führte den tötlichen Schlag mit der Kriegsaxt nach dem alten Vater, nachdem die Sippe singend den „großen Geist“ herbeigerufen, dem die Seele des Getöteten zu freudigerem Fortleben übergeben werden soll. „Wir übergeben ihm nun unseren Vater, damit er sich verjüngt fühle in einem anderen Lande und imstande sei zu jagen“[1].

---

[1]) Müller, Urreligionen. S. 137.

Auch die Alten wußten, daß die ehemals nomadischen Völker Asiens, welche zu ihrer Zeit bereits im Kulturbereiche ansässig waren, noch an Rudimenten solcher Bräuche festhielten. Was Strabo[1]) von den Kaspiern erzählt, daß sie Greise, die über siebzig Jahre alt geworden, eingesperrt und dem Hungertode preisgegeben hätten, das würde die Stufe der „Aussetzung", wie sie sich bei den Hottentotten fand, bezeichnen. Was er aber als Sitte der arischen Baktrier nach Onesikritus berichtet, das klang eine Zeitlang sehr fabelhaft, ist aber, wie wir jetzt wissen, kaum von der Art. Man habe nämlich die wegen Alter und Krankheit Aufgegebenen eigens dazu gehaltenen Hunden vorgeworfen, welche in der Landessprache „Totengräber" geheißen hätten. Es ist nun ganz richtig, daß der persisch-baktrische Zweig der arischen Nomaden an der Verzehrung der Leichen durch Raubtiere, vornehmlich aber durch Hunde, festhielt, und was Strabo darüber hinaus sagt, bedeutet nichts mehr, als daß man auch jedem der Aufgegebenen wie anderswo das Begräbnis vor seinem Tode bereitet habe.

Ein noch weit eigentümlicherer Vorgang wird uns erst im Zusammenhange mit jüngeren Kultformen völlig klar werden. Das Eingehen in das alte Totenreich, zur ewigen Ruhe zu Gunsten der Lebenden erfolgt nach diesen jüngeren Auffassungen erst, wenn die Reste des Leibes, mit dem die Seele immer noch in einiger Verbindung steht — das Thatsächliche daran liegt in der immer wieder auftauchenden Erinnerung beim Anblicke solcher Reste — völlig verschwunden sind. Dieser Prozeß vollzieht sich langsamer durch Verwesung, schneller durch Feuer und kaum weniger schnell, wenn der Leichnam von jenen Tieren verzehrt wird — warum nicht von Menschen? Diese Beschleunigung des Prozesses sucht überall der Mensch in dem Maße mehr, in welchem seine Lebensweise eine unstätere ist. Der letztere Weg aber scheint doppelt sicher zu sein. Bleibt die Seele etwa bei den unzersetzbaren Knochen, so geht sie mit deren Bestattung in das Totenreich ein, hält sie sich aber an die Fleischteile, dann bleibt sie bei jener Aufnahme derselben sogar bei ihrer Sippe zurück, gleichsam eine Verstärkung der Seelen der Lebenden, und das gibt eine vermehrte Lebenskraft, gibt Stärke und Mut. So weit können wir dem kindlichen Naturmenschen in seiner Denkweise wohl folgen; als unübersteiglich stellt sich uns nur das in Rede stehende Mittel an sich entgegen. Nun werden wir aber seiner Zeit sehen, was hier nur hingestellt werden kann, daß dieses Hindernis des Abscheus bei zahlreichen Volksstämmen nicht vorhanden war, während umgekehrt bei ebenso vielen durch verschiedene Umstände genährt ein Heißhunger nach kannibalistischer Nahrung bestand. So dürfen wir denn auch die Zeugnisse von einer so seltsamen Kombination nicht unbedingt von uns weisen, um so weniger, als sie in vollkommener Unabhängigkeit von einander auftreten.

---

[1]) Strabo XI, 11, 3.

Der berühmte Marco Polo[1]) lernte die Sitte javanischer Malaien kennen, ihre altersschwachen Verwandten zu töten und deren Fleisch in kannibalistischer Weise zu verzehren. Sie gaben als Grund dieser Handlungsweise an, daß jedes übrig bleibende Stückchen Fleisch sich in Maden verwandeln und diese durch ihren Hunger der Seele eine große Qual bereiten würden. Darin mag schon, wie so oft, etwas rationalistische Umdeutung liegen. Den einen Zusammenhang kennen wir ja schon: eine durch Unbehagen gequälte Seele wird den Lebenden aus Uebellaune Schmerzen zufügen, und solche Gefahr abzuwenden muß unter irgend einer Vorstellungsvermittlung der Zweck der Vornahme sein. Durch diese verschwindet die spukende Seele, und das ist der Zweck der ihr in der oder jener Weise erwiesenen „letzten Ehre".

Ein Beobachter konnte 1871[2]) aus eigener Anschauung von den Australnegern am obere Mary River (Queensland) berichten, „daß die Eingeborenen das Fleisch ihrer verstorbenen Freunde verzehren, und indem sie das thun, glauben sie fest, daß sie sich damit eine Wohlthat erweisen und den Toten ehren". Es ist auch eine damit übereinstimmende Thatsache, daß die Australneger, indem sie vom Genusse des Menschenfleisches abließen, am allerlängsten an der Verspeisung ihrer Häuptlinge festhielten, weil es eben ein Kultbedenken war, das sie dabei beeinflußte. Da nun diese Thatsachen feststehen, so sehen wir in jener so absonderlichen Meldung, gänz ähnlich wie bei jener betreffs der Baktrier, nichts anderes, als die so vielfach verbreitete Tötung der Alten in Verbindung mit der jeweilig volksüblichen Bestattungsweise.

Wir haben also nun auch einen Maßstab für die Beurteilung dessen, was der alte, so oft mit Unrecht verdächtigte Herodot, den wir in Wahrheit auch einen Vater der Kulturgeschichte nennen können, von den Massageten genannten Steppennomaden Absonderliches berichtet: „Wenn aber einer sehr alt geworden ist, so kommen alle seine Anverwandten zusammen und töten ihn, zugleich mit ihm aber auch einiges Kleinvieh; dann kochen sie das Fleisch und halten einen Schmaus. Dies gilt bei ihnen für das glücklichste Ende. Wer aber an einer Krankheit geendet hat, den essen sie nicht, sondern begraben ihn unter der Erde und bedauern, daß es mit ihm nicht zum Schlachten gekommen ist[3])."

Aus viel jüngerer Zeit berichtet Strabo[4]) von einem in den Kaukasusgegenden wohnenden Barbarenvölkchen, den Derbikern, daß sie die über siebzig Jahre alten Männer töteten und daß deren nächste Verwandte ihr

---

[1]) Purchas H. Pilgrims. London 1625. p. 103, cit. bei R. Andree a. a O. S. 22.

[2]) Im Journal of the Anthropological Institute. Nr. 2. p. 217.

[3]) Herodot. I. 216.

[4]) Strabo, Casaub. p. 520.

Fleisch verzehrten. Alte Frauen aber wurden erdrosselt und dann begraben. Uebereinstimmende Nachrichten enthält endlich auch die altindische Litteratur, indem beispielsweise von den Gonda erzählt wird [1]), daß auch bei diesen kranke und altersschwache Personen getötet und von der Familie verzehrt wurden.

In dem Maße, in welchem unsere Kenntnis gegen die Urzeit der heutigen Kulturvölker hin zurückreicht, treten auch die Andeutungen, sei es gleichen Brauches oder doch der zu Grunde liegenden Anschauung hervor; je früher sich aber die Kulturvölker in socialer Fürsorge gehoben haben, desto mehr tritt an die Stelle der Abwehr die hilfreiche Versorgung des Alters. Wie in Urzeiten jeder Fortschritt der Ernährungstechnik im einzelnen einen Ueberschuß von Thatkraft frei machte, so gewähren jetzt die Fortschritte der socialen Technik jene Summe von Ueberschüssen an Versorgungsmitteln, durch welche die erwerbsunfähig gewordenen Bruchteile der Gesellschaft erhalten werden können.

In Israel=Juda, das so glücklich war, im Besitze einer ergiebigen Schutzherrschaft die Vorteile des Beduinentums zugleich mit den Bequemlichkeiten und Reichtümern des seßhaften Lebens frühzeitig zu vereinigen, löste sich ebenso frühe der alte Widerspruch zwischen Hochschätzung und abweisender Behandlung des Alters zur Harmonie einer humanen Handlungsweise, und das Kultgebot, das von der Fürsorge für Vater und Mutter das Glück der Kinder abhängig machte, wurde einer jüngeren Zeit zum socialen Gesetze. Dennoch hat auch hier einst die allgemeine Scheu vor dem unheilbar Kranken bestanden und ein altes Volkssprichwort [2]) verrät uns, daß man einst aus unheimlicher Furcht dem „Blinden und Lahmen" die Thür verschloß. Aehnlich hatte sich beim Volke der Hellenen nur noch die Erinnerung alten Brauchs erhalten, indes die Fürsorge in ähnlicher Weise vorausgeeilt war. Es ist nichts anderes, als die „Aussetzung", wie sie noch Jäger= und Nomadenstämme üben, die auch dem schwer erkrankten Philoktet widerfährt, der verlassen auf der Insel Lemnos zurückbleibt, indes seine Gefährten weiter ziehen. Auch der oft erwähnte Abscheu der Altgriechen gegen das kraftlose Alter [3]) ist nicht, wie in unnötiger Schönfärberei gedeutet zu werden pflegt, nur ein negativer Ausdruck ihrer lebensfrischen Ideale, sondern ein Rudiment älterer, fürsorgloser Zeit. Anklänge an eine Preisgebung der Siechen kehren noch in Platons Musterstaate [4]) wieder.

Auch der Mythus zeigt uns noch das Los eines griechischen Altenteils als ein sehr trauriges. Eos sperrt ihren Gemahl Tithonos, da er

---

[1]) S. Ritter, Erdbeschreibung. S. 519.

[2]) 2. Samuel. 5, 8.

[3]) Vergl. Hesiod Theogonie 225, Sophokles Oed. C. 1236. Euripides, Her. 638 ff.

[4]) Plato, Republ. III, 405 A. 410 B.

von dem „abscheulichen Alter" heimgesucht ward, in eine Kammer ein, wo man ihn nur noch wie eine Zikade zirpen hört. Bei solcher Fürsorge wäre die Furcht vor siechem Alter nicht unerklärlich und der Wunsch, es lieber durch raschen Tod zu kürzen, nicht unberechtigt gewesen. Daß man auch in der griechischen Vorzeit mit diesem Gedanken nicht ganz unvertraut war, darauf deutet eine Notiz von Valerius Maximus [1]), wonach man einst in Massalia und Keos von Gemeindewegen den Schierlingstrank für diejenigen bereit gehalten habe, die, nachdem sie das sechzigste Lebensjahr überschritten, ihrem Leben ein Ende machen wollten. Hier wäre also nicht ohne Uebereinstimmung mit dem socialen Fortschritte die Gemeinde an die Stelle der Familie getreten.

Ein anderer, milderer Geist spricht schon aus der Dichtung der Odyssee. Fern von den Sorgen der Regierung, zwar auch fern von den Genüssen des Herrschens und den Bequemlichkeiten des Hofes, aber doch angewiesen auf den auskömmlichen Ertrag des entlegenen Landgutes lebt der greise Laertes in einem gesicherten Altenteil. In Attika erscheint die neue Fürsorge zuerst in der Kodifikation eines Gesetzes; es wird fortan dem Kinde die Pflicht auferlegt, den betagten Vater zu ernähren. Daß ein solches Gesetz von Staats wegen, als Ausfluß des Uebereinkommens innerhalb einer jüngeren Organisation, gegeben werden konnte, beweist genügend, daß die ältere Familienform auch auf hellenischem Boden nicht durchwegs zu derselben Uebung gelangt war.

Einen ähnlichen Gang muß die Entwickelung im Bereiche Roms genommen haben. Auch hier hatte sich nach Zeugnis des Festus und Cicero [2]) wenigstens in sagenhafter Weise die Erinnerung erhalten, daß einst die sechzigjährigen Greise im Tiber ertränkt zu werden pflegten. Was aber in den herrschenden Klassen längst abgekommen war, das wurde noch in später historischer Zeit bezüglich der großen Sklavenmasse festgehalten; kranke und unbrauchbare Sklaven pflegte man in Rom bis in die Kaiserzeit hinein nach ganz echter Barbarensitte auszusetzen oder zu töten. Um sich der Pflege solcher zu entheben, brachte man dieselben, ganz wie in Urzeiten, auf die Aeskulapinsel und überließ sie ihrem Schicksale, wenn man nicht vorzog, sie gleich umzubringen. Letzteres wurde erst von Kaiser Claudius verboten und als Menschenmord mit der Todesstrafe bedroht, während die Aussetzung noch immer nicht verhindert wurde. Nur sollte von jetzt ab der Sklave durch dieselbe die Freiheit erlangen und im Falle seiner Genesung nicht in den Dienst des Herrn zurückzukehren brauchen [3]).

Bei Germanen und Slaven treffen wir wieder dieselbe abwehrende Fürsorge in dem Maße verbreiteter an, in welchem wir diese Völker näher

---

[1]) Valer. Maxim. F. dict. II, 6, 8.

[2]) Cicero, Pro. Sext. Roscio. c. 35.

[3]) Sueton, Claudius. Kap. 25.

dem Ursprunge der Kultur kennen lernen. In betreff der Germanen aber bieten uns wieder die in einem härteren Naturkampfe begriffenen Nordländer die zahlreicheren Beispiele. Der dänische Geschichtschreiber Saxo Grammaticus [1]) hat uns noch die Sage bewahrt, wie einst die Dänen aus Nahrungsnot den Beschluß faßten, die Greise und Kinder zu töten. Nach der Sage von Olaf Tryggvason [2]) kamen, von außergewöhnlicher Kälte und Hungersnot gezwungen, auch die Isländer einmal in einer Volksversammlung überein, die Greise, Lahmen und Siechen verhungern zu lassen. Nach einer anderen Sage, die ebenfalls Saxo erzählt, wäre es im Norden noch gemeine Sitte gewesen, daß die Kinder ihre alten Eltern auf die sogenannte „Stammklippe" begleiteten, von der sich diese „froh und heiter" zur Erlösung von ihrer Not herabstürzten. In solcher Absicht gab sich der dänische Held Starkardh selbst den Tod [3]). Es habe, meint der Historiker, der Grundsatz gegolten, den jungen Baum zu pflegen, den alten umzuhauen. „In Schweden bewahrte man in den Kirchen große hölzerne Keulen, sogenannte Familienkeulen auf, von denen einige bis heute erhalten sind und die dazu dienten, die Greise und hoffnungslos Kranken in feierlicher Weise zu töten" [4]). Es hätte also bei den Nordgermanen wenigstens ganz dieselbe Sitte bestanden, wie bis in neuere Zeit bei den Korjäken, den Chippewas, den Vitiinsulanern u. a. Sollte nicht das bekannte Wahrzeichen zu Jüterbock auf ehedem wendischem Boden, die Keule mit der jetzt hypothetischen Deutung, sie sei für Väter bestimmt, die für ihr eigenes Alter nichts vorbehalten, sollte dieses von einer späteren Bevölkerung nicht mehr verstandene Erinnerungszeichen nicht ähnlichen Ursprungs sein?

Von den Herulern berichtet Procopius [5]), daß sie ihre Greise und Kranken töteten; bei den Altpreußen aber habe man nach Praetorius [6]) wie bei den Wilden die entkräfteten Eltern (nach deren Wunsche) erschlagen, während man unbemittelte Kranke ungefragt tötete. Wenn sich altnordische Helden vor dem Tode auf dem Siechbette — dem „Strohtode", mit Speeren ritzten, so kann vielleicht eine ähnliche Reminiscenz zu Grunde liegen, ein Rudiment jener Art zu sterben, wie wir es noch in Nordasien trafen. Auch in deutschen Sagen hat sich das Motiv der Altentötung noch erhalten und Redensarten erinnern daran [7]).

Der von den jetzt ausgestorbenen Westslaven nach mehrfacher Bekundung geübte Brauch reichte sogar noch ein gut Stück tiefer in die Barbarensitte zurück, indem sich bei ihnen mit der Tötung auch noch die Ver-

---

[1]) Saxo Gr. ed. Stephanii lib. VIII. p. 159.

[2]) Kap. 226.

[3]) Saxo Gr. VIII. 150 ff.

[4]) Tylor, Einleitung. S. 496.

[5]) Procopius, De bello gothic. II, 14.

[6]) Grimm, Rechtsalt. 488.

[7]) A. Kuhn, Westfälische Sagen 106. Grimm, R.-A. 487.

zehrung verband, wie wir sie in Südasien und in Australien fanden. Die Wilzen oder Liutizen, ein Stamm an der Ostsee, sollen sich nach Notker [1]) gerühmt haben, daß sie ja doch ein größeres Recht an ihre Angehörigen hätten, als die Würmer der Erde. Von den Nachbarstämmen findet sich bei Zeiller [2]) die Mitteilung: „Es ist ein ehrlicher Brauch im Wagrierlande gleichwie in anderen Wendlanden gewesen, daß die Kinder ihre altbetagten Eltern, Blutfreunde und andere Verwandte, auch die, so nicht mehr zum Kriege oder Arbeit dienlich, ertöteten, darnach gekocht und gegessen, oder lebendig begraben; daher sie ihre Freunde nicht haben alt werden lassen, auch die Alten selbst lieber sterben wollten, als daß sie in schwerem, betrübtem Alter länger leben sollten. Dieser Brauch ist lange bei etlichen Wenden geblieben, insonderheit im Lüneburger Lande." Von dieser unter den Rückständen der alten Slavenbevölkerung noch lange in anachronistischer Weise gewahrten Sitte handelt noch manche mehr oder weniger sagenhafte Erzählung [3]).

Da wir für die fernere Geschichte dieses Verhältnisses nur sehr ungenügende und zerstreute Zeugnisse auffinden können, so daß sie eine ausführliche Behandlung des Gegenstandes innerhalb der einzelnen Zeiträume in dem Umfange, welcher seiner Wichtigkeit entspricht, nicht gestatten, so müssen wir vorziehen, den Verlauf wenigstens nach der Hauptrichtung des Fortschrittes schon hier zu skizzieren. Zunächst mußte sich mit der Erfindung der Feuerbenützung, von der bald die Rede sein soll, auch dem Alter eine etwas freundlichere Zukunft eröffnen. Ein sympathisches Element ist dem Alter das Herdfeuer an sich; eine Art Schutz aber konnte es ihm erst mittelbar gewähren, indem es, in sehr langsamer Folge zwar, doch wesentlich dazu beitrug, den Sitz des Menschen in der Weise dauernd an ein Stück Erde zu knüpfen, daß sich von den flüchtigen Elementen der Jugend und des männlichen Geschlechts immer mehr ein ruhender Kern der Familie absonderte. Zu diesem gravitierte dann natürgemäß das Alter; es fand bei ihm Verwendung, und in dem Maße, als deren Schätzung stieg, mit anderen Worten, in dem Maße, in welchem ein Erwerb seßhafter Art erst neben, dann über dem des schweifenden Betriebes seine Bedeutung erlangte, in diesem Maße wurde auch der Herd immer mehr ein Asyl des Alters. Den materiellen Mittelpunkt für dieses Asyl konnte natürlich die Urzeit nicht besitzen; aber auch nachdem sie ihn besaß, mußte ihn erst jener Grad von Selbstsucht, wie wir die individuell beschränkte Fürsorge zu nennen pflegen, wirksam machen.

---

[1]) Notker, Kap. 105, bei Grimm a. a. O. S. 487.

[2]) Zeiller, epist. 529, bei Grimm a. a. O. S. 488.

[3]) So bei Cranz, Histor. Vandal. VII, 48; Kreysler, Antiqu. Sept. 148; Afzelius, Volkssagen I, 33. Andere Zeugnisse bei Liebrecht, des Gervasius von Tilbury Otia Imperialia, Hannover 1856, 8, 84 ff.; Silius Italicus Punica 3, 328, bezüglich der Cantabrer; Valerius Flaccus, Argon. 6, 125 bezüglich der Jazygen u. a.

Der Feuerherd wurde zu einem neuen Trennungsmale zwischen Tierwelt und Menschheit, wenn es nach der Erfindung des primären Werkzeuges und der Sprache und der Schöpfung des in Begriffen artikulierten Denkens und der Erschließung eines übersinnlichen Bereichs von Denkobjekten noch eines bedurft hätte; er wurde es nicht bloß durch die materiellen Wohlthaten, die er der Menschheit erwies, sondern auch durch den erziehlichen Einfluß, den er übte. Seine Ansprüche an die Arbeitsleistung des Menschen, die er als Lohn für seine Wohlthat heischte, waren bei den ältesten Methoden der Feuererhaltung, von denen noch zu sprechen sein wird, außerordentlich große: eine Menge an sich geringwertiger Arbeitsleistung mußte jetzt zusammengenommen werden und erhielt dadurch auch in ihren Bruchteilen einen Grad von Schätzung. In solcher Arbeitsleistung trat nun, zu seiner Wiege zurückkehrend, der Greis wieder unter die Kinder. Sank auch seine Bedeutung, so hielt doch noch ein dünner Faden von Wertschätzung auch seines Lebensrestchens fest; auch in dieser Richtung bedeutete die Feuererhaltung einen Schritt zur socialen Lebensfürsorge.

Allein dieser Fortschritt kann sich nur sehr langsam vollzogen haben; denn noch lange nach Einführung des Feuers und bei halb seßhafter Lebensweise treffen wir noch den Brauch der Altentötung. Während ihn Kultgedanken auf der einen Seite mächtig stützen, dürfen wir uns auf der anderen Seite von dem Einflusse des sich verfeinernden Gefühlswesens im Menschen keine zu großen Vorstellungen machen. Das Gefühl, welches in seiner Verfeinerung den Fortschritten der socialen Technik vorauseilt, vermag wohl das Ungenügende der socialen Lage zum Bewußtsein zu bringen, aber dieses Bewußtsein vermag viel leichter weltverachtende und pessimistische Stimmungen zu gebären, als Fortschritte der Technik; umgekehrt aber rufen solche auch eine Gefühlsverfeinerung nach sich; sie findet ihre gesündeste Nahrung in Thatsachen der Uebung. Wie wenig abgeschlossen aber diese Entwickelung nach beiden Richtungen hin auch heute noch ist, das dürfte in gar vielen Gegenden ein unbefangener Blick in ländliche Verhältnisse zeigen. Weder auf seiten des Gefühlswesens, noch auf der der Technik finden wir hier einen befriedigenden Abschluß, wobei uns jene oft recht widersprechende *theoretische* Gefühlsverfeinerung nicht täuschen darf, deren Niveau allenthalben ziemlich gleich hoch zu spannen uns allenfalls gelungen ist.

Den Kindern, die wir in der kirgisischen Kibitke um den Feuerplatz beschäftigt sahen, gesellte sich der Greis wieder zu. In den Hütten vieler Naturstämme und in den Sagen älterer Zeit sehen wir ihn mit Vorliebe in der warmen Asche nächst dem Herde sitzen, beschäftigt, das Feuer zu nähren oder mit leichterer Arbeit Dinge des häuslichen Bedarfes schaffen. Wenn in viel jüngeren Zeiten und im nordischen Klima der eingedeckte Backofen an die Stelle des offenen Herdes trat, dann wird dieser wärmste Winkel des Hauses die Lagerstätte des Alters, die älteste Form des Altenteils.

Scheidet sich der Nahrungsbetrieb der jüngeren Familienform nach den Gruppen eines festen Winterhauses und eines beweglichen Sommerdaches, welcher Zustand eine Gruppe von Halbnomaden kennzeichnet, so bleiben die Alten auch den Sommer über als Wächter des Winterhauses und Hüter des Geflügels in trauriger Einsamkeit zurück. Wird dann unter Frauensorge ein wenig Ackerbau um die Winterhütte herum betrieben, so zählt fortan der Greis und Schwächling zur Familie der Frau, zu den Dienern beim geringgeschätzten Landbau. Auf dieser Stufe finden wir unsere Vorfahren zu Tacitus' Zeiten. Auf der gleichen dürften die Griechen der Odyssee gestanden haben. Nur treten hier an die Stelle der halbnomadischen Viehzucht die Unternehmungen der Seefahrten, des Handels und der Kriege. Diese Gruppe ehrenvoller Thätigkeit hat ihre Repräsentanten gleichsam im befestigten Palaste des Odysseus. Hier waltet in Abwesenheit des eigentlichen Herrn der Sohn des Hauses, indes der alte Laertes sein Altenteil draußen bei den Geschäften des Landbaues aufgeschlagen hat. Rechnen wir etwas von diesem Verhältnisse der dichterischen Ausschmückung zugute und reducieren wir den Rest von einer königlichen auf den Maßstab einer geringeren Haushaltung, so dürfte als Kern eine ähnliche Zuweisung des Alters wie im germanischen Altertum erkennbar werden.

Eine günstigere Stellung des Alters, aber nur in sehr einseitiger und beschränkter Auswahl, ergab sich aus der zunehmenden Bedeutung der väterlichen Gewalt in demselben Grade, in welchem diese der Angelpunkt der gesamten Organisation einer jüngeren Zeit wurde. Diese Aenderung trennte aber innerhalb jener Völkergruppen, welche der Durchgangsstufe des echten Nomadentums ihren Fortschritt dankten, die väterlichen Häupter und die ihnen blutsverwandtschaftlich zunächst Stehenden von der gewöhnlich zahlreicheren Gruppe der übrigen Zugehörigen. Während die letzteren das alte Gesetz der Not zu tragen hatten, in einer Weise, daß, wie gezeigt, zu Rom bis in die Kaiserzeit Tötung und Aussetzung alter Sklaven fortbauerten, gewann das Alter jener durch die Verbindung mit besonderen Kultvorstellungen einen ungewöhnlichen Schutz. Verließ den greisen Familienvater dieser Gesellschaftsstufe auch die Kraft und der Unternehmungssinn, so blieb ihm eine fetischhafte Heiligkeit innewohnend. Diese Heiligkeit des väterlichen Hauptes würde freilich die Lebenserhaltung nicht zu schützen vermocht haben, wenn nicht die materielle Lage die Mittel gewährt hätte. Beides zusammen aber wirkte günstig für diesen Bruchteil einer jüngeren Gesellschaft, nicht aber ohne gerade auch dadurch wieder den Spalt innerhalb derselben zu erweitern. Indes war es denn doch wieder nur die Uebung des Mitgefühls, welche, wie und an welchen Objekten immer erworben, allmählich weiteren und weiteren Kreisen zugute kommen mußte.

Nur vergleichsweise konnten wir oben von einem „Altenteil" sprechen, so lange es sich um den Platz am gemeinsamen Herde handelte. Ob sich in Wirklichkeit eine Institution, wie sie in unserem bäuerlichen „Ausgedinge"

oder „Altenteil", „Altensitz" u. dgl. erhalten ist, entwickeln konnte, das hing wieder von den weiteren Schicksalen der Familienorganisation ab. Erhielt sich ein Volk, wozu unter anderen die Südslaven neigten, die alte Familie ungeteilt, so gelangte auch das Alter über sein warmes Plätzchen am Herde nicht hinaus, während jüngere Kräfte die Herrschaft im Hause übernahmen; aber diese warme Stelle und ein Anteil am Mahle blieben dann wenigstens für alle Fälle, so lange das Haus nur stand, dem Greise gesichert.

Zeigte aber die alte Familie die Tendenz, sich nach der Anzahl der ehelichen Paare in gesonderte Haushaltungen aufzulösen, wozu beispielsweise Römer und Germanen schon frühzeitig eine bewegtere Lebensweise führte, so konnte das Schicksal der Alten wieder ein sehr verschiedenes werden. Nur zeigt sich in den beiden beispielsweise angedeuteten Fällen eine sehr verwandte Tendenz, und diese tritt wieder bei den alten Nordgermanen viel schroffer hervor, als bei den südlichen Zweigen. Der römische Vater wußte sich seine gebietende Stellung lebenslang zu sichern und vermied es, das Gnadenbrod seiner Kinder zu essen. Der strenge Zug des Rechtes, der in der väterlichen Gewalt der Römer zum Ausdrucke kam, schien nach dieser Richtung hin nicht ohne Fürsorge für das einst gefährdete Alter diktiert zu sein. Wurde eine Trennung der Haushaltungen notwendig, so setzte vielmehr umgekehrt der römische Vater den erwachsenen Sohn mit seinem „peculium" außer die Familienhaushaltung. Durch seine unbeschränkte Testierungsgewalt hielt der Vater auch sein eigenes Schicksal ganz in seiner Hand.

Ein ganz ähnliches Princip verfolgte der nordische Bauer. Er berief sich in Schweden sogar auf ein uraltes Gesetz, welches den Vätern gestattete, ihre eigenen Söhne, wenn es ihnen selbst an Antrieb und Unternehmungsgeist fehlte, aus dem Hause zu weisen, damit sie sich noch bei seinen Lebzeiten in selbständiger Weise einen Herd gründeten. So blieb auch er Herr seines Schicksals, und im Volke lebte sich ein solcher Hang zur Selbständigkeit der Herdbegründungen ein, daß das harte Gesetz kaum in Anwendung zu kommen brauchte, solange noch die See dem Wikingererwerbe offen lag und die Waldmarken immer wieder neue Ansiedelungen gestatteten.

Wo sich aber das Erwerbsleben früher eingegrenzt und auf das beschränkte Los eines nicht mehr zu erweiternden Landerbes angewiesen sah, wo dennoch einem Antriebe der in jener Weise großgezogenen Gewöhnung folgend der Nachwuchs nach Selbständigkeit drängte und das Alter sie nicht preisgeben mochte, da entstanden jene Kompromisse bedingter Uebertragungen und gesicherter Unterhalte. Einige landschaftlich verschiedene Formen volkstümlicher Erbrechte hängen mit diesen Gestaltungen zusammen. Das Erbrecht des ältesten Kindes versetzt die Greise oft frühzeitig in eine erzwungene Muße, während in einigen wenigen Landschaften wohl gerade diese Rücksichten und Erfahrungen das Erbrecht des jüngsten geschaffen haben.

Es muß uns genügen, mit diesen Andeutungen gezeigt zu haben, welcher Art Gegenstände die Kulturgeschichte weiterer Erforschung noch vorzubehalten hat. Es liegt zum Teil an der allzu kurzen Vergangenheit, auf welche diese Wissenschaft zurückblicken kann und zum Teil an dem Schein des Alltäglichen und jeder Aenderung Entrückten, mit welchem ihre wichtigsten Gegenstände oft täuschen, daß Fragen von der größten Tragweite aus der Geschichte der menschlichen Gesellschaft vorläufig eher aufgeworfen, beziehungsweise in ihrer Bedeutung für das Ganze erkannt, als in entsprechender Weise beantwortet werden können.

Welche große Bedeutung gerade die zuletzt erörterte Frage für den vollendeteren Ausbau des menschlichen Gesellschaftsorganismus und für die Erziehung der Einzelnen zur Humanität besitzen mußte, dürfte bei aller Kargheit der Mitteilungen immerhin einleuchtend geworden sein; dennoch reicht ihre Tragweite nicht an jenen direktesten Einfluß auf die Gestaltung des menschlichen Geschlechts selbst in seiner jetzigen Eigenart heran, welchen die Behandlung der Neugeborenen und der Kinder überhaupt geübt hat. Der Leser möge auf dasjenige zurückblicken, was oben (Seite 168 ff.) in betreff der Gestaltung der Verhältnisse in den ältesten kleinen Organisationsgruppen der Menschheit gesagt wurde. Wir sahen dort, wie vielerlei, was den menschlichen Fortschritt in irgend eine bestimmte, oft für die ganze Zukunft der betreffenden Menschheitsgruppe maßgebende Richtung lenken mußte, sich abhängig zeigte von dem Umfange der natürlichen Urfamilie, dem größeren oder geringeren Wachstum desselben, von dem Zahlenverhältnisse der Geschlechter; alles das aber wurde wieder bestimmt von dem Maße, in welchem die Not und das in diesem Falle von ihr verstärkte natürliche Trägheitsmoment des Menschen die ausweichende Fürsorge der Kindertötung beförderten und demjenigen, in welchem sich ihnen die Energie kampfkräftigerer Menschen siegreich entgegenstellte. Wir sahen, wie selbst eine Art physisch-moralischer Gesundheit der Gesellschaft abhängen mußte von der natürlichen Verteilung der Geschlechter, und wie diese ohne Zweifel zu Ungunsten jener von der bequemeren Art der Fürsorge ins Gegenteil verkehrt wurde. Neue sociale Bildungen werden wir zum Teil wenigstens aus diesem Grunde entstehen oder doch durch diesen Umstand gefördert sehen. Wir sahen andererseits jene Auswahl von günstigeren Erfolgen begleitet; aus der Wiege, zu der sich der Genius des Todes so oft niederneigte, erstand ein immer kräftigeres Geschlecht, und wie das sich bildende Ideal von Stattlichkeit und Schönheit verschiedene Wege ging, so folgten ihm die sich trennenden Rassentypen; wenigstens gebührt jener Wahl unter den verschiedenen Einflüssen, die dahin zu führen sich vereinigten, auch eine Stelle und gewiß nicht die letzte. Es bedurfte nur noch der Mittel, daß die häufiger und strenger durchsiebten Rassen trotzdem doch wieder an numerischer Stärke gewännen, um sie zu herrschenden zu erheben. Das Ausschlag gebende Mittel hiezu sahen wir schon einigemal aus der Ferne herüberragen: es ist

die Zähmung des Milchnahrung spendenden Tieres. Sie hat selbst schon eine erhöhte Energie und Fürsorglichkeit der Menschen und zwar beides in engem Vereine zur Voraussetzung und wird eine feste Grundlage des weiteren Fortschrittes. Durch die Milchnahrung werden die möglichen Geburten an einander gedrängt und die vordem durch einen härteren Naturkampf gesiebteren Rassen können nur in Verbindung mit dieser gleichzeitig die fruchtbareren werden; der Widerspruch zwischen beiderlei ist aufgelöst.

Allein jenes Ereignis ist nicht das einzige, nur das hervorragendste auf jenem Wege, auf den wir ab und zu voraus ein Streiflicht werfen müssen. Eine Reihe anderer gehen ihm zur Seite oder voran und unter ihnen eröffnet den Reigen — noch in dichter Finsternis der Urzeit — die Zähmung des Feuers. Dieser Thatsache und ihren Folgen hätten wir uns nun zuzuwenden, wenn wir nicht aphoristisch vorerst noch einige minder bedeutende Fortschritte meist socialer Natur mit wenigen Worten zu berühren gedächten, Fortschritte, denen eine chronologische Einreihung nach der Natur ihres Wesens nicht gewährt werden kann. Unsere Anordnung macht daher auch keinen Anspruch, auch nur ein solcher Versuch zu sein.

Jene Erfindungen bildeten die epochalen Ereignisse in der vorzeitlichen Kulturgeschichte der Menschheit; was wir jetzt zunächst als positive Fortschritte socialer Fürsorge den oben behandelten ausweichenden Schritten nachfolgen lassen wollen, das ist an sich von kaum bemerkbarer Bedeutung. Es läßt sich bei einiger Aufmerksamkeit erkennen, daß auch bei Stämmen, welche die Stufe des Ackerbaues noch nicht erstiegen haben, ein allmählicher Fortschritt in der Fürsorge stattfindet, sei es, daß ein zukünftiger Nutzen eines vorderhand noch unnützen Gegenstandes durch die Erfahrung festgehalten und diese Erinnerung zum Maßstabe des Handelns wird, oder daß die immer wiederkehrende Aufeinanderfolge von Uebersättigung und Entbehrung einen Gedanken des Vorbedachtseins zeitigt oder daß die gesellschaftlichen Beziehungen innerhalb der Urfamilie auch den abwesenden Genossen gegenüber in der Erinnerung bleiben und die Handlungen regelnd Pflichten gegen jene auferlegen.

Am entferntesten von all diesen Arten der Fürsorge schien der Indianer in seinem früheren völlig unbeeinflußten Zustande zu sein. Dies gilt insbesondere von denjenigen Stämmen, bei welchen die Frau zu keiner besonderen Art Haushaltung gelangt war, die ihre ganze Existenz nur auf das Jagdglück setzten. Ihre ganze Fürsorge wurde nur in der Richtung auf die Beschaffung der Waffe geleitet; in betreff der Beute machte der ehemalige Reichtum derselben jeden Fortschritt unnötig. Ihre Fürsorglosigkeit artete eher in das Gegenteil, in brutale Zerstörungssucht aus, wie sie denn nach Tanners Erfahrung[1]) keine Rücksicht auf die tragenden Weibchen ihres

[1]) K. Andree, Geschichte der Gefangenschaft und Abenteuer des Joh. Tanner. Leipzig 1840.

Jagdwildes nahmen und auch ohne Nutzen für sich kein Vogelnest unverderbt und unzerstört ließen.

Wir haben schon eingangs auf diese Seite des Rothautcharakters hingewiesen. Wo auch schon die Frau mit ein wenig Landbau weit vorangeschritten war, da brachte der Mann seine verschwenderische Urmanier aus der Prärie in die Vorratskammer. Es entstand, sehr erklärlicher Weise, sein Glaubenssatz, sein „großer Geist" könne die Ausdehnung des Landbaues und der Nahrungsaufhäufung über den unmittelbaren Bedarf hinaus gar nicht wollen und dulden, und müsse sie sogar strafen [1]). Es kann ihm dann nicht schwer fallen, die Mittel zu finden, solcher Bestrafung zu entgehen.

Schon auf niederer Stufe treffen wir aber dieses Princip, keine Nahrungsüberschüsse zu dulden, einer zweiseitigen Deutung fähig und demgemäß auch nach zwei Seiten hin entwickelt. Ein Gedanke vom Kultgebiete tritt dabei ins Spiel. Ihm gemäß findet es der Urglaube überall gefahrbringend, Reste von Nahrungsmitteln herumliegen zu lassen; sie ziehen die feindlichen Potenzen des Menschen, so wie aus dem Tierreiche, so auch aus dem Geisterreiche herbei, und darum warnt überall die Volkssitte vor dem Wüsten mit Nahrungsmitteln. Aber auf der einen Seite entsteht daraus in einer schon oben angeführten Weise die Nötigung, alles bis auf das letzte Fäserchen genau aufzuzehren, während auf der anderen ein Gesetz fürsorglicher Aufbewahrung resultiert. Auf der ersteren Stufe stehen, doch keineswegs ganz allein, die Stämme der kulturlosen Indianer; auf der anderen aber hatte der Altmexikaner die Deutung gewonnen, es sei gefährlich, verschütteten Mais nicht sorgfältig aufzusammeln, denn dieser würde sich dann bei der Gottheit über Mißachtung beklagen [2]). Es ist augenfällig, daß unser eigener Volksglaube die letztere Auffassung bewahrt hat, indem er beispielsweise unter verschiedener Motivierung das Zertreten einer Erbse, in jeder Weise aber die Vernichtung eines Brotteilchens untersagt und bedroht. Mehr in der Richtung der ersteren Deutung gilt noch in ganz Afrika der Grundsatz, daß von der Mahlzeit durchaus nichts Genießbares übrig bleiben dürfe. Bei Buschmännern und Kaffern glaubte Mohr [3]) Mißgunst gegen die mitbewerbende Tierwelt als Anlaß dieser Sitte zu entdecken. Während seine Träger aus diesen Stämmen für gewöhnlich höchstens Lasten von 50 bis 60 Pfund zu tragen vermochten, wurde ihnen keine Last zu schwer, wenn es galt, die Fleischreste einer Mahlzeit davonzuschleppen und zu bergen. Mit einer sehr rationell verpackten Last Fleisch von 120 Pfund läuft in diesem Falle „ein Buschmann und Kaffer meilenweit; der Gedanke, etwas für seine natürlichen Konkurrenten und Feinde, die Impisis (Hyänen), im

---

[1]) Waitz a. a. O I. 80.

[2]) Waitz a. a. O. IV. 165.

[3]) Ed. Mohr, Nach den Viktoriafällen des Zambesi. Leipzig 1875. I, 244.

Felde liegen zu lassen, ist ihm fürchterlich, und darum wird er freiwillig sich mit einer Last bepacken, so schwer, wie er sie nur eben tragen kann." Auch diese Mißgunst hat indes eine rationell fürsorgliche Seite und in diesem Falle zwingt in der That das Raubwild, das in Amerika von geringerer Bedeutung ist, den Neger, Vorräte zu bergen, die der Indianer der Wildnis preisgibt. Dasselbe leistet fast durch ganz Afrika hindurch die große Furcht vor den schmarotzenden Geistern. Aber freilich nicht zu verkennen ist, daß der erste Gedanke der so erzwungenen Bergung immer dahin führt, dieselbe im eigenen Leibe zu vollziehen und erst wenn sich diese Bergungsräumlichkeit absolut nicht mehr erweitern läßt, dann erst erzwingt gewissermaßen die Natur den Gedanken an eine Fürsorge durch Anlegung von Vorräten und ein Opfer der Kraftanstrengung für solchen Zweck.

Es zeigt sich aber auf dem ganzen Gebiete der Nahrungsfürsorge jene so ungleiche Art der, wenn wir so sagen dürfen, erziehlichen Einflüsse, welche die einzelnen Nahrungsgruppen üben; auf Seite der Fleischnahrung: ein Uebermaß von Anstrengung und Genuß in stetem Wechsel mit Trägheit und Entbehrung. Aller Vorbedacht konzentriert sich auf die Erlangung der Nahrung, sie wird mit all ihren Gefahren das ehrenvolle Feld männlicher Thätigkeit, während die Konservierung des Erlangten, der Vorbedacht des Sparens eine gegenteilige Würdigung genießt. Dagegen tritt auf der Seite der Pflanzennahrung frühzeitig ein umgekehrtes Verhältnis hervor: Es gehört im ganzen weniger Mut, Waghalsigkeit und männliche Kraftanstrengung, als stetiger Fleiß, Ausdauer, der Vorbedacht des Sammelns und Aufsparens dazu, Tugenden, die wir schon frühzeitig als specifisch weibliche auftreten sehen, wie wir Aehnliches schon oben[1]) bemerkten. Wie so häufig bilden aber auch hier Ursachen und Folgen einen sich schließenden Kreis. Die so verschieden entwickelten Geschlechtscharaktere sind nicht das Ursprüngliche, sondern sie sind erst hervorgegangen aus der ausschließlichen Beschäftigung mit einer besonderen Gruppe von Nahrungsgegenständen, aber doch sind es wieder ursprüngliche und natürliche Notwendigkeiten, welche die Geschlechter auf jene einseitigen Bahnen geführt haben, auf denen dann ihr ganzer Charakter unterscheidende Merkmale annehmen mußte.

Ursprünglich aber hat die Beschäftigung mit dem Aufsuchen vegetabilischer Nahrung beide Geschlechter ohne Ausnahme auf den Weg der später mehr weiblichen Art des Sorgens geführt; überall tritt da, wo die Pflanze im Spiele ist, gleichviel, welches Geschlecht sich mit ihrer Ausnutzung beschäftigt, ein größeres Maß von Fürsorge früher hervor. Der Grund dieser Erscheinung liegt zweifellos in der Natur der Pflanze selbst. Das flüchtige Tier ladet in jedem Augenblicke seines Erscheinens den hungrigen Menschen zur Erlegung ein; was in diesem Augenblicke ungewonnen bleibt,

[1]) S. 74 ff.

ist verloren. Endlich gewährt es auch zu jeder Zeit in irgend einem Maße den erwarteten Nutzen. Die Pflanze dagegen bietet sich als einen Gegenstand dar, der sich einer fortgesetzten Beobachtung nicht entzieht, und eine sehr leicht gesammelte Erfahrung zeigt, daß sie den erwarteten Nutzen nicht in jeder Form ihrer Erscheinung, sondern nur zu bestimmten Zeiten, in gewissen Phasen ihrer Entwickelung bietet. Ob sie nun dazu gelange, diesen Nutzen zu bieten, das hängt, wie der Mensch bald einsehen mußte, von seinem eigenen Verhalten gegen dieselbe ab, und dieses konnte wenigstens innerhalb einer Urfamilie durch Uebereinkommen leicht in einer zweckmäßigen Weise geregelt werden. So wurde die Nahrungspflanze frühzeitig die Erzieherin zu den ersten Fortschritten vorbedachten Handelns, der Anlaß einer Art ersten Gesetzgebung innerhalb der Urfamilien. Man hat sich oft über den ziemlich großen Reichtum gesetzlicher Bestimmungen unter den so niedrig stehenden Stämmen Australiens gewundert und diese mit jener Stufe der Kultur schwer vereinbarlich gefunden; aber die Materie dieser Gesetze stammt durchwegs aus Verhältnissen ähnlicher Art, und die Menge der Bestimmungen, die sich zu einander oft wie Spielarten derselben Species verhalten, hat in der Unabhängigkeit ihrer Schaffung durch die untereinander unverbundenen Urfamilien ihren Grund.

So hat uns Grey[1]) eines dieser Gesetze der fortschreitenden Fürsorge genannt, welches wohl zu den ältesten dieser Art gehören dürfte. Wenn wir die zwei getrennten Stellen des Berichtes richtig verbinden, so gestattet die australische Sitte nicht, daß Pflanzen mit reifendem Samen gepflückt oder ausgegraben werden und daß das Ausgraben anderer vor dem Verblühen der Pflanze stattfinde. Es sollten also wohl Pflanzen mit eßbaren Wurzelbestandteilen, ehe man sie ausgrub, erst Gelegenheit haben, ihren Samen auszustreuen, während man andere nur des eßbaren Samens, aber nicht ihrer Lebenskraft berauben sollte.

Die Schwierigkeiten der ersten Fortschritte sind überall überaus groß. Oft leidet der eine Fortschritt dadurch, daß ein zweiter seinen Weg durchkreuzt; in solche hemmende Widersprüche treten oft genug die Fortschritte primärer und gesellschaftlicher Art. So auch in unserem Falle. An die Stelle der Sorglosigkeit der Familienangehörigen tritt allmählich ein unterster Grad von Gemeinfürsorge: ein glücklicher Fund soll der ganzen Familie zugute kommen, und der einzelne Finder vor dieser zurücktreten. Diese Stufe kennzeichnet den bei einigen niederen Stämmen vorkommenden Brauch, gefundene Nahrungsmittel durch lautes Rufen anzuzeigen und nicht eher zu genießen, als bis durch jenes die schuldige Rücksicht für die Familie ausgedrückt ist[2]). Man hat solches bei asiatischen Negritosstämmen beobachtet; aber auch bei den Namaquas in Südafrika fand Fritsch[3])

[1]) Bei Waitz-Gerland a. a. O. V, 727 u. 795.

[2]) Siehe „Die Natur" 1877. S. 490.

[3]) A. a. O. S. 350.

den dem Wesen nach gleichen Brauch, daß jeder Fund mit den Familiengenossen geteilt werden muß. Dieser Fortschritt zur gesellschaftlichen Fürsorge hebt aber in den meisten Fällen jenen ersten wieder auf, oder macht ihn vielmehr vorweg unmöglich: sobald in jedem Falle das ganze Stämmchen sich einfindet, bleibt selten ein Rest zur Anlage von Vorräten. Aber die analoge Handlungsweise erhielt sich auch auf einer anderen Stufe: der Kaffer, auf einer Stufe der Viehzucht, die noch mit Viehraub nahe zusammenhängt, sieht in der letzteren Thätigkeit gar nichts Unehrenhaftes; er nennt aber einen Dieb im entehrenden Sinne denjenigen, der ein Stück seines eigenen Viehes schlachtet, ohne alle seine Stammgenossen dazu herbeizurufen [1]). Rudimente aus dieser Stufe haben sich noch zahlreich erhalten. Sie stehen im Zusammenhang mit jener gerade an den Wilden oft gerühmten Gastfreiheit, die, wie wir schon oben bemerkten, den schon fortgeschritteneren Indianer stets wieder in die Sitten der Fürsorglosigkeit zurückzuwerfen, seine junge Ackerbaukultur zu vernichten droht. Wäre das nicht die unbeabsichtigte, aber kaum ausbleibende Folge, so müßte man in der Thatsache eine erfreuliche räumliche Erstreckung der Lebensfürsorge begrüßen. Viele Stämme hat aber bis heute gerade der Widerstreit dieser beiden Richtungen niedergehalten, und wir werden denselben in verschiedenen Formen der jüngeren Familieneinrichtungen gleichsam verkörpert sehen. Das Problem des menschlichen Fortschreitens wird dadurch komplizierter, daß sich neben den unmittelbaren Erfolg der meisten Fortschritte ein solcher von erziehlichem oder „moralischem" Einflusse stellt, welcher mit jenem ersten keineswegs immer in geradem Verhältnisse steht. So vermag oft selbst der epochale Fortschritt zum Anbau der Früchte nicht zu schützen. Von Waitz [2]) werden Stämme der Westküste Afrikas genannt, die bei großem Reichtum des Landes und selbst gutem Anbau desselben oft von Hungersnot heimgesucht sind, weil sie in einer anderen Beziehung auf einer niederen Stufe stehen geblieben sind und keine Vorräte anlegen. Dagegen bezeichnet eine Etappe des Fortschrittes die Sitte des hinterindischen Stämmchens der Banar, wenigstens den Bedarf an Saatgut sofort von der Ernte auszuscheiden und wie ein Heiligtum zu bewahren in dem Glauben, daß die Geister ein Verhandeln von diesem Samen mit dem Tode bestrafen würden [3]).

Im einzelnen hat sich frühzeitig an die Palme der Fortschritt menschlicher Fürsorglichkeit geknüpft. Ihr Segen war auffällig genug, und ihr langsames Wachstum strafte den Leichtsinn in empfindlicher Weise. Nach Krapf [4]) betrachten die wilden Wanika Ostafrikas „die Zerstörung einer

---

[1]) Waitz a. a. O. II, 402.
[2]) A. a. O. II. 82.
[3]) Bastian, Bilder. S. 124.
[4]) Andree, Krapfs Missionsreisen. S. 443.

Kokospalme wie einen Muttermord, weil sie ihnen Nahrung gebe, wie die Mutter dem Kinde.“ Wenn am unteren Kongo eine Hungersnot auszubrechen droht, dann wird das Sammeln von Palmfrüchten öffentlich verboten und mit Todesstrafe bedroht [1]).

Hierin treffen wir einen Typus der Fürsorge, welcher unter verschiedenartigen Gestaltungen in weiter Verbreitung vorkommt und in Erstreckung auf die Tierwelt als diejenige Stufe zu betrachten ist, welche der Hegung von Nahrungstieren voranging. Diese sicherste Art, Vorräte zu erwerben, diese erste Uebergangsform zu einem Eigentumsrechte an Pflanzen der freien Natur und wild lebenden Tieren tritt uns namentlich da entgegen, wo wie in Polynesien eine erobernde Rasse als herrschende neben einer unterworfenen vorkommt. Hier haben die „Arii“ jenen Akt der Fürsorge ein für allemal geübt, indem sie bestimmte Gegenstände der Nahrung zu erwerben entweder allen Unterthanen oder auch nur den gesamten Frauen verboten, sie ein für allemal für sich, die Herren, „tabu“, d. h. zu eigen gehörig, geweiht oder geheiligt machten. Dazu gehörte fast allgemein das noch wild oder halbwild lebende, sehr geschätzte Schwein, auf einigen Inseln das Geflügel, aber auch die Kokosnuß und vereinzelt selbst die Ratte. Diese waren gleichsam trotz ihres wilden Zustandes schon als Vorräte für die Herren hinterlegt. Diese erstreckten aber auch dieselbe Methode je nach Bedarf in allen einzelnen Fällen. Sobald an irgend einem Gegenstande der Ernährung Not einzutreten drohte, verboten sie für eine Zeitlang dessen Gewinnung; sie legten ein „Tabu“ darauf, weshalb dieses Recht zu tabuieren für die wichtigste Auszeichnung des Herrenstandes auf jenen Inseln angesehen wurde. Insbesondere erfreute sich eine Pfefferwurzel, aus welcher der beliebte Kawatrank bereitet wurde, einer sehr weit reichenden Fürsorge; sobald die Kawa zu mißraten schien, wurde das Sammeln dieser Pflanze allgemein verboten.

Eine ähnliche Fürsorge, zugleich als Unterstufe von Eigentumsbegriffen dienend, zeigt sich uns auch noch in Australien. Da auch hier die Fleischspeise die weitaus geschätztere ist, so hat bereits jedes Stämmchen alle anderen von der Jagd auf einem bestimmten Grunde ausgeschlossen, und diese „Jagdrechte“ haben, nachdem ein Zustand unaufhörlicher Kämpfe vorangegangen, gegenseitige Anerkennung erlangt. Dagegen hat sich eine solche Abgrenzung der Fundgebiete noch nicht auf die minder geschätzte Vegetabiliennahrung erstreckt. Wo immer eine Specialität von Früchten in außerordentlicher Menge reift, dahin wenden sich um diese Zeit aus den weitesten Fernen die Wanderzüge der Schwarzen; das Gebiet wird mit Bezug auf diese Frucht ein neutrales, allen Stämmen zugängliches. „So versammeln sich in sumpfigen Ebenen Westaustraliens, zur Zeit, wenn die dort wachsenden Akazien mit einem tragantähnlichen Harze bedeckt sind, alle um-

[1]) Bastian, Deutsche Expedition. I. 192.

liegenden Stämme. So ziehen von weither die Eingeborenen des Ostens, um an der Bunya-bunya-Ernte teilzunehmen. Der Ueberfluß ist so groß, daß dem individuellen Konsum keine Grenzen gesteckt sind, und die nahrhafte Frucht gibt den Schwarzen schnell ein behäbiges Aussehen [1])." Der unmittelbare Genuß steht frei, aber an die Sammlung von Vorräten denkt noch niemand; dagegen werden diese Gebiete schon niemals mehr neutrale in Bezug auf die in ihnen lebenden Tiere; die Heiligung des Jagdrechtes geht der Vorratsanlage voran. Aber die Bahn der weiteren Entwickelung ist damit schon angezeigt. Würde etwa mehrere Jahre hintereinander die Erfahrung lehren, daß die Ernte jener Früchte für denjenigen Stamm nicht ausreicht, der sich daselbst bereits sein Jagdrecht gesichert hat, so würde — freilich wieder nicht ohne Kämpfe — eine gleiche Ausschließung der fremden Stämme auch von der Ernte der Vegetabilien die Folge sein. So entstünden Anrechte auf die ausschließliche Benützung bestimmter Gebiete durch bestimmte Urfamilien oder Stämmchen, welche einem nicht individuellen, aber Familien- oder Stammeseigentume am Grunde nahe führen müßten.

Aehnliche Stadien sehen wir den oben erwähnten, für die Tropenwelt so außerordentlich wichtigen Baum durchlaufen. Wo auch beispielsweise von Datteln schon Vorräte angelegt werden und wo dann jeder Baum dieser Art schon seinen Herrn hat, da ragt wenigstens noch die alte Sitte rudimentär in das neue Verhältnis hinein. „Auch in Tibesti hat die Fezzaner Sitte, welche, solange die Datteln nicht schnittreif sind, jedem des Recht gibt, reife Früchte zum Genuß an Ort und Stelle zu pflücken oder aufzulesen, Kraft des Gesetzes. Nach Hause tragen darf er freilich dieselben nicht [2])." Man sieht also auch in den Palmenoasen Nordafrikas noch Scenen sich wiederholen, wie sie eben mit Bezug auf Australien mitgeteilt wurden. Sobald die Dattel in einem solchen Thale zu reifen beginnt, strömt von nahe und fern das hungernde Volk der Wüste herbei, und die, welche nicht in der Lage sind, Vorräte zu erwerben und Handel zu treiben, nähren sich wenigstens die Zeit über in uraltertümlicher Weise.

Daß gerade die Palme eine fürsorglichere Aufmerksamkeit der Menschen verhältnismäßig frühzeitig auf sich zog, beweist der Umstand, daß es den Völkern ihres Bereiches möglich wurde, sie in eine Art völkerrechtlichen Schutz zu nehmen [3]), was in betreff anderer Bäume selbst kleineren Stammesbündnissen auch in späterer Zeit nur sehr unvollkommen gelang.

---

[1]) Jung, Australien. I, 114.

[2]) Nachtigal, Sahara und Sudan. I, 269.

[3]) G. Rohlfs, Afrikanische Reisen. Bremen 1869. S. 70.

Die Zähmung des Feuers.

Nichts wäre geeigneter, die erste Epoche der Menschheitsgeschichte in einer naturgemäßen Weise abzuschließen, als die Zugesellung des Feuers zu jenen Hilfsmitteln des Menschen, welche die Kluft zwischen ihm und all seinen Mitgeschöpfen in nie wieder zu schließender Weise erweitert haben. Wir würden für den Epocheabschluß nach keinem anderen Datum zu suchen brauchen, wenn wir nicht gestehen müßten, daß die umfangreiche Litteratur über diesen hochwichtigen Gegenstand [1]) uns im Grunde doch keinen sicheren Aufschluß über das erste Erscheinen und die Verbreitung dieses Fortschrittes zu gewähren vermag. Um so mehr liegen die Folgen dieses Fortschrittes zu Tage, und es ist erklärlich, daß uns entfernter Stehenden auch die entfernteren Folgen gegenwärtiger sind als die nächsten, auf deren außerordentliche Tragweite der Leser hier aufmerksam gemacht werden muß. Der Gebrauch des Feuers für technische Zwecke ist jüngster Art und auch der zur Bereitung der Speisen ist nicht der ursprünglichste. Einen Teil dieser Verwendung, der uns jetzt sogar der wichtigste ist, das Kochen im engeren Sinne, schließt die erste Zeit des Feuergebrauches sogar aus. Was das Feuer zuallererst gewährte, war Schutz vor Kälte und vor den nächtlichen Anfällen der Raubtiere. Der Mensch konnte, wo er sie innegehabt, seine Baumwohnungen verlassen und überall, in der Höhle und auf freiem Felde, einen sicheren Wächter vor seine Lagerstätte stellen.

Erst dadurch wurde es möglich, das Verbreitungsgebiet der Menschheit einerseits in die von Tieren beherrschten Wildnisse jedes Striches, und andererseits in den kalten Norden und auf die rauheren Hochländer zu erstrecken und damit das primum movens der Menschheitsgeschichte in Bewegung zu setzen. Erst von da ab wurde jene große Bewegung möglich, die wir oben zu skizzieren versuchten. Holzkohlen und angebrannte Knochen in den Ueberresten, die der vorhistorische Höhlenmensch Europas zurückließ, beweisen, daß das Feuer in der That schon in jener Zeit der Begleiter desselben war.

---

[1]) Ein recht umfassendes Verzeichnis derselben in Dr. M. Planck's „Die Feuerzeuge der Griechen und Römer und ihre Verwendung derselben zu profanen und sakralen Zwecken". Programm des Karlsgymnasiums zu Stuttgart. 1884.

Die Wohlthat desselben war zu groß, als daß sich der Mensch je wieder von demselben hätte trennen mögen, und nur um den Preis einer solchen Gegengabe entschloß er sich, einen Teil seiner behaglichen Fürsorglosigkeit aufzugeben; das Feuer wurde ein herrischer Erzieher des Menschen. Der Gedanke, es vielleicht auf immer wieder zu verlieren, war vielleicht auf eine Zeit lang der einzige, welcher in die Zukunft hinausflog, und mit seiner Sorge die Gegenwart beherrschte. Eine Urfamilie, die einmal des Feuers teilhaftig geworden war, gestattete nicht mehr allen Händen in dem Schoß zu liegen; jede Zuckung der Flamme wurde ein Antrieb zu neuer vorsorglicher Arbeit. Es lag etwas Bändigendes in diesem ewig durch sich selbst bedrohten und doch so hochgehaltenen Besitze.

Sein Einfluß war darum noch belangreicher, als wir gemeinhin annehmen, weil wir ihn für älter halten müssen als die Erfindung der verschiedenen Methoden seiner künstlichen Erneuerung. Letztere finden wir fast überall in den Händen der Männer, denen sie dadurch eine halb und halb verlorene Freiheit wiedergibt, den Weg zur Herrschaft ebnen hilft. Die Wahrung des Feuers aber lernen wir als Frauensache kennen; sie bildete den Mittelpunkt desjenigen Lebenskreises, den die Frau beherrschte. Dadurch wurde der Haushalt der Frau noch unbeweglicher, in gewissem Grade schwerfälliger, als er schon gewesen war, aber eben dadurch erhielt er auch eine Anziehungskraft von viel dauernderem Charakter, als jene war, welche vordem der Reiz des Weibes allein mit großen Unterbrechungen geübt hatte. Die einst nur in beschränkter Zeitdauer den Umgang des Weibes gesucht, wurden nun ständig und bald nicht mehr Gäste an seinem Herde, sondern in Pflicht und Gegenleistung ihm verbunden; um den Herd entstand das Haus in jederlei Sinn dieses Wortes. Der Verband der Blutsgemeinschaft, die alte Ur- oder Blutsverwandtschaftsfamilie begann in den Hintergrund zu treten vor den Kombinationen, die sie mit einer neuartigen Hausgenossenschaft einging.

Die Frau erntete einen reichen Lohn für die Mehrbelastung, die sie als Feuerbewahrerin auf sich genommen hatte, bis nachmals der Mann als Feuerbereiter einen Teil als Beute an sich riß. Daß nun durch ein Verfahren der Röstung zahllose Fruchtkerne auch einem unvollkommenen Gebisse von Milchzähnen verwendbar wurden, das kürzte die natürlichen Pflichten der Mutter und gab sie in für erinnerungslose Menschen minder unabsehbaren Fristen dem Manne zurück. Auch die Nahrung des Mannes fand eine annehmliche Verbesserung durch den Einfluß des Feuers. Dieses mußte ihn veranlassen, auch mit seiner Beute immer wieder dahin zurückzukehren. So kam das Weib in die Lage, auch vom Manne einen Beitrag zur Erhaltung *ihres* Hauses zu stipulieren; die Grundlage für ein Bündnis, einen Vertrag mit gegenseitigen Verpflichtungen war gegeben; aber nicht des Mannes vages Hauswesen war es, dem sich etwa die Frau anschloß; *ihr* Haus war durch die Gabe des Feuers das bedeutsamere geworden

und diesem schloß sich jetzt, durch seine Annehmlichkeiten angezogen, in dauernderer Weise der Mann an.

Wo und unter welchen Umständen ein so epochemachendes Ereignis eintrat, wissen wir nicht, und im Besitze der Zeugnisse, welche die Kenntnis des Feuers schon dem Menschen der Eiszeit zuweisen, wundern wir uns auch nicht, wenn uns alles Forschen in den Litteraturen und Sagenerinnerungen der Völker der Erkenntnis nicht näher bringt. Selbst die älteste Sage oder Mythe kann unmöglich zu den Geschlechtern hinaufreichen, die eine Erinnerung des großen Ereignisses wahren konnten. Wir können von allen solchen Sagen [1]), so wertvoll sie in ihrer Art sein mögen, im besten Falle nichts anderes erwarten, als daß sie echte Kulturmythen seien, d. h. den betreffenden Kulturzustand einer älteren Zeit allenfalls mit einer aus ihm selbst sich ergebenden Substruktion in epischer Weise zur Darstellung bringen. Einen solchen Mythus, der viel mehr noch Kult- als Kulturmythus im allgemeinen zu nennen wäre, enthalten jene indischen Hymnen X. 79 und X. 115 des Rigveda [2]). Der indische Feuerpriester verehrt im Feuer selbst seinen Gott und ruft ihm bei seiner Anrufung seine Kindheitsgeschichte in Erinnerung: Agni, das Feuer, ist von Eltern geboren, die keine Brustnahrung ihm reichen konnten, und „das Kind verzehrt bei seiner Geburt die beiden Eltern“. Ungesäugt „wuchs es doch heran, sogleich weithin Botschaft tragend“. Wir erfahren daraus nichts, als daß der Agnipriester seinerzeit das Feuer reibungsweise durch zwei Hölzer zu erzeugen pflegte und dem verehrten Feuer diesen Vorgang auch einmal in dichterisch-epischer Weise vortrug. Ein Vergleich mit anderen Sagen und, was bedeutsamer ist, mit dem erhaltenen Brauche vieler Naturvölker, sowie dem des klassischen Altertums, zeigt uns aber, daß sich eine solche Darstellung nicht auf den ältesten Gebrauch des Feuers beziehen kann; schon der nämliche Priester oder Feuermacher, dem wir diesen kleinen selbstgefertigten Mythus verdanken, ist eine Erscheinung aus jüngerer Zeit.

Wenn wir alles das, was in angeführter Weise für uns an die Stelle von Urkunden tritt, zusammenhalten, so ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit und Deutlichkeit, daß wir die Frage nach der ältesten Verwendung des Feuers besonders betrachten und von der nach der Erfindung von Werkzeugen zur künstlichen Feuerbereitung trennen müssen. Alles spricht dafür, daß die Menschheit schon lange der Wohlthaten des Feuers sich erfreute, ehe da und dort bald in übereinstimmender, bald in grundverschiedener Weise eine Entdeckung gemacht wurde, welche die beliebige Erneuerung des Feuers in die Hand des Menschen gab.

Einen mit Rücksicht auf kulturgeschichtliche Analogien ziemlich ausreichenden Beweis dafür liefert die Thatsache, daß bis in späte Zeiten

[1]) Das Wesentlichste bei Adalb. Kuhn a. a. O.

[2]) Rigveda von Ludwig. Prag.

herauf der Brauch der Feuererhaltung und -Uebertragung auch dann erhalten und von altertümlicher Heiligkeit geschützt blieb, wenn Werkzeuge zu ziemlich müheloser Erneuerung allgemein zu Gebote standen. Jene konservierende Heiligkeit hat sich dem Brauche nur in einer Zeit mitteilen können, in welcher er die allgemeine Sitte darstellte; zu so allgemeiner Geltung würde aber eine so schwerfällige, zeitraubende und mühevolle Methode unter den Einflüssen der natürlichen Anlagen des Urmenschen niemals gelangt sein, wenn die Kunst, willkürlich Feuer zu erzeugen, jener seines Gebrauches vorangegangen wäre. In der That spricht auch aus den meisten Ueberlieferungen eine solche Anschauungsweise; sie sind in einer Zeit entstanden, da man die Frage nach Feuer nicht auf dessen Bereitung, sondern nur auf die Art seiner Herbeiholung und Uebertragung zu beziehen vermochte.

Was ursprünglich den Menschen in den Besitz des Feuers setzte, welcher Zufall, welches Naturereignis, diese Frage wird kaum jemals in einer bestimmten Weise zu beantworten sein. Wenn A. Kuhn zu der Hypothese gelangte, der Urmensch möchte einmal zufällig Zeuge gewesen sein, wie ein abgerissener Ast so lange vom Winde am Stamme gerieben wurde, bis sich die Spähne entzündeten, so ließ er sich dabei augenfällig mehr von der Absicht leiten, die Erfindung eines der gangbarsten Feuerwerkzeuge zugleich mit der der Feuerbenützung zu erklären. Diese Verbindung erscheint aber historisch gar nicht so unlösbar, wie er annahm. Holz an Holz zu reiben ist nur eine der altertümlichsten Methoden der Feuerzündung; sie erscheint bei den alten Römern sogar nicht undeutlich als eine jüngere und vornehmere Art neben dem mehr für bäuerlich geachteten Gebrauche der Steine, wie noch zu berichten sein wird. An sich aber hat ein Vorgang, wie sich ihn Kuhn vorstellt, keine physikalische Wahrscheinlichkeit.

Natürliche Quellen des Feuers besitzt die Erde zwei: die eine ist das elektrische Feuer des Himmels, die andere das vulkanische unter der Erde. Haben wir nun wirklich gegründete Ursache, die Verwendung und Bewahrung des Feuers der Zeit nach vor die Erfindung der Feuerwerkzeuge zu setzen, so kann jenes Feuer der Urzeit nur von einer jener beiden natürlichen Quellen herstammen; am wahrscheinlichsten aber hat seine Zähmung nicht nur an einer einzigen Stelle ihren Anfang genommen, und dann mag hier die eine und dort die andere Quelle benutzt worden sein. Allerdings wird man sich den Vorgang nicht so vorstellen, wie auf Robinsons Insel. Derjenige Mensch, der zuerst einen Feuerbrand mit neuem Stoffe nährte und sein Lager in seiner wohlthuenden Nähe aufschlug, der dann versuchte, den Brand mit sich zu tragen, um auch in der entfernten Lagerstätte der nächsten Nacht seiner nicht zu entbehren, dieser Mensch, von Haus aus ein Kind der Furcht vor unfaßbaren Einflüssen, muß die Erscheinung von einer anderen Seite kennen gelernt haben als von jener erschreckenden, die ein

zündender Blitz, ein feuerauswerfender Krater bot. Beide Erscheinungen würden ihn kaum zu näheren Untersuchungen angelockt, viel eher in die Flucht geschlagen haben.

Es gibt aber Erscheinungen des Feuers, welche mit jenen schreckenerregenden zwar in einem ursächlichen, aber dem Menschen minder augenfälligen Zusammenhange stehen, und auf diese sind wir sonach zur Erklärung angewiesen. Darwin[1]) und Peschel[2]) haben unsere Aufmerksamkeit auf jene Lavaergüsse in der Nachbarschaft von Vulkanen gelenkt, in welchen der Mensch ohne Gefahr und Schrecken die Bekanntschaft mit dem Wesen des Feuers machen kann. Letzterer verweist auf A. v. Humboldt[3]), welcher erzählt, wie man nach dem Ausbruche des Jorullo noch zwanzig Jahre lang in den Spalten seiner kleinen Nebenkrater Spähne zu entzünden vermochte. In anderen Vulkanen, wie auf dem von Hawaii, brodelt die glühende Lavamasse in sichtbarer Weise seit undenklichen Zeiten, und so oft sich ihre Ergüsse nach irgend einer Richtung hin wiederholten, mußten noch lange unter der geborstenen Kruste natürliche und nicht unerreichbare Feuerquellen sich erhalten. So hat wie auf Hawaii ebenfalls in jüngerer historischer Zeit auf Island ein Lavastrom das ganze Bergthal des Skaptaflusses bis zum Rande angefüllt, während sich andere Ströme in einer Breite bis zu fünf englischen Meilen ergossen. Ehe solche Massen bis in ihren Kern erkalten, können sie einer ganzen Geschlechtsfolge des Menschen Anlaß zu ungefährdeter Beobachtung des feurigen Elementes geben. Solche Erscheinungen finden sich aber über die ganze Erde verteilt und fehlen keinem Kontinente gänzlich, wenn wir vergangene Jahrhunderte und Jahrtausende mit in Rechnung ziehen.

In gleicher Weise kann aber auch das Feuer, das der Blitz entzündet, in einzelnen Fällen in einem nahbareren Zustande fortleben. Es ist wenigstens die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Blitz einen Wald- oder Präriebrand verursache, und daß dann auf dem schon wieder zugänglich gewordenen Boden die Glut, durch die selbsterzeugte Asche geschützt, in einem Baumstrunke noch fortlebt, gerade so wie man sie in späterer Zeit noch künstlich zu erhalten wußte. Das Verhalten zugelegter Reiser oder des Stabes, den die Neugierde hineinstieß, mußte dann dem Menschen einen Begriff von der Behandlung dieses Elementes gewähren, während auch die Tropennacht frisch genug ist, um seine wohlthätige Nähe nicht in Schatten zu stellen. Dann lag für den unstäten Menschen gewiß kein Gedanke näher, als Veranstaltungen zur Uebertragung und Erhaltung dieses Schatzes zu erfinden.

Die erhaltenen Sagen über diesen Gegenstand sprechen denn auch, die Kategorie jener indischen ausgenommen, überall von der Uebertragung

[1]) Ch. Darwin, Abstammung. I, 44.
[2]) Peschel, Völkerkund. S. 141.
[3]) Kosmos IV, S. 334 u. 341.

des ersten Feuers und deuten mitunter auch einen Ausgangspunkt oder die Richtung seiner Lage an. Daß sich ihnen oft ein mythisches Element zugesellt, liegt in der Natur der Sache, wie sich bei der Darstellung der Weiterbildung der Kultvorstellungen deutlich zeigen wird. Wenn schon die älteste Spekulation hinter jeder ungewöhnlichen Erscheinung keine andere als eine seelisch-geistige Potenz als Ursache zu suchen vermag und das Feuer des Blitzes demgemäß nur von Geistern geworfen werden kann, so muß notwendig auch das des Vulkans auf einen gleichen Hintergrund hindeuten. So ist der erwähnte Vulkan auf Hawaii der Sitz oder das Haus der gefährlichen Göttin Pele, und dieses Besitzverhältnis ist an sich, wie wir noch sehen werden, der Inbegriff einer „Tabuierung“ oder „Heiligung“. Der alte Hawaiier wagte nicht auf dem Berge der Göttin zu übernachten und hielt es für sehr gefährlich, auch nur eine Beere, die da wuchs, der göttlichen Besitzerin zu entziehen. Die Furcht vor einer solchen Entheiligung war um so größer, als das Strafmittel der erweckten Rachsucht näher zu liegen und furchtbarer zu sein schien. Gerade so wie es sonstwo als ein übergroßes, aber doch oft versuchtes Wagnis galt, in das Grab eines Toten hinabzusteigen, um dem eifersüchtig wachenden Geiste seine Waffen und Schätze zu rauben, gerade so fast übermenschlich waghalsig mußte es erscheinen, das Feuer aus seinem natürlichen Herde zu holen, nicht wegen der materiellen Gefahren, die sich möglicherweise auf ein sehr geringfügiges Maß reduzieren konnten, sondern wegen der konkurrierenden Kultvorstellungen, welche das Holen des Feuers von jener Quelle als einen Raub im Hause der Gottheit hinstellen mußten. Ein Zug der Dankbarkeit, den man darin erkennen könnte, daß die Sage den Träger eines solchen Ereignisses hoch erhebt, paßt wenig zum Wesen des Urmenschen. Es ist nicht der Wohlthäter der Menschheit, der mit solcher Erhebung gepriesen werden soll, sondern es ist die Größe des Wagnisses, welche in allen solchen Sagen den Helden zum Heros macht, es ist die dem Urmenschen sympathische Idee des Großen (der „Vollkommenheit“ im Sinne der Ethik), welche ihn gern von diesen himmelstürmenden Thaten vorzeitiger Riesen erzählen läßt.

Alles das gilt in gleicher oder ähnlicher Weise für das Feuer des Himmels. Der Römer stand hierin noch ganz auf dem Standpunkte vorzeitlicher Völker, indem er selbst den vom Blitzfeuer berührten Gegenstand als der blitzenden Gottheit geheiligt betrachtete und darum unbrauchbar wähnte. Da aber diese Grundlagen der Vorstellung allgemein menschlich und nicht das Spekulationsergebnis irgend einer Rasse oder Sprachfamilie sind, so erscheinen jene Schlüsse unberechtigt, welche man aus dem Vorhandensein desselben Sagenstoffes bei mehreren Stämmen gezogen hat [1]).

Eine Feuersage haben auch die Australier [2]). Sie erzählen von einer

---

[1]) So Peschel a. a. O. S. 142.

[2]) Jung in „Natur“ 1887. Nr. 13.

früheren Zeit ohne Feuer und klagen über die damalige Kälte des Winters, nicht aber darüber, daß man damals hätte die Speisen roh essen müssen. Dann aber habe man das Feuer von Osten her in einem Grasbaumstengel zu ihnen gebracht. Auch in einer der vielen mehr märchen- als mythenhaften Erzählungen der Maori auf Neuseeland spricht sich die Erinnerung von der Art und Weise aus, wie Urvölker mit dem Feuer umgingen. Die Maori hielten an der Tradition fest, daß ihre Vorfahren in einer bestimmten Anzahl von Fahrzeugen von einem fernen Lande, Namens Hawaiki, nach Neuseeland gekommen seien; damals hätten sie aus Hawaiki, in dem einige das von thätigen Vulkanen gekrönte Hawaii vermuten, ein heiliges und unauslöschliches Feuer in ihre neue Heimat mitgebracht, dasselbe Feuer, das noch heute auf derselben Insel erhalten ist. Da nun auch auf Neuseeland der Vulkan Tongariro noch thätig ist, so hätte sich wohl an diesen der Mythus nach allgemeinerem Vorgange anknüpfen müssen, wenn nicht eben die historische Sage bei einem so erzählungsseligen Volke, wie die Maori sind, lebendig geblieben wäre, und so fand nun die Verknüpfung mit dem Feuerberge seltsam genug in umgekehrter Weise statt: auch jener Berg Neuseelands hatte sein Feuer von der heiligen Quelle im alten Vaterlande. Auf dem Gipfel dieses Berges, so erzählt die bekannte Sage, war einst nur Schnee und Eis; damals erstieg ihn der Häuptling Ngatiroirangi, einer der Einwanderer aus Hawaiki. Da droht ihm der Tod des Erfrierens, und er ruft hinüber nach dem fernen Whakari (White Island), wo seine Schwestern das heilige Feuer aus Hawaiki bewahren, sie möchten ihm von diesem Feuer bringen. Auf deren Geheiß tragen es zwei Geister unter der Erde hin bis auf den Gipfel des Berges und hier brennt es seither unaufhörlich fort.

Können wir diesen Erinnerungen nur die Thatsache entnehmen, daß in der Urzeit das Uebertragen und Holen selbst auf außerordentliche Entfernungen hin die übliche Art der Feuergewinnung war und daß das Feuer fernerhin stets erhalten werden mußte, so trägt die Feuersage der Osseten im Kaukasus den Typus des durch vielfältige poetische Gestaltung berühmter gewordenen Prometheusmythus, ohne daß wir jedoch aus dem erwähnten Grunde berechtigt wären, aus diesem Zusammentreffen auf die Geburtszeit derselben oder auf ein besonderes Anrecht des arischen Stammes auf dieselbe zu schließen. Nicht bloß der Prometheusmythus seinem Inhalte nach, mehr vielleicht noch seine Geschichte [1]) trägt den Stempel einer keineswegs willkürlichen Beziehung zur Wirklichkeit an sich. Allerdings hat kein Stamm, von dem wir lebende Sagen übernehmen konnten, seine Erinnerung bis zur Thatsache der Feuereinführung zurückzuführen vermocht, aber dessen scheinen viele Stämme Zeuge gewesen zu sein, daß erst in einer relativ jüngeren Zeit der urzeitlichen Methode der Feuerbewahrung die Er-

[1]) Diese bei Planck a. a. O. S. 5 ff.

findung der Feuerbereitung nachfolgte. Das eben zeigt auch die Geschichte des Prometheusmythus. Prometheus ist jener Titan, der es wagte, stehlweise das Feuer aus dem Besitze der Gottheit zu holen und den Menschen mitzuteilen. Wie die Gottheit hieß, ist eigentlich für die Sache gleichgiltig, aber das frühzeitige Schwanken des Mythus zwischen der himmlischen und der irdischen Gottheit spiegelt ganz deutlich die beiden Möglichkeiten des Feuerbezuges ab. Hesiod und die ihm folgten, lassen den Titanen das Feuer des Himmels dem blitzenden Zeus entwenden, Aeschylus aber läßt Prometheus einen Narthexstengel am Vulkane Mosychlos auf der Insel Lemnos entzünden und so das Feuer dem Hephäst entwenden. Der Narthex ist das gemeine Steckenkraut (ferula communis), welches nach dem Zeugnisse des Proklus wie des Plinius den Südländern gerade so wie der Grasbaumschaft dem Australier zur Aufbewahrung und Uebertragung des in seinem Marke fortglimmenden Feuerfunkens diente, während letzteres heute noch als Zunder benützt wird.

Wieder in einer jüngeren Zeit wurde — nach Fulgentius — ein dritter Gott, Apollo, der Bestohlene, indem Prometheus seine Ferula an den Rädern dieses Sonnengottes entzündet haben sollte. Wir sehen hier gewiß nicht ohne Einfluß des in Rom üblichen Brennspiegels zu den zwei allgemeinen Quellen, Blitz und Vulkan, eine dritte, die der Sonne, hinzutreten; mit anderen Worten: die Mythenerzähler gestehen uns ein, daß schon zu ihrer Zeit die Anschauungen über die Quelle, aus welcher ihre Vorfahren zuerst das Feuer geholt hatten, nach den zwei, beziehungsweise mit Einschluß jüngerer Zeiten, drei möglichen Richtungen hin auseinandergingen. Dagegen stimmen sie alle darin überein, die Aufbewahrung des Glimmfeuers und zwar zum Zwecke der Uebertragung im Narthexstengel als die älteste Form der Feuergewinnung zu bezeichnen. Wenn nun das noch die Erinnerung der Griechen war, was hätte einer solchen Methode als noch ursprünglicher vorausgehen sollen?

Alles was sich hypothetischerweise dafür ansehen ließe, läßt vielmehr die Geschichte des Mythus nachfolgen. Plinius gibt dem Mythus die Deutung, daß Prometheus als der historische Erfinder der Kunst, das Feuer mittels der Ferula zu bewahren, anzusehen sei, und der späte Hyginus fügt hinzu, daß damit die Kunst den Menschen gewiesen wurde, den Glimmbrand unter der Bedeckung von Asche zu bewahren, und nun erst folgen die Deutungen auf die jüngeren Methoden des Feuermachens. Diodor erklärt, der Mythus bedeute, daß Promotheus der Erfinder der Feuerhölzer sei, Heraklides aber läßt denselben Heros den metallenen Brennspiegel erfinden. Wir sehen also, daß die früheste Zeit die Wohlthat der Feuergewinnung noch nicht identifizierte mit der der Erfindung der künstlichen Erzeugung desselben, während erst eine jüngere Zeit beides vermischte, und müssen daraus schließen, daß in der That die stetige Bewahrung und sorgsame Uebertragung des einer natürlichen Quelle entnommenen

Feuers der Erfindung und dem Gebrauche jeder Art Feuerzeuges langher vorausging.

Damit stimmt nun auch die Thatsache, daß wir die Höhlenmenschen Europas schon im Besitze des Feuers finden, während ihre Werkzeuge noch primärer Art sind, und damit auf der anderen Seite ebensowohl die kaum unbegründete Vermutung, daß die Entdeckung künstlicher Feuergewinnung anläßlich der Beschäftigung mit der Herstellung von Werkzeugen der bearbeiteten Art gemacht worden sein möge. Endlich aber zeugen für jene Thatsache noch wohlerhaltene Bräuche der Naturvölker, während eine Menge von Brauchsrudimenten nur unter jener Voraussetzung genügend erklärt werden kann.

So hat man zur Zeit der Entdeckung bei den Australiern immer ein Stück glimmendes Holz in Verwahrung gefunden und auf ihren Reisen trugen sie ein solches stets bei sich [1]). Auch Lieutenant King erfuhr auf seiner Entdeckungsfahrt, „daß man niemanden von ihnen begegnete, der nicht ein Stückchen brennendes Holz in seiner Hand trüge [2])". Wie das die Neuseeländer selbst bei Fahrten über die See hielten, geht aus der angeführten Erzählung hervor. Feuer von dem stets genährten mitzuteilen, galt ihnen, wie Cook erfuhr, als Artigkeit und Zeichen der Freundschaft. Als dessen Gefährten Banks und Dr. Solander bei einer kleineren Familie, die unter freiem Himmel um das Feuer saß, einkehrten, erhielt nicht nur jeder als Gastgeschenk einen Fisch, sondern auch einen besonderen Feuerbrand, um ihn zuzubereiten [3]).

Auch von polynesischen Inseln besagen Berichte ähnliches; ein kleines Feuer brennt auch die Nacht über in der Hütte, welches nebenbei noch den wohlthätigen Einfluß übt, die Moskitos abzuhalten.

Allerdings sterben solche Sitten schnell aus, wo unsere Kultur in die Nähe ihrer Träger kommt; aber vor hundert Jahren konnte man doch auch in Nordamerika wenigstens noch erfahren, daß es vordem die Indianer mit dem Feuer gerade so gehalten haben. Im Hause war die Bewachung desselben natürlich Sache der Frau; aber seine großen Jagdreisen unternahm der Mann nicht anders als der Australier. „Vorzeiten trugen sie immer Feuer mit sich, wozu ihnen Baumschwämme dienten, welche sie vom Morgen bis an den Abend glimmend erhielten. Jetzt führen die mehresten europäisches Feuerzeug mit sich [4])." Es ist dabei als selbstverständlich angenommen, daß der braune Weidmann die Nacht in der Wildnis vor loderndem Feuer verbrachte, an dessen Kohlen er des Morgens wieder ein Stück Schwamm entzündete, der also auf diesem Kontinente Grasbaum und Narthex vertrat.

---

[1]) „Natur" 1878. Nr. 13.

[2]) Forster, Neueste Reisen. III. 317.

[3]) Hawkesworth, Geschichte der Seereisen. II, 400.

[4]) Loskiel a. a. O. S. 130.

Könnten nun solche Mitteilungen wegen des Mißverhältnisses ihrer Zahl als nicht bedeutsam genug betrachtet werden, um aus ihnen auf einen ganz allgemeinen Brauch der Urzeit zu schließen, einen Brauch, der uns wegen seiner Umständlichkeit und wegen der Tyrannei, mit der er den Menschen zu fesseln schien, insbesondere den ungebändigten „Wilden" gegenüber verwunderungswert vorkommt, so macht das Zeugnis des klassischen Altertums jeden Zweifel unmöglich, daß dem wirklich so gewesen sei. Wir müssen uns also, wieder über die Zeitbegrenzung weit hinausgreifend, schon hier mit diesem Zeugnisse eingehender beschäftigen, wobei uns die schon mehrfach citierte Spezialarbeit Plancks hilfreich an die Hand geht.

Vorher aber dürfte sich dem Leser selbst noch die Erwägung aufdrängen, daß eine solche Lebensausrüstung, wie sie das lebende Feuer dem Menschen geworden war, doch etwas ungemein Hemmendes haben, daß sie ein Schwergewicht bilden mußte, das vielleicht für eine Zeit lang und mit Rücksicht auf glückliche Lagen, in denen sich die Urmenschheit auch ohne jene mit täglicher Sorge erkaufte Wohlthat wohlbefand, die gebotenen Vorteile mehr als aufwog. Welche Vorbereitungen erheischte nun die Verlegung des Lagerplatzes und jeder mehrtägige Jagdausflug! Wie hielt die Feuerhut nun noch mehr als ehedem Kinder und Frauen von der Begleitung des Mannes ab! Es ist kein Zweifel, daß eine solche Mehrbelastung der menschlichen Fürsorge eintrat, aber ebenso unverkennbar ist darum das bedeutsame erziehliche Element, und dieses wurde gerade durch jene Hilflosigkeit verstärkt, welche anfänglich den Genuß des Feuers an seine mühselige Erhaltung knüpfte. Dieses Erziehungselement wäre nicht in gleichem Maße in Wirksamkeit getreten, wenn an Stelle jener Methode von Anfang an die des bequemsten Feuerzündens getreten wäre. In diesem Einflusse des Feuergebrauches zugleich mit der ungleichmäßigen Verteilung der Wohlthaten des Feuers, welche in dem verkehrten Verhältnisse standen zu der natürlichen Gunst des Himmelsstriches, liegt zweifellos ein schwerwiegendes Moment für die Erklärung der Erscheinung, daß einerseits die Menschheit in ihrer Ausbreitung vor keiner Schranke natürlicher Ungunst stehen blieb und daß andererseits gerade in jenen minder begünstigten Landstrichen jener eigentümliche Veredlungsverkehr der Menschheit eintrat, der immer neue, immer tüchtigere Rassen zeugte und zu sieghaften Herren der alten prädestinierte.

Wie sich die dahinsterbenden Maori heute noch dank einer besonderen Vorsicht ihrer eingewanderten Ahnen im Besitze des lieben und heiligen Feuers ihrer alten, unbekannten Heimat glauben, gerade so knüpften europäische Völker, an der Spitze die Hellenen, noch in historischer Zeit dasselbe Band zwischen Urheimat und Ansiedlung. So oft Griechen auszogen, um eine neue Kolonie zu gründen, nahmen sie von dem Feuer der Muttergemeinde — die Gemeinde mit ihrem gemeinsamen Herde war inzwischen an

die Stelle der Urfamilie mit ihrer einzigen Feuerstelle getreten — in die neue Ansiedelung mit.

War man aus irgend einem Anlasse — die Art solcher werden wir noch kennen lernen — gezwungen, neues Feuer zu schaffen, so griff man in den Fällen, in welchen die altertümlichsten Bräuche festgehalten wurden, nicht nach den damals längst gebräuchlichen Zündgeräten, sondern bewies durch das Herbeiholen des Feuers, mitunter aus weiter Ferne, daß es die alte Art war, das Feuer nur durch Uebertragung zu gewinnen. So sandte bekanntlich Lemnos alljährlich ein Schiff nach der Insel Delos, um von da aus neues Feuer für den Bedarf der Insel zu holen, das dann wieder ein Jahr lang kontinuierlich erhalten wurde. Auf einen Maßstab für die außerordentliche Anhänglichkeit des Menschen alter Zeit an sein Feuer müssen wir bei dieser Gelegenheit kurz hinweisen, obgleich der Gegenstand an sich uns erst wieder bei Darstellung der Kultfortschritte im Zusammenhange beschäftigen wird. Seit es ein persönliches Eigentum — Waffen und Handgeräte — gibt, hängt der Geist, was uns nicht wundern darf, gerade so untrennbar an diesen, wie der lebende Mensch selbst; aber zu wundern ist es, daß unter diese Gegenstände, von denen sich der Geist nicht trennen kann, auch das Feuer seines Herdes gehört; es bleibt sein oder er bleibt bei ihm, nach der Uranschauung. Wenn daher der Geist eines Dahingeschiedenen, sei es nach eingetretenem Todesfalle oder nachdem irgend eine Zeit menschlicher Festfreuden ihn herbeigelockt hatte, wieder in Frieden dahingehen und zu der den Ueberlebenden so sehr ersehnten Ruhe kommen soll, dann darf auch das alte Feuer, an dem er hängt, nicht fortbrennen. Darum verlöschte man es bei allen „Totenfesten“, um erst wenn die gerufenen und versöhnten Geister wieder geschieden waren, ein neues, und zwar nach ältester Sitte immer ein herbeigeholtes, entlehntes anzuzünden. Darum mußte auch das mit dem entliehenen Feuerbrande von Delos heimkehrende Schiff so lange auf offener See bleiben, bis das bei gelöschten Herden gefeierte Totenfest beendet war.

Dies mußten wir vorausschicken, um die Art verständlich zu machen, in welcher man sich in Hellas in einem besonderen Falle, welcher uns als weiteres Belegsbeispiel dienen soll, benahm. Den Fall selbst erzählt uns Plutarch[1]), aber schon nicht ohne die durch ihr Altertum mißverständlich gewordenen Motive einer leichten Umbeutung zu unterziehen, die seither weiterzeugend für die spätere Auffassung maßgebend geworden ist. Die Griechen hatten die Schlacht bei Platää gewonnen, aber nicht ohne große Verluste — die Geister der Gefallenen schwebten beunruhigend, ängstigend über dem Lande. So viele Familien einem der Ihrigen nachweinten, so viele Herde mußten der Beunruhigung durch einen ungesühnten Geist entgegensehen. Die Furcht des Urmenschen lastete in solchen Fällen auf den

[1]) Plutarch, Aristides. c. 20.

Gemütern der Hellenen; es ist bekannt, mit welchem Aufwande und welcher Sorgfalt sie daran gingen, allen Gefallenen jene Sühne zu schaffen, die dem daheim Gestorbenen auf jener Stufe der Kultentwickelung durch die letzten Ehren zu teil wurde. Zu diesen Vorsichtsmaßregeln gehörte es auch, daß man nach Weisung des delphischen Priesterstuhles beschloß, alle Feuer im ganzen Lande zu löschen und durch neues Feuer zu ersetzen. Aber wieder erwachte in einem so außerordentlichen Falle die alte Sitte: nicht erzeugt, sondern geholt sollte das neue Feuer werden. Während sich die griechischen Führer über das Land verteilten, um alle Bewohner zum Erlöschen ihrer Herdfeuer zu zwingen, eilte der Platäer Euchidas so schnell als möglich nach Delphi und von da mit dem Feuerbrande unter übermenschlicher Anstrengung nach Platää zurück, wo er ihn eben noch übergeben konnte, ehe er zu Tode erschöpft zusammenstürzte. Einer jüngeren Zeit mit rationalistischen Tendenzen lag es natürlich nahe, diese altertümliche Kultveranstaltung der „Verunreinigung des Feuers (in Hellas oder wahrscheinlicher wohl nur in der vom Kriege heimgesuchten Landschaft) durch die Barbaren“ zuzuschreiben, wozu der weitausgedehnte Begriff einer „Reinigung“ des Landes durch Kultmittel Anlaß bieten konnte. Wir werden diesen Begriff noch genauer bestimmt kennen lernen; hier sollte nur gezeigt werden, in wie später Zeit bei außerordentlichen Anlässen noch das „Holen des Feuers“, das Tragen desselben über Land und Meer üblich war.

Ein spartanischer Kriegszug erinnert uns in dieser Hinsicht einigermaßen an den Jagdauszug des Indianers älterer Zeit und an die Wanderungen der Australier mit dem einhergetragenen Feuerbrande. Zog der Spartanerkönig mit seinem Heere ins Feld, so begleitete ihn ein eigener „Feuerträger“ — πυρφόρος — mit glimmendem Feuer, von welchem heimatlichen Elemente allein während des ganzen Feldzuges Gebrauch gemacht werden sollte [1]). Indem man dazu einen Priester wählte, dürfte dieser meistens in den Kämpfen der Griechen untereinander eine Art völkerrechtlicher Anerkennung genossen haben. Nach einer bei Herodot [2]) gebrauchten Redensart, durch welche die Perser die völlige Vernichtung der Griechen bezeichnen wollten, indem sie sagten, es sollte ihnen aber „auch nicht ein Feuerträger durch die Flucht entkommen“, muß man schließen, daß das Mitnehmen des Feuers bei Heereszügen ehedem unter den Griechen allgemein gewesen sei.

Dasselbe war der Brauch bei den Persern, und es kam wohl bei ihnen zu dem allgemein geltenden Motive nur noch ein besonderes hinzu, wenn diese in der Feuerflamme selbst den Fetisch ihrer Gottheit verehrten. Die persischen Könige benützten dazu silberne Gefäße [3]) und ihre Magier

---

[1]) Xenophon de rep. Laced. 13.

[2]) Herodot 8, 6.

[3]) Curtius 3, 7.

erhielten [1]) die Tradition, daß das von ihnen in ewiger Kontinuität bewachte Feuer ursprüglich von dem vom Himmel herabgekommenen gewonnen sei.

Aber auch ohne eine so enge Verbindung des Geistes mit der Flamme bewahrten die verwandten Germanen auf ihren weiten Zügen dasselbe Verfahren. Wir wissen wenigstens noch von unseren nordischen Vettern, daß sie auf Landgewinnung nie anders als mit dem Feuerbrande auszogen und daß sich davon nachmals ein förmliches Rechtssymbol der Besitzergreifung ableitete. Es war zweifellos ebenfalls das heimische Feuer, welches die Norweger im neunten Jahrhunderte auf ihren Schiffen nach Island brachten, und das sie dort in jenen Landstrich hineintrugen, den sie auf diese Weise „mit Feuer zu eigen nahmen" oder sich „mit Feuer heiligten" [2]). Auch noch in jüngerer Zeit, als die Besitznahme auf gewisse Grenzen beschränkt werden mußte, wurde die Raumeinheit danach bestimmt, was ein Mann an einem Tage „mit Feuer umfahren" könne [3]). Ging einmal den Wikingern, wie das wohl auf ihren waghalsigen Zügen oft geschehen mochte, das Feuer aus, so verfiel ihr erster Gedanke nicht auf die künstliche Bereitung, sondern immer noch auf ein Holen desselben, auch wenn solches nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahr geschehen konnte. Ein solcher Fall ist Gegenstand der Gretters Saga. Gretter, der mit Kaufleuten von Island nach Norwegen gefahren, wo ihnen nach einem Sturme das Feuer fehlt, schwimmt über einen Fjord und reißt in der ersten besten Hütte einen Feuerbrand vom Herde, mit dem er auf demselben Wege zu den Seinigen kommt.

Was so mehr im großen Sitte war, das blieb auch die Uebung im kleinen, und die Entlehnung des Feuers bildete auch im klassischen Altertum noch die gewöhnliche Art seiner Gewinnung. Planck kömmt, nachdem er die Beschaffenheit der Feuerzeuge bei den Alten erörtert und ihre Litteratur zu diesem Zwecke durchforscht, wie zu eigener Ueberraschung zu dem unerwarteten Schlusse, daß deren Gebrauch eigentlich durchaus nicht von der praktischen Bedeutung war, die man ihnen zugeschrieben hat. „Das Entlehnen des Feuers bei den Nachbarn ist etwas ganz Gewöhnliches und allgemein Gebräuchliches, ja, es erscheint in einzelnen Fällen, die uns berichtet werden, so sehr als das sich von selbst ergebende Mittel, um Feuer zu bekommen, daß wir wohl berechtigt sind, diese Erscheinung wenigstens als einen Beweis dafür zu betrachten, daß der Gebrauch der Feuerzeuge kein allgemeiner gewesen ist." In der That zeigt er durch viele Belege, daß es einerseits etwas ganz Gewöhnliches war, um der Feuermitteilung willen ein Haus zu betreten, und daß man andererseits oft lieber erfolglos

---

[1]) Ammian 23, 6. S. 406.
[2]) Vergl. Strinnholm, Wikingszüge. Hamburg 1841, II, 18.
[3]) Landnama-Buch.

von Nachbar zu Nachbar lief, ehe man sich eines Feuerzeugs bedient hätte. Man überträgt dasselbe entweder mittels einer Lampe, die man anzündet, oder in einem irdenen Gefäße — textum — oder auch nur in einem Scherben eines solchen als glühende Kohlen.

Noch in den letzten Jahrhunderten war dieselbe Sitte, „Feuer zu leihen“, in den nordischen Städten sehr verbreitet. Man konnte wie in Rom früh morgens die Hausfrauen von Haus zu Haus laufen sehen, bis sie in irgend einem den Schatz von Glühkohlen fanden, die sie dann ebenfalls in einem Gefäße heimtrugen. Die Gesetze hatten bereits angeordnet, daß dieses Gefäß mit einem Deckel verschlossen sein mußte [1]).

Diese Thatsachen sind für uns nicht nur deshalb von Bedeutung, weil sie im Gegensatze zur gewöhnlichen Annahme für eine Zähmung des Feuers durch den Menschen sprechen, welche von der Erfindung der Feuerzeuge unabhängig und daher älter sein mußte, als sie hätte sein können, wenn all die Fertigkeiten und Beschäftigungen, welche erst zu einer solchen Erfindung führen konnten, jener hätten vorausgehen müssen. Wichtiger ist für uns, daß gerade mit dieser Art der Erhaltung des hochgeschätzten Gutes eine Menge Einflüsse verbunden waren, welche in mächtiger Weise auf die sociale Entwickelung einwirken mußten, vor allem ein Zwang zur Fürsorge, wie ihn ebenso verbreitete und entwickelte Fertigkeiten der Feuerzündung nie geübt hätten.

Die so allgemein verbreitete Art, in den Besitz des Feuers zu gelangen, hatte naturgemäß der Regel nach wenigstens eine ununterbrochene Erhaltung desselben zur Voraussetzung. Auch dieser Brauch hat sich, wie bei den Naturvölkern, so auch in nachweisbarer Weise bei den Kulturvölkern bis in hohe Zeit oder doch in vielen Fällen rudimentär erhalten. Wo man in dichter Nachbarschaft wohnte und sich aufs Borgen verlassen konnte, da hat man nach einer einschränkenden Bemerkung Homers [2]) schon zu seiner Zeit auf die Erhaltung des Feuers weniger Sorgfalt verwendet.

> Also verbirgt den Brand in grauer Asche der Landmann;
> Auf entlegenem Felde, von keinem Nachbar umwohnt,
> Hegt er den Samen des Feuers, um nicht in der Ferne zu zünden.

Also auch der einschichtig Wohnende denkt zu Homers Zeit nicht daran, daß er für jeden Fall ein Feuerzeug bei sich habe, sondern im Bedarfsfalle zunächst wieder nur an ein Entnehmen des Feuers, und nur die Ferne der Nachbarn zwingt ihn, selbst sorgfältiger zu sein. Die Methode, wie er dies auch die Nacht über thut, ist nicht die primitive, sondern nach Hygins Meinung [3]) selbst wieder eine Erfindung, würdig genug, dem

[1]) Troels Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien. Kopenhagen 1882. S. 135.

[2]) Odyssee, V, 488 f.

[3]) Hyginus, Fabul. 144.

Prometheus zugeschrieben zu werden. In ältester Zeit war die Veranlassung, das Feuer des Nachts lodern zu lassen, am stärksten; da schützte es den in freiem Felde Lagernden; im geschlossenen Hause wurde seine Erhaltung gerade des Nachts eine Last, und so gelangte man zu der Erfindung, die glühende Kohle unter einem Haufen Asche zu bergen und des Morgens erst wieder anzufachen und zu nähren. Diese Art Feuererhaltung ist im Altertum ganz allgemein und wird in jedem geordneten Haushalte vorausgesetzt. Das erste Tagewerk ist dann das Anblasen der aus der Asche genommenen Kohle unter Zugabe zündender Stoffe. Mitunter verfällt der Scharfsinn noch auf Verbesserungen der Methode. So hat der Schiffer Amyklas, bei dem Lucan[1]) den Cäsar nächtlicher Weile anklopfen läßt, in seinen Aschenhaufen auf dem Herde ein Stück Schiffstau gesteckt, das er nun als Lunte herausnimmt und durch Schwingen in Brand bringt. Vielleicht war das wirklich eine Uebung der Schiffer, vielleicht auch nur des Dichters Uebertragung einer anderen, allgemeineren Methode auf dieses bestimmte Gewerbe. Daß man größerer Sicherung wegen noch andere feuerhaltige Stoffe in der Asche barg, werden wir noch sehen.

In gleicher Weise hielten es die alten Germanen. Aus einer Bestimmung Karls des Großen[2]) darf man schließen, daß auf dem Herde seiner verschiedenen Herrschaftshäuser auch dann ein beständiges Feuer unterhalten werden mußte, wenn sie die Herrschaft nicht bewohnte. In den Bauernhäusern der nordländischen Germanen wurde bis ins späte Mittelalter hinein das Feuer Tag und Nacht unaufhörlich auf dem Herde erhalten[3]), und erst in den sich entwickelnden Städten begann sich wegen der Menge des benötigten Brennmaterials — Ende des 16. Jahrhunderts bewilligte die dänische Königin Sophie einer alten Witwe zwei bis drei Fuhren Brennholz für jede Woche — eine Abänderung aufzudrängen. Wer es aber haben konnte, blieb immer noch bei der altväterlichen Sitte mit allenfallsiger Beachtung der möglichen Sparsamkeit. So schärfte die Hofordnung Christians II. dem Küchenmeister ein, zwischen Mittag und Abend und vom Abend bis Morgen nicht mehr Holz in der Küche zu verbrennen, als nötig sei, nur das Feuer zu erhalten.

Zugleich taucht im Kreise der Kelten, Germanen und Slaven jene durch die scheinbar originelle Erfindung des römischen Schiffers vertretene Methode in viel allgemeinerer Verbreitung auf. Man sicherte sich die Glut unter der schützenden Asche, indem man das ganze Jahr hindurch einen schweren Block von einem Holze dichten Gefüges in der Weise auf dem Herde bewahrte, daß sein Kopfende, ohne zu brennen, stets mitglomm. Wenn man dann dieses über Nacht mit Asche deckte, so erhielt man an

[1]) Lucan. Pharſ. 5, 523.
[2]) Capitul. de villis. 27.
[3]) Tr. Lund a. a. O. S. 134.

ihm am sichersten einen Vorrat von Glut [1]). In den entlegeneren Gegenden Westdeutschlands ist die Sitte erst vor kürzester Zeit gänzlich erloschen, indes sie in den Sagen des Volkes noch erhalten ist [2]). Dort führte dieser Herdblock den Namen „Scharholz". Von rudimentären Gebräuchen jüngerer Zeit her bekam er auch den Namen „Christbrand". In Skandinavien und Mecklenburg heißt er Julblock, in England Jule-clog. Aus Südfrankreich (Marseille) kennen wir ihn unter dem Namen „Calendeau". Bei den Südslaven aber lebt er noch als Badnjak in alter Wirklichkeit fort [3]), und auch die Litauer kannten ihn.

Diese an sich höchst wichtigen Verhältnisse mußten notwendig eine Reihe socialer im Gefolge haben, deren Erörterung zwar nicht hieher gehört, die aber doch schon hier, um die Bedeutung des Gegenstandes zu zeigen, angedeutet werden müssen. Wenn wir nun auf dieser von der Menschheit mühsam erklommenen Stufe uns nach einem realen Mittelpunkte der Urfamilie umsehen, so bildet diesen sichtlich das gemeinsame Feuer, der gemeinsame Besitz desselben. Dieses bildet fortan in einer noch realeren Weise das Kennzeichen der Zusammengehörigkeit als die Blutgemeinschaft. An sich ist und bleibt allerdings diese das eigentliche Band; aber für die durch irgend einen Zufall, wie deren das ganze vage Leben viele bieten kann, abgesprengten Glieder geht die Erinnerung einer Blutsgemeinschaft verloren und die Verlorenen bleiben fremd, können sich nicht mehr zusammenfinden, denn sie können das rechte Merkmal ihrer Zusammengehörigkeit nicht wieder erkennen. Dagegen kennzeichnet das gemeinsame Feuer den jeweiligen realen Bestand neuer Familien und man kann von da ab sagen: eine Familie bilden diejenigen, die im Besitze eines gemeinsamen Feuers sind, des Feuers von derselben Quelle sich bedienen.

Tritt dadurch ein neues Unterscheidungsmal von angehörig und fremd hervor, so kann auch in dem Maße ein neuer Familienbegriff entstehen, in welchem dieses sichtbare Zeichen neben dem älteren hervortritt, dieses nach der Richtung der thatsächlichen Bedeutung sogar ein wenig in den Hintergrund drängt. Das Blut erscheint fortan gleichsam mehr als das Zeichen eines idealen Verbandes, das gemeinsame Feuer aber bescheint je eine Menschengruppe, die in Thatsächlichkeit zu einem socialen Ganzen durch bestimmte Ziele socialer Fürsorge verbunden ist, und dieses neue Zeichen gewährt unter Umständen auch dem Blutfremden Aufnahme und Raum in dem Kreise seines Scheines: kurz, es bricht sich ein neues Princip der Vergesellschaftung Bahn, eine Form von Fürsorge beginnt sich über

[1]) Vergl. J. Lippert, Christentum, Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1882. S. 486 f.

[2]) A. Kuhn, Westfälische Sagen. 103 ff. Montanus, Deutsche Volksfeste, Volksbräuche. Iserlohn. S. 127.

[3]) Rajacsich, Leben, Sitten und Gebräuche der Südslaven. Wien 1873.

den alten Kreis der Blutsverwandtschaftsfamilie hinaus zu erstrecken. Zwei fremdgewordene Familien können untereinander ihr Blut nicht tauschen, nicht in den Verband auf Grund des alten natürlichen Verbandsprincipes treten, aber sie können die Segnungen des Feuers teilen, einen erweiterten Verband auf Grund eines neuen Principes bilden. Wenn je etwas eine Annäherung der atomistisch fremd lebenden Urfamilien veranlassen konnte, so war es das Bedürfnis des Feueraustausches zu einer Zeit, da es ein anderes Mittel zur Erlangung des Feuers nicht gab.

Vergegenwärtigen wir uns den isolierten Zustand von Urfamilien, wie sie ungefähr in Australien neben einander wohnen. Keine bedarf der anderen zum Jagen oder zum Sammeln der Nardukerne und ähnlicher Früchte; im Gegenteil: jede Teilnahme solcher Art ist eine Beeinträchtigung, die mit den rauhen Mitteln der Urzeit fernzuhalten die primitive Art der Lebensfürsorge gebietet. Jede Begegnung müßte der Logik nach ein Kriegsfall sein, sie ist es aber auch, wie die Thatsachen lehren, in Wirklichkeit. Wenn aber — vor Erfindung der Zündwerkzeuge — einem dieser Stämmchen das Feuer ausgegangen wäre, dann hätte es entweder in kürzester Frist zur niedersten Stufe zurücksinken und dem Mitbewerb der anderen erliegen oder die erste friedliche Annäherung anbahnen, jene tiefe Kluft zum erstenmale überbrücken müssen, welche bisher der Trieb der Selbsterhaltung immer tiefer ausgegraben hatte. Dem stärksten Antriebe hiezu stand auf der anderen Seite eine in ihrer Art einzige Leichtigkeit des Gewährens gegenüber: man gab etwas, was man darum doch nicht verlor, und erkaufte mit dieser opferlosen Gabe die Gegenseitigkeit derselben Gewährung im Bedarfsfalle, ein Fall, der dem eben durch die Zähmung des Feuers zu größerer Vorsicht erzogenen Urmenschen auf seinen Wanderzügen als ein bedrohliches Unglück vorschweben mußte. So knüpfte sich das erste Band einer Organisation, die über die Familie hinausreichte; es entstanden Familiengruppen, die durch gegenseitigen Feueraustausch nach dieser einen Richtung hin wenigstens in ein freundschaftliches Verhältnis zu einander traten, während nur diejenigen in alter Weise völlig fremd im alten strengen Sinne einander gegenüberstanden, die von den Wohlthaten eines solchen Bündnisses ausgeschlossen waren.

War nun auch diese Organisation, wenn wir sie schon so nennen wollen, noch eine außerordentlich lose, weil nur auf einen einzigen Punkt der Gegenseitigkeit beschränkte, so war doch damit wenigstens ein Weg des Friedens eröffnet, der von einer Urfamilie zur anderen führte. Wie es in Rom nach Zeugnis der Dichter keinen näherliegenden und gefahrlossicherer zum Ziele führenden Vorwand gab, um in ein beliebiges fremdes Haus unbeanstandet sich einzuschleichen [1]), als den, Feuer holen zu wollen, so, müssen wir uns vorstellen, war fortan auch ein Geleitsbrief geschaffen,

[1]) Longus Pastor. 3, 6.

der sicher von Stamm zu Stamm führte und jedem anderen Verkehre die Wege öffnen konnte.

Können wir nun auch diesen Vorgang bei Naturvölkern wie so vieles andere nicht mehr miterleben, so zeugen doch für seine Thatsächlichkeit eine Menge von Rudimenten, aus deren Bedeutsamkeit im späteren Gesellschaftsleben immer noch ein Lichtstrahl auf die Wichtigkeit jener Vorgänge von der Schwelle der Urzeit zurückfällt.

Planck[1]) hat einige Texte zusammengestellt, welche wohl beweisen können, daß es zu Athen eine von staatswegen anerkannte Pflicht war, dem Feuer Suchenden solches zu geben. So wichtig war die Sache auch in diesem Kulturstaate noch, daß derjenige, der nicht selbst dem Begehren entsprechen konnte, sich verpflichtet fühlte, den Suchenden dahin zu geleiten, wo seinem Wunsche entsprochen werden könnte. Aber auch das erhellt aus den Angaben, daß die Sanktion dieser Pflicht nur noch in öffentlichen Exsekrationen bestand, d. h. daß die Strafe nicht vom Staate vollzogen, sondern der Rache der Götter anheimgegeben wurde. Dies spricht auf das deutlichste für das Alter der anerkannten Verpflichtung; sie bestand, ehe es einen athenischen Staat mit einer besonderen Gesetzgebung gab. Als dieser sich bildete, war es nicht mehr notwendig, zu stipulieren, was längst in jeder Familie, die er aufnahm, unter der Straffanktion ihres Kultobjektes stand; deshalb blieb diesem die Strafgewalt. Darum fiel das so aufgenommene Gebot in die Kategorie des „Religiös-Sittlichen", wie wir sie jetzt zu nennen pflegen.

Diese Pflichten sind ihrer Natur nach diejenigen, welche im Gegensatze zu den von individuellen Gesellschaftsverbänden in konkreter Weise sanktionierten zu allererst geneigt sind, eine allgemeine Geltung über die Stammesgrenzen hinaus zu erlangen. Einen solchen Fortschritt treffen wir in den späteren Zeiten der Kultur Roms. Cicero verlangt in seiner Pflichtenlehre, daß man auch dem Unbekannten vom Feuer mitteile, und Plautus bezieht sogar den Stammfremden, den Feind in diese Verpflichtung ein. Es ist nicht zufällig und gewiß bedeutsam, daß diejenige Pflicht, welche als die erste über den Bereich der Blutsgemeinschaft herausgriff, auch die erste ist, betreff deren der Begriff der räumlichen Pflichtbeschränkung überhaupt zu wanken beginnt, diejenige, an die sich die aufkeimende Idee des Humanismus anlehnt.

Daß aber vordem Recht und Pflicht bezüglich des Feueraustausches nur innerhalb geschlossener Gesellschaftsverbände ihre Geltung hatten und neben der unbeschränkten Zugänglichkeit des Wassers gerade die Vermittelung des Feuers die ersten und wichtigsten konkreten Ziele bei der Bildung solcher Verbände, ihre Stipulation die Grundlage einer über die Blutsgemeinschaften hinausreichenden Gesellschaft war, das zeigt sich immer

[1]) a. a. O. S. 29 ff.

noch ganz deutlich bei der Auflösung dieses Verhältnisses. Wer aus dieser Gesellschaft ausgestoßen wird, der verliert damit, gleich als ob das Wesen derselben immer noch darin bestünde, die Gemeinschaft von Feuer und Wasser; und selbst in einer Zeit, da eine solche Entziehung nicht mehr von vernichtenden, kaum noch von einschneidenden Folgen sein konnte, bleibt in rudimentärer Weise der betreffende Terminus zur Bezeichnung der Ausschließung aus dem Staatsverbande im Gebrauche.

Es ist kein Zweifel, daß die spartanische Atimie ihrem Wesen nach die Ausschließung aus dem spartanischen Staatsbürgerverbande bedeutete. In einem bestimmten Falle erklärt aber Herodot[1]) diese Atimie in konkreter Weise folgendermaßen: „Als Aristodemus nach Sparta zurückgekehrt war, fiel er in Schande und in die Atimie; infolge dieses Schimpfes widerfuhr es ihm, daß kein Spartaner ihm Feuer lieh oder mit ihm sprach.“ Während dies in Sparta noch eine vom Staate in aller Form verhängte Strafe war, fand ein solcher Vorgang in Athen zwar nicht mehr statt, aber eine allgemeine Aechtung eines Einzelnen durch die „Gesellschaft“ vollzog sich noch in eben derselben Weise.

Dagegen erscheint diese Strafe in allerstrengster Form in Rom wieder; Wasser und Feuer werden hier als diejenigen Wohlthaten aufgefaßt, die überhaupt nur der Staatsverband imstande ist den Einzelnen zu sichern, und wer diesem nicht mehr angehört, der verliert in strengster Konsequenz sogar das Recht, innerhalb des Staates dieser Dinge sich zu bedienen. Gajus[2]) belehrt uns, daß jemand, dem in Rom auf Grund des Cornelischen Gesetzes „Wasser und Feuer“ versagt wurde, dadurch das römische Bürgerrecht verliert und aus der „Zahl der römischen Bürger“ ausgeschlossen wird. Es muß also konsequenterweise in all diesen Fällen ursprünglich und in grauester Vorzeit das Recht auf Feuergewährung innerhalb eines bestimmten Familienverbandes neben wenigen ähnlichen Rechten den eigentlichen Inbegriff und den Zweck dieses Verbandes als der Urform des betreffenden Staates gebildet haben. Wie das vor sich gehen konnte, haben wir oben an einem einfacheren Beispiele gleichsam schematisch anzudeuten versucht.

Wenn, wie Grimm[3]) in alten Weistümern gezeigt hat, auch das germanische Altertum dieselbe Ausschließung aus der Gesellschaft durch das Verbot, „kein Feuer zu leihen“, übte, so folgt daraus, daß auch auf diesem Boden einmal die Annäherung der Urfamilien aus demselben Bedürfnisse heraus erfolgt ist.

Die außerordentliche Bedeutung des Feuers für die Geschichte der Menschheit ist demnach eine doppelte: sie liegt einesteils in socialer, anderen-

---

[1]) Herodot 7, 231.

[2]) Gaius, Institutiones. I, 128.

[3]) Grimm, Rechtsaltertümer. S. 530.

teils in technischer Richtung. Uns erscheint die letztere augenfälliger und die Fortschritte der letzten Jahrhunderte waren in der That so groß, daß sie uns die Augen blenden durften. Doch dürfen wir darüber die andere Richtung nicht übersehen. Es erscheint fast parador, daß es gerade die Unbehilflichkeit und die Schwierigkeit der Erwerbung des so außerordentlich wohlthätigen Elementes war, welche vielleicht mehr noch als dieses an und für sich die Fortschritte auf socialem Gebiete angebahnt hat. Dem gegenüber war es ein großer Fortschritt in der Richtung der technischen Bedeutung des Feuers, als die Menschheit allerlei künstliche Mittel erfand, das Feuer zu beliebiger Zeit zu erzeugen. Man kann aber wohl annehmen, daß die socialen Einflüsse, die so außerordentlich wichtig und segensreich waren, nicht hervorgetreten wären, wenn jene Erfindungen der ersten Zähmung des Feuers auf dem Fuße gefolgt wären. Daß aber letzteres nicht der Fall gewesen ist, das bezeugt die Art, wie die alten Formen der Feuerversorgung so sehr alle Verhältnisse durchdringen, so tief in die Gewohnheiten der Völker, selbst der in so vielen technischen Leistungen fortgeschrittensten, sich einsenken konnten, daß das ganze Altertum hindurch für das praktische und tägliche Leben die Bedeutung der Feuerwerkzeuge eine höchst untergeordnete blieb. Gerade die Art und Weise, wie und zu welchen Zwecken sie von den gebildeten Völkern des Altertums benützt wurden, vermag das am besten darzuthun, weshalb wir auch auf diese Anlässe der „Erneuerung" des Feuers noch einen Blick werfen müssen, obgleich die Sache dem wesentlichen Teile ihres Inhaltes nach in eine andere Kategorie des Darzustellenden gehört.

Wenn wir es lediglich mit den Lebensgebräuchen kulturloser Völker zu thun hätten, so würde uns zur Erklärung jener so tief eingewurzelten alten Sitte die Unvollkommenheit der ersten Zündwerkzeuge und die Umständlichkeit des Verfahrens genügen; indes lernen wir bei den Römern in Stein und Eisen und den verschiedensten ganz geeigneten Zunderstoffen ein Werkzeug kennen, mit dem auch unsere Eltern und Großeltern sich noch recht wohl zu behelfen wußten, während auch dieser Gebrauch bei den Römern nie in gleichem Maße volkstümlich wurde.

Wenn auch die verschiedenen Motive, welche civilisierte und halbcivilisierte Völker bei der zeitweiligen Erneuerung des Feuers durch künstliche Erzeugung durch Werkzeuge leiten, nicht in allen einzelnen Fällen erklärbar sind, so haben doch unzweifelhaft Kultvorstellungen den bedeutendsten Anteil daran. Es mußte also erst eine Zeit vergangen sein, ehe sich in solchem Umfange die vorhandenen Kultvorstellungen mit dem neuen Elemente zu neuen Vorstellungen verbinden konnten. Das war die Zeit der Verwendung des natürlichen Feuers.

Das Verhältnis des Feuers zum Kulte ist bereits ein zweifaches, je nachdem die ältere Kultform der Abwehr oder die jüngere der Gewinnung der Geister sich mit dem neuen Elemente verbunden hat. Daß beides

wieder zwei verschiedenen Stufen der Ernährungs- und Wirtschaftstechnik entspricht, haben wir bereits kennen gelernt. Ebenso wissen wir aber auch, daß unter der Herrschaft des Gesetzes der Kompatibilität auf diesem Gebiete die jüngere Verbindung die ältere nicht ausschließen wird, diese wird sich vielmehr nur als die allgemeinere gegenüber einer beschränkteren kennzeichnen. Von beschränkterem Umfange wird aber die jüngere Form sein müssen, weil auch die jüngere Wirtschaftsform, von der sie im Grunde abhängt, bis heute noch nicht überall die ältere verdrängt hat.

Die ältere Kultform haben wir bereits genau und ausführlich genug kennen gelernt und auch ihre Kombination mit dem neuen Wirtschaftselemente des Feuers bereits angedeutet. Zur Bequemlichkeit des Lesers wollen wir kurz wiederholen: Es handelt sich dem Urmenschen darum, die Geister, die er nur von ihrem störenden Einwirken her kennt und nur nach dieser Richtung würdigt, samt diesen möglichen Störungen von sich fern zu halten. Er thut das, indem er das entfernt, in dessen Verbindung er sie kennen gelernt hat — den Leichnam. (Siehe oben S. 111.) Je mehreres dieser nun gleichsam im Fortschritte der Kultur an sich zieht, desto mehr muß mit ihm beseitigt werden. Es sind, wie wir noch durch viele Belege erhärten werden, die Gegenstände des sich bildenden Eigens: Waffen, Werkzeuge, Schmuck, Kleider. An all dem hängt der Geist wie an dem Leibe selbst: es muß also zur Sicherung des Lebenden mit dem Leibe entfernt werden. Nun sahen wir aber auch das Feuer in den engsten Kreis dieser Besitzgegenstände treten und die Konsequenzen dieser Thatsache angedeutet. Allein das Feuer ertrug nach seiner Wesenheit und seinem Gebrauchszwecke unmöglich eine ganz gleiche Behandlung, eine Behandlung, welche uns fast alle anderen Schätze der Urzeit in deren Gräbern aufbewahrt hat. Man ließ es also, um das nächst Analoge zu thun, beim Todesfalle erlöschen und war nun gezwungen, ein neues an seine Stelle zu setzen, gerade so, wie man eine neue Hütte suchen zu müssen glaubte.

Nun aber verhindert eine andere Stufe der Wirtschaftsführung, wenn wir so sagen dürfen, die Kunst, gleichsam durch Einschließung in den Unterhalt der Familie auch den in der Nähe wirkenden Geist unschädlich zu machen, ja selbst in positiver Weise für Schutz und Wohlthun am Hause zu gewinnen. Kombiniert sich nun diese Stufe der Kultvorstellung mit dem Feuerbegriffe, so muß das Feuer gerade in seiner engeren Verbindung mit einem schützenden Hausgeiste, in einer Verbindung also, die man vordem fürchtete, ein Gegenstand besonderer und außerordentlicher Hochschätzung werden.

Da wir wissen, auf welcher Grundlage der ganze Fortschritt ruht, so ist es uns auch erklärlich, warum diese Verbindung nicht unterhalb der Wirtschaftsstufe des Nomadentums auftritt. Erst mit den aus Hochasien hervorwandernden Nomadenstämmen gelangt dieselbe zur Verbreitung; die schwarze und rote Rasse kennt sie nicht; aber auch von der gelben und

weißen nicht jeder Zweig. Ihre zweite Heimat hat sie in Nordasien gefunden, wo auch das Nomadentum bis heute noch seine alte Form behalten hat. Hier besteht immer noch ein „Feuerkult", nicht abweisender, sondern gewinnender Art, der, wenn nicht die Kompatibilität anderer störend einträte, das alte Verhältnis zum Feuer umgestaltet haben müßte. In der That aber mischt sich immer die eine Handlungsweise mit der anderen. So ist es dem Buräten nicht gestattet, das Feuer mit Wasser zu löschen, und im Gegensatze zum allgemeinen Brauche der Feuermitteilung fürchtet sich der Anwohner des Amur, von dem Feuer seiner Hütte abzugeben. In den südlichen Gebieten erschien diese Auffassung erst mit den nach Indien einwandernden Ariern, die wenigstens neben anderen Kultobjekten auch das des Feuers kannten, und mit dem Zendvolke, welches gerade diesen Kult vor allen anderen in den Vordergrund stellte. Im Parsismus hat, wie bekannt, diese Richtung ihren letzten Ausläufer getrieben.

Während nun auf dieser Stufe an der Erhaltung desselben Feuers gelegen sein muß, gehört umgekehrt das zeitweilige Löschen und Erneuern zu den Formen der anderen, älteren. Der ursprüngliche Sinn scheint uns am reinsten in einer von Plutarch berichteten [1]) Sitte der Argiver ererhalten zu sein. Diese hielten an der Uebung fest, das Herdfeuer nach jedem Todesfalle im Hause, beziehungsweise in der Verwandtschaft, im Zusammenhange mit den Veranstaltungen des Totenkultus zu löschen und durch neues zu ersetzen.

Für unsere Auffassung spricht, daß das wesentlichste dieses Brauches in voller Unabhängigkeit auch unter uns geherrscht hat. Auch bei uns wurde ehedem das auf dem Herde beständig genährte Feuer ausgelöscht, wenn der Hausherr gestorben war [2]). Wenn dann, wie oben gezeigt wurde, und wie außerdem auch zu Rom am Totenfeste des 21. Februar der Fall war [3]), ein Aehnliches bei wiederkehrenden Totenfesten stattfand, so verband sich damit derselbe Sinn, denn es war der Inbegriff solcher Feste und die allgemeine Meinung, daß die Geister der Verstorbenen an solchen zurückkehrten. Wie wir aber noch sehen werden, kommen unter den Voraussetzungen der jüngeren Kultstufen die Geister nicht bloß zu den Festen, die um ihretwillen gefeiert wurden, sondern als gerufene Gäste auch zu denjenigen, welche die Menschen um ihrer selbst willen feierten, beziehungsweise zu denjenigen, welche sich in den natürlichen Zeiträumen wirtschaftlichen Ueberflusses von selbst gestalteten. Wir werden dann noch in späteren Volksbräuchen eine Menge von Vorkehrungsmitteln kennen lernen, welche sich alle in dem Zwecke vereinigen, die Menschen über den sicheren Heimzug dieser Geister wieder zu beruhigen; denn so hat die geübte Kompatibilität

[1]) Plutarch, Quaest. Graec. 24.
[2]) Pfannenschmied, Germanische Erntefeste. Hannover 1878.
[3]) Ovid. Fast. 2, 564.

in der Deutung der späteren Generationen eine Zurechtlegung gefunden. Die Geister, die geladen zu Festzeiten dem Menschen Glück und Freude bringen, werden zu bösen Spukgespenstern zu anderen Zeiten; und eine Spur von Logik liegt hinter dieser Deutung einmal vorhandener, wenngleich widersprechender Thatsachen: es ist nur jene Zeit des Ueberflusses — wie beispielsweise jene der erwähnten Bunya-bunya-Ernte in Australien —, zu welcher der arme Mensch der Vorzeit das Wohlwollen anwesender Geister durch thatsächliche Gewährungen erkaufen und damit über ihre Gegenwart beruhigt sein konnte.

In Wirklichkeit hätte also wohl jede menschliche Festzeit eine Erneuerung des Feuers ratsam gemacht; aber wie sich in solchen Fällen häufig die einzelnen Festakte zu einer selbständigen Existenz loslösten und dann auswahlsweise wieder auf verschiedene Festzeiten verteilten, bei verschiedenen Stämmen in verschiedener Weise, so mag das wohl auch in diesem Falle geschehen sein. Wenigstens spricht dafür die Thatsache, daß wir die Feuererneuerung bei vielen Stämmen, bei den einzelnen aber an verschiedene Festzeiten festgeheftet vorfinden.

Damit soll aber nicht behauptet sein, daß nicht eine der Thatsache des Brauches nachfolgende rationalistische Deutung Zweck und Weise völlig ändern konnte. Das physikalische Wesen der Flamme und des Feuers mußte dem ganzen Altertum völlig fremd bleiben. Wenn sich die Spekulation darauf lenkte, so kam sie über äußerliche Vergleiche nicht hinaus. Am beliebtesten war der Vergleich des Feuers mit einem tierischen oder seelenhaften Lebewesen [1]). Plutarch [2]) findet die sprechende Aehnlichkeit darin, daß es der Nahrung bedürfe, sich bewegen könne, und beim Auslöschen, wie wenn es verwundet würde, einen Laut von sich gebe. Cicero [3]) bezeichnet mit seinem „ignis animal“ das Seelenhafte seines Wesens. Solche Vorstellungen waren nicht zu gelehrt, um populär zu werden. Man konnte gleichsam ein Altern des zu lang unterhaltenen Feuers wahrnehmen und von der zeitweiligen Verjüngung desselben ersprießlichere Kraftäußerungen erwarten.

Es ist bekannt, daß eine allgemeine Erneuerung des Feuers zu Rom am Feste des alten Jahresbeginns, am 1. März stattfand. Alle Herdfeuer wurden gelöscht und zunächst auf jenen Herden, welche die Verbände der alten Geschlechtsfamilien in Analogie der Familienherde errichtet hatten — den „Tempeln der Vesta“ — neue Flammen entzündet. Von diesen empfingen dann die Herde in den Häusern das neue Feuer [4]). Diese Erneuerung geschah dann ohne Zweifel in derselben Weise, wie wenn einmal aus Ver-

---

[1]) Vergl. Grimm, Mythologie. I. S. 506.

[2]) Plutarch, Quaest. Rom. 75.

[3]) Cicero, De natura deor. 3, 14.

[4]) Macrob. Saturn. 1, 12, 6. Ovid. Fast. 3, 143.

säumnis das Vestafeuer erloschen war, d. h. auf künstliche Weise. Diese künstliche Methode bestand nach Festus in der Anwendung des „Feuerbohrers“, einem hölzernen „Täfelchen“ (tabula), auf welchem der Priester so lange „bohrte“, bis ein bereit gehaltener Glimmstoff an dem glimmenden Holze entzündet werden konnte. Zur Aufnahme dieses so neu erzeugten Feuers diente ein „ehernes Sieb“, d. h. ein seiherartig mit Luftzügen versehenes Bronzebecken.

Obgleich nun solche und ähnliche Feuerwerkzeuge in vielen Händen waren, so schreibt doch Plinius das Bedürfnis des Gebrauchs ganz besonders den Hirten und den Kundschaftern im Felde zu, also einer Klasse von Leuten, die nicht einmal wie der einschichtig wohnende Bauer Homers das Feuer zu wahren vermochten. Innerhalb der an einen festen Herd gewöhnten Gesellschaft aber scheint es der Priester allein gewesen zu sein, der ab und zu auf künstliche Weise Feuer schuf, während die übrige Gesellschaft gerade durch Vermittelung dieser Einrichtung bei dem alten Brauche der Feuerübertragung bleiben konnte.

Das Löschen und Erneuern des Feuers aus Kultrücksichten war auch bei den Kelten üblich, worüber sich in England recht wohl Erinnerungen bis auf J. Usher erhalten haben konnten [1]). Nur war es hier die Hochsommerszeit, in welcher sich Festfeiern mit Feuererneuerung erhalten hatten. Auf allen Herden im ganzen Keltengebiete mußten dann die Feuer erlöschen und durften erst wieder angezündet werden, wenn der Priester zu „Tamoria“ (Tighmora bei Ossian) neues Feuer geschaffen hatte. Natürlich hat auch das in einer künstlichen Weise geschehen müssen. Wir werden noch sehen, wie sich sogar bis in unsere Zeit und bei uns selbst der Glauben erhielt, daß dieses neue Feuer zum Frommen der Menschen die Geister verscheuche, was im Grunde nur eine ganz leichte Umdeutung der Vorstellung ist, daß man, um die Geister los zu werden, alles Feuer löschen, entfernen müsse, woran sich dann des materiellen Bedürfnisses wegen die Erneuerung notwendig anschloß.

Auch bei den Kelten ist es aber jener Nachricht zufolge ein besonderer und zwar priesterlicher Funktionär, welcher die Feuerbereitung übt, während die einzelnen Hausherde ihr Feuer entlehnt zu haben scheinen. An Aehnliches erinnert der Umstand, daß auch bei den Creek-Indianern der Priester der „Feuermacher“ genannt wurde. Es scheint also bei vielen Völkern doch etwas ganz Besonderes geblieben zu sein, künstlich Feuer zu machen, wenn es auch bei anderen wieder, und zwar, wie es scheint, gerade bei minder organisierten, eine recht gemeine Sache wurde.

Germanen und Slaven erhielten den mit diesem ganzen Vorstellungs- und Entwickelungskreise so eng zusammenhängenden Brauch der Feuererneuerung von zwei Seiten her, einerseits aus ihrer eigenen vorgeschichtlichen

---

[1]) Usher, Trias thaumat. p. 125.

Gewohnheit, die jetzt, gleichsam wie wildes Feuer nur noch in Fällen besonderer Not hervorbricht, und in einer geordneten, aber auch zum rudimentären Symbole verschrumpften Weise durch die katholische Kirche andererseits.

Die katholische Kirche ist in das Erbe aller Priester und „Feuermacher" in ihrem Gebiete eingetreten. Sie hat den altrömischen Jahresanfang mit ihrem Ostercyklus kombiniert und darnach nun die Ceremonie eingerichtet. Der „Charsamstag" ist ihr spezifisches Totenfest; da liegt Christus als Toter im Grabe, er, der den Tod für alle auf sich genommen und in seinem Tode aller Tod darstellt. Da kehrt denn auch die alte Erinnerung zurück, und sicher wenigstens seit des Bonifazius Zeiten, der schon [1]) von einem „ignis paschalis" weiß, erlischt an diesem Tage alles alte Feuer auf den Herden, und das zum „ewigen Lichte" gewordene ewige Herdfeuer in der Kirche. Am Morgen desselben Tages aber erneuert der Priester auf künstliche Weise — durch Stahl und Stein — das Feuer zuerst auf dem Herde der Kirche, indem er in der riesigen „Osterkerze" ein neues „Scharholz" in Glut setzt, an dem alle Lichter der Kirche entzündet werden. Die Hausväter der Gemeinde aber, die ihre Herde alle gelöscht haben, bringen je einen neuen Herdblock, ein „Scharholz" zur Kirche und lassen es an dem neugewonnenen Feuer anbrennen; dann eilen sie mit dem Brande heim und entzünden damit das neue Feuer auf ihrem Herde. Nun sind alle bösen Geister aus dem Hause gebannt, die sich an das alte Feuer des Herdes mit einiger Berechtigung klammern konnten, und in das Haus ist Segen eingekehrt.

Das ist nun freilich eine Rekonstruktion, aber mit Ausnahme des Uebertragungs- und Erhaltungsbedürfnisses des Feuers sind alle Elemente zu derselben sehr wohl erhalten. Die Ceremonie selbst wird noch überall gefeiert. Noch läßt man in den Alpenländern am Charsamstag überall das Feuer ausgehen, um neues zu zünden [2]); noch bringen an gar vielen Orten die Bauern große Holzscheite herbei und stürzen mit denselben, wenn sie angebrannt sind, in rasender Eile nach Hause [3]). Zur Feuererhaltung bedarf man sie freilich nicht mehr, aber für den praktischen Zweck, störende Geister und ihre schädlichen Einflüsse fern zu halten, genügt das neue Osterfeuer und jener Herdblock als der Träger desselben immer noch. In der einen Gegend hebt man ihn auf, um ihn bei Gewittern wieder in alter Art auf den Herd zu legen — das schützt dann vor Schaden [4]); denn wir wissen ja, daß ursprünglich die Geister es waren, die den Blitz warfen. In einer anderen Gegend steckt man die angebrannten Späne des neuen

[1]) Epist. 87.
[2]) Wolf, Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. 3, 31.
[3]) Wuttke, Volksaberglauben. § 81; vergl. J. Lippert, Christentum. S. 488.
[4]) Leoprechting, Aus dem Lechrain. S. 172.

Herdblocks in die Ecken der Felder; auch das schützt vor bösen Geistern und gibt Gedeihen.

Daneben bestand aber noch lange ein wilder, altvolkstümlicher Brauch, und was wir gleich am Beginn der Darstellung als Vermutung hinstellen mußten, das beweist uns dieser: nicht bloß einmal des Jahres, gleichsam zum Zwecke, eine neubeginnende Zeit zu markieren, fand die Feuererneuerung statt, wenn das auch nachmals, wie ja jeder Brauch seine eigene Geschichte hat, sich so gestaltete. Vielmehr muß es ursprünglich jede hohe Festzeit gewesen sein, welche die Geister rief — man erinnere sich an jenen Zulubuder! — und durch Erneuerung des Feuers bannte.

Während die Kirche das Feuer zur Osterzeit erneuert, hat man ehedem in Nordwestdeutschland zur Zeit der Sommersonnenwende das „Scharholz" gewechselt[1]), bei den Südslaven aber findet die gleiche Uebung immer noch zu Weihnachten statt. Daß es einst auch in Südfrankreich, England, Skandinavien, Mecklenburg und Litauen zu derselben Zeit geschah, beweisen die bezüglichen Ausbücke für das Scharholz, oder wie in letzterem Falle umgekehrt — die Bezeichnung der Weihnachtszeit — Blukko-vakars, Blackabend — nach jener Uebung.

Eine ähnliche Erneuerung fand aber auch zu jeder beliebigen Zeit des Jahres statt, wenn der Anlaß, dem die Sitte ihre ursprüngliche Entstehung verdankte, gegeben schien, d. h. wenn irgend ein besonderes Ungemach auf den bösen Einfluß nicht völlig gebannter Geister schließen ließ; denn daß der Vorgang von solchen komme, diesen zur Zeit seiner Entstehung noch keineswegs supernaturalistischen Urgedanken hat die Menschheit bis in unsere Tage wie den glimmenden Herdblock einer besonderen Kategorie des Denkens unter der Asche bewahrt. Ein aus solchem Anlasse außer der Zeit erneuertes Feuer heißt ein „Notfeuer". Wir sehen keinen Zwang, Grimms weithergeholter Etymologie zu folgen — es soll aus hnod-Feuer entstanden und daher von hniudan, quassare, terere, tundere, abgeleitet sein —, wo die Deutung so nahe liegt: ein Feuer, das entweder wegen der veranlassenden Not, oder wegen der Improvisation außer der Zeit, etwa in Analogie mit „Notstall", „Notnagel" 2c. so genannt wurde.

Allerdings aber kamen bei der Entzündung dieses Feuers die altertümlichsten Formen der künstlichen Feuerzündung überhaupt, zwar kein „Stoßen und Schütteln", aber vorzugweise ein „Reiben" wieder zum Vorschein. Zugleich deutet uns aber auch wieder eine Verschiedenheit der Methoden an, daß die Erfahrung auf verschiedenen Wegen zur Erfindung der Feuerwerkzeuge angeleitet worden sein mochte. Einmal bildete[2]) die drehende Bewegung eines Pfahles oder einer Walze, die man zwischen zwei

---

[1]) Montanus a. a. O. S. 127.

[2]) S. Grimm, Mythologie. 1. 502 ff., und Wolf, Beiträge zur d. Mythologie. Göttingen 1857. S. 377 f.

senkrechte Pfähle eingezwängt und mit einem Seile umwunden hatte, dessen Enden hin- und hergezogen wurden, dann wieder das Verhalten von Rad und Achse das Princip, durch welches Reibung bis zur Entzündung erzeugt wurde. Es ist auffallend, daß sich in diesem deutschen Volksbrauche, der landschaftlich bis in unsere Zeit erhalten blieb, das Princip des eigentlichen, sonst überall verbreiteten „Feuerbohrens" nicht angedeutet findet, es wäre denn die von Lindenbrog [1]) jedenfalls unvollständig angegebene Art des Drehens eines Zaunpfahles so gemeint. Die erste der oben angeführten Arten erinnert in der ganzen Konstruktion des Apparates an die Welle eines Ziehbrunnens, wie er auch im „Reineke Fuchs" vorausgesetzt wird; nur daß ein Seil die beiden Säulen mit den Zapfenlagern fest gegen die Welle schnürte, um die Reibung zu vermehren, während beim Ziehbrunnen das Gegenteil erwünscht sein mochte. Immerhin scheint das Verhalten der Welle an einem solchen Brunnen bei besonders schneller Bewegung des Eimers und starker Reibung auf die Erfindung des plumpen Apparates geführt zu haben. Mit Linnenlappen und ähnlichem Zunder, der an den Pfannenlagern angebracht wurde, fing man die Glut auf. Das andere Princip ist augenfällig durch die häufiger vorkommende Entzündung einer Wagenachse zur Kenntnis der Menschen gekommen. Die letztere Methode üben noch bis heute die Masuren [2]), und zwar nicht als „Notfeuer"-Erzeugung, sondern zur regelmäßigen Erneuerung am Sonnenwendtage. „Es wird um die Abendzeit alles Feuer im ganzen Dorfe ausgelöscht, darauf ein eichener Pfahl in der Erde befestigt, auf selbigen ein Rad gesteckt und dieses von den Bauernknechten, die einander bei solcher Arbeit ablösen, so lange schnell herumgedreht, bis sich der Pfahl von dem starken Reiben entzündet; da alsdann ein jeder einen Brand mit sich nach Hause nimmt und das Feuer auf diese Weise im Dorfe wieder angeschürt wird." Als wirkliches „Notfeuer" wurde ein solches „Feuerziehen" veranlaßt durch Hexerei, „Milchbenehmen", Epidemien, Viehseuchen u. dergl., und jedesmal gehörte das vorangehende Verlöschen der Dorffeuer zur Sache.

Alle diese Methoden können nur verhältnismäßig spät erfunden worden sein und wir könnten zur Erklärung einiger Widersprüche allenfalls annehmen, daß eine ältere und handlichere Methode, etwa die des allgemeiner verbreiteten „Feuerbohrens", bei Germanen und Slaven durch Einführung von Stein und Stahl verdrängt worden sei, in der Weise, daß von ihr nichts übrig blieb als die Erinnerung, daß die Voreltern zum Kultgebrauche ihr Feuer nicht durch Stahl und Stein, sondern durch Holz auf Holz bereitet hatten. Die wirkliche Ausführung hätten dann die Nachkommen in jenem Ausnahmsfalle, in dem sie notwendig wurde, gleichsam noch einmal erfinden müssen und wären nun hiebei durch bekannte Vorgänge geleitet

---

[1]) Grimm a. a. O.

[2]) Toeppen, Aberglauben aus Masura. Danzig 1867. 2. Aufl. S. 71.

worden. Wollte man diesen Ausweg nicht gutheißen, dann bliebe uns nichts übrig, als zuzugestehen, daß die Erfindung, in künstlicher Weise Feuer zu bereiten, bei Germanen und Slaven allerdings noch vor ihrer Bekanntschaft mit dem Christentume, das ihnen Stein und Stahl als Feuerzeug brachte, aber relativ doch in einer recht späten Zeit gemacht wurde, zu einer Zeit, da diese Nomaden bereits gegrabene Brunnen und Wagen auf Rädern kannten. Bis dahin wäre ihnen dann, sehr im Gegensatze zur gewöhnlichen Auffassung, die Uebertragung des Feuers die einzig mögliche Weise der Gewinnung gewesen. Allerdings muß hinzugefügt werden, daß gegrabene Brunnen gerade den Nomaden frühzeitig zum Bedürfnisse wurden, wie die Juden solche schon zur Zeit ihres „Steinzeitalters" besaßen, und daß weithin kreischende Wagen einige germanische Stämme schon in den frühesten Perioden der „Völkerwanderung", also wohl ebenfalls noch in ihrer „Steinzeit", kannten.

Gewisser ist jedenfalls, daß in der ganzen Vorzeit die Erhaltung des Feuers von außerordentlicher Wichtigkeit war, neben welcher die Kenntnis künstlicher Erzeugung eine untergeordnetere Bedeutung spielte. Zu demselben Schlusse gelangt der oft citierte Planck bezüglich der beiden Hauptkulturvölker des klassischen Altertums. Ihm ist es nicht entgangen, daß theoretische Darstellungen über die Praxis des Lebens leicht täuschen können. „Naturforscher wie Theophrast und Plinius fassen naturgemäß derartige Dinge nach der theoretischen, wissenschaftlichen Seite ins Auge, die praktische ist ihnen Nebensache und wird deshalb auch nur gelegentlich berührt. Nun steht aber den verhältnismäßig nur sehr wenigen Stellen, in welchen überhaupt von Feuerzeugen geredet wird, und den noch wenigeren, wo wir von einem Gebrauch derselben hören, eine große Anzahl anderer entgegen, welche darauf hinweisen, daß man, um sich Feuer zu verschaffen, keines dieser Werkzeuge benutzte, daß man vielmehr entweder das Feuer auf dem Herde des Hauses zu erhalten oder, wenn es erloschen war, dasselbe im Nachbarhause zu bekommen suchte." Den vollen Beweis dafür aber liefert ihm der von uns zuletzt, und zwar eben wegen dieser Bedeutung desselben besprochene Brauch der Feuererneuerung. „Dieser ganze Brauch der Feuerlöschung und Wiederanzündung am reinen Feuer aber, wie er in Rom und in Griechenland aus verschiedenen Anlässen und in verschiedenen Formen auftritt, weist darauf hin, daß man in den Privathäusern das Feuer brennend zu erhalten suchte, er hat diese Thatsache zu einer natürlichen und fast notwendigen Voraussetzung. Denn wenn man dort das Feuer jeden Tag mittels der Feuerhölzer oder Feuersteine neu angefacht hätte, so hätte man ja eben damit immer wieder eine reine Flamme erzeugt, und andererseits würde die Herstellung eines reinen Feuers in jenen Häusern, wie sie namentlich in Rom am 1. März für das ganze Jahr vollzogen wurde, ihre Wirkung eingebüßt haben, wenn diese gereinigte Flamme nicht auf dem Herd fortwährend erhalten worden wäre. Nur bei einer solchen

Einrichtung, wo die Kontinuität des Herdfeuers gewahrt blieb, hatte jener Brauch Sinn und Bedeutung."

Diese Schlußfolgerung bleibt giltig, wenn wir auch im obigen in den Begriff der „Reinheit" des Feuers einen konkreteren Inhalt einfüllen mußten. Das für den von Geisterfurcht gequälten Menschen der Vorzeit so beunruhigende Verhältnis von Flamme und Geist wäre ohne jede besondere Vornahme immer wieder zerstört worden, wenn es die gewöhnliche Uebung gewesen wäre, Feuer durch Werkzeuge zu entzünden. Jenen Zusammenhang aber mußte vorläufig der Leser auf Treu und Glauben hinnehmen; erst im nachfolgenden kann ein umfassenderer Nachweis dafür erbracht werden. Die Unmöglichkeit einer systematischen Scheidung, die Nötigung zu solchen Vorgriffen beweist, wie sehr in der Kulturgeschichte die Fäden aller Art durcheinanderlaufen; man kann keinem einzelnen folgen, ohne eine Anzahl anderer zu berühren, und man kann kein einzelnes Stück des Gewebes losschneiden, ohne den Einblick in den Lauf der einzelnen Fäden zu zerstören. Daß uns fast ein jeder Faden, den wir fortan aufnehmen können, in das Geflecht der socialen Verhältnisse hineinführt, wird den Leser weniger verwundern, als daß wir so selten eine Strecke vorwärts schreiten können, ohne in das Gebiet der Kult- und Religionsvorstellungen zu geraten. Wir sehen wohl die Ursachen vor uns, welche den Leser verleiten könnten, dieses vielfache Hinübergreifen der subjektiven Neigung des Darstellers zuzumessen. Wer sich aber in die Geschichte mit Nutzen für seinen Erkenntnisfortschritt vertiefen will, der muß umgekehrt die Subjektivität seines Zeitalters hinter sich lassen. Eine Art Indifferentismus gerade auf dem letztgenannten Gebiete hat in unserer Zeit, beziehungsweise für das praktische, sociale Streben derselben, seinen Grad von Berechtigung. Wir stehen mit allen unseren Erklärungsversuchen des Gegenwärtigen und Vergangenen und mit allen Entwürfen für die Zukunft auf dem Boden einer physikalischen Ursächlichkeit, und der Grad von Erkenntnis, den wir hierin gewonnen haben, berechtigt uns, wenigstens im Prüfen und Suchen der Wahrheit in hypothetischer Art jede andere Betrachtungsweise abzulehnen. Ueber den Erfolgen, die wir in der That auf diesem Wege erreicht haben, sind wir gleichgiltig geworden gegen die atomistische Erklärungsweise der Erscheinungen auf Grund spiritualistischer Voraussetzungen. Ueberall dürfen wir, scheint es uns, ohne Schaden dieser Ablehnung folgen, welche unserer Zeit den Stempel der Reaktion gegen alle Vergangenheit aufdrückt: nur wenn sich uns die Geschichte der Menschheit erschließen soll, dann dürfen wir jene gegenteiligen Auffassungen aus unserer Betrachtung nicht ausschalten. Wir werden nie die Vergangenheit und nie den Gegensatz unserer Zeit, nie ihre Kämpfe und Unvollkommenheiten und nie das Erbe an Vorzügen unseres Geschlechts begreifen, wenn wir jene Motive um deswillen ausschalten wollen, weil sie nicht mehr die unsrigen sind. Wenn wir sie schlechtweg als Irrungen des menschlichen Strebens bezeichnen wollen, so

bleibt die Thatsache bestehen, daß unser gesamtes Kulturleben das Ergebnis von Strebungen und Irrungen ist; wir haben keine Wahl, als auch den letzteren auf allen Wegen zu folgen; wo sie auch führen mögen: es sind die Wege des Geistigen in der Menschheitsgeschichte. Wir müssen ihnen daher so oft zu folgen suchen.

An die materielle Seite unseres Gegenstandes werden wir wieder anknüpfen, wenn fortschreitende Fertigkeiten unter den übrigen Werkzeugen einer etwas jüngeren Zeit auch die zur künstlichen Feuerbereitung uns aufweisen werden. Indem wir hier auf ihn zurückblicken, ergibt sich uns als das wesentlichste, daß der relativ spätere Fortschritt der Technik die Ursache war, daß der Gebrauch des Feuers einen ungeahnt weitreichenden Einfluß auf die gesellschaftlichen Fortschritte des Menschen üben konnte. Wir rechnen hieher auf der einen Seite die erste Anbahnung eines Friedensverkehrs, den ersten Faden losester Verbindung der benachbarten Urfamilien unter einander, auf der anderen Seite die große Zuwage von Arbeitslast und Fürsorge, welche gerade die angegebene Art der Feuererhaltung dem Menschen auferlegte, und die Thatsache, daß der anerkannte Vorteil, die Wohlthat, groß genug war, das widerstrebende Trägheitsmoment des Menschen unter diese Schulung zu beugen.

Die Fortschritte des Werkzeugs als Waffe.

Um den Fortschritten der Lebensfürsorge des Menschen auf geraden Wegen zu folgen, müßten wir zunächst seine Nahrungssorge in die sich erweiternden Gebiete seines Daseins begleiten. Wir würden dann wohl sehen, wie sie, von Fall zu Fall auf neue Schwierigkeiten stoßend, diese durch neue Vorkehrungen überwindet, wie sie dabei zuhilfe nimmt, was die Natur selbst ihr bietet, und wie das Erprobtere durch Nachahmung sich erhält — ein neues Stück des menschlichen, des selbstgeschaffenen Rüstzeuges.

Doch können wir den Leser auch in diesem Falle nicht von Ereignis zu Ereignis, nicht von jeder Ursache zur Reihe ihrer Wirkungen führen, wie die politische Geschichte zu thun imstande ist. Wir müssen leider diesen natürlichen Zusammenhang auflösen, um das Verwandte gruppenweise zu durchmustern. Wir werden also die Hilfsmittel, die sich der Mensch geschaffen, voraus betrachten; aber auch dabei wird für uns die erkennbare Art des Fortschreitens wesentlicher sein, als die Reihe der Hilfsgegenstände an sich, wie sie die Altertumskunde zu ordnen pflegt.

Wir verließen den Menschen auf seiner untersten Stufe mit Waffen und Werkzeugen — beides in Einem — primitivster Art. Wir mußten annehmen, daß der rohe Stein, wie die Natur ihn reichte, und der Stab, wie er leicht gefunden oder gebrochen werden konnte, die Repräsentanten dieser Stufe bildeten. Nun tritt zunächst nach zwei Richtungen hin ein Fortschritt hervor, der, so gering er an sich scheint, so folgenschwer doch wurde. In der einen Richtung liegt die differenzierte Wahl verschiedener Werkzeuge zu verschiedenen Zwecken, in der anderen die Vervollständigung der Tauglichkeit des Werkzeuges, die Zubereitung desselben durch die Menschenhand. In ersterer Richtung des Fortschrittes war der Uebergang von der untersten Stufe ein sehr allmählicher und von der Natur selbst angebahnter. Schon die menschlichen Organe selbst, zu deren Verstärkung oder Erweiterung die primitivsten Werkzeuge in Gebrauch genommen wurden, zeigten eine solche Differenzierung, wie sie auch schon im Stock und im Stein angebahnt war. Sie verstärkten Zahn und Faust auf der einen, den Arm auf der anderen Seite. Beide aber waren nicht dienlich, die hohle Hand zu ersetzen; es lag dem zum Trinken sich Niederbeugenden näher, die Muschel-

schale dafür zu nehmen. Nicht so gut wie eine Muschelschale oder einen Knochensplitter ersetzte der Stein den scharfen Nagel. In dieser Richtung lag eine Vermehrung der Werkzeuge; in der anderen die Vervollkommnung derselben. Der Mensch begnügte sich nicht mehr mit dem gefundenen Steine, sondern suchte ihm die für seine Absichten schicklichste Form zu geben. Mag es schon zweifelhaft bleiben, ob der Mensch allein im Besitze des Vorteils sei, seine Faust durch den Stein zu verstärken; als der Former seiner Werkzeuge entwindet er sich völlig der Sippe seiner tierischen Verwandten, denn dieses Formen, mag es zunächst auch nur in der Zusplitterung einer Schärfe oder Spitze bestehen, setzt ein vorbedachtes Absehen auf Grund vorangegangener Erfahrung und Beobachtung voraus. Zugleich aber leitet diese Kategorie der Werkzeuge einen überaus weitreichenden socialen Fortschritt ein. Den ungeformten Stein, den der Urmensch einem Tiere nachwarf, um es zu töten, oder mit dem er die Schalen einer Frucht löste, konnte er jeden Augenblick durch einen anderen, ähnlichen ersetzen. Er wurde nicht gewahr, daß dieser Stein seinem Gebrauche nach in einer eigentümlichen Beziehung zu seiner Hand stünde, gleichsam ein Stück seiner Hand sei; er, dieser Stein, war keine Individualität mit einer bleibenden Beziehung zum Menschen. In dieses Verhältnis trat aber der zum Werkzeuge oder zur Waffe geformte Stein oder Stab. Der Mensch trennte sich nicht mehr von ihm, er erkannte ihn als eine individuelle Ergänzung seiner selbst; ein Stück vom Menschen hätte man mit ihm fortgerissen. Alles auf der Erde gehörte noch allen in gleicher Weise, beziehungsweise jedem, der es ergriff — nur diese Werkzeuge waren ausgesondert.

Hier stehen wir vor der Quelle des Eigentumsbegriffes. Unser Wort „Leib"-Waffe bezeichnet noch recht natürlich die auserlesen enge Verbindung dieser Gegenstände mit dem Menschen; sie sind ein Teil von ihm. Auch die Art, wie noch in später Zeit gerade die Waffe als Individualität betrachtet und geachtet wird und wie sie wieder dem Manne gleichsam angewachsen erscheint, deutet in rudimentärer Weise auf jene Hochschätzung des ersten Eigens zurück. Wir müssen aus allerlei Umständen schließen und wahrnehmen, daß die ersten Menschen, die sich im Besitze solcher individualisierter, für einen besonderen Zweck zugeformter Werkzeuge befanden, einen ganz außerordentlichen Wert auf dieselben legten, und das erklärt sich ja einmal an sich durch ihre Bedeutung und ihre anfängliche Seltenheit oder durch die vom Menschen noch recht sehr überschätzte Mühe, die er auf ihre Herstellung verwendet hatte. Dieses erste Eigentumsverhältnis war darum ein so inniges, daß es überhaupt eine Lösung nicht finden konnte, außer durch den Willen des Trägers. Von hier aus gelangt die Eigentumsidee hinüber zur Kultvorstellung und wird fortan ein außerordentlich belangreiches Element derselben. Die Begriffe heilig und eigen, weihen, heiligen und zu eigen geben oder zu eigen nehmen sind

ursprünglich identische; erst allmählich hat sich die erstere Reihe losgelöst und durch die ausschließliche Verbindung mit Kultobjekten den begrenzteren Begriff der Heiligkeit gebildet. Als Gegenständen solcher Heiligkeit, beziehungsweise solchen Ureigentums begegnen wir in ältester Zeit vorzugsweise dem Stabe — und seinen verjüngteren, vollendeteren Formen — und der Schale. Wir werden die Rolle kennen lernen, welche ihnen aus dieser Verbindung im Kulte zufiel. Die Unlöslichkeit des ursprünglichen, auf die „Leib"-Gegenstände beschränkten Eigentums schafft in der Uebertragung auf die geistigen Potenzen eine neue in ihrer Entwickelung überaus fruchtbar angelegte Vorstellung auf dem Kultgebiete. Gerade diese wird für lange Zeit herrschend und maßgebend, und ihre Zeit ist noch nicht vorüber.

Dem Zurechtschlagen des Steines und dem Zurichten des Holzes folgt die kunstvollere Verbindung beider Teile oder ihrer Ersatzstoffe; der Stein wird an Holz geschäftet und dem Holze durch Anfügung von Steinen, Zähnen, Muschelstücken Spitze und Schärfe verliehen. Es werden dazu Bindemittel notwendig und der Vorbedacht wird auf immer neue Ziele gelenkt. Binden und Flechten wird dabei gelernt. Begleiten wir aber zunächst die Waffen-Werkzeuge des Mannes weiter, so erscheint endlich die Kunst, nicht den Stein an das Holz, sondern das Holz an den Stein zu schäften und diesen in langwieriger Arbeit zu durchbohren. Es entstehen Werkzeuge zur Werkzeugverfertigung, und an sie scheint sich die Erfindung von Werkzeug zum künstlichen Feuerzünden anzuschließen.

Mit dem Bohren beginnt die Bearbeitung des Steines, der immer noch als der Hauptrepräsentant des Waffenmaterials gelten muß, sich zu einer Art Kunst zu erheben, die wohl nicht mehr jedermann in gleichem Grade geläufig sein konnte. Es muß eine Arbeitsteilung eintreten, die erste über die gesonderten Beschäftigungen von Mann und Frau hinaus. Wie nicht überall ein so angelerntes Geschick entwickelt sein kann, so findet sich auch nicht überall ein Steinmaterial, das solche Arbeit lohnt. Der große Wert, der gerade solchem Besitze beigelegt wird, führt auf den schon etwas vorgetretenen Weg, auf dem wir das Feuer von Stamm zu Stamm wandern sahen. Allein hier tritt ein neueres Moment hinzu. Wer das Feuer hingab, verlor in Wirklichkeit nichts; als Gegengabe genügte die Aussicht, im möglichen Bedarfsfalle auch wieder denselben Gegenstand zu erhalten. Das war nun anders. Dieser Verkehr mußte Tausch nnd Handel eröffnen. Die Fundstücke liefern den Beweis für den vorhistorischen Handel dieser Art durch den Vergleich des Steinmaterials mit den von den Fundstellen der Artefakte oft außerordentlich weit entfernten natürlichen Bezugsquellen jener.

Endlich finden wir die Beweise von einer Bearbeitung geeigneter Steinarten, die ein außergewöhnlich großes Maß von Kunstfertigkeit voraussetzt. Der Stein wird in zweckmäßige, meist auch schön gerundete Formen gebracht, zugeschliffen, gebohrt und überdies kunstvoll poliert. Wir haben

es auf dieser Stufe der „Steinzeit" der Archäologen mit einer hochentwickelten Industrie in durch das Material bedingten Industriecentren zu thun, von denen aus weithin ein Handel von Stamm zu Stamm im Gange sein mußte. Die Archäologie unterscheidet die Steingerätschaften als „paläolithische" und „neolithische" je nachdem sie ungeglättet oder geglättet sind. Jedenfalls ist diese von Lubbock eingeführte Scheidung richtig und zweckmäßig, insoweit sie die Gegenstände unserer Sammlungen betrifft. Auch ist zweifellos die Kunst des Polierens erst in jüngerer Zeit der älteren Methode der Herstellung nachgefolgt, und so darf man auch in betreff der Kunst der Steinwerkzeugbereitung von einer paläolithischen und einer neolithischen Zeit sprechen; nur in der Geschichte, insofern sie von den archäologischen Funden Aufschlüsse und insbesondere Anhaltspunkte für die archäologische Aufeinanderfolge erwartet, darf diese Scheidung nicht ohne Vorsicht benützt werden, denn was die Kunstgeschichte mit Recht hintereinander stellt, das läuft in der Wirklichkeit von dem Zeitpunkte der jüngeren Erfindung an nebeneinander. Ein Vergleich dürfte vielleicht zur Orientierung hierüber beitragen. Es ist unwidersprochen, daß die Kunst der Handstrickerei älter ist, als die der Herstellung derselben Arbeiten auf dem Wirkstuhle; man würde daher nicht fehlen, wenn man bei einer historischen Ausstellung nach diesem Maßstabe die Gegenstände dieser Kunst anordnen würde; man könnte aber sicher fehlgehen, wenn man bei irgendwelchen Funden schließen wollte, daß die in Begleitung von Strickwaren gefundenen Gegenstände auf alle Fälle älter sein müßten, als die in Begleitung von Wirkwaren. Viele Haushaltungen führen beiderlei Waren, die sich aber auf eine einzige beschränken, thun dies aus verschiedenen Gründen.

Ganz so verhält es sich in betreff des großen Fortschrittes zum Gebrauche von Waffen und Geräten aus gegossener Bronze, mit dessen Eintritt die Archäologie für ihre Zwecke mit vollem Rechte ein neues Zeitalter, die „Bronzezeit", markiert. Wenn wir genau wüßten, in welcher Zeit in den einzelnen Gegenden die Bronze zuerst erschienen ist, so würden wir aus dem Vorkommen von Bronzewaren jedesmal einen sicheren Schluß auf die Bestimmung einer unteren Zeitgrenzmarke ziehen dürfen, nicht so aber aus dem Fehlen den Schluß auf eine obere. Eine so radikale Umwandlung des Lebens, wie man gewöhnlich annimmt, kann die Erfindung und der Gebrauch der Bronze nicht veranlaßt haben; sie dürfte es wenigstens kurz nach ihrer Einführung kaum in viel höherem Grade gethan haben, als das Auftreten polierter Steinwaren. Nur mittelbar war ihr Einfluß bedeutend größer. Auch sie erscheint, zunächst wenigstens, als Handelsware, die nur von wenigen Industriecentren ausgeht, und wenn sie allmählich die letztgenannte Steinware aus dem Felde schlägt, so bedeutet das auf der einen Seite nur in ähnlicher Weise den Sieg des Besseren, wie wenn heute die Handschnitzerei den Gebilden in gepreßter Masse weichen muß. Gegenüber einer polierten Streitaxt aus Nephrit, wie sie in nicht ganz seltenen

Exemplaren in unseren Museen aufbewahrt werden, ist ein bronzenes Gerät derselben Art Marktware und Fabriksarbeit. Es ist auch fraglich, ob die leichtere Handhabung des im Material sehr sparsam gehaltenen Fabrikats die mangelnde Wucht in einer entsprechenden Weise zu ersetzen vermochte; aber das Ding hatte einen verblendenden Glanz und fand die Wege ungemeiner Verbreitung in ähnlicher Weise, wie etwa heute durch ganz Afrika verschiedene Eisengeräte den Weg finden.

Entschieden von epochaler Bedeutung war die Erfindung der Bearbeitung des Eisens, welche in vielen Gegenden in die sogenannte Bronzezeit, vielleicht auch noch vor diese fällt. Der Bedeutung des Eisens wurde sein verbreiteteres Vorkommen förderlich; seine Verarbeitung wurde darum allmählich an vielen Stellen heimisch und in dem Maße dies der Fall war, wurde die Bronze auf ihr entsprechende Gebiete zurückgedrängt. Gebiete, welche dem Verkehr jener Periode verschlossen blieben, lernten auch keine „Bronzezeit" kennen, während sich in einigen derselben die Bearbeitung von Kupfer oder Eisen eigenartig entwickelte. Von all diesen Metallen ist es aber nur der Bronze gelungen, ein glänzendes Bild einer großen Vergangenheit uns zu erhalten, einerseits, weil sie eben ein Kind eines großartig angelegten Handels war und fürs zweite, weil sie allein in den Geräten der Vorzeit unvergänglich blieb, während die Spuren des Eisens immer nur in vereinzelten Fällen sich erhielten.

Wenn wir, von Schmucksachen absehend, bloß das Werkzeug engeren Sinnes, worein wir die Waffen natürlich einschließen, betrachten, so bedeutet zunächst die Einführung des neuen Materials — Kupfer, Bronze, Eisen — keinen Fortschritt der Erfindung; es werden gleichsam nur die alten Modelle in ein neues Material und häufig in reduzierter Form umgegossen oder nachgebildet. Die Erfindung neuer Werkzeuge ging abseits von dieser Neuerung ihren Weg. Die wir bis jetzt in Betracht zogen, waren sämtlich Werkzeuge primärer Art, d. h. Werkzeuge, hervorgegangen aus der Betrachtung der Thätigkeitsweise der menschlichen Leibesorgane und dem Wunsche, diese in nachbildender Weise zu unterstützen und zu verstärken. Steine und Knochen hatten — als Meißel, Schaber, Bohrer — die Thätigkeit der reißenden, schabenden, bohrenden Zähne und Nägel, die Mahlsteine die der malmenden Zähne übernommen; der geschäftete Stein bildete als Faust am Arme den Hammer, mit der Schneide des Meißels vereint das Beil, und in wechselndem Gebrauche von Rücken und Schärfe gewöhnlich beides zugleich, in der „jüngeren Steinzeit" oft in Exemplaren von außerordentlicher Schönheit. Der Stab als weithinreichender Arm wurde je nach Lage des schneidenden Teils zum Speere oder Schwerte und Messer. Auch die Schleuder und der Schleuderstock verlängern nur den Arm, das Blasrohr den Schluß des Mundes und auch der eigentümliche australische „Bumerang" schließt sich der Erfindung nach jenen Schleuderwerkzeugen an. Den Schutz des Leibes sucht der Mensch in einer sehr natürlichen

Weise in der Verstärkung seiner Haut durch eine fremde. Alle Art Panzerung samt dem beweglichen Schilde sind mit wenigen Ausnahmen aus Tierhäuten, aus Leder gebildet, und aus dem Umguß in Metallstoff entstehen Panzer, Schienen, Helm und Schild einer jüngeren Zeit.

Man muß annehmen, daß in betreff dieser Mittel und Werkzeuge der Mensch überall auf denselben Weg der Erfindung geleitet werden mußte, weil in allen diesen Beziehungen sein eigener Organismus der Wegweiser war. Hierin liegt die Einheit des Princips, die Vielheit der Formen hängt dann von den von der Natur gebotenen äußeren Mitteln ab. Nun können aber auch diese an sich den strebenden Menschen weiter führen. In ihrer Beobachtung kann der Mensch seinen Vorteil entdecken. So ist die Muschel und der Scherben einer Fruchtschale zwar noch die Substitution der hohlen Hand gewesen, mit der man das Getränk aufhob, aber das zu gleichen Zwecken dienende Geflecht des Korbes ist nicht mehr die Nachahmung der hohlen Hand, sondern die nachahmende, künstliche Herstellung der Fruchtschale. Wir dürfen also eine Gruppe dieser Werkzeuge und Geräte eine solche *sekundärer* Art nennen.

Kennzeichnend für diese *sekundäre* Gruppe ist unter den Waffen der *Bogen*. In ihm ist kein Organ des Menschen nachgeahmt, sondern letzterer hat irgend einem äußeren Anlasse jene Art Wirkung abgelauscht, die er nun für seine Wünsche in Beschiag nahm. Es ist leicht einzusehen, daß mit der Schaffung *dieser* Art Maschinen der Mensch wieder eine ganz neue Bahn betritt, auf eine neue Stufe sich emporschwingt. Darum ist es aber auch begreiflich, daß in betreff der sekundären Werkzeuge und Geräte nicht mehr die gleiche Uebereinstimmung in allen Gebieten der Erde herrscht. In der künstlichen Herstellung von Gefäßen läßt eine Nation die andere weit zurück und auch zur Erfindung und Annahme des Bogens ist nicht jede Rasse gelangt. Zu denjenigen Stämmen, welche über die Benützung der *primären* Waffe überhaupt nicht hinausgelangt sind, müssen wir, diesmal im Widerspruche zu *Peschels* Auffassung [1]), einen Teil der *schwarzen* Rasse zählen, und zwar ganz kennzeichnender Weise denjenigen, welcher in den äußersten Südosten vorgedrungen, auch am sichersten von den nachfolgenden Fortschritten unberührt bleiben konnte. Wenn wir *Peschel* gern zugeben, daß die Polynesier, bei denen der malaiische Blutsanteil so sichtbar ist, den Gebrauch des Bogens nur *verlernt* haben, weil sowohl die Korallen- wie die vulkanischen Inseln der Südsee als jüngerer Boden jagdbarer Säugetiere entbehrten, Hunde und Schweine aber in einem halbzahmen Zustande dahin gebracht wurden, so ist dieser Grund doch für Australien durchaus unzutreffend, denn der Australneger lebte ganz vorzugsweise von den Ergebnissen der Jagd. Er würde keinen Anlaß gehabt haben, die Bogenkunst je wieder zu verlernen, wenn sie zur Zeit seiner Verbreitung

---

[1]) *Peschel*, Völkerkunde. S. 189 ff.

nach seiner entlegenen Welt schon ein Erbgut seines Stammes gewesen wäre. Aber unter dem vielen, das die Welt des Papuanen von der des Australiers trennt, befinden sich auch Pfeil und Bogen, welche der erstere führt, der letztere aber, die von Papuanen besuchten Küstenstriche abgerechnet, nicht kennt.

Indem wir jetzt, nur soweit es sich um den kulturgeschichtlichen Einfluß handelt, die Fortschritte der Werkzeugstechnik in diesen Abstufungen ein wenig näher kennen lernen wollen, wird es am Platze sein, hierbei auch jener Werkzeuge zu gedenken, welche der künstlichen Erzeugung des Feuers dienten.

Der Stab kann auch jetzt noch als die Grundlage der menschlichen Ausrüstung betrachtet werden. Jedes andere Rüststück, Stein, Knochen, Muschel, Zähne, insbesondere Fischzähne u. dgl., ist in höherem Grade als das Holz von örtlichen Verhältnissen abhängig. Es bedarf aber nur eines dieser Gegenstände, der als trennendes und schabendes Instrument dienen kann, um an dem Holze eine Menge jener Differenzierungen zu vollziehen, welche den Fortschritt dieser Periode bezeichnen. Als ein Zeichen altväterischer Würde oder einer besonderen Hoheitsstellung geht der uralte einfache Stab noch auf späte Geschlechter über; in seinem praktischen Dienste aber erfährt er nun eine Differenzierung um die andere und bildet in diesem Maße neue Werkzeuge und Waffen. Dem Buschmann, der nach eßbaren Wurzeln im Boden sucht, wird er zum „Grabstock" und diese Differenzierung schreitet von einer entsprechenden Zuspitzung bis zu einem Knochenansatz und einer Anfügung zur Verstärkung der Wucht fort. Strutt[1]) hat uns in Abbildungen aus dem angelsächsischen Wirtschaftsleben der Vorzeit noch „Grabscheit"-Formen erhalten, die vom zugespitzten Holzscheite nur soweit abweichen, daß auf einer Seite wie bei einer Stelze ein Einschnitt für den nachdrückenden Fuß angebracht ist. Von solchen Formen entfernt sich der Stab, wenn er nur noch zur Tötung dienen soll. Er wird zur Keule, entweder in einer rohen Form, wie sie das Altertum wahrscheinlich nicht bloß in der Erinnerung, sondern auch noch in der Anwendung hatte, oder ein auf äußeren Schmuck bedachtes Volk, wie Polynesier, Neuseeländer, Australier u. a., wendet alle seine Kunstfertigkeit auf Glättung und Verzierung dieser „Schlachtkeulen". In Neuseeland hatte sich von dieser kunstvoll geschmückten Keule wieder ein Instrument abgesondert, das nur zum Zerwirken von Menschenfleisch benützt wurde. Es hatte, an sich eine Keule, zu jenem Zwecke eine einseitige Schärfung erfahren, die durch eingesetzte Haifischzähne hergestellt wurde. Wie auf Tahiti hatte auch diese Keule wieder eine Differenzierung erfahren. Man schlug hier nach einem Todesfalle keine Menschen mehr tot, nur noch blutig — zu diesem Zwecke erhielt die weniger wuchtige Keule einen langen Stiel. In einer ähnlich gestal-

[1]) Nachbildung in Anton, Geschichte der Landwirtschaft.

teten Keule hat vielleicht auch die später übliche Verbindung von Stein und Holz ihr Vorbild gehabt. In der nordischen Runenschrift führt der Riesenname (Thurs) ein Zeichen, das als Kennzeichnung des Riesen wohl ein Streitbeil vorstellen soll. Dasselbe Wort bedeutet aber auch den Dorn, und es ist bei dieser Uebereinstimmung nicht unmöglich, daß ein Stab mit dem vorspringenden Dorn noch ein älteres Streitbeil oder ein älterer Hammer war, als der geschäftete Stein. Es kommt dazu, daß sich Keule und Holzhammer in gleicher Weise noch in dieselbe Heiligkeit teilen, welche sich der Stab aus Urzeiten gewahrt hat. Tylor[1]) hebt hervor, wie sich die Keule heute noch in England „als Symbol der Macht erhalten hat. Während der Sitzungen des englischen Parlamentes und der Royal Society wird sie als Symbol der königlichen Autorität auf den Tisch gelegt". In anderen Gegenden spielt der hölzerne Hammer eine ähnliche Rolle, pflegt aber dann doch als „die Keule" bezeichnet zu werden, denn unser Wort Hammer, das im Nordischen noch (hamarr) sowohl den Fels wie das Instrument bezeichnet, gebührt nur der Steinwaffe.

Gleichsam in umgekehrter Richtung, wie zum Grabstock, wurde der Stab zum Speer. Es ist bekannt, in welch einfacher Form ihn noch die alten Germanen brauchten. Die Spitze, welche eben den Stab zum Speer macht, läßt sich ohne fremden Zusatz am Feuer und dann allenfalls durch Schaben herstellen. Die Australier verstehen es, diese einfache Waffe, welche in sehr weiter Verbreitung bis in die späteste Zeit hinauf überhaupt die Hauptwaffe geblieben ist, zu einer recht gefährlichen zu machen, indem sie mit schlichten Werkzeugen aus Stein dem harten Holze eine Reihe von Widerhaken oder der Spitze eine sägenartige Schneide anzuschnitzen wissen. Doch scheinen diese Formen erst Nachahmungen von dem sonst üblichen Einsatze von Fischzähnen zu sein. Auch als Lanze hat der Stab noch seine alte Heiligkeit bewahrt, wie dem Leser nicht bloß die „Speere des Mars" zu Rom, sondern auch die Träger der Heerespaniere zeigen können. Der Leser wird bereits ahnen, daß diese „Heiligkeit" ein Erbteil jener Eigentumsheiligkeit sein könnte, welche gerade die ältesten Gegenstände des Besitzes nicht mehr verließ. Wir werden die Geschichte dieses Begriffes noch des genaueren zu erörtern haben.

Ein seltenes und überraschendes Beispiel von noch nicht vollzogener Differenzierung des Werkzeugs liefert in Australien — die neuguineische Nachbarschaft ausgenommen — der Umstand, daß die Eingeborenen zwar Rindenkähne zu bauen wissen, ihnen aber doch zur Fortbewegung noch ausschließlich der Speer dient; er hat sich bei ihnen noch nicht wie bei den Papuanen und Polynesiern zum Ruder differenziert.

Das Schwert, auf das sich als die vornehmste „Leibwaffe" einer jüngeren Zeit dasselbe bezieht, ist seiner Abstammung nach das Mittel

[1]) Einleitung. S. 218.

zwischen Speer und Keule, oder vielmehr die Vereinigung von beiden. Dabei ist freilich nur an jene flache, scharfkantige Keule zu denken, wie sie in der Südsee so große Verbreitung hat. Als solches Mittelding lernten die Entdecker das Schwert in Südaustralien noch kennen. So heißt es in Philips Reisebericht [1]) von einer Gruppe Australier, zwei von ihnen wären mit Schilden und Schwertern bewaffnet gewesen, die übrigen bloß mit Lanzen. „Die Schwerter waren von Holz, im Griffe schmal, und augenscheinlich weniger furchtbar als ein guter Stock." Freilich erhellt daraus noch nicht mit Gewißheit, ob nicht Spitze und Schneide durch einen Einsatz gebildet waren. Eine solche Verstärkung war den Australiern, obgleich wir sie nach dieser Richtung hin zu den unentwickeltsten Stämmen zählen müssen, sehr wohl bekannt. Diese Einsätze bestehen nicht bloß aus Knochen, Gräten und Fischzähnen, auf welche die Strandbewohner die Natur besonders hinwies, sondern auch aus Stein, obgleich der Erdteil nicht besonders günstige Steinarten aufweist.

Die Anfügung geschieht durch entsprechende Baumharze und Verschnürungen. Als Bindfaden liegt dem Naturmenschen die geschnittene Tierhaut am nächsten. An Steinarten verwenden die Australier, um vorläufig noch bei diesen zu verweilen, vorzugsweise Basalt, aber auch Quarz, und andere. Obgleich nun diese des Bedürfnisses wegen sehr geschätzten Steinarten nur an vereinzelten Stellen vorkommen, so hat sich doch hier ein eigentlicher Tauschhandel mit denselben noch nicht entwickelt; vielmehr gewährt uns dieser Gegenstand einen erwünschten Einblick in eine noch urzeitlichere Art der Beschaffung in dieser Weise begehrter und unzulänglich verbreiteter Gegenstände. Es haben nämlich umwohnende Stämmchen mit demjenigen, in dessen Jagdgebiete geeignete Steinfundstellen vorkommen, einen Vertrag dahin geschlossen, daß auch von ihnen zur Benützung jener Steinbrüche wenige Männer und auf eine bestimmte kurze Zeit ihr Gebiet betreten dürfen [2]). Diese bringen dann den betreffenden Bedarf zu ihren Stämmen. Diese Steine verstehen die Australier nicht bloß geschickt zuzuhauen, sondern auch zu schärfen und zu glätten, aber nicht zu durchbohren, weshalb wir bei ihren Streitäxten noch die primitiveren Arten der Schäftung vorfinden.

Einzelne Steinarten, wie Feuerstein, Obsidian u. a. liefern bei geschickter Behandlung scharf schneidende und stechende Instrumente der verschiedensten Art. Indes erfordert die Arbeit kein unbedeutendes Geschick und setzt lange Uebung voraus. Versuche haben gezeigt, daß auch hierin der Naturmensch erst stufenweise fortschreiten mußte [3]). Schlägt man auf ein Stück Feuerstein, das auf der flachen Seite festliegt, senkrecht auf die

---

[1]) Philipps Reise nach Neu-Süd-Wallis in Forsters Neueste Reisen. I. 43.

[2]) E. Jung, Australien. I. 132.

[3]) Vergl. „Ausland" 1870. I. 195.

Oberfläche mit einem Stein oder Hammer, so springt ein flaches Stück von der Form eines Muschelkernes heraus. Von dieser Art erscheinen in den Funden sehr viele Feuersteingeräte, die wir einer älteren Zeit und geringerer Uebung zuschreiben müssen. Sie sind kennbar durch den muscheligen Bruch auf ihrer Oberfläche. Stellt man aber das rohe Stück Feuerstein gleichsam auf seine Spitze und schlägt dann darauf in derjenigen Richtung, in welcher die gewünschten Spaltungsflächen laufen sollen, so erhält man bei genügender Uebung langgestreckte, klingenartige Flächen. Solche Klingen zeigen dann im Gegensatze zu den zackigen Rändern der ersteren Art oft eine so glatte Schärfe, daß solche Steinmesser, wie in Mexiko üblich war, zum Rasieren benützt werden, wie denn auch die Juden der älteren Zeit mit solchen Steinmessern chirurgische Operationen vollziehen konnten. Indes wurde Sir John Lubbock von einem Meister, der in ähnlicher Weise sich mit dem Schleifen von Flintensteinen beschäftigte, erzählt, daß er zwei Jahre gebraucht habe, ehe ihm der erste brauchbare Stein gelang. Gerade aus Australien besitzen wir aber meisterhaft geschlagene Lanzenspitzen dieser Art, und es werden daher jene „wenigen" Männer, denen der Zutritt zu den Steinlagern gewährt war, für Menschenalter immer dieselben gewesen sein; so hatte dieser Fortschritt auch eine Differenzierung der Arbeitstüchtigkeit zur notwendigen Folge.

Diese vollkommenere Art von schneidigen Steinklingen, die dann noch in verschiedener Weise Verwendung finden können, pflegt im Durchschnitte entweder ein flachgestrecktes Dreieck oder ein Trapez zu bilden. Ein Schasta-Indianer Kaliforniens, der von einem Korrespondenten L. Charles Lyells bei der Arbeit beobachtet wurde [1]), ging dabei in folgender Weise zu Werke. Er legte einen Stein als Ambos auf seine Knie und hielt über diesen zwischen Fingern und Daumen das Stück Obsidian, dessen Kern zu einer Pfeilspitze zugehauen werden sollte. Dann schlug er mit einem Meißel aus Achat erst gröbere, dann feinere Splitter ab, bis nach einer Stunde die Spitze von gewünschter Form fertig war. Allein diese Kunst verstehen keineswegs alle Indianer, sondern nur sehr wenige; sie hat also auch hier zu einer Arbeitsteilung geführt. Eskimos dagegen, welche von L. Ed. Belcher bei der gleichen Arbeit beobachtet wurden, betrieben dieselbe wieder in einer anderen Weise. Sie stemmten den Feuerstein in einen gehöhlten Holzblock wie in einen Schraubstock und schlugen auf denselben mit einem eigens dazu hergerichteten Instrumente los. Dieses aber bestand aus einem Griffe von Elfenbein, in welchen das spitze Ende einer Rehsprosse eingelegt und festgeschnürt war.

Wir sehen an diesen Beispielen, daß wir die Erstlingskünste des Menschen nicht als an eine einzige Tradition gereiht und in solcher Weise weiter getragen und verbreitet betrachten dürfen; vielmehr hat sich, wo nur

[1]) „Ausland" 1870. I. S. 3.

die Elemente dazu gegeben waren, der menschliche Scharfsinn an vielen Orten zugleich bemüht, dasselbe ihm durch die Lebenssorge gesteckte Ziel in seiner Weise zu erreichen.

Eine jüngere Uebung als das kunstvolle Zurechtschlagen ist das Schärfen der Schneide durch Wetzen von Stein auf Stein und allmählich mag sich diese Zurichtung über den ganzen Steinkörper verbreitet haben, der jetzt vozugsweise die Gestalt eines Meißels (Celt vom lat. celtis) oder Doppelmeißel annahm, in letzterer Form ungefähr einem etwas dickbauchigen Wetzstein gleichend. Dieser Schliff gelangte dann durch Vervollkommnung der Methode bis zur Politur, bei deren Herstellung wahrscheinlich eine geeignete feine und scharfe Sandmasse nach Art des Smirgels zu Hilfe genommen wurde. Bis hieher war auch die Steintechnik des Australiers gelangt, den wir doch als denjenigen Menschen betrachten müssen, der das geringste Maß von Fertigkeiten als Erbe mitnehmen konnte, während er von späteren Mitteilungen ausgeschlossen blieb.

Innerhalb des Zeitraums der Geschichte der Steintechnik, die wir hier abschließen könnten, müssen alle die genannten Arten der Technik nach obenhin als gleichzeitig geübt angesehen werden, was übrigens auch noch von den nächsten Epochen gilt. Eine neue vollkommenere Art der Technik hat in der Regel irgend eine besondere Form des Gerätes in den Vordergrund gestellt, der sie sich dann mit Vorliebe zuwendete, während daneben die alte Technik für andere Bedürfnisse in Uebung blieb. So tritt mit dem Schleifen die Celtform und bei Schäftung derselben das Beil und der Hammer mehr als zuvor hervor, während man begreiflicherweise für Pfeilspitzen und ähnliches die alte Methode des Schlagens immer noch für ausreichend hielt und nicht einmal den Schlag immer in kunstvoller Weise führte. Auch dieser Umstand muß natürlich die Verwendung solcher Ueberreste für chronologische Bestimmungen sehr erschweren. Wie zum Beweise dessen hat erst jüngst Schliemann nicht bloß in den alten Schichten des unteren Wohnplatzes, sondern selbst auf der oberen Burg von Tiryns, deren Anlage und Bau, möglicherweise ein phönizisches Werk, von der fortgeschrittensten Technik der „Bronzezeit" Zeugnis gibt, die Menge von Steinwerkzeugen einer Art gefunden, wie man sie sonst dem Menschen der Eiszeit zugeschrieben hätte. Dazu zählten Messer und Pfeilspitzen aus Obsidian in großer Anzahl. „Die Pfeilspitzen aber sind sehr roh gefertigt, ja so roh, wie die Pfeilspitzen aus Silex, die man in den zur Zeit des Mammuths und des Rentiers bewohnt gewesenen Höhlen in der Dordogne[1]) in Frankreich findet . . . Ich habe übrigens ganz ebenso roh gearbeitete Pfeilspitzen aus Obsidian in meiner Ausgrabung des vorhistorischen Tulmulus in der Ebene von Marathon gefunden, den man bisher irrigerweise als das Grab der in der Schlacht von Marathon (490 v. Chr.) gefallenen 192 Athener an-

[1]) Landschaft Périgord im Departement Dordogne.

gesehen hatte [1]). Das merkwürdigste ist aber, daß Obsidianmesser und Pfeilspitzen, ganz ebenso roh gemacht, auch in kolossalen Massen unter den Trümmern des königliches Palastes auf der Oberburg von Tiryns vorkommen und daß Obsidianmesser gleicher Gestalt ebenso zahlreich in Mykene gefunden wurden" [2]).

Was das Material zu diesen Geräten anlangt, so muß dessen Beschaffung schon ein Gegenstand des Handels gewesen sein. Obsidianlager sollen nach Schliemann in Griechenland nicht vorkommen, außer auf der Cykladeninsel Milo, während man aus den vielen Bruchstücken, die sich in Tiryns fanden, schließen muß, daß die Verarbeitung erst hier stattfand. Man hat also wohl bei Handelsfahrten die rohen Steine als Rückfracht mitgebracht und so ein billigeres Material aufgehäuft, als es die damals längst verwendeten Metalle des Kupfers und der Bronze boten.

Auch ungeschäftete Steinhämmer von roher Bearbeitung, die man, um damit zu schlagen, als Fauststück mit der Hand faßte, waren in jener griechischen Vorzeit noch im Gebrauche. Indem es bei diesen nicht auf die Schärfe der Ränder ankam, bedurfte es dazu keines importierten Gesteins; man nahm Kiesel, Granit oder Diorit. In Troja fand sich gerade diese Art Waffe oder Werkzeug in größter Menge vertreten [3]), in geringerer Zahl in den Unterschichten der Akropolis zu Athen und der ältesten Ansiedelung zu Tiryns; aber auch in Babylonien und Italien wurden sie gefunden.

Zweifellos bildete auch dieser einfach zugerichtete Handstein einmal die primitive Leibwaffe des Menschen, und wenn wir nun in einer uns schon bekannten Weise in Rom die Heiligkeit des Mars in einer so engen Verbindung mit ein paar uralten Lanzen sehen, so dürfte wohl auch hinter einem „Jupiter lapis" daselbst nichts anderes zu suchen sein, als dieselbe Verbindung mit einer urzeitlichen Steinwaffe dieser Art, die noch etwas primitiver ist als der wenigstens gestielte Hammer des nordischen Thor.

Es ist im Grunde dasselbe Werkzeug, welches auch der Ernährungstechnik der Frau dienen konnte, indem sie mit einem solchen Steine mehlhaltige Körner zerkleinerte oder zerrieb. Aber diese besondere Verwendung hat in unserer Periode auch schon wieder zur Differenzierung dieses Werkzeuges geführt. Die alten Funde zeigen verschiedene Arten desselben, und es scheint noch nicht ganz ausgemacht, ob die Art der Deutung derselben ganz zutreffend sei. Daß in dem Zermalmen der Mehlkörner durch Steine, ehe man sie roh oder geröstet genoß, ein großer Fortschritt erkannt wurde,

---

[1]) Diese Bestimmung eines alten Denkmals nach Beziehungen aus dem jüngeren Erinnerungskreise hat ihre Analogie in den in einigen Gegenden Deutschlands häufigen „Schwedenschanzen".

[2]) Schliemann, Tiryns. Leipzig 1886. S. 88.

[3]) Schliemann, Ilios. 268, 492.

bezeugt noch das lateinische Wort triticum — das „Zerreiben“ des Kornes wird charakteristisch für dieses Nahrungsmittel. Man hat nun sowohl in den schweizer Pfahlbauten, wie auf der Akropolis zu Athen, zu Mykene, Tiryns und zu Tausenden in den trojischen Unterschichten, auf dem thrazischen Cheriones und in der Terramare der Emilia, in Frankreich und anderwärts Steine von der Form eines der Länge nach durchschnittenen Eies gefunden, die man als „Handmühlen“ bezeichnet. Sie bestehen bald aus Trachyt, bald aus Sandstein und anderem Gestein, und man glaubt, daß sie benützt wurden, indem man je einen solchen Stein in jede Hand nahm und das Korn zwischen ihnen zu groben Stücken, zu Grütze zerrieb. Eine andere Form ist der mehr rundliche „Kornquetscher“, der, aus Granit, Quarz, Porphyr oder Diorit bestehend, in Deutschland, Frankreich, Ungarn, Griechenland und Italien sehr häufig gefunden wurde. Er setzt einen zweiten, gehöhlten Stein als Unterlage voraus, in welchem nach dem Principe der Reibschale des Apothekers das Korn zu einem feineren Mehl zerrieben werden konnte.

Einen von den vorangegangenen Methoden unabhängigen Fortschritt stellte das Durchbohren der Steine vor, durch welches die Kunst der Schäftung vorwärts gelangte. Zu bohren an sich verstanden schon die Menschen in den Höhlen von Périgord, und dieser Vorgang lag nahe genug, wenn man die Bewegung, mittels deren der Finger an bestimmter Stelle ein Loch durch eine Haut machte, mit Zuhilfenahme eines scharfspitzen Steines oder Knochens nachahmte. Jeder Dorn, mit dem man zwei Stücke Haut zusammenheftete, zeigte überdies sowohl dem Bohrer wie der Nadel den Weg. Und in der That haben jene Rentier-Menschen sowohl Horn wie selbst Zähne zu durchlöchern vermocht. Aber all das waren Arbeiten des Spitzbohrers, dessen Erfindung sehr nahe lag. Die erst viel später erfundene Steinbohrung aber war Hohlbohrung, die nur eine Kreislinie um einen stehenbleibenden Kern herum ausschabte. Wahrscheinlich gelangte man dazu, indem man einen Röhrenknochen als Hohlbohrer verwendete und in unsäglicher Geduld auf der zu bohrenden Stelle kreisen ließ und scharfen Sand zur Vermehrung der Reibung benützte. Mit Hilfe solchen Sandes und gewisser scharfen Pflanzenfasern verstanden schon die alten Antillenbewohner Steine zu zersägen [1]).

Ein Hohlbohrer jener Art ist nach dem Zeugnisse der wiederaufgedeckten Baureste zu Tiryns auch von den Bauleuten dieser vorhistorischen Feste verwendet worden, um ganz in jener Weise Dübellöcher in Steinbasen zur Befestigung von Holzsäulen einzubohren. Da wir nicht genau erkennen können, von welchem Material Dörpfeld die verwendeten Bohrer sich denkt, ziehen wir vor, seine Darlegung wörtlich zu geben. „Der Zustand der tirynthischen Bohrlöcher lehrt uns vielmehr, daß sie mit einem

[1]) Waitz IV. S. 325.

einfachen, im Innern hohlen Cylinder hergestellt sind, daß also der Bohrer die Form eines starken Schilfrohres hatte. Selbst bei sehr schneller Umdrehung hätte man mit einem solchen Bohrer kein Loch in einen harten Stein bohren können, wenn nicht, ebenso wie beim Sägen, ein scharfer Sand (Schmirgel) ins Bohrloch eingestreut worden wäre. Indem der Sand vom Bohrer hin- und herbewegt wurde, rieb er kleine Partikelchen von dem Steine fort, und so entstand allmählich ein cylindrisches Loch, in dessen Mitte ein dünner Cylinder aus Stein stehen blieb. Hatte das Loch die gewünschte Tiefe erlangt, so wurde der mittlere Kern mit irgend einem Instrument abgebrochen und das Dübelloch war fertig" [1]). So gut man mit geeigneten Pflanzenfasern sägen konnte, so gut hatte man auch mit einem wirklichen scharfen Rohr unter Anwendung von Schmirgel bohren können, und wenn dann auch schon der jüngere Hohlbohrer aus Metall gewesen wäre und nur noch die „Form" jenes gehabt hätte, so dürfte doch in diesem Zusammenhange die wirkliche Genesis des Werkzeuges angedeutet sein. Dagegen waren die gewöhnlichen Bohrer der Alten von der Art der unseren [2]).

Die Handhabung eines solchen Bohrers würde aber nicht nur eine ermüdende, sondern auch eine wenig erfolgreiche gewesen sein, wenn nicht schon damals der Werkmeister — denn von einem solchen darf man jetzt schon sprechen — eine Hilfe benutzt hätte, wie sie uns Odysseus mit Bezug auf die gewöhnlichen Bohrer vergleichsweise, als er dem Cyklopen das Auge ausbohrte, recht anschaulich schildert.

„Und sie faßten den spitzen Olivenknüttel und stießen
Ihn dem Cyklopen ins Aug', und ich, in die Höhe mich reckend,
Drehete, wie wenn ein Mann, den Bohrer lenkend, ein Schiffholz
Bohrt; die unteren ziehen an beiden Enden des Riemens,
Wirbeln ihn hin und her, und er flieget in dringender Eile" [3]).

Wie wir schon erwähnten, stellen die durchbohrten und geglätteten Steinäxte Artefakte von solcher Vollendung dar, daß wir sie ihrem technologischen Werte nach höher stellen als die gleichzeitigen Bronzewaren. Einem ähnlichen Gedanken gibt Lubbock [4]) Ausdruck, indem er äußert: „Höchst zweifelhaft ist es, ob diese Geräte streng genommen noch in das Steinzeitalter gehören. Denn die durchbohrten Aexte werden meistens in Gräbern der Bronzezeit gefunden." Wenn wir noch jene primitiven Obsidian-Pfeilspitzen in Betracht ziehen, die seither in Tiryns auf dem Boden einer vorgeschrittenen „Bronzezeit" gefunden wurden, so zeigt sich, in wie beschränktem Maße diese „Zeitalter" zur Orientierung dienen können.

---

[1]) Schliemann, Tiryns. S. 303.

[2]) Vergl. Blümmer, Technologie bei Griechen und Römern. III. 223 ff.

[3]) Odyssee. IX. 382 ff.

[4]) Prehistoric Times.

Sie gelten, wie wir schon sagten, mehr für die Museen als für die Kulturgeschichte. Ist aber schon die Durchdringung des Zeitalters des Steines und der Bronze so groß, so ist die Grenze des Bronze- und Eisenalters unseres Erachtens gar nicht festzustellen.

Die Bohrung des Steines bildete zugleich den fortgeschrittensten Versuch seiner Verbindung mit dem Holze. Wir können bei der Andeutung der vorausgegangenen noch weniger als bisher ein Absehen auf Vollständigkeit haben, obgleich auch auf diesem Wege der Scharfsinn manche fruchtbare Anregung fand. Daß dabei vielfach ein Kitt von Harzen oder auch Erdpech und Bänder verschiedener Art verwendet wurden, haben wir schon gesehen. Das Festbinden beanspruchte eine große Sorgfalt, und man kann annehmen, daß die mannigfaltigen, oft recht kunstvollen Verschlingungen und Durchführungen der Bänder für den Menschen eine Anleitung zu einer Fertigkeit wurden, die er im Bedarfsfalle auch in selbständigerer Weise üben konnte. Festigkeit erhielt der Verband, indem die Lederstreifen in nassem Zustande verwendet wurden, um dann beim Trocknen sich zusammenzuziehen und fest anzuschmiegen. In ähnlicher Weise half man sich bei der Fassung von Steinen in Horn durch vorheriges Erwärmen des letzteren, wodurch es sich dann über dem in eine Höhlung hineingetriebenen Steine auf das engste schloß.

Um aus dem Steinmeißel eine Hacke herzustellen, verwendete man entweder ein schon rechtwinkelig gewachsenes Holz aus einem Wurzel- oder Astansatz, oder man umfaßte den Stein in seiner Mitte. Dann zwängte man ihn mitunter auch in einen Spalt des Stieles und verließ sich auf die Festigkeit des Bandes. In anderen Fällen umfaßte man ihn mit dem reifenartig der Länge nach gespaltenen Stiele, der dann erst vor dem Steine durch Bänder wieder zu einem einzigen Holze vereinigt wurde, während der Stein in einer Holzschlinge steckte. Diese Methode findet sich sowohl in Brasilien wie in Australien. Ein dreieckiges Steinblatt, dessen Schärfe eine längere Spitze gegenübersteht, schlug man mit dieser durch ein Loch in dem keulenartig verdickten Halme fest. In einer sehr sinnreichen Weise nahmen Nordindianer den Vegetationsvorgang zu Hilfe, indem sie einen Steinmeißel von unebener Fläche in den geöffneten Spalt eines lebenden Baumstämmchens zwängten und durch die bekannten Ueberwallungserscheinungen einwachsen ließen. Dann schnitt man die keulenförmige Axt beliebig zurecht [1]).

All das soll uns hier nur zeigen, wie mannigfaltig die menschlichen Fähigkeiten durch die Verschiedenheit der von der Natur gebotenen Elemente angeregt wurden und wie jene Werkzeuge, welche wir ihrer geringeren Vollkommenheit wegen als die Kennzeichen eines „wilden“ Zustandes der Menschheit zu betrachten pflegen, auf letztere durch die Schwierigkeit ihrer Her-

---

[1]) Waitz a. a. O. III. 74.

stellung einen schulenden Einfluß üben mußten. Auch hiebei gewinnt die große Verschiedenheit der einbezogenen Elemente Bedeutung, indem sie dem Scharfsinne immer neue Aufgaben stellt.

Was wir über all das aus den Funden und Resten der vorhistorischen Zeit kennen gelernt haben, das stimmt vollständig mit demjenigen überein, was die Naturvölker zur Zeit ihrer Entdeckung unserer Kenntnis darboten, ein Beweis, wenn ein solcher heute noch erbracht zu werden brauchte, daß auch die Kulturvölker dieselben Stufen durchschritten haben. So erzählt Loskiel[1]) von den älteren Indianern: „Ihre Messer waren von Feuerstein, in Form eines länglichen Dreiecks, ziemlich dünn und an den zwei langen Seiten scharf. Ihre Beile, die, ebenfalls von Stein, 6 bis 8 Zoll lang waren und eine geschliffene Schneide hatten, wurden an einen hölzernen Stiel festgebunden, aber nicht zum Holzhacken gebraucht, sondern nur zum Tothauen und Abschälen der Bäume." Vorzeiten und hie und da noch zur Zeit des Missionärs suchte man die Bäume lediglich dadurch zu fällen, daß man sie mit angelegtem Feuer anbrannte. Den gefallenen Stamm teilte man ebenfalls wieder durch Unterzündung von Feuer in tragbare Klötze, mit denen man dann das Herdfeuer speiste. Wurde die Beschwerlichkeit, auf diese Weise Brennholz herbeizuschaffen, zu groß, so half man sich durch Verlegung der Lagerplätze in holzreichere Gegenden. Uebrigens haben Versuche mit solchen Steinäxten, auch wenn sie schon etwas stumpf waren, gezeigt, daß mit ihnen ein schwächerer Kiefernstamm recht wohl umgehackt werden konnte.

Ja die Polynesier zeigten uns, wie man mit so einfachen Werkzeugen sogar Bretter herstellen und aus solchen Kähne bauen konnte. Man setzte einen Baumstamm so der Glut des Feuers aus, daß er Risse erhielt. In die passend ausgesuchten trieb man nun mittels Steinen Keile ein und zerriß auf diese Weise den Baum in ungleiche Stücke, die dann mit dem Steinbeil so lange bearbeitet, geglättet und geschabt wurden, bis sie als Bretter verwendet werden konnten. Ihre Zusammenfügung erfolgte dann mit Kokosfasern und die Dichtung der Nähte und Fugen mit Harzen[2]).

Im Kriege benützten aber dieselben Nordindianer vorzugsweise eine ausschließlich aus schwerem Holze gefertigte Keule mit rundem Kolben neben Pfeil und Bogen und einen Schild aus Büffelleder. Als Hacken zur Lockerung der Erde sollen die wenigen Stämme, die überhaupt zum Anbau gelangt waren, das Schulterblatt des Hirsches oder eine Schildkrötenschale benützt haben, die sie auf Steinen schärften und an einem Stock befestigten[3]). In Virginien lernte man wie in Australien Schwerter aus Holz kennen, und in Neukalifornien waren diesen so wie den Lanzen

---

[1]) Loskiel a. a. O. S. 70.

[2]) Waitz a. a. O. V. 66.

[3]) Loskiel a. a. O. S. 85.

in jenem Erdteile Schneiden aus Steinstücken eingesetzt. Im übrigen war in Amerika das Kupfer nicht mehr gänzlich unbekannt und außer Brauch, wohl aber Eisen und Bronze [1]).

In den holzarmen Gegenden der arktischen Völker hat die Technik einen abweichenden Weg einschlagen müssen, indem sie sich vorzugsweise der Bearbeitung des Beines und Hornes zuwendete, worin insbesondere die Grönländer bis zu der Grenze von Vollkommenheit vorgedrungen zu sein scheinen, die mit den Mitteln ihres Landes überhaupt erreichbar sein dürfte.

Was die vorgeschichtlichen Bewohner unseres Erdteils anbelangt, so ersehen wir aus den Fundstücken in den Périgordschen Höhlen, daß sich die Technik ihrer Bewohner in der Richtung jener der Arktiker von heute bewegte, wenn sie auch nicht zu gleicher Vollendung gelangt war. Sie benützten geschlagene, unpolierte Steine und eine verhältnismäßig schon große Menge von Geräten aus Horn, wie Meißel, Ahlen und Speerspitzen mit Widerhaken, und wenn keine Täuschung obwaltet, so folgten sie bereits demselben Hange, Tierzeichnungen auf ihre Beingeräte zu skulpieren, dem auch die Arktiker in der Zeit erzwungener Muße sich hingeben [2]).

Ueber den Stand der Technik derjenigen Bevölkerung, welche in Dänemark die großen Muschelbänke der sogenannten Kjökkenmöddinger aufhäufte, steht weniger fest. Unter den Muschelschalen wurden zumeist Kieselsteinwerkzeuge von der jüngeren Form des Steinschlages gefunden. Daneben beherbergen Hügelgräber in der Nachbarschaft jener schön geschliffene Steinwaffen. Dagegen vermögen uns die Geräte der schweizer Pfahlbauten fast die gesamte Geschichte der Technik, wie wir sie bisher überblickten, und noch ein gutes Stück darüber hinaus zu illustrieren. Wir lernen hier die Bogen- und Pfeilspitzen aus Feuerstein, geschliffene Steinmesser in der Fassung von Holz und Horn und prächtig polierte und durchbohrte Nephritbeile kennen, die nur der Handel von weither, den Stoff nur aus Asien, dahin gebracht haben kann. Darunter finden wir aber auch nachahmende und frei erfundene Formen in Bronze und Eisen.

In gleicher Weise hat sich auch bei den bedeutendsten Kulturvölkern der Fortschritt allmählich vollzogen. Die Altmexikaner kannten noch das Holzschwert mit dem als Schneide eingelegten Steine und ihre fein gearbeiteten Bildschnitzereien auf dem Steine hat der Steinmeißel ausgeführt. Auch die Altägypter haben sich einst der Steinwerkzeuge bedient und die Juden haben die Erinnerung an Messer von Stein und Schwerter von Holz erhalten. In der griechischen Sage spielt noch die Keule ihre Rolle und wie in Wirklichkeit die „Steinzeit“ in die heroische Bronzezeit hineinreichte, haben wir gelegentlich gezeigt. Auf germanischem, insbesondere

---

[1]) Waitz a. a. O. III, 97, IV, 242.

[2]) Das Hauptwerk Edouard Lartet and Henry Christy, Reliquiae Aquitanicae. London 1865—69.

nordischem Boden, hat sich auch in der Zeit des Eisens doch noch in der Form der vorzugsweise gebrauchten Waffe die Erinnerung an die Steinwaffe erhalten. Dänen sowohl, wie die Waräger und Skandinavier führten bis ins Mittelalter hinein nicht das Schwert, sondern das Beil oder die Axt als die eigentliche Leibwaffe. Daß wir daraus auf eine ehemalige große Verbreitung der handlichsten Steinwaffe, der jene am nächsten steht, schließen dürfen, beweist wohl auch der Umstand, daß sich dermalen in keinem Lande der Welt reichere Sammlungen von Steinwaffen vorfinden, wie in Dänemark und Schweden.

In Skandinavien, Deutschland, der Schweiz, England, Frankreich und Italien finden sich unter den wertvolleren Aexten überall solche aus dem sich ganz vorzüglich eignenden Nephrit. Da sich ein solches Gestein bis jetzt in Europa nicht hat auffinden lassen, das nächste Fundgebiet aber in der asiatischen Türkei liegt, so hat man mit Recht geschlossen, daß der Wunsch, eine so wertvolle Waffe zu besitzen, frühzeitiger als man glauben möchte, einen Handelsverkehr von Horde zu Horde geschaffen habe. Die nächste Voraussetzung hiefür aber ist irgend eine Form von Vertrag oder „Frieden" in dem Sinne, den wir noch kennen lernen werden, zwischen Stamm und Stamm. Wie sich die ersten Anfänge eines solchen anbahnten, haben wir schon kennen gelernt. Auf den niedersten Stufen war freilich der bedingte Frieden allein der Inhalt des Fortschrittes, indem dieser lediglich das Gewinnen und Abholen des Produktes demjenigen gestattete, der einen Wunsch danach trug. Wenn aber, wie Lubbock anführt, in den Grabhügeln der Indianer am Mississippi Kupfer vom Oberen See, Glimmer von den Alleghanies, Muscheln aus dem mexikanischen Golf und Obsidian aus Mexiko sich zusammenfinden, so kann das nicht mehr ein einzelner zusammengetragen haben, sondern der auf jene Weise vorbereitete Tauschhandel muß eingetreten sein; die Rothaut hat damit wieder eine Stufe über dem australischen Schwarzen erstiegen. Wir haben anläßlich der Feuerverbreitung auf den ersten Grund der Friedensannäherung hingewiesen; dann zeigte sich uns aus Anlaß der Waffenmaterialien, bald auch der fertigen Waffen ein zweiter und aus dem letztangeführten Beispiele können wir bereits auf einen zu gleichem Erfolge führenden Antrieb des Schmuckes schließen; es wird sich uns noch zeigen, um wieviel früher erwacht, um wieviel stärker sogar dieser Antrieb der Eitelkeit noch war, als der zur Beschaffung des Notwendigsten, und darin liegt auch in Bezug auf die Waffenschaffung ein Moment, das die Bronzefabrikation so vorteilhaft auszunützen verstand: die Leibwaffen sind von früh an zugleich ein Gegenstand des Stolzes und der Eitelkeit gewesen

So wie der Naturmensch die Geräte des Schmuckes in einer Weise an seinem Leib befestigte, daß sie diesem selbst als ein hervorstechendes Merkmal dienen sollten und die Sucht des Menschen, sich als eine Individualität besonderer Art hervorzuthun, ausdrückten, so war es auch die Art der Leib-

waffe, welche, mit ihm als ein äußeres Organ verwachsen, seiner Individualität das Gepräge aufdrückte. Darum erscheint denn auch die Waffe frühzeitig neben ihrer praktischen Bedeutung in der des Schmuckes im weitesten Sinne, und gerade dadurch trennt sie sich mehr als durch irgend ein anderes Moment als ein Gerät von Vornehmheit und Adel von allen übrigen.

Diese Zwitterstellung der Waffe ist ihrer Verbreitung als Handelsware und diese dem Verkehr der Familiengruppen außerordentlich zu statten gekommen, denn um keines Gegenstandes willen hat der Mensch von früh her größere Opfer zu bringen vermocht, als um den seines Schmuckes. Bald werden wir, wenigstens in engeren Verbänden, eine noch kostbarere Ware in den Verkehr treten sehen — die vom Manne unterworfene Frau. Indem wir so von Stufe zu Stufe den Verkehr sich heben und beleben sehen, wollen wir der notwendigen Rückwirkung auf ein Kulturmoment nicht vergessen, das wir vorher in seiner Isoliertheit behandeln mußten, der Rückwirkung auf die Schaffung von Sprachen mit weiterem Verbreitungsgebiet und von Sprachfamilien in der gegenseitigen Annäherung jener. Umgekehrt dürfen wir dann aber auch aus den Thatsachen der Sprachverhältnisse auf die uns verborgenen Verhältnisse des vorhistorischen Verkehrs zurückschließen. Während er — so wenigstens lehrt uns die Sprachverbreitung — in Australien, in Afrika (mit Ausschluß des Nilthals) und in Amerika in den Kinderschuhen stecken blieb, muß ihm in dem weitschichtigsten der Kontinente, in Asien mit seinem europäischen Anhange, als Verkehr von Stamm zu Stamm und Bündnis zu Bündnis die gelbe und weiße Rasse eine relativ frühzeitige und weitreichende Entwickelung haben angedeihen lassen, während in einer anderen und jüngeren Weise der punische Zweig der roten Rasse als der erste Zwischenhändler von Beruf auftrat, — eine erste Arbeitsteilung der Völker.

Kennzeichnet auch die Waffe sekundärer Art, die uns der Bogen repräsentiert, ein neues Princip, das wir bereits im vorangehenden dargestellt haben, so fehlt es doch nicht an mannichfachen Uebergängen, die noch auf dem Gebiete des primären Princips, auf dem der „Organprojektion“ liegen. Wir müssen zu diesen Uebergängen alle jene Vorkehrungen zählen, welche den Angriffsgegenstand in die Ferne zu senden bestimmt sind, ohne dabei von der nachahmenden Verstärkung des schon ursprünglich verwendeten menschlichen Organs abzuweichen. Wir werden einige ganz besonders eigentümliche Waffengeräte dieser Art gerade bei den Australiern treffen, die sich durch den Mangel des Bogens auszeichnen; und das mag in diesem Zusammenhange zunächst Befremden erregen, zumal jene so eigenartigen Geräte keinen geringen Scharfsinn voraussetzen. Aber gerade dieser überraschende Zusammenhang erweist sich als ein natürlicher, wenn wir daran festhalten, daß der Bogen erst erfunden wurde, nachdem das südöstlichste Verbreitungskontingent der schwarzen Rasse von dem Urstamme bereits getrennt war, und daß der Australier nicht selbständig

zu jener Erfindung geleitet wurde, vielmehr seinen natürlichen Scharfsinn in der Richtung der Vervollkommnung der älteren Uebergangsgeräte verwendete. Diese können immerhin in irgend welchen Formen einer früheren Zeit angehören und dann einer viel allgemeineren Verbreitung als heute sich erfrent haben, mußten aber überall, wo der Bogen auftrat, dessen Konkurrenz erliegen, während sie dann eben so naturgemäßerweise ein Asyl in Australien fanden, gerade weil der Bogen dorthin nicht kam.

Für diesen Zusammenhang spricht die Thatsache, daß die eigentümlichsten Schleuderwaffen des Australiers, der Bumerang und das Wurfbrett, bei sonst ziemlich allgemeiner Verbreitung gerade in den Gegenden am Carpentariabusen, wo der Einfluß der bogenschießenden Papuanen hervortritt, nicht im Gebrauch sind. Steine aus der Hand zu werfen, gehört jedenfalls zu den primitivsten Erfindungen des Menschen. Nach Angabe der nordischen Mythen wird aber auch noch der gestielte Stein, der Hammer, und jedenfalls mit mehr Erfolg und Wucht geworfen; und in Redensarten und alten Bräuchen hat sich die Erinnerung an solchen Hammerwurf noch lange erhalten. Wir würden dann eine „Wurfkeule", wie sie jener Bumerang darstellt, mitten zwischen Stein und Hammer einreihen, für eine ziemlich frühe und primäre Erfindung halten müssen. Es kann auch kaum mehr als ein Zufall, der vielleicht wegen der Eigentümlichkeit gewisser Holzarten öfter wiederkehrte, gewesen sein, welcher den Australier dazu führte, seiner Wurfkeule eine Form zu geben, von welcher eine so ganz eigentümliche Flugbahn abhängt; jedenfalls hat er diese vom Zufall gebotene Beobachtung vortrefflich ausgenützt. Diese zwar nicht ganz verläßliche, aber immerhin gefährliche und jedenfalls wunderbare Waffe besteht aus einem Bügel von schwererem Holze, einem Joch- oder „Krummbügel" nicht unähnlich, doch so gedreht, daß das Holz nach keiner Richtung hin völlig in einer Ebene liegt. Das Wesentliche scheint darin zu bestehen, daß sich infolge dieser Formung und der ungleichen Stärke gleichsam mehrere Punkte um die Schwerpunktlage streiten, so daß dann durch das Hinzutreten der Fliehkraft infolge des Wurfes dem Erfolge nach der Schwerpunkt wirklich hin und her zu wandern scheint und dadurch zu immer neuen Bewegungen Anlaß gibt. So um sich selbst kreisend durchschwirrt diese Wurfkeule einen großen Kreis in der Luft, um gewöhnlich schief aufsteigend und dann wieder sich herabsenkend zum Werfenden zurückzukehren. Der richtige Künstler versteht es jedoch, dieser schwirrenden Keule ganz absonderliche Wege vorzuschreiben.

Obwohl solche Künstlerschaft heute nur der Australier übt, so glauben wir doch, daß das System eines solchen Wurfgeschosses ehedem eine viel weitere Verbreitung hatte, vielleicht so weit wie die schwarze Rasse als Unterschicht späterer Bevölkerungen reichte. Ihm entspricht der „Wurfstock" Südafrikas, ein ähnliches Werkzeug findet sich auf ägyptischen und assyrischen Denkmälern abgebildet, und wir möchten glauben, daß das im Innern

Afrikas so weit verbreitete „Wurfeisen" die Umformung jener Art Urwaffe in Metall sei.

In Australien, soviel wir wissen, nicht verwendet, hatte in anderen Erdteilen die Steinschleuder eine weite Verbreitung. Mit Steinen nach Früchten und Tieren zu werfen, muß, wo es nach Beschaffenheit des Bodens anging, schon dem Urmenschen geläufig gewesen sein. Wo man Aufmerksamkeit darauf verwendete, da konnten Vergleich und Erfahrung leicht lehren, daß die Flugkraft eines Steines mit der Länge des schwingenden Armes zusammenhängt, beziehungsweise mit diesem zu- oder abnimmt. Daß diese Erfahrung leichter zu machen und entsprechend auszunützen ist, als sich der Sachverhalt in klare Gedanken fassen läßt, das zeigen uns unsere Kinder, die Folge für Folge ohne jede Anleitung immer wieder dasselbe einfache Mittel erfinden, den zu kurzen Arm während des Schwingens zu verlängern: sie springen nämlich während des Wurfes in einer solchen Weise vom Boden auf, daß der Abstand von der Erde, den sie dadurch erreichen, der Länge des schwingenden Armes, dessen Bewegung überdies der ganze Körper folgt, zu gute kömmt. Auch schon dadurch, daß wir während des Wurfes von einem Fuße auf den andern treten und beim Abschwingen im Zehenstande auf einem Fuße verweilen, verbessern wir unser angeborenes Wurfwerkzeug außerordentlich. Wir gestatten nämlich durch diese Stellung unserem ganzen Körper, dem schwingenden Arme als dessen Verlängerung zu dienen und in seiner Bewegung zu folgen, verlängern also eigentlich den schwingenden Arm um die ganze Länge unseres Körpers, und jeder Versuch wird leicht lehren, daß das mit großem Erfolge geschieht. Das Princip der Armverlängerung beim Werfen tritt also beim Menschen gleichsam schon instinktiv in Verwendung; er erfand endlich auch eine entsprechende Verlängerung außer seinem Leibe: die Schleuder.

Sie ist insofern kunstvoll genug, weil sie nicht bloß den Arm verlängert, sondern auch die schließende und sich öffnende Hand nachahmt. In ihrer einfachsten Form haben wir uns dieselbe als einen Lederstreifen zu denken, der von der Mitte aus zusammengeklappt wird. In dieser Hälfte seiner Länge bildet er den Längenzuwachs zum Arme. An der Stelle der Zusammenklappung liegt der Stein wie in der geschlossenen Hand, während als Fingerschluß die andere Hälfte zur Menschenhand zurückreicht. Indem man diesen Teil im Schwingen losläßt, öffnet sich die Lederhand und entläßt den so mit größerem Schwingungsradius geschleuderten Stein.

Die Steinschleuder dient heute noch als bevorzugte Waffe den Völkern der südamerikanischen Anden bis hinab einschließlich zu den Feuerländern und gehörte auch den Kulturvölkern der roten Rasse daselbst an. In Nordamerika dagegen tritt sie erst wieder bei dem nördlichen Volke der Eskimos auf. Dieser Wechsel dürfte mit der Art der zu jagenden Tiere zusammenhängen. Auch in Inner- und Südafrika ist diese Waffe selten, dagegen im Gebiete der Südsee mit Ausschluß Australiens häufig. Auf

der alten Welt hat sie nach Strabos Bericht über die Iberier die ältere Bevölkerungsschicht der Mittelmeergegenden wohl gekannt; die Bewohner der Balearen waren durch sie berühmt, und die Guanchen der Kanarien bedienten sich derselben. Eigentliche Leibwaffe aber war sie den Semiten, oder doch wenigstens denjenigen des südwestlichen Zweiges. Die arabischen Beduinen üben heute noch mit großer Vorliebe diese Kunst, und die Juden von ehedem stellten sich mit Steinschleudern den Metallwaffen der Punier entgegen. Im Buche der Richter [1]) werden insbesondere die Söhne Benjamins gerühmt als vortreffliche Schleuderer, die um kein Haarbreit fehlten. Dieser Stamm stand aber damals noch in engerem Zusammenhange mit dem Beduinenvolke im Süden, während die Stämme Israels schon in längerer Gemeinschaft mit der punisch-semitischen Bevölkerung gelebt hatten. Davids Meisterschaft und Meisterwurf hielt ihn aber nicht zurück, dem Bogen den Vorzug zu geben. Eine eingeschaltete Notiz [2]) belehrt uns, daß er es war, der nach dem Falle Sauls die Herrschaft mit dem Befehle antrat, „den Söhnen Judas den Bogen zu lehren“. Wir können daraus nicht mit Peschel eine „Wiedereinübung“ einer vorher vernachlässigten Kunst herauslesen, vielmehr dürfen wir unter richtiger Würdigung der Kompositionsart der biblischen Berichte trotz scheinbarer Widersprüche wohl annehmen, daß die Stämme Juda und Benjamin, welche als die letzten auf die Schaubühne traten im Gegensatze zu den schon längere Zeit seßhaften und mehr oder weniger mit der älteren Bevölkerung vermischten Stämmen den Bogen wirklich erst annahmen, als auch sie dauernd in die Kämpfe mit der punischen Bevölkerung verflochten wurden. Bei dem Umstande, daß diese Beduinenstämme bei ihrem Eintritte ins Kulturland die Metallarbeit nicht kannten, Rosse und Wagen den Besiegten und Nachbarn entlehnten, ist es gar nicht gewagt, anzunehmen, daß ihre damalige Kulturstufe durch Steingerät, Speer und Schleuder gekennzeichnet war.

Die Schleuder lebte in den großen Wurfmaschinen des Altertums und Mittelalters — mit Ersetzung des Motors durch ein Gegengewicht — fort.

Eine Schleuder des Stockes, beziehungsweise des Speeres und so im engsten Sinne der vorläufige Ersatz des Bogens, bildet der sogenannte „Lanzenwerfer“ oder das Wurfbrett. Es beruht auf demselben Principe der künstlichen Verlängerung des schwingenden Armes. Vor dem Abschnellen des Speeres, mit einem Ende in der Hand ruhend, wird es bei erhobenem Arme noch weiter als dieser zurückgelegt, so daß der Speer wagrecht in seiner Rinne liegt, während ein Haken wie der einer Netznadel sein Schaftende faßt. In dem Augenblicke, in welchem die so geschwungene Lanze aus dem Fingerschlusse entlassen wird, erhebt sich der Wurfstock in

---

[1]) Richter 20, 16.

[2]) 2 Samuel, 1, 18.

die Richtung des Arms und verleiht so mit dem Haken dem Speer die Flugkraft eines verlängerten Radius.

Dieses Wurfbrett besitzen auch außer den Australiern einige der nördlichsten Völker, die Eskimos in Amerika und Grönland und die Aleuten. Zum Beweise, daß das jetzt zurückgedrängte Gerät einst eine weitere Verbreitung besaß, haben es uns die Altmexikaner in Darstellungen sowohl wie in einzelnen Exemplaren aufbewahrt; doch scheint es auch bei ihnen bereits zur Zeit der Entdeckungskämpfe veraltet gewesen zu sein. Noch näher mußte der Schleuder ein peitschenartiges Instrument stehen, welches Cook auf Neuseeland in gleichem Gebrauche sah; und auf den Neuen Hebriden diente dafür eine kurze Schnur mit einer Oese, in welche das Schaftende gestemmt wurde.

Einen Fortschritt ganz eigener Art bedeutet die Schleuder, welche den Stein zwar weithin wirft, aber doch durch die Länge des Bandes festhält. Es ist nicht ein Fortschritt der Technik, der darin beruht, sondern jener muß in dem Zwecke des Gebrauchs zu suchen sein. Was könnte daran liegen, den wertlosen Stein durch ein jedenfalls wertvolleres Band, sei es ein Lederstreifen oder gar ein kunstvolles Geflecht, festzuhalten? Es sind zwei sehr entfernte Gebiete, in denen wir den Stein oder die Kugel an der Leine — die „Bola“ — in Anwendung sehen: im alten Aegypten, wo uns die Gemälde eine solche vergegenwärtigen, und unter den Patagoniern, wo der Brauch noch heute lebt [1]). In Berührung mit letzteren standen aber die einstigen Kulturvölker der Quichuasprache im Hochlande Peru, bei welchen [2]) die Bolas nicht minder verbreitet waren. Nun sind aber gerade diese Kulturvölker der Anden die einzigen Amerikas, welche ein größeres Nutztier, das Lama, in einen halbgezähmten Zustand gebracht haben, während in der alten Welt die Aegypter zweifellos dasjenige Volk roter Rasse sind, welches zuerst von der Hegung zur Zähmung und Zucht der Antilopen und Rinder überging. Wenn uns nun ein Bild zeigt [3]), wie der Aegypter den Büffel fing, indem er ihm die Wurfleine mit der Kugel um die Hinterfüße wirft, so müssen wir wohl daran erinnert werden, daß diese Waffe das notwendige Requisit des angehenden Viehzüchters und Nomaden vorstellt. Mit dieser Waffe erhebt sich der Jäger zum Züchter, und wenn das gerade in betreff des Patagoniers nicht völlig zutrifft, so hat er eben von einem civilisierteren Nachbar leichter eine brauchbare Waffe als eine andere Lebensweise zu entlehnen vermocht. Ihm genügt, mit der sich notwendig um den Gegenstand des Hindernisses umschlingenden Flugleine mit den Kugeln das Tier zu Falle zu bringen, um es dann zu töten. In der Hand des Nomaden aber ist diese Wurfleine zum Fang-

[1]) Musters, Unter den Patagoniern. Jena 1877.
[2]) Nach Markham bei Peschel, Völkerkunde. S. 199.
[3]) Wilkinson, Ancient Egyptians. III. p. 15.

strick geworden, der bei geschickter Führung der Kugel selbst entbehren kann, indem die Schwere des Strickes ähnlich wirkt oder eine vorbereitete Schlinge dem Tiere über den Kopf fällt. In dieser Weise werden heute noch die halbwilden Pferde der ungarischen Pußta eingefangen, und auf den Ebenen Südamerikas, wo ähnliche Viehzucht getrieben wird, ist das Lasso jetzt überall verbreitet. Daß aber ehedem auch Germanen und Slaven ihre halbwilden Tiere in dieser Weise einfingen, wissen wir aus mancherlei Erzählungen [1]). Und wieder weiter zurück zeigt uns Pausanias in dem Sauromaten den Typus eines noch in der Steinzeit lebenden Urnomaden, der seine Wurfleine sogar im Kampfe dem Feinde gegenüber in Anwendung brachte, indem er ihn damit niederzureißen suchte. Halten wir hinzu, daß dieses Werkzeug ganz Nordamerika und dem Südseegebiete einschließlich Australiens fremd geblieben ist, so wird sich seine nahe Beziehung zur Stufe des Nomadentums nicht mehr verkennen lassen.

Ein Werkzeug anderen Principes, aber nur lokaler Verbreitung, ist das Blaserohr. Es findet vorteilhafte Verwendung bei der kleinen Jagd, namentlich auf Vögel, wenn der lauernde Schütze durch eine genügend reiche Vegetation Deckung finden kann. Außerdem ist es ursprünglich von dem Vorhandensein hoher und entsprechender Grasarten abhängig. Als seine Heimat ist also nach beiden Seiten hin das tropische Waldgebiet zu betrachten; in der That liegen seine beiden Verbreitungsgebiete in Südostasien, wo es auch zu den alten Waffen der Malaien gehörte, und im Tropengebiete Südamerikas. Der Bogen hat es nicht zu verdrängen vermocht, sondern mit ihm nur die Jagdarten geteilt. So führen die Stämme Guyanas Pfeil und Bogen neben dem Blasrohr von ungeheurer Länge. Nach Appuns Schilderung [2]) müßte es noch zehn Fuß über den längsten Mann hinausragen, und die Pfeile, die durch dasselbe geblasen werden, sind sechs Zoll lang. Eine so lange Waffe setzt natürlich die Unterstützung durch die Baumäste voraus, in denen das Rohr des gedeckten Schützen ruht, während Vögel und Affen sich ihm unbedenklich nähern.

Was die Erfindung anlangt, so dürfte ihr wohl die Benützung von Rohrstücken zur Tonerzeugung vorangegangen sein. Die große Kriegstrompete, welche ein Araukaniertrupp mit nach Europa brachte, ist mit Ausnahme der umgebogenen Mündung nichts als ein langes Rohr, und durch Gebrauch eines solchen konnte sehr leicht die Kraft der gepreßten Luft zur Kenntnis des Menschen kommen.

Die nun wohl schon aus dem Gebrauche verschwundene „Windbüchse" in ihrem genetischen Verhältnisse zum Blaserohr bildet eine vollendete Analogie zur mittelalterlichen Schleudermaschine. Auch sie benützt das alte

---

[1]) Vergl. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere 1883. S. 24.

[2]) Appun, Unter den Tropen. II. 308.

Schußgerät, fügt aber statt der menschlichen Lunge einen mechanischen Motor zur Luftpressung hinzu.

Alle diese Wurfgeräte der „Organprojektion“ übertrifft an Verwendbarkeit und Verbreitung das erste Werkzeug sekundärer Art, der Bogen als Lanzenwerfer. Wir sind aber gewohnt, den für diesen Zweck verjüngten Speer Pfeil zu nennen. „Bogen und Pfeil“ sind uns also das Wahrzeichen einer höheren Kulturstufe diesseits der Urzeit. Morgan datiert von der Erfindung von Bogen und Pfeil — richtiger wäre bloß von einer Erfindung des Bogens als Wurfgerät zu sprechen — seine dritte oder Oberstufe der „Wildheit“, auf die ihm dann die „Barbarei“ und endlich die Civilisation folgt, und er vergleicht mit Recht die Bedeutung des Bogens für die „Wildheit“ mit der des eisernen Schwertes für die Barbarei und des Feuerrohrs für die Civilisation.

Obgleich sich an eine chronologische Feststellung solcher Erfindungen nicht denken läßt, so scheint uns diese Einordnung Morgans doch richtiger, als die formelle Seite von Tylors Schluß [1]), daß „die alten steinernen Pfeilspitzen, die man in den meisten Gegenden findet“, beweisen sollen, „daß Pfeil und Bogen in der Steinzeit, wenn auch vielleicht noch nicht in der Driftperiode, bekannt waren“. Wir leugnen nicht die Bekanntschaft des Bogens in einer jüngeren Frist der sogenannten „Steinzeit“; wie wenig man aber aus steinernen Pfeilspitzen schließen könne, das hat uns der Fall von Tiryns gelehrt. In einer Zeit, da man Pfeiler und Holzwände mit schimmernder Bronze belegte, aus Bronze klugersonnene Schuhformen für die Angelzapfen der Pfostenthüren fertigte, da man zu Stukkaturzwecken in Nachahmung des Lapislazuli ein prächtiges Metallemail herstellte, auch in solchen Zeiten hat man den billigeren Stein für ein auf Verlust berechnetes Geschoß immer noch für gut genug erachtet. Wenn man aber auch wieder die Steinspitzen aus den Höhlen der Eiszeit oder Driftzeit in Museen ihrer Form nach als „Pfeilspitzen“ einordnet, so hat das für uns so lange keine Bedeutung, als nicht in denselben Fundstellen Reste des Bogens nachgewiesen sind.

Auf die Frage nach dem Anlasse und der Art der Erfindung eines Werkzeuges, zu welcher nicht, wie bei den primären, schon eine Art instinktmäßigen Verhaltens den Menschen hinleitete, läßt sich natürlich nur mit Mutmaßungen antworten. Tylor erwähnt der Vermutung Pitt Rivers’, welcher einen zum Abschnellen gestellten Ast als Vorkehrung zum Tierfang im Walde als den Vorläufer des Bogens betrachtet. Aber man kann in dem scheinbar so einfachen Bogen doch ein doppeltes, kombiniertes Princip nicht verkennen; außer der Federkraft des Holzes oder Rohres war auch noch die Bedeutung der Sehne zu entdecken. Man hat an primitive Schallinstrumente mit Saitenbezug gedacht, welche dahin geleitet haben könnten.

---

[1]) Tylor, Anthropologie. S. 230.

Das Verbreitungsgebiet des Bogens schließt heute im großen nur Australien, Neuseeland und Polynesien aus; wenn wir in betreff des letzteren mit Peschel einen Rückgang annehmen, so ist es also, wie mehrfach bemerkt, nur der vorgeschobenste Zweig der schwarzen Rasse, welcher hinter diesem Fortschritt zurückblieb. Aber schon die papuanische Schicht und die von ihr eingenommenen oder beeinflußten Gebiete von Neu-Guinea, Neukaledonien und den Viti-Inseln sind im Besitze desselben. Es ist also der eine, oben bereits angedeutete Schluß zulässig, daß ein Urvolk, das wir als Stammvolk sowohl der schwarzen Australier, wie der schwarzen Rasse anderwärts, und also mittelbar als Stammvolk der übrigen betrachten könnten, den Bogen noch nicht besessen habe. Dann bleibt die nächste Frage zu entscheiden, ob innerhalb des so in etwas eingeschränkten Bereichs der jüngeren Rasse der Bogen lediglich von einem Erfindungscentrum aus verbreitet oder zu verschiedenen Zeiten an mehreren Stellen erfunden und von da aus verbreitet worden sei. So bedeutend die Erfindung sei, so ist sie doch nicht von solcher Kompliziertheit, daß das letztere ausgeschlossen sein müßte. Einen Fingerzeig zur Beantwortung dieser Frage gibt uns die Thatsache, daß zur Zeit der Entdeckung die Bewohner der Antillen, die sogenannten Columbusindianer auf Cuba, Haiti, Jamaica und Puertorico den Bogen nicht kannten, obwohl ihn die das nahe Festland bewohnenden Stämme derselben roten Rasse allgemein gebrauchten. Peschel [1]) hat allerdings versucht, auch diese Thatsache als einen Rückgang, veranlaßt durch den Mangel an jagdbaren Tieren, zu erklären, muß aber gestehen, daß diese Begründung gerade in betreff der bedeutendsten der Inseln, in betreff Cubas, nicht zutrifft. „Doch muß zur Verschärfung des Gesagten hinzugefügt werden, daß doch auf den Antillen, nämlich an dem Ostrande Haitis, auf der östlichen Hälfte Puertoricos, sowie auf den ‚Inseln über dem Winde' Völkerschaften saßen, die mit Meisterschaft jene Waffen führten. Allein es waren frische Ankömmlinge, nämlich Cariben, die, seetüchtig wie kein anderer Volksstamm Amerikas, die harmlosen Bewohner der Antillen heimsuchten, die Männer erschlugen und die Frauen in Gefangenschaft schleppten, daher sich bei ihnen eine gesonderte Männer- und Frauensprache ausbildete." Diese Cariben aber kamen vom Festlande und brachten von daher den Bogen, ohne ihn selbst auf den kleinen Inseln je wieder abzulegen, was doch zu erwarten gewesen wäre, wenn Peschels Deutung zuträfe.

Viel einfacher ist es darum sicherlich anzunehmen, daß wir hier auf der neuen Welt ganz vor demselben Prozesse stehen, wie wir ihn soeben im Verbreitungsgebiete der schwarzen Rasse kennen lernten. Als sich die rote Rasse über Amerika einschließlich jener Inseln verbreitete, war sie noch nicht im Besitze der Waffe sekundärer Art, und als sie dieselbe nachmals

---

[1]) Peschel, Völkerkunde. S. 191 f.

erlangte, blieben die abgeschiedenen Inseln von dem Besitze ausgeschlossen, bis eine neue Bevölkerung vom Festlande her an ihre Küsten übersiedelte. Genau ebenso haben die Papuanen den Bogen in einen begrenzten Küstenstrich Nordaustraliens gebracht. Darnach wäre also nicht zu zweifeln, daß der Bogen zu einer Zeit, da sich die rote Rasse absonderte und nach Amerika hinüber verbreitete, noch nicht Gemeingut der Menschheit war.

Nun aber etwa die Vermittelung der Arktiker in Anspruch zu nehmen, scheint uns nicht ratsam, denn diese selbst dürften, wie ihre Erhaltung des Wurfbrettes beweist, erst spät in seinen Besitz gekommen sein, während er andererseits mit einer gewissen Schnelligkeit den Weg bis zu den Feuerländern hinab hätte zurücklegen müssen. Wir werden also dem Indianer die Selbständigkeit der Erfindung zusprechen müssen. Aber auch für die alte Welt werden wir verschiedene Erfindungscentren und sehr verschiedene Verbreitungsweisen annehmen müssen. Von den Werkzeugen des vorhistorischen Menschen in Europa sind gewiß zahllose Steinklinger fälschlich als Pfeilspitzen bestimmt worden; in den Pfahlbauten dagegen fand sich mit Bestimmtheit der Bogen. Im Gegensatze zu seiner späteren Degradierung scheint er in frühester Zeit gerade den Kulturvölkern eigen gewesen zu sein, und vielleicht wurde auch bei diesen seine Erfindung gemacht. Dafür spricht wenigstens der Umstand, daß mehrere der Rassenfolge nach höherstehende Stämme aus Hochasien kamen, die ihn nicht gekannt zu haben scheinen; seine Erfindung dürfte also dort nicht gemacht worden sein.

Dagegen kennt ihn die rote Rasse Aegyptens und im Euphratlande dürfte er zumindest von der gelben Akkadiern herstammen. In jüngerer Zeit bildet er in beiden genannten Kulturreichen eine höchst angesehene Waffe und einen Schmuck des Mannes. Sein Gebrauch wird selbst mit dem Wagenkampfe verbunden, indem der Köcher an der Wagenbrüstung hängt. Im Kriege wie auf der Jagd fand er Verwendung. Von Aegypten aus über Aethiopien kann sich diese Waffe der Intelligenz — das war sie wenigstens damals — zu den schwarzen Völkern Afrikas, bis zum Buschmann und Hottentotten verbreitet haben, während sie von Südasien aus durch Vermittelung halbnomadischer Grenznachbarn zu denjenigen Steppenvölkern gelangt sein könnte, welche nachmals als Nomadentypen in den Gesichtskreis der europäischen Kulturvölker traten.

Auch in Amerika war der Bogen gerade bei den Kulturvölkern in hohem Ansehen und wahrscheinlich waren die Altmexikaner erst in historischer Zeit von dem noch konservierten Wurfbrette zu jenem übergegangen. Möglicherweise war also auch hier der Bogen die Erfindung einer fortgeschritteneren Kultur, und wenn das der Fall wäre, dann war sowohl in Altmexiko, wie in Aegypten und Babylon auch das technische Gewerbe weit genug in Arbeitsteilung fortgeschritten, daß wir diese Erfindung mit gutem Rechte in die Werkstatt des Technikers hinein verlegen können. Dann war vielleicht die gleichzeitige Erfassung der beiden Enden des Drillseils am

Bohrer durch ein gebogenes Holz nicht, wie man gewöhnlich glaubt, die Nachbildung eines Bogens, beziehungsweise die Verwendung desselben zu einem anderen technischen Zwecke, sondern umgekehrt konnte jene an den Bohrer unmittelbar anschließende Verbesserung den Menschen auf die Schnellkraft eines solchen Gerätes aufmerksam machen.

Aus dem Umstande, daß der Bogen gerade die Specialwaffe der Jagd und der Jägerstämme wurde, folgt ja noch nicht, daß ihn auch gerade ein Jäger erfunden haben müsse; es kann vielmehr gerade hier bei einer Waffe neuer Kategorie zum erstenmale ein Verhältnis eingetreten sein, wie es bei den nachfolgenden, immer komplizierteren Waffen das gewöhnliche geworden ist: die Förster, welche das Gewehr am häufigsten benützen, können sich wohl nur wenige Erfindungen und Verbesserungen zuschreiben; der Ruhm solcher gebührt den Technikern. Auch haben Kulturvölker wie das altägyptische, babylonische und aztekische die Jagdübung keineswegs aufgegeben, wie durch hunderte von Dokumenten erwiesen ist. Es trifft also auch wirklich gerade in diesen alten Kulturcentren das Interesse an einer solchen Waffe mit den technischen Voraussetzungen zusammen.

Wir könnten unmöglich einen Sennacherib auf seinem Throne sitzen sehen mit Pfeil und Bogen in der Hand oder Gott Assur selbst als Bogenschützen auf der Kriegsstandarte begegnen, da es doch nicht eines Königs Sache sein mußte, als Bogenschütze am Kampfe teilzunehmen, wenn nicht damals im Kulturlande des Euphrat der Bogen eine so vornehme, königliche Waffe gewesen wäre, wie etwa heute ein Jagdgewehr neuesten Systems. Dagegen ist wohl selten ein Volk beim Bogen allein, insofern er als Kriegswaffe diente, stehen geblieben; dem Bogen fehlte für den Fall des Nahkampfes jene Ergänzung, welche für das Gewehr das Bajonnett bildet. Daher mußte entweder noch eine Waffe älteren Systems hinzutreten, oder die Heerhaufen mußten aus verschiedenartig Bewaffneten gemischt werden. Nur ein Reitervolk, das sich dem Nahkampfe nach Bedarf entziehen konnte, hätte seine ganze Kampfweise auf den Bogen gründen können; ein solches, ein roßberittenes befand sich aber ursprüglich weder unter den Semiten, noch unter den Aegyptern oder den pelasgischen Stämmen. In jener Weise zeichneten sich dagegen später insbesondere die Parther und Numibier aus. Auch die Thraker und die von den Griechen als Skythen bezeichneten Nomaden der sarmatischen und turanischen Steppen waren berühmte Bogenschützen.

Dagegen dürften diejenigen hochasiatischen Völker, welche noch auf ihrer Einwanderung die Schleuder mitbrachten und in deren Händen die Fangleine zu einem ähnlichen Kulturfortschritte führte, wie ihn vorher schon die Aegypter und Turanier vollzogen, vor ihrer Berührung mit den alten Kulturvölkern den Bogen nicht gekannt haben. Dazu dürfte die vorarische Besiedelung der Mittelmeervölker zu rechnen sein, insoweit sie nicht etwa von Aegypten und Lybien aus beeinflußt oder durch Phönizier mit dem Ge-

schenke der Kultur bekannt gemacht worden war. Wir halten dafür, daß die als Schleuderer im Altertume berühmten Inselbevölkerungen noch aus jener Besiedelungsschicht unverdorben, wenn wir so sagen dürfen, herüberragten.

Daß die Semiten ohne Bogen vom Hochlande herabkamen, das können wir, unbeirrt durch anachronistische Berichte jüngerer Zeit, aus der oben angeführten Thatsache entnehmen. Wenn noch in so später, historischer Zeit der letzte Stamm, der von der Steppe her ins Kulturland einrückte, mit der Schleuder auftrat und die Bogenkunst erst lernen mußte, dann deutet das freilich nicht darauf, daß er seine Lehrzeit in Aegypten absolviert habe, wohl aber darauf, daß jene Kunst überhaupt nicht Erbeigentum der Rasse war. Daß nachmals die Araber neben der Schleuder auch den Bogen führten und daß Mohammed im Koran gerade letzterer Waffe das Wort redete, steht jenem Schlusse gewiß nicht im Wege. Bestanden ja zwischen Arabern und Aegyptern die mannigfaltigsten Beziehungen, und war doch eine Zeitlang ein Nomadenstamm, dem man schon in alter Zeit nicht mit Unrecht den arabischen Namen gab, in Aegypten selbst in schutzherrlicher Weise seßhaft gewesen. Wie schnell aber in solchen Fällen die Herren die Kulturvorteile der Unterthanen sich aneignen, das haben wir an mehreren Beispielen gesehen. Daß der jüdische Zweig des Semitentums dieselbe Waffe in der Berührung mit den Puniern aufnahm, wissen wir bereits; für den östlichen Zweig würde das Kulturland selbst diese Gabe bereit gestellt haben.

Auch die Stämme der weißen Rasse, welche ohne Berührung eines der alten Kulturländer nach Europa hin abströmten, dürften den Bogen als Leibwaffe nicht besessen haben, es wäre denn nur insoweit, als sie ihn auf ihrer Wanderung von jenen Skythenvölkern entlehnen konnten oder indem sie vorübergehend die Herren solcher Völker wurden. In dieser Lage finden wir die durch Kleinasien an die Mittelmeergebiete vordringenden pelasgischen Stämme oder genauer die Griechen und Italiker, welche durch ihre alte Beziehung zu den Völkern Kleinasiens und Thraziens den Bogen zwar kennen und brauchen lernten, aber doch noch deutlich genug verraten, daß er zu den Leibwaffen ihres Heroenzeitalters nicht gehörte. Nur wenige Griechen haben sich als Bogenschützen Ruhm erwerben können, wie Philoktet und Odysseus; bei den echt nationalen Wettkämpfen spielte der Bogen keine Rolle und der Grieche sah auf den Bogenschützen von Beruf mit jener Geringschätzung herab, welche er für alles Nichthellenische hatte. Odysseus führt seinen guten Bogen, aber im Felde zieht er den doppelten Speer und das Schwert vor. Die Schützenabteilungen des griechischen Heeres bestanden gewöhnlich aus Fremden. Die Griechen waren nicht mehr in der Lage, in den von ihnen gewonnenen Ländereien als Jägervolk zu leben und demgemäß die Waffe, die ihnen die südasiatische Kultur bot, als Hauptwaffe zu schätzen, während sie ihnen für den ernsten Kampf nicht ausreichend

schien. Dies wird noch erklärlicher, wenn wir bedenken, daß sie mit diesem Anerbieten der Kultur gleichzeitig das Geschenk der Metallwaffen erhielten. Was unter anderen Umständen ein augenfälliger Vorteil gewesen wäre, das trat bei solcher Wahl in den Hintergrund. Unter ihren Gottheiten sind es nur Apollo und Artemis, die vorzugsweise den Bogen führen. Zweifellos rührt diese Erinnerung von einem Herrschaftsverhältnisse des Apollonstammes zu einem älteren Bevölkerungsteile her. Eine solche Bevölkerung auf den Inseln war beispielsweise die kretische.

Noch weniger führten die Römer selbst den Bogen, so sehr sie ihn bei Parthern und Numidiern fürchten lernten. Hilfstruppen mit Bogen wußten sie zu verwenden; sie selbst aber vertrauten dem Eisen, das sie frühzeitig als Schwertklinge brauchten, und blieben beim Werfen des Speers aus der Hand nicht ohne eine rudimentäre Spur einer alten Schleudervorrichtung. Auch der keltische Zweig scheint im allgemeinen die Bogenkunde nicht besessen zu haben. Die keltischen Briten sollen erst durch Germanen bei Gelegenheit der Einfälle der Angelsachsen die Bekanntschaft des Bogens gemacht, dann ihn aber mit großer Meisterschaft gehandhabt haben. Germanen und Slaven haben ihn sicherlich bei ihrem längeren Verweilen in den sarmatischen Ebenen kennen lernen müssen und im einzelnen, etwa in dem Maße, wie die Griechen, in Gebrauch genommen, ohne daß er doch allgemeine Nationalwaffe geworden wäre und die Streitaxt verdrängt hätte. Dagegen blieb er auf dem alten Skythenboden Rußlands bei vielen Völkerschaften vorherrschend. Im Kreise der ostasiatischen Kultur kommt er zwar vor, hat aber nicht die Bedeutung anderer Waffen. Alle diese Thatsachen scheinen sich uns am besten mit der oben ausgesprochenen Annahme zu vertragen und zu erklären.

Wenn wir nun auch im Principe an dem idealen Fortschritte nicht mäkeln wollen, den die Menschheit mit der Erfindung genannter Waffe machte, und wenn wir darum auch gerne mit Morgan in jenem Ereignisse einen Markstein der Kulturgeschichte erkennen möchten, so zeigt doch auch wieder diese skizzenhhafte Geschichte der Verbreitung, wie schwierig es sein müßte, der Darstellung der Kulturgeschichte eine solche Epocheneinteilung zu Grunde zu legen. Die Fäden ihres Gewebes schießen viel zu kunstvoll durcheinander; aber abgesehen davon ist noch ein viel wichtigeres Moment zu bedenken: in der Kulturgeschichte steht die Größe einer That, oder Erfindung, oder Thatsache überhaupt an sich, nach ihrem inneren Werte keineswegs in demjenigen Verhältnisse zum Erfolge, den gleichsam eine poetische Gerechtigkeit erfordern würde. Einen Beweis lieferte uns ja bereits das Gebiet des Kultes. Der ganz außerordentliche, geschichtsgestaltende Einfluß einiger Vorstellungen steht geradezu in einem gegensätzlichen Verhältnisse zu dem höchst einfältigen Vorgange ihrer Gestaltung. So hat umgekehrt die systematisch höchst bedeutsame Erfindung des oft genannten Wurfgeräts praktisch nicht jenen weitreichenden Erfolg gehabt, wie die An=

wendung der fast unbeachteten Fangleine. Der Bogen gab dem Menschen ein leichtes Mittel in die Hand, das Tier zu töten, und wo er nicht schon vorher einen Fortschritt zu dessen Hegung gemacht hatte, da genügte ihm diese leichtere Erwerbsart der Nahrung; die natürliche Trägheit hielt ihn auf dieser Stufe zurück. Aber wo der Mensch mit minder bequemer Waffe sich mühte, da wurde ihm nach saurer Arbeit ein höherer Lohn: er gelangte zur Zähmung des Tieres und erschloß damit das Bereich einer neuartigen, intensiveren Kultur. In diesem Zusammenhange erscheinen die angeführten Thatsachen insbesondere bei Semiten und Ariern bedeutsam.

Gleichsam eine die fernere Handlung unberührt lassende Episode in dieser Entwickelung bildet die um ihrer nicht geringen Verbreitung wegen bedeutsame Vermittelung von den Organismus von innen aus zerstörenden Substanzen durch das Wurfgeschoß, insbesondere den Pfeil und den Bolzen des Blasrohrs. Es sind meist Pflanzensäfte, deren lähmende oder tötende Wirkung einem Menschen, der alles ißt, oder alles zu essen versuchte, leicht offenbar werden konnte, seltener Gift aus dem Schlangenzahn. Auf der alten Welt ist es vorzugsweise das Gebiet des Malaienstammes, wo, zur Entdeckungszeit mehr als jetzt, diese Art Tötung namentlich durch vergiftete Blaserohrbolzen geübt wurde [1]). In Amerika liegt das Gebiet wirklicher Giftmischer am Amazonas und in Guyana, aber auch am Paraguay. Ihr Gift, dem Hauptstoffe nach der Rinde von Strychnos toxifera entnommen, wirkt nur durch Mischung mit dem Blute. Humboldt erfuhr [2]), daß die Otomaken durch Eindrücken ihres so vergifteten Daumennagels töteten, und das dürfte dem Ursprunge der Erfahrung entsprechen; der Pfeil wurde dann der Träger desselben Giftes in die Ferne.

Sporadisch findet sich das Bestreichen der Waffenklingen, insbesondere der Flugwaffen, mit Giftsalben noch über ganz Mittel- und Südafrika bis einschließlich zu den Buschmännern und Hottentotten verbreitet, wozu bald Pflanzen-, bald Schlangengift verwendet wird. Ehedem verbreitete sich die Sitte wahrscheinlich durch den ganzen Erdteil, etwa das Kulturland Aegypten ausgenommen. Aber auch auf dem größeren Kontinente der alten Welt war sie ehedem keineswegs unbekannt. Pfeilgift haben oder hatten in Benutzung die alte Rasse der Aïno auf Saghalien und den Kurilen, Bewohner von Kamtschatka und der Aleuten und nach älteren chinesischen Berichten Tungusen- und Mongolenstämme, nach Plinius arabische Piraten am Roten Meere. Den homerischen Griechen war der Brauch wenigstens bekannt [3]), ebenso den Römern [4]). Nach Ovid übten ihn die Völker am

---

[1]) Waitz V, 162.

[2]) Ansichten der Natur. 3. Aufl. I, 247.

[3]) Odyss. I, 239 f.

[4]) Horac. Od. I, 22.

Pontus, und Kelten und Araber in Spanien sollen ihn nicht immer verschmäht haben [1]).

In Griechenland aber gewahren wir zuerst in einem Zurückdrängen, einer Art völkerrechtlichen Aechtung desselben den Fortschritt der Humanität im Maßstabe der Ausbreitung der Friedensbeziehungen auch selbständiger Stämme untereinander. Hierin ist uns ja Hellas das erste bedeutsamere Beispiel, und wie nun im Volke der Griechen infolge solcher Beziehungen auch der Fremdling seinen „rächenden Zeus" hatte, d. h. wie auch dieser völkerrechtliche Bund die Sanktion des Kultus für seine Feststellungen in Anspruch nahm, so folgte fortan auch dem Meuchelmorde durch Giftwaffen über die Verachtung der Menschen hinaus die Rache der Götter. Auch Odysseus war als jüngerer Mann nach „Ephyra" zu Ilos gesegelt, „menschentötende Säfte zu holen, damit er die Spitze seiner gefiederten Pfeile vergifte. Aber sie gab ihm Ilos nicht, denn er scheute den Zorn der unsterblichen Götter." Dann habe ein anderer ihm dennoch das gewünschte Gift gegeben [2]). Aber noch der Sohn hat den Spott der Männer darüber zu tragen, daß man solches einst dem Vater nachsagen konnte.

> „Oder er lenkt auch jetzo nach Ephyras fruchtbarem Lande
> Seine Fahrt und kauft sich die tötenden Gifte; die mischt er
> Heimlich in unseren Wein, dann sind wir alle verloren" —

so spottet einer der „Freier" [3]).

Bis jetzt haben wir nach jeder Richtung hin von den ersten tastenden Versuchen an einen ununterbrochenen Fortschritt bemerken können, wenn nicht etwa das wirksamere Werkzeug das minder wirksame einer anderen Kategorie verdrängte; jetzt aber stehen wir vor dem ersten Falle einer wirklichen Rückbildung, obwohl Wirksameres nach der nächsten Richtung hin nicht erfunden werden konnte. Wir sehen hier die Analogie desselben Fortschrittes eintreten, die wir bei der Entwickelung menschlicher Instinkte beobachteten: die weiter ausgreifende gesellschaftliche Fürsorge tritt als eine Beschränkung der primären und individuellen ein, und in dem Maße, als jene entwickelt ist, müssen Kampfmittel der genannten Art verhindert werden trotz ihrer Unübertrefflichkeit in individueller Rücksicht. Hier findet der „Kampf ums Dasein" seine von der Theorie so oft unbeachtete Schranke. Es scheint uns wenig erschöpfend, das Gesetz der noch bestehenden Verbreitung der Giftwaffen, die Australien wegen der Unbekanntschaft mit dem Pfeile nicht besitzt, mit Peschel in einem bestimmten Zoneneinschlusse „zwischen den Wendekreisen oder wenigstens in den subtropischen Gürteln"

---

[1]) Die erste Zusammenstellung dieses Gegenstandes von Peschel in „Ausland" 1870. Nr. 19. S. 432 f.

[2]) Odyss. I, 260 ff.

[3]) Odyss. II, 329 f.

erblicken zu wollen. Etwas näher zum Kernpunkt der Sache führte den trefflichen Bahnbrecher die Betrachtung der oben erwähnten Weigerung des Ilos in Ephyra. „Der Grund dieser Weigerung läßt uns ahnen, woher es komme, daß wir die Giftwaffen jetzt nur noch unter den Tropen oder in ihrer Nähe finden, weil eben dort die rohesten Menschenstämme sitzen, die sich noch nicht um den Zorn der ewigen Götter kümmern [1]." Unsere Leser wissen bereits, daß das letztere nicht ganz richtig ist. Niemand lebt in einer quälenderen Furcht vor seinen Göttern, als der roheste der Tropenbewohner und der zum Meuchelmorde stets bereite Buschmann; aber diese Götter rügen nicht den Meuchelmord am Stammfremden; sie geben ihn jeder durch die Ihrigen verhängten Todesart preis und schützen und schirmen den Erfolg. Ihre Straffanktion ruht noch auf keiner Verpflichtung von Stamm zu Stamm, weil die Stämmen ein verpflichtendes Band noch nicht geknüpft haben.

In Wirklichkeit hängt also die Erhaltung der Giftwaffe, da wo sie einmal erfunden war, mit dem Maße zusammen, in welchem die atomistische, außer den Familienstämmchen beziehungslose Gesellschaftsform erhalten ist, und indem das zumeist noch in größerem Maße unter den Tropen der Fall ist, wie Innerafrika und Brasilien zeigen, ergibt sich jener an sich äußerliche Zusammenhang. Dagegen mußte der Brauch im Bereiche der chinesischen, der mittel- und vorderasiatischen, der ägyptischen und klassischen Kultur verschwinden, denn all diese Kulturen beruhen ja auf der umfassenderen Gesellschaftsfürsorge.

---

[1]) Peschel, Völkerkunde. S. 197.

Ausblick auf die Entwickelung differenzierter Geräte.

Die Steinklinge als Messer gehört ursprünglich gewiß ebenso gut zu den Waffen, wie zu den Werkzeugen engeren Sinnes. Aber je mehr jene sich entwickeln und für einzelne Arten des Angriffes sich differenzieren, desto mehr tritt jene als Waffe zurück und beginnt sich als Gerät verschiedenen Diensten anzupassen. Der vorzüglichste ist jedenfalls der der Zerkleinerung der Fleischspeise des Mannes. Ein scharfer Splitter von Obsidian ist in vortrefflicher Weise, ein solcher von Feuerstein oder Quarz noch ausreichend geeignet, bei geschickter Führung die Tierhäute zu ritzen, beim Abziehen die Bindehäute zu zerschneiden und die Fleischstücke nach ihren natürlichen Partien zu trennen. Wie des weiteren das Messer zur Verstärkung des Gebisses diente, zeigt uns noch der speisende Buschmann, der das unzerteilte Fleischstück mit den Zähnen faßt, am anderen Ende mit der Hand anzerrt und mit dem Messer vor den Zähnen zersägt [1]).

Die abgezogene Tierhaut hat sich frühzeitig dienlich erweisen müssen, am meisten aber von da ab, wo der Mensch die kälteren Zonen betreten hatte. Um sie von den Fleischteilen zu befreien, deren Fäulnisfolgen sich bald der Erfahrung aufdrängen mußten, erscheint das Messer in einer besonderen Abänderung, als „Schaber", wie man die zahlreich gefundenen Steinsplitter solcher Art benannt hat. Damit ist für die älteste Zeit die Zubereitung der Häute vollendet. Den Beweis lieferten die Feuerländer, die doch der Bedeckung so sehr bedurften, noch vor hundert Jahren. „Ihre ganze Kleidung bestehet aus dem Felle eines Guanacos oder auch aus der Haut eines Seekalbes, welche sie ohne Zubereitung, so wie sie von des Tieres Rücken kommt, über die Schulter werfen" [2]). Auch ärmere Indianer des Nordens und fast alle bei kalter Witterung trugen sich in jener Zeit noch so; nur daß ihnen die Zone das Bären- oder Biberfell statt des Guanacofelles bot; — aber in der Zubereitung machten sie den einen und den anderen Schritt weiter. Sie rieben die Häute entweder im Wasser weich, oder hängten sie erst in den Rauch, um sie dann gar zu reiben.

---

[1]) Waitz a. a. O.

[2]) Hawkesworth a. a. O. II. 55.

Die Haut der Hirsche rieben sie mit dem Hirn dieser Tiere ein, wodurch sie auffallend geschmeidig wurde — so gelangten sie auf den Weg des Gerbens [1]).

Einige sich noch aneinanderreihende Fortschritte wollen wir gleich hier anfügen. Das Gehirn, welches die Haut geschmeidig machte, versuchte der Indianer durch einen Brei von jungem Mais zu ersetzen und vielleicht indem er den Einfluß der Fruchthülsen bei diesem Reibungsprozesse beobachtete, gelangte er zu dem Versuche, einerseits diese selbst als „Kleie", andererseits in ähnlicher Weise die Rinde von Bäumen zu verwenden, und der Erfolg empfahl diese Methode [2]). Auf einem anderen Wege muß man zur Pelzgerbung die beizende Wirkung des Harnes kennen gelernt haben. Die Altperuaner hielten sich nur an diese Methode und kannten nicht die Verwendung von Rinden. Sie weichten vielmehr die Häute in faulem Harn und klopften sie dann weich [3]). Von hier reichte diese Methode bis in den äußersten Norden, auch die Nordindianer einschließend. Wie weit es der Mensch von so einfachen glücklichen Andeutungen und ohne Zuwachs von Mitteln bloß durch Sammlung von Erfahrung und Sichtung des Verfahrens bringen könne, wenn die Lebenslage solche Fortschritte zur Bedingung der Existenz macht, das zeigen uns am Ende jener Reihe die schon erwähnten Eskimos, die schon vor hundert Jahren je nach Art der Verwendung sieben Methoden der Pelzgerbung kannten, die alle aus jenen einfachen Versuchen abgeleitet waren.

Da Pelzkleider für sie eine Existenzbedingung sind, wurden sie bezüglich dieser zu weitgehender Fürsorge angeleitet, die mit nicht geringen Opfern für die Behaglichkeit des Lebens verbunden war. Korbik hieß ein großes Gefäß, in welchem sie mit großer Sorgfalt den für sie unentbehrlichen Beizstoff sammelten — zu großem Ungemach der engen Winterwohnungen. Das Leder zu ihren Seehundskleidern wird erst dünngeschabt, dann im Korbik gebeizt und mit Seehundsrippen zum Trocknen gespannt; vor der Verarbeitung aber mit Bimsstein in den Händen geschmeidig gerieben. Sohlleder wird erst nach längerer Beizung mit dem Schaber, aber auch mit den Zähnen bearbeitet. Felle zu Booten werden erst zusammenrollt in der Wärme — im Winter unter der Lagerstätte — der Fäulnis unterworfen. Andere Zwecke erreichen sie wieder durch anderes Verfahren, aber fast bei jedem greifen sie noch auf das natürliche Urwerkzeug der Zähne zurück, obwohl das Einladende dazu nicht immer im Stoffe liegen kann. Um einen erst an der Luft gebleichten Lederstreifen rot zu färben, sammeln sie von der See angeschwemmte Stückchen Rinde von Tannenwurzeln und „kauen" sie mit den Zähnen in das Leder ein. Um Vogel-

[1]) Loskiel a. a. O. S. 62, 65.
[2]) Waitz a. a. O. III. 96.
[3]) Ebend. IV. 446.

felle zu präparieren, verbinden sie, indem sie sich eine Gesellschaft einladen, mit dem Nützlichen das Angenehme. „Nachdem sie das Fett mit einer Muschelschale abgeschabt, wird das Fell den Mannsleuten und sonderlich den Gästen zwischen den Mahlzeiten ehrenhalber zum Auskauen gereicht und wie Konfekt angenommen. Dann werden die Felle im Korbik gebeizt und nachdem sie ein wenig in der Luft getrocknet, mit den Zähnen vollends ausgearbeitet" [1]).

Wir haben damit dem Leser zugleich einen Einblick in eine etwas vorzeitliche Haushaltung gewähren wollen, wobei wir gleich noch hinzufügen müssen, daß die Annehmlichkeiten, welche mit jenen technischen Beschäftigungen verbunden sind, sich nicht gleichmäßig auf beide Geschlechter verteilen. Der Mann genießt davon nur ein einzigmal, im erwähnten Falle des beliebten Abnagens der Vogelbälge nämlich; alles übrige, selbst das Abziehen der Tiere, die der Mann erlegt hat, ist ausschließlich Sache der Frauen. Damit ist, nebenbei bemerkt, eine Arbeitsteilung angebahnt, die sich leicht in anderer socialer Weise fortsetzen kann, wenn ein Volk höherer Kultur zum Herrn eines anderen in solcher „Pelzperiode" wird. Es waren die Römer, die einen ähnlichen Unterschied machten und unsere Vorfahren durch ihr Pelzwerk gekennzeichnet sahen. Im heutigen Japan aber gründet sich auf diesen Gegensatz eine sociale Einrichtung: die Gerber werden als Nichtjapaner und als eine „unreine" Rasse angesehen, die vom Konnubium der echten Japaner ausgeschlossen ist [2]).

Das Bedürfnis der Zusammensetzung von Häuten mußte sofort entstehen, wenn sich für eine gewohnte größere Haut nur noch kleinere boten, wie Biber- für Bärenhäute. An das Verknüpfen durch Hautstreifchen schloß sich die Urform des Nähens, sobald man jene durch vorgebohrte Löcher zu ziehen begann. Manche sogenannte „Pfeilspitze" der Höhlen- und Gräberfunde mag vielmehr abgezogene Häute durchbohrt haben; als Lederbohrer aber darf man sie, wie immer die Form gewesen sei, eine Ahle nennen. Hatte einmal der allgemein gebräuchliche Stein den Weg zu solcher Verwendung gezeigt, dann fand man leicht im Fischzahn, in der Fischgräte oder einem mit dem Steine zugeschabten Knochensplitter ein differenzierteres und in dieser Art zweckmäßigeres Gerät für denselben Zweck. Man stach also mit einer solchen Ahle das Loch und führte den zugespitzten Lederstreifen oder die Sehne hindurch, gerade wie der Riemer heute noch thut, wenn er mit Leder- oder Federstreifen näht oder stickt. Erfand man nun ein Mittel, daß der Faden, woraus er immer bestand, sofort der Ahle durch das Loch folgte, so war die Nadel erfunden.

Dasjenige Mittel, welches nachmals den Sieg davontrug und auffallend früh sehr verbreitet gewesen zu sein scheint, war die Durchbohrung

---

[1]) Cranz a. a. O. S. 202 f.

[2]) Preußische Expedition. I, 84.

der Ahle an ihrem oberen Ende. Aber seltsamerweise fand man in Tiryns unter den Geräten einer vorhistorischen, aber ziemlich hohen Kultur noch eine Beinnadel, wie Schliemann glaubt[1]), zum Sticken bestimmt, welche ein ganz anderes Princip zeigt und darauf schließen läßt, daß man es ehedem versucht habe, den Faden mit der Nadel gleichsam durch den Stoff zu schmuggeln, indem man ihn um deren oberes Ende wickelte. Zu diesem Zwecke hatte man an der betreffenden Stelle einen Schraubengang an der Beinnadel vertieft.

Dagegen fanden sich Hornnadeln mit gebohrtem Oehr schon in den Höhlen von Périgord, und wenn es uns auffällt, daß der Mensch schon so frühzeitig die nicht mehr ganz primitive Kunst des Nähens geübt haben soll, so ist zu beachten, daß sich gerade jene Menschen der „Rentierzeit" in derselben Lage fanden, wie heute die Lappen und Eskimos, bei denen die Kunst der Kleiderfertigung mit den einfachsten Mitteln zu hoher Vollendung gelangt ist. Es hat also auch der „Rentiermensch" hier Fertigkeiten sich aneignen müssen, zu denen die der Urheimat näher wohnenden Menschen noch in den spätesten Zeiten keinen Antrieb hatten. Die Nadeln von Périgord[2]), teils von der Form und Größe starker Stopfnadeln von heute, teils bedeutend kürzer, sind mit Steinsplittern aus Stückchen von Rentiersprossen geschabt und, wie es nach entsprechenden Fundstücken scheint, an Sandsteinen geschliffen, dann an dem starken, etwas abgeflachten Ende von beiden Seiten durchbohrt.

Der Versuch mit vorgefundenen eigentümlich stumpfspitz zugeschlagenen Feuersteinsplittern hat gezeigt, daß sich mit diesem Werkzeuge ein solches Oehr in 15 Minuten herstellen ließ; faßte man aber dieses Stück in ein gewöhnliches Bohrerheft, so genügten 2 bis 3 Minuten. Daß diese Herstellung noch im Hause, d. h. nicht etwa in Arbeitsteilung wie in betreff der geschliffenen Steinwaffen, vor sich ging, das beweist, daß man in abgebrochenen Nadeln ein Oehr nachgebohrt fand.

Wie man mit einem so dünnen Horngeräte Leder, oft in doppelter Lage, durchstechen, und wie man in ein so feines Oehr irgend einen Faden tierischer Herkunft einziehen konnte, das müßte uns rätselhaft bleiben, wenn wir nicht die ganz verwandte Technik der Eskimos noch vor uns hätten. Nach Cranz[3]) benützten diese ehedem Fischgräten und zarte Vogelknochen als Nadeln und „näheten nicht mit den Gedärmen, sondern mit den Sehnen der Rentiere und Walfische, die sie gar zart spalten und dann wieder mit den Fingern zwei- und dreifach flechten". Andere fanden bei ihnen Nadeln von Bein. Eine solche, die Parry abgebildet hat[4]), ist

[1]) Schliemann, Tiryns. S. 92.
[2]) Lartet et Christy a. a. O.
[3]) Cranz a. a. O. S. 166.
[4]) Parry, Second Voyage for the Discovery of a North-West Passage 1840.

kürzer und flacher als die jenes älteren Menschenstammes, und etwas gebogen. Derselbe sagt uns auch, daß Felle, um mit solchen Nadeln durchstochen werden zu können, einer besonderen Vorbereitung bedürfen, und diese besteht darin, daß man die zu nähenden Saumenden eine oder zwei Stunden lang tüchtig durchkaut: dieses Organ der Zähne ist es nun auch, welches einen so dünnen und zugleich haltbaren Faden aus Tiersubstanz herzustellen vermag, und Parry bestätigt, daß es bei den Eskimos dasselbe Verfahren ist, welches Linné bei den Lappen eingehend beobachtete[1]. Er berichtet uns, daß bestimmte Flechsen und Beine des Rentiers den Stoff für Fäden und Schnüre lieferten. Die Lappen fassen dieselben mit dem Munde, zerspalten sie mit den Zähnen und machen die so gewonnenen feinen Fäden durch Einreibung mit Rentiermark geschmeidig. Um sie gleichmäßig zu machen, zieht man sie dann durch eine Reihe erst größerer, dann kleinerer Oeffnungen in einem besonderen Apparat, ähnlich wie wir den Draht allmählich strecken. Dann werden je zwei solcher Fäden unter Speichelbefeuchtung auf den Knieen zusammengedreht oder gezwirnt. Man muß notwendig aus der Beschaffenheit der Nadeln in den Höhlen von Périgord auf eine ähnliche, wenn auch rohere Uebung schließen, und dieser Fortschritt der Technik war zu einer Zeit gemacht, in welcher der größere Teil der Menschheit überhaupt die Kleidung noch nicht kannte! Auch das ist ein klarer Beweis von dem ungleichmäßigen Fortschreiten der Kultur auf den verschiedenen Gebieten.

Auch die Kelten müssen neben Nadeln von Bronze noch solche aus Knochen besessen haben, wie solche, auf französischem Boden gefunden, als der Zeit der römischen Eroberung angehörig, bestimmt wurden. Es ist aber nicht zu verwundern, daß unsere Gewährsmänner behaupten, diese zeigten eine „minder vollkommene Arbeit" wie die aus den Höhlen der Rentierzeit. Auch den Germanen war ja noch die ungenähte Tierhaut, gehalten durch einen Dorn oder festgebunden durch Lederstreifen, eine ausreichende Bekleidung, ein Hinweis, in welchem Sinne man auch von einem gesetzmäßigen Rückschreiten der Kultur sprechen könne. In Gräbern Perus hat man Nadeln, verfertigt aus starken Kaktusdornen, gefunden; aber auch solche aus Kupfer und Bronze. Diese sind die Nachahmungen des alten Werkzeugs, dessen erste Form die Natur selbst im Dorn, in der Fischgräte geboten, in neuerem Stoffe. Aus Bronze waren auch die Nähnadeln der Aegypter, der Römer und Griechen. Die Sticknadel nannten die Römer die „phrygische", die zur Herstellung von Gobelins gebrauchte die „babylonische" — eine Andeutung, wo wir die höheren Fortschritte solcher Kunst zu suchen haben[2].

Da wir auf den Gegenstand nicht mehr zurückkommen dürften, so

---

[1]) Linnaeus, Lachesis Lapponica vol. II. p. 25.

[2]) Plinius, H. N. VIII. 74.

seien noch einige Bemerkungen gestattet, die wir den Spezialisten Lartet und Christy verdanken. Diesen zufolge blieb fortan die Bronzenadel das Werkzeug der Nähens bis ins späte Mittelalter, wobei sich wieder die nicht nach Zeiträumen, sondern nach Gegenständen abgemessene Verteilung der Metalle zeigt. Während die Römer keine Erinnerung mehr an eine Zeit kannten, da sie ihr Schwert anders als aus Eisen gefertigt hätten — Ferrum ist Eisen und Schwert zugleich — hat die ganze civilisierte Welt bis ins 14. Jahrhundert die Nähnadel nur aus Bronze hergestellt. Die ersten Eisen= oder Stahlnadeln, soweit unsere Gewährsmänner Kenntnis davon erhalten konnten, waren in dem genannten Jahrhunderte in einer Fabrik zu Nürnberg hergestellt. In Frankreich wurde diese Ware erst 1540, in England etwas später bekannt. Hier soll sie Katharina Howard, die Gemahlin Heinrichs VIII., eingeführt haben; Gegenstand des Verkaufes wurde sie aber erst im Jahre 1555.

Ist in solcher Weise in ein oder dem anderen Grade die menschliche Lagerstätte bereits zur Werkstatt geworden, dann dürfen wir allmählich auch Werkzeuge erwarten, welche der Kunst des beliebigen Feuerzündens dienen und den Menschen, wenn schon nicht von der längst angewöhnten Sorgfalt, so doch von der Sorge befreien konnten, des wohlthätigen Feuers wieder einmal ganz verlustig zu werden. Die Erfindung dieser Kunst ist, wie die Art der späteren Werkzeuge mit Bestimmtheit schließen läßt, auf verschiedenen Wegen und also gewiß auch an verschiedenen Orten gemacht worden. Eine Menge von Beschäftigungen, die wir bis jetzt kennen lernten, mußten ein und das andere Mal immer wieder den Funken aus dem bearbeiteten Stoffe locken und die schon vorhandene Bekanntschaft mit dem Feuer mußte in ihm eine Quelle des letzteren entdecken lassen.

Von den Arbeiten des Reibens, Schlagens und Bohrens, durch welche an sich möglicherweise Feuer erzeugt werden kann, sind zweifellos die beiden ersteren früher geübt worden als die letzteren; man hat erst Holz und Bein zu irgend einem Zwecke zurecht geschabt und Steine mit Steinen zerschlagen, ehe man zu irgend einem anderen zu bohren begann. Würden wir, ohne dabei wahrscheinlich fehl zu gehen, den Steinsplitter für den ältesten Bohrer — harten Stoffen gegenüber — betrachten, so würde das Steinschlagen der Zeit nach dem Bohren ganz notwendig vorausgehen müssen. Das Schaben hätte sehr intensiv betrieben werden müssen, wenn es so leicht wie das Zerschlagen der Steine hätte Funken hervorbringen sollen, und so müßten mir eigentlich erwarten, daß das Schlagen des Feuers aus Steinen das erste gewesen wäre. Das Verhältnis ändert sich aber, wenn wir nicht an die Funken, sodern an das angefachte Feuer denken, das allein von Nutzen war.

Während ein geriebenes oder gebohrtes Holz unter günstigen Umständen einmal auch selbst den Zunder liefern konnte, der den Funken fing und nährte, handelte es sich bei der Verwendung des geschlagenen

Steines als Feuerzeug noch um die Zuthat eines besonders günstigen Zündstoffes und darin lag eigentlich die Erfindung. Und um es gleich genauer zu bezeichnen: von der Entdeckung des Schwefels oder eines ähnlichen Stoffes, nicht von der des Funkens im Stein hing die Erfindung des Steinfeuerzeugs ab. Darum rückt es für uns in scheinbar widerspruchsvoller Weise in eine jüngere Zeit und findet sich auch da zunächst nur in einer beschränkten Verbreitung.

Nach alledem müssen wir also den Feuerreiber für das älteste Werkzeug der Feuerzündung halten und dem entspricht auch seine große Unvollkommenheit. Sein Gebrauch ist mit einem außerordentlichen Kraft- und Zeitaufwand verbunden und auch dann wohl nur unter der Voraussetzung heißtrockener Luft von Erfolg; in unserer Zone dürfte er daher niemals erfunden oder verbreitet worden sein. Der Australier dagegen kennt ihn in zwei Formen [1]). Er füllt die Risse eines gestürzten, angemorschten Baumes mit trockenem Grase und fährt dann mit einem Stabe schnell darüber hin und her, oder er stemmt im anderen Falle ein Holzscheit und fährt mit einem zweiten wie mit einem Schabeisen auf und nieder. Eine dritte, zugleich etwas entwickeltere Form ist auf Polynesien heimisch: man führt einen reibenden Stab mit der Spitze, gleich einem schabenden Meißel, in der Furche eines Brettchens mit starkem Drucke auf und ab. Jedesmal muß dann der Funke vom erglimmenden Holze in einen bereit gehaltenen Zunder, gewöhnlich dürres Gras, hineingeleitet und durch Schwingen oder Blasen zur Flamme angefacht werden. Nach den bisher festgestellten Thatsachen [2]) beschränkt sich die Verbreitung dieses ältesten Systems auf das Südseegebiet.

Der Feuerbohrer ist in dem Maße verbreiteter, in welchem er sich entwickelungsfähiger zeigte; in Verbindung mit dem Mechanismus des Drillbohrers vermochte er auch in einem kälteren Klima Dienste zu leisten. Es ist die Hypothese aufgestellt worden, daß der Feuerbohrer seine Erfindung den Erfahrungen beim Durchbohren der Steingeräte verdanke. In dieser Einschränkung erscheint sie uns aber unhaltbar; denn auch der Australier besitzt den Feuerbohrer, ohne je Steine gebohrt zu haben. Wir müssen also zugeben, daß auch beim Bohren anderer Stoffe dieselbe Erfindung gemacht werden konnte. Der Australier hält einen Stock auf dem Boden an den Enden mit beiden Füßen fest, stemmt einen zweiten spitzen darauf und setzt ihn mit den Handflächen in quirlende Bewegung. Dies ist die einfachste Form des Werkzeugs. In solcher Einfachheit, wenigstens was die Behandlung mit den Händen anlangt, erscheint auch der Feuerbohrer, den uns altmexikanische Bildnisse darstellen [3]). In seiner Verbreitung über alle

---

[1]) Jung, Natur, 1878, Nr. 13, und Australien. I. 139.

[2]) Belege bei Peschel a. a. O. S. 143.

[3]) Abbildungen in „La Nature“ 1879.

Erdteile hat das Werkzeug dann allerlei Fortschritte gemacht. Wir dürfen wohl annehmen, daß da, wo das Feuertragen auf Reisen nicht mehr gepflegt wird, der Gebrauch des Bohrers ein älterer ist. So hat er in Südafrika jene Uebung bereits verdrängt, ohne daß in seiner Ausstattung wesentliche Fertschritte gemacht wurden, außer daß man durch eine harte Unterlage den Druck verstärkte. Livingstone[1]) schildert den Hergang folgendermaßen, indem er die Bevölkerung am Zambesi im Auge hat: „diese tragen auf einer langen Reise eine Schlafmatte und ein hölzernes Kopfkissen, einen Kochtopf und einen Sack Mehl, eine Pfeife und einen Tabaksbeutel, ein Messer, einen Bogen und Pfeile, sowie zwei kleine Stöcke von zwei bis drei Fuß Länge bei sich, um Feuer machen zu können, wenn sie genötigt sind, fern von menschlichen Wohnungen zu übernachten. Dürres Holz ist stets im Ueberfluß vorhanden, und Feuer bekommen sie auf folgende Weise. In einen der Stöcke, der eine sehr rauhe Außenseite und inwendig ein kleines Mark hat, wird eine Kerbe eingeschnitten, und dieser gekerbte Stock wird horizontal auf eine auf dem Boden liegende Messerklinge gelegt. Der das Feuer machen will, kauert sich nieder, stellt, um den Stock ganz fest zu halten, seine großen Zehen auf jedes Ende, nimmt den anderen Stab, der von sehr hartem Holze ist und an welchen eine stumpfe Spitze geschnitzt wird, und stellt ihn rechtwinkelig in die Kerbe; der aufrecht stehende Stab wird wie ein Drillbohrer zwischen den flachen Händen rasch rückwärts und vorwärts gedreht und zu gleicher Zeit niederwärts gedrückt; im Verlaufe von etwa einer Minute entzündet die Friktion Teile vom Mark des gekerbten Stockes, die wie glühende Holzkohle weiter nach der Messerklinge hinüberlaufen und in eine Handvoll feines dürres Gras gebracht werden, das durch Vor- und Rückwärtsschwenken in der Luft behutsam angefacht wird. Für die Hände ist es eine saure Arbeit, durch dieses Verfahren Feuer zu schaffen, weil das erforderliche heftige Bohren und Abwärtsdrücken in weichen Händen bald Blasen erzeugt.“ Einen weiteren Fortschritt schließt allerdings auch dieses Verfahren schon ein: der Afrikaner führt nicht umsonst seine ganz bestimmten Hölzer bei sich, weil es auf eine durch die Erfahrung gelehrte Auswahl derselben ankommt. Die Unterlage muß von möglichst zartem, leicht brennbarem und zündendem, der Bohrer von hartem Holze sein.

Unter Buschmännern sah Fritsch[2]) dasselbe Verfahren, aber ein etwas fortgeschritteneres Werkzeug. Das untere Stäbchen ist durch ein flaches Stück Holz ersetzt und in diesem sind als Anhalt für den Bohrer mehrere kleine Vertiefungen angebracht. Die Unterlage eines Feuerbohrers von Neu-Irland im Berliner ethnologischen Museum trägt nur eine einzige, etwas längere Furche solcher Art und ist dreikantig, so daß sie, in den

---

[1]) Neue Missionsreisen. S. 193.

[2]) A. a. O. I. 439.

Boden eingedrückt, einen festeren Stand gewinnen kann. Bei einem aus Neu-Britannien, der ebendaselbst zu sehen ist, vertritt ein geteiltes Rohr die Unterlage. Auf den Antillen hatte man zur Zeit der Entdeckung [1]) die Unterlage, anstatt eine Furche einzuschneiden, aus zwei durch Bänder zusammengeschnürten Holzstücken hergestellt, um die Reibung der Bohrerspitze zu verstärken.

Aber auch am Bohrstifte hat der Buschmann begonnen, eine Verbesserung anzubringen, die trotz ihrer Unvollkommenheit anderen den Weg zeigen konnte: er hat mitunter an der Stelle, welche die Handfläche reibt, einen Röhrenknochen angesteckt, um die Reibung zu vermindern. Fortan setzt die ganze Entwickelung nur noch an dieser Stelle an und läuft parallel mit der des Bohrers. Wir treffen also auch hier auf den umschlingenden Riemen, welcher, hin- und hergezogen, eine möglichst schnelle Drehung des Stiftes hervorbringt; nur daß dann, wie in jener homerischen Schilderung, mehrere Personen an der Arbeit teilnehmen müssen. Diese Vorrichtung kannten schon die Nordindianer, während sie dem südlichen Gebiete des Feuerbohrers — Südsee, Südafrika — fremd blieb. Es ist kaum zu zweifeln, daß sie im Norden von den in technischen Fertigkeiten weit vorgeschrittenen Arktikern ausging. Zum Schluß sehen wir die Technik noch dahin streben, die ganze Manipulation einem einzigen Manne zu ermöglichen. Der Aleute bewirkte das mit Zuhilfenahme des Mundes, indem er mit beiden Händen die Schnur zog und den Bohrer mit einem in die Lippen geschlossenen beinernen Mundstücke niederdrückte. Der letzte Fortschritt ging dahin, diese Inanspruchnahme des Mundes zu sparen, indem man durch ein in einem Bogen ausweichendes Holz beide Enden faßte und mit der so ersparten einen Hand den Stift niederhielt.

Feuerbohrer von solcher Vollendung, zum Teil mit Bogen aus mit Schnitzereien verziertem Elfenbein, fand Nordenskjöld bei den Eskimos in Nordwestamerika. Diese bewahrten solche, obgleich ihnen auch Stahl und Zunder und Schwefelhölzchen bereits zugekommen waren.

In gleicher Weise haben die Brahmanen in Indien, obgleich daselbst die Stahlfeuerzeuge verbreitet sind, den noch einfachen Feuerbohrer festgehalten. Wenn sie [2]) zur Erklärung angaben, solches Feuer sei „reiner und heiliger", so steckt in dieser sublimierten Phrase doch nur der gemeine Sinn, daß der Kult aus einem mit ihm unlöslich verbundenen Konservativismus auch in dieser Hinsicht am Alten festhält.

Im übrigen Asien ist gegenwärtig die Feuerzündung durch Stahl und Stein allgemeiner, nur hie und da trifft man noch den Feuerbohrer oder Erinnerungen an denselben. So haben [3]) die Mongolen in ihrer Art

[1]) Nach Oviedo bei Peschel a. a. O. S. 143.

[2]) Nach Tylor, Anthropologie. S. 20.

[3]) Tylor, Anfänge der Kultur. II. 281.

dieselbe Legende gedichtet, deren indischem Parallelmythus A. Kuhn eine so überschwengliche Bedeutung beilegte, indem sie in einem Hochzeitshymnus das Feuer als göttliche „Mutter Ut“ anredeten, „deren Vater der harte Stahl, deren Mutter der Kieselstein ist“, „deren Glanz bis zum Himmel reicht und die ganze Erde durchdringt“, und sie haben diesen Allegorien auch noch die hinzugefügt, daß die Ulmbäume die Vorfahren der Mutter Ut gewesen seien. Also ging wohl auch hier die Holzzündung der Steinzündung voran.

Auch das Feuerzeug der alten Griechen war in historischer Zeit der Feuerbohrer [1]), Pyreia, die Feuerzünder schlechtweg genannt. Sie bestanden aus einem flacheren, dem Hyption oder Storeus, der Unterlage oder dem Hingebreiteten, und dem Trypanon oder Teretron, dem „Bohrer“. Das erstere als Zündholz heißt auch Eschara, die Feuerstätte. Den harten Bohrer bildete man nach Theophrast [2]) am liebsten vom Lorbeer, zur Eschara nahm man das Holz eines der wilden Rebe ähnlichen Schlingstrauches (Athragene), oder des Epheus und der mit Rhamnus bezeichneten Dornenart; aber mit Ausnahme des Oelbaums verwendete man auch die meisten übrigen Holzarten. Auf welcher Stufe der fortgeschrittenen Technik der griechische Feuerbohrer stand, wissen wir bis jetzt nicht mit Bestimmtheit. Insbesondere wird nirgends ein Bogen als Halter des Drillseiles auch nur angedeutet. Als Zunder dienten Späne, Reisig, kleine gespaltene Hölzer, Holzkohlen und Kohlenstaub.

Bei den Römern der historischen Zeit standen die Feuerhölzer nicht mit gleicher Ausschließlichkeit in Verwendung, ja sie standen sogar dem Steine gegenüber sehr im Hintergrunde, und Plinius spricht von ihnen, als ob nur Hirten und Kundschafter, die nicht überall geeignete Steine fänden, zu denselben griffen [3]). Bei der Wahl der Hölzer erhielten ebenfalls Epheu und Waldrebe als Zündholz, Lorbeer als Bohrer den Vorzug, als Zunder dienten Schwamm und dürre Blätter. So wenig im allgemeinen die Uebung des Zündens mit Hölzern in Rom Anwendung fand, so hatte sie sich doch auch hier im Kultus erhalten. Wenn einmal aus Versehen das Feuer der Vesta erloschen war, so entzündete nach Festus [4]) der Priester durch Reibhölzer neues. Daß Germanen und Slaven das Feuerzünden mit Holz anderen Analogien als dem Bohren abgesehen haben mögen, haben wir schon oben angedeutet. Ob sie aber irgend ein handliches Werkzeug besaßen, wissen wir durchaus nicht. Die Deutschen bedienen sich schon im frühesten Mittelalter des bei den Römern üblicheren Feuerzeuges.

---

[1]) Alles Nähere bei Planck a. a. O. S. 11 ff.
[2]) Theophrast, Hist. plant. 5, 9, 6—7.
[3]) Plinius, H. N. 16, 207.
[4]) Festus, p. 106 ed. O. Müller.

Daß man am allerfrühzeitigsten den Funken beim Schlagen der Steine entdeckt haben muß, ist um so weniger zweifelhaft, als man wirklich auf einer Stufe nicht ohne Erfolg Stein an Stein zu schlagen pflegte. Wenn wir einem Gewährsmanne wie Mund-Lauff vertrauen dürfen, so wußten die Negritos auf Formosa sogar mit Stein und scharfkantigem Bambusholz Feuer zu schlagen. Durch Reiben und Schlagen bereiten auch die Kanikars in Südindien Feuer [1]), und heute ist das Feuerschlagen überhaupt die verbreitetste Art der Feuererzeugung, wenn nicht noch jüngere Methoden an die Stelle getreten sind.

In älterer Zeit aber stand diese Methode ganz im Hintergrunde, wahrscheinlich aus dem schon oben angedeuteten Grunde, daß zwar die Funkengewinnung durch den Gebrauch des Steines leichter war, deren Aufnahme durch einen passenden Zündstoff aber desto schwieriger, während das faserige leichte Holz den erzeugten Funken auch zugleich nährte. Vielleicht war es daher gerade die Verwendung und leichte Gewinnung des Schwefels in Italien, durch welche hier im Gegensatze fast zu allen anderen Ländern das Steinfeuerzeug zu dem gebräuchlicheren wurde. Dazu kam ferner noch der frühe Gebrauch des Eisens bei den Römern, während die Griechen, von phönikischer Kultur beeinflußt, dem Gebrauche der Bronze den größten Umfang gewährten.

Aber unbekannt waren auch den alten Griechen die Steinfeuerzeuge nicht, und zwar kannten sie deren älteste und primitivste Form, das Schlagen von Stein auf Stein. Sophokles [2]) läßt den Philoktet in seiner Höhle sich abquälen, durch Steine Feuer zu erzeugen. Während aber hier der Stein im Gegensatze zu den Feuerhölzern sichtlich als das elende Werkzeug der Not charakterisiert werden soll, stellt Nonnus [3]) die Steinzündung als die ländliche, rohe Kunst dem Gebrauch der Hölzer gegenüber. Nach der Vorstellung des Dichters werden die beiden Steine mit Schwefel bestrichen und dann über bereit gehaltenem Epheureisig geschlagen. Daß der Schwefel als Zunder bekannt war und verwendet wurde, bestätigt Plinius [4]), aber mit Recht zweifelt Planck, ob jene Art der Anwendung eine rationelle war. Da sie aber auch durch Galen ihre Bestätigung findet, so können wir leicht vermuten, daß gerade das Unvollkommene der Methode der Aufnahme dieser „ländlichen Kunst" im Wege stand. Auch Theophrast [5]) bestätigt, daß man dem aus dem Stein geschlagenen Funken Schwefel entgegenbringen müsse, während das Holz solcher Zuthat nicht bedürfe, und sieht hierin die Erklärung der Erscheinung, daß man so allgemein, aber doch nicht ganz ausschließlich, das Feuerholz vorziehe. Alle diese auf die

[1]) Zeitschrift für Ethnologie 1879. Heft III. S. 80.
[2]) Sophokles' Philoktet v. 36 u. 295.
[3]) Dionys. 37, 56 ff.
[4]) H. IV. 36, 138.
[5]) Theophr. de igne 9, 63.

Griechen bezüglichen Mitteilungen aber erwähnen des Eisens nicht, und das ist sicherlich ein zweiter Grund jener Erscheinung.

Bei den Römern aber finden wir das umgekehrte Verhältnis; ihr Eisen überwindet leichter die Schwierigkeit und drängt die Hölzer zurück oder verschafft wenigstens beiden Methoden gleiche Verbreitung. Die litterarischen Zeugnisse sprechen aber dafür, daß auf römischem Boden der Feuerstein als das ältere Werkzeug betrachtet wurde. Während jedoch die Hirten am Palilienfeste [1]) das Feuer noch in der altertümlichsten Weise durch einen Stein aus dem andern schlugen, gibt uns Plinius das Schlagen des Steines mit dem Eisen (clavus) als die zweite Methode an.

Auch für diese Entwickelung werden wir aber verschiedene Bereiche annehmen müssen, in denen ähnliche Anlässe zu ähnlichen Bildungen führten. Italien ist für die Kunst des Feuerschlagens durch Stein und Stahl nicht das einzige Centrum, obgleich wir die Beeinflussung der Nachbarvölker von hier aus für wahrscheinlicher halten, als auf dem Umwege aus dem mittelasiatischen Centrum eines ähnlichen Vorganges über Spanien [2]). Ein solches Entwickelungscentrum im Nordosten Asiens steht kaum außer Zusammenhang mit dem Aufschwunge der Eisen- und Stahlindustrie in China und Japan. Im Mittelalter bilden Stahl und Stein das allgemein gebräuchliche Feuerzeug, und wie man ehedem den Feuerbrand auf Wanderungen mitgetragen, so gehörte damals eine Tasche mit solchem Feuerzeug zur notwendigen Ausrüstung eines über Land gehenden Mannes, ganz insbesondere aber des Jägers [3]).

Das Leuchten des Feuers dürfen wir schon für die Urzeit keineswegs, wie man veranlaßt sein könnte, unter die geringfügigsten Dienste rechnen, welche dasselbe dem Menschen leistete. Im Gegenteil hatte dasselbe für viele Himmelsstriche eine unüberschätzbare Bedeutung. Zum Kochen im engeren Sinne wußten viele Völker das Feuer überhaupt noch nicht zu verwenden, und gegen das Rösten und Braten zeigten sich dieselben zum Teil ziemlich gleichgiltig. Nicht darin also lag der Wert des Feuers für die ältesten Menschengeschlechter. Näher lag der Schutz, den es gegen die Kälte gewährte, wie ihn ja auch die Australier mehr betonten. Aber auch dieser Schutz war unter einigen Himmelsstrichen minder unumgänglich und hätte sich auch in anderen zur Not durch andere Mittel ersetzen lassen. Aber der Schutz des auf der Erde lagernden Menschen vor gefährlichen Tieren aller Art, das war auch im ältesten Verbreitungsgebiete der Menschen der erste und wesentlichste Dienst, den das Feuer ihnen leistete, um deswillen

---

[1]) Ovid. fest. 4, 795.

[2]) Vergl. A. Erman, Ueber die Geschichte des Feuerzeugs bei den Urvölkern in „Zeitschrift für Ethnologie" B. IV. S. 97 ff.

[3]) Vergl. Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. Leipzig 1880. I, 351.

sie es über alles hochschätzten, so daß sie sich um seiner Erhaltung willen einer ihnen bis dahin ganz fremden und gewiß überaus lästig fallenden Fürsorge unterzogen und sich für allem Unheile ausgesetzt und für verloren hielten, wenn sie seiner verlustig geworden wären. Diese am höchsten geschätzte Kraft des Feuers aber übt sein Leuchten. Indes man wird einwenden können: wie konnte denn das Feuer als Leuchte auch für Australier und Polynesier von gleichem Werte sein, da es doch in ihrem Gebiete kein Raubtier gibt, vor dem sich der Mensch zu schützen brauchte?

Zur Beantwortung dieser Einwandsfrage müssen wir auf jenes Gebiet verweisen, das, weil man es für eine eigene Kategorie des Uebersinnlichen hält, viel zu wenig zur Erklärung der realen Lebensvorgänge herbeigezogen wird. Wir lassen den oft citierten Kenner australischer Verhältnisse und des schwarzen Volkes, K. E. Jung, selbst sprechen: „Gegen alle bösen Geister ist das Feuer das wirksamste Mittel, und darum ist kein Gedanke dem Australier schrecklicher, als die unheimlichen Stunden der Nacht, in denen böse Geister vorzugsweise umgehen, ohne ein solches Feuer zuzubringen. Daher brennt wie im Winter so im heißesten Sommer vor jedem Laubschirm, jeder Hütte das Feuer, das nie ausgehen darf, und ein Feuerbrand begleitet den wandernden Australier auf allen seinen Zügen."

Auch diese Kraft übt das Feuer als Leuchte, und wir glauben, diese bei allen Völkern wirksame Vorstellung auf zwei Wegen an den Menschen herantreten zu sehen. Es ist einmal die Thatsache, daß das nächtlich leuchtende Feuer die Gefahren der tierischen Konkurrenz vom Menschen in einer kaum begreiflichen, zauberhaften Weise abhält, welche leicht zu der Verallgemeinerung führen konnte, daß es überhaupt alle unheimlichen Feinde des Menschen verscheuche; nun wissen wir aber, wo der Urmensch die größte Zahl derselben suchte. Wenn nun auch der Australier, obwohl er keine Tiere zu fürchten hatte, auf dieselbe Weise sich vor Geistern schützte, so könnte man schließen, daß er dieses instinktartige Vertrauen nur in einer früheren Heimat, wo es reißende Tiere gab, erlangt haben konnte; daß auch er schon mit dem Feuer aus der alten Heimat einwanderte, ebenso wie es der Maori in seiner Erinnerung bewahrte.

Der andere Weg aber führt mehr aus des Menschen Innerem heraus und macht jenen Schluß wieder etwas unsicher. Was die Furcht vor Geistern im Urmenschen so außerordentlich erhöhte, das ist, wie wir leicht einsehen können, seine mangelnde Kenntnis des ursächlichen Zusammenhanges der Erscheinungen. Geisterglaube und Geisterfurcht steht immer naturgemäß in einem verkehrten Verhältnisse zu letzterer. Erkennbare, sichtbare Ursachen führen das Denken auf dem Pfade der Folgerungen allenfalls zu Sorge und Kummer, aber das unsichtbar Drohende, das Unfaßbare wirft auf den Geist jene betäubende, ratlose Furcht. Kann dem Urmenschen, der nur dem äußeren Eindrucke sich hingibt, der Tag die Zeit der Sorge werden, so wird ihm die finstere Nacht die Zeit der Furcht, und da er nun

einmal nur eine einzige Kategorie unsichtbar wirkender Ursachen erschlossen hat, so muß es naturgemäß Geisterfurcht sein, die in ihm aufsteigt, sobald die Nacht „alle Pfade verdunkelt“. Indem diese für den Urmenschen unausweichliche Vorstellungsweise in abertausenden Geschlechtern genährt wurde, lebt sie in den Nachkommen, auch wenn sie gewohnt sind, die Kette der Ursächlichkeiten zu durchspähen und in ihrem Denken von der Einschaltung von geistischen Potenzen für unentdeckte Ursachen abzusehen, entweder als ein vererbter Instinkt fort, oder erwacht doch noch bei einzelnen Anlässen in einer rudimentären Weise. Es gehört freilich heute einige Beherztheit dazu, von diesem rudimentären Erbe der Ahnen in sich Zeugnis abzulegen; aber wessen Erziehung nicht ganz besonders sorgfältig gerade mit Bezug auf diesen Punkt geleitet wurde, dem wird es noch mitunter scheinen, als lebten zwei Seelen in ihm, deren eine die Trägerin von Vorstellungen unbewußter Herkunft ist, während die andere durch artikuliertes Denken diese zu zersetzen strebt. Es ist darum auch wohl begreiflich, warum jener Instinkt der Furcht im Dunkeln bei Kindern mehr hervortritt als bei Erwachsenen, bei Ungebildeten mehr als bei Gebildeten. Man kann allenfalls einwenden, daß jene an sich unbegreifliche Furcht den Kindern erst durch unpassende Erzählungen anerzogen werde; aber einerseits ist die Disposition doch stets schon vorhanden, und andererseits sind ja gerade jene in der Regel recht volkstümlichen und in einem gewissen Sinne historischen Erzählungen, mit denen sich ganze Bücher füllen ließen und zum Teil gefüllt wurden, die Frucht jener alten Vorstellungsweise.

Nun schwindet aber, um zum Ausgangspunkte zurückzukehren, mit der Erhellung des Raumes durch leuchtendes Feuer jenes Moment des Ungewissen, welches die Furchtempfindung erzeugte, und so mußte sich, den subjektiven Vorgang mit dem objektiven vertauschend, dem Menschen die Thatsache in das Bewußtsein drängen, daß das Feuer die Geister verscheuche.

Diesen Umweg mußten wir gehen, um zu der Erkenntnis zu kommen, daß auch dem in der Nacht gänzlich beschäftigungslosen Naturmenschen das Feuer als Leuchte zu dienen hatte. Wir werden also auch eine Abzweigung von Leuchtgeräten erwarten dürfen; aber diese Differenzierung beginnt erst in einer sehr späten Zeit, und unser Umblick führt uns hier zunächst zu einem negativen Ergebnis.

Der Herd des Australiers, an welchem nicht gekocht wird, bildet durch die ganze Sommerszeit lediglich eine Leuchte, und dieses blieb das Princip des Beleuchtens auch bei Völkern, die in Hütten wohnten. So wurden noch die Männersäle der altgriechischen Paläste erleuchtet, und wenn das eine Herdfeuer nicht hinreichte, in alle Räume Licht zu bringen, so bestand die nächsterfundene Beleuchtungseinrichtung darin, daß man den Herd gleichsam durch bewegliche kleinere Herde vervielfältigte. Solche Nebenherde als Leuchten bestanden in der homerischen Zeit allerdings schon aus eigens dazu

bereiteten Gefäßen, die man an den zu erleuchtenden Platz stellte. Dann wurde auf ihnen wie auf dem urzeitlichen Herde ein Holzfeuer entzündet und erhalten.

„Als den Lustigen nun der dunkle Abend herabsank,
Setzten sie allsobald drei Feuerfässer im Saale,
Ihnen zu leuchten, umher und häuften trockene Splitter,
Welche sie frisch mit dem Erz aus dürrem Holze gespalten,
Und Kienstäbe darauf. Die Mägde des Helden Odysseus
Gingen von einem zum andern und schürten die sinkende Flamme[1])."

Hatte sich zu viel Asche und Kohle in diesen Notherden gesammelt, so stürzte man sie um und schüttelte jene einfach auf den ungedielten Boden des Saales, um neues Holz anzulegen[2]). Gerade auf diesem Gebiete sind die Fortschritte lange Zeit auffallend geringe gewesen. Wir erkennen in diesen homerischen Notherden mit Leichtigkeit noch die Stammform von Beleuchtungsmethoden, welche bis in die neueste Zeit sich erhielten. Eine dieser Formen ist der kleine in die Wand gehöhlte Leuchtherd unserer alten Bauernhäuser, auf welchem man ebenfalls Kienstücke verbrannte. Die andere Form ist der eiserne Leuchtkorb, mittels dessen man im Mittelalter die Beleuchtung der Straßen versuchte.

Ebenso kurz ist, soweit es das Princip betrifft, die ältere Geschichte der frei tragbaren, beweglichen Leuchte. Die erste, und längste Zeit einzige Form einer solchen ist der vom Herde genommene Feuerbrand; das ist die facula ältester Art. Die Naturvölker sind mit wenigen Ausnahmen nicht darüber hinausgekommen, und die Alten ließen sich in gleicher Weise leuchten. Der Kienspan, den man noch vor dreißig Jahren in Bauernhäusern allgemein benützte, war immer noch dieselbe Fackel. Alle Fortschritte in so unendlich langer Zeit lagen nur in der Richtung der Wahl des passendsten Materials. Homer weiß von keinem Fortschritte, wohl aber fand sich eine Spur unter den Trümmern der Akropolis von Athen und in denen von Tiryns: eine aus Thon gebildete Umhüllung für das untere Ende der Fackel mit einer vortretenden Scheibe zum Schutze der Hand gegen die abfallende Kohle. Schliemann nennt den noch wenig beachteten Gegenstand[3]) einen „Fackelträger". Er ist die Stammform des „Leuchters". Dagegen war dem homerischen Zeitalter, sowie demjenigen, dessen Kulturzustand uns die Ausgrabungen Schliemanns erschlossen haben, jede Art von Lampe noch völlig unbekannt[4]). Der Uebergang zu jeder Art Lampenvorrichtung konnte nur durch den eintretenden Mangel an Holz erzwungen werden; dieser drohte allerdings der Kultur von dem Augenblicke der Seßhaftigkeit

[1]) Odyss. XVIII, 305 f., vergl. XVIII, 342.
[2]) Odyss. XIX, 63.
[3]) Schliemann, Tiryns. S. 159.
[4]) Nachweis bei Schliemann, Ilias 691, 692; derselbe, Troja 161; derselbe Tiryns 161.

an, und mußte früher oder später selbst in waldreicheren Gegenden ausbrechen. Aber auch dann werden wir die Erfindung des Ueberganges zu anderen Brennstoffen nicht als eine solche betrachten dürfen, die dem menschlichen Scharfsinn nur an einem Orte der Welt hätte gelingen können, um von da aus, wie in so vielen Dingen irrtümlich angenommen wird, sich über die mindererfindungsreiche Menschheit zu verbreiten. Zwei antipodisch auseinander liegende Beispiele genügen eben, zu zeigen, wie erfindungsreich die Not überall den Menschen zu machen vermag und wie sich dann die Art des erfundenen Behelfes überall an die von der Natur gebotenen Mittel anschließt. Der Grönländer war aus Mangel an Holz gezwungen, Beleuchtung und Erwärmung in einer ganz anderen Weise herzustellen, und erfand so sicher durchaus selbständig die Lampe. In der alten Weise höhlte er ein Stück „Weichstein" in Form eines Halbmondes oder Kahnes aus, füllte die Höhlung mit Seehundsspeck oder Thran und legte, doch nicht an die Spitze, sondern an die flache Seite, klein geriebenes Moos als Docht. Mit solchen Lampen heizt und erleuchtet er seine Wohnung und über ihnen kocht er seine Speisen [1]).

Auf Polynesien benützt man zur Feuerung zwar Holz, aber zum Leuchten hat man eine sehr sinnreiche Einrichtung erfunden: Man reiht oder reihte eine Anzahl der ölreichen Nüßchen von Aleurites triloba an eine durchgesteckte Kokosnußrippe und erhielt dadurch eine Art Kerze. Jedes Nüßchen brennt etwa zehn Minuten mit bläulicher Flamme und zündet vor dem Verlöschen das nächste an [2]).

Daß die alten Kulturvölker Aegyptens und Babylons ein gleiches Maß von Erfindungsgabe besessen haben werden, ist ebenso zweifellos, als daß sie in der Holzarmut ihrer Länder den Anlaß dazu finden mußten. Einen leitenden Fingerzeig mußte der alte Kienbrand selbst geben; er zeigte die erhöhte Leuchtkraft der mit harzigem Stoffe getränkten Faser. Die Art des Stoffes gab dann in verschiedener Weise die Natur des Landes an die Hand. Die Bereitung der Speisen, Verbrennung der Toten mit allerlei Beigaben zeigten das Verhalten der Fette, des Wachses im Feuer. Zur Zeit des Plinius tauchte man Binsenmark in geschmolzenes Fett und in gleicher Weise gelangte man zu dem Wachs- und Talglichte mit einem Docht von Garn. Die Lampe war nur eine andere Form dieses Lichtes; das einschließende Gefäß wurde notwendig für ein nicht erhärtendes Fett, für flüssiges Oel. Von der Lampe der Eskimo unterschied sich die der Griechen und Römer nur dadurch, daß der Docht in einer Art Ausgußschnauze des länglichen Gefäßes lag.

Diese Erfindung setzt also schon die Kunst, Gefäße zu bereiten, voraus. Obgleich auch diese Kunst wieder in vielen Verbreitungscentren

[1]) Cranz a. a. O. S. 170.
[2]) Waitz a. a. O. S. 59.

selbständig und zu sehr verschiedenen Zeiten, ebensowohl auch aus verschiedenen Anlässen erfunden wurde, so hat ihr doch schließlich das von der Natur selbst als das vorzüglichste empfohlene Material eine sehr einheitliche Richtung gegeben. Gefäße als Behälter von Vorräten hat sich der Mensch, sobald er nur im Besitze der letzteren war, überall zu verschaffen gewußt; als ein Gegenstand aber, der den Menschen wohl am frühesten zur Schätzung eines Vorrates insbesondere bei Wanderzügen anleitete, gesellte sich dem Feuer das Wasser zur Seite, oder vielmehr, es mag der Zeit nach in solcher Verwendung ihm vorangegangen sein. Nichts scheint die Menschen sicherer vermocht zu haben, eine Arbeitslast für den morgenden Tag auf sich zu nehmen, als die Erfahrung der Qualen des Durstes. Diese aber standen dem Menschen um so häufiger bevor, je weniger er seinen Aufenthalt an einen einzigen Ort binden konnte, je weitere Strecken er ins Ungewisse hinein Nahrung suchend zu durchwandern gewohnt war. So scheut auch der Buschmann, der die wasserlose Steppe durchwandert, niemals das Netz voll Straußeneier mit sich zu tragen, die er an jeder gelegenen Stelle mit Wasser als Vorrat füllt. Darum gelten alle jene frühzeitigen gesellschaftlichen Festsetzungen, die wir in betreff des Feuers kennen lernten, zugleich auch mit Bezug auf das Wasser. Die alte Formel der Ausschließung von den Rechten der Stammes- oder Verbandsgenossen nennt das Wasser sogar an erster Stelle. Den Anlaß also, wenigstens Einen Gegenstand unter Umständen in Vorrat zu halten, wird der Mensch frühzeitig genug empfunden haben, wenn er sich auch noch an der Quelle selbst nach Art der Krieger im Buche der Richter [1]) zum Schlürfen niederzubücken oder mit der Hand zu schöpfen pflegte. Solche Behältnisse oder Gefäße zu suchen, lag also auch dem Naturmenschen bei einigem Vorbedacht nahe, aber sie zu schaffen, insbesondere nachformend aus Thon zu bilden, dazu gelangten bis zu der Zeit, da der europäische Einfluß alle Originalentwickelung abzubrechen begann, nicht alle Stämme.

Gekennzeichnet durch den Mangel der Töpferkunst sind vorzugsweise Australier und Polynesier, die zugleich auch des Bogens ermangeln; dagegen unterscheiden sich die benachbarten Melanesier von jenen durch den Fortschritt zu jener Technik. In Amerika entbehren die Feuerländer des irdenen Geschirrs, während sie Bogen und Pfeile besitzen. Auch die Neuseeländer kannten zur Zeit der Entdeckung keine Thongeschirre [2]). Von den vorgeschichtlichen Bewohnern Europas sind die fortgeschrittenen Pfahlbauer selbstredend, aber auch schon die Muschelesser Dänemarks, nicht aber die Bewohner Frankreichs zur Rentierzeit im Besitze von irdenem Geschirr gewesen.

Von den natürlichen Behältnissen, welche dem Menschen die Natur

[1]) Richter, 7, 5 ff.
[2]) Hawkesworth a. a. O. III, 50.

bot, lernten wir schon das Straußenei kennen. Dies konnte natürlich nur ebenso in beschränkten Gebieten zur Verwendung kommen, wie der natürliche Becher, welcher ein Stück Bambusrohr mit der Knotenwand bildete. Auch die Muschel und das hohle Tierhorn fanden solche Verwendung, viel allgemeiner aber der bauchige Teil des Tierschädels. Am vorteilhaftesten von allen aber erwies sich wegen vollkommeneren Verschlusses, Leichtigkeit und allgemeiner Verbreitung die Schale der Kürbisfrucht, die Kalabasse, der im entsprechenden Verbreitungsgebiete die Kokosnußschale an die Seite trat. Daß in ältester Vorzeit zur Ausrüstung des wohlanständigen Menschen außer dem Stabe die Schale irgend einer Form, daß sie zu den vom Menschen gleichsam unzertrennlich gewordenen Stücken des Ureigentums gehörte, wofür uns die Beweise auf dem Kultgebiete vorliegen, das haben wir beiläufig schon erwähnt.

Eine zweite Kategorie von Behältnissen liefert die Natur schon nicht ganz ohne Beihilfe der menschlichen Hand; es ist der abgezogene Balg des Tieres. Der Buschmann lehrt uns ein solches jede Flüssigkeit haltendes und zugleich als Ranzen für alles über die Schultern tragbares Behältnis in der einfachsten Weise ohne Naht und sonstige Hilfe herstellen, indem er den Balg nur um den Hals durchschneidet, dann ungetrennt abzieht und die natürlichen Oeffnungen, wie die Enden der Füße u. dgl. verknotet. Ein Riemen schließt dann auch die Halsöffnung zu. Aus einer Eidechsenhaut kann so das zierlichste Täschchen, aus einem Antilopenbalg ein Reiseranzen werden. Wie allgemein verbreitet dieser Brauch ist, und wie auch Griechen und Römer auf der Höhe ihrer Kultur noch an diesem Urgefäße festhielten, braucht kaum angeführt zu werden. Auch die Sprache deutet, wie bei unserer „Schale“, den Zusammenhang an; ἀσκὸς hieß immer noch gleichzeitig die Haut, der Sack und der Schlauch als Gefäß für Flüssigkeiten. Die lateinische bursa — Tasche, Börse — blieb im Griechischen (βύρσα) die abgezogene Haut, und ähnlich unser Schlauch im Englischen (slough) eine Schlangenhaut.

Es ist wahrscheinlich, daß, wenn auch nicht ohne Ausnahmen, deren eine wir noch anführen wollen, es ist wahrscheinlich, daß der nächste Fortschritt in einer Nachahmung jener von der Natur gelieferten Geräte durch verwandte Stoffe, Fasern und Halme aus der Pflanzenwelt bestand. Das Princip der Nachahmung, der Umformung alter Geräte in neuen Stoff aber ist ganz augenfällig schon auf dieser Stufe in ebenso hervorragender Weise thätig gewesen, wie seiner Zeit bei der Einführung der Metalle. Es ist fast immer zunächst dieses Princip, welches auf neue Bahnen führt, und erst eine ausgereifte Kunst pflegt sich dann, Zweck- und Schönheitsrücksichten allein folgend, von jenem Banne loszulösen. Dieses Princip ist noch in später Zeit an der Schwelle eines neuen Kulturaufschwunges wirksam. Es ist bekannt, daß die Germanen als Trinkgefäße noch Hörner und die Hirnschalen von Schädeln — es brauchten nicht immer menschliche zu sein —

benützten. Form und Namen behielt aber auch noch im Mittelalter ihr gewöhnliches Trinkgefäß, auch nachdem sie es zunächst auf einen passenden Fuß gestellt und dann in Holz, Silber, Gold und Glas umgebildet. Dieses kelchartige Gefäß hieß immer noch „der Kopf", woraus das mittelalterliche cuppa und das altfranzösische coupe entstanden [1]). In gleicher Weise müssen wir uns dieses Princip auch am Anfange der technischen Kultur überhaupt wirksam denken.

Zur nachahmenden Herstellung aus Pflanzenstoffen hat vielleicht die Natur selbst durch jene faserigen Umhüllungen angeleitet, die sie z. B. der Kokosnuß verlieh. Die Arbeit des Durcheinanderziehens von Fasersträngen hatte der Mensch bei der älteren Art der Schäftung der Steinwaffen gelernt. Man kann noch an derlei Umstrickungen selbst beobachten, wie auf solche Weise dichte Wandungen durch Geflecht entstehen können. Es wäre dies wenigstens ein möglicher und wahrscheinlicher Weg gewesen. Thatsache ist, daß Flechtarbeit eine der ältesten Fertigkeiten ist, in welcher es einige „wilde" Völkerschaften zu bewunderungswürdiger Meisterschaft gebracht haben. Ein noch unmittelbarerer Anlaß der Erweiterung jener primitiven Flechtkunst mochte darin liegen, daß jene von der Natur geformten Gefäße zum Zwecke des Gebrauches in ganz ähnlicher Weise gleichsam „geschäftet" werden mußten, wie jene Waffen. Sie waren ja alle ursprünglich zum Tragen bestimmt und man pflegte sie auch zur Aufbewahrung aufzuhängen, eine Eigenschaft, an der auch noch die ältesten Nachahmungen in Thon festhielten. Wie nun der Buschmann um alle seine Eierschalen ein einziges weitmaschiges Netz flocht, um dieses mit einem Tragseil an seinem Leibe zu befestigen, in ähnlicher Weise konnte man den Faserhenkel an ein umstrickendes Netz des einzelnen Gefäßes heften, bis die so gewonnene Fertigkeit dahin führte, das ganze Gefäß durch einen solchen „Korb" zu ersetzen.

Körbe sehen wir in der That vielfach in erster Reihe an die Stelle der ältesten natürlichen Gefäße treten, und gewahren nicht ohne Erstaunen, daß es beispielsweise vielen Afrikanern möglich wird, Körbe von so dichtem Geflecht herzustellen, daß sie jede Art Flüssigkeiten zu halten vermögen. Diese überraschende Vollkommenheit scheint hauptsächlich dadurch erzielt zu werden, daß die Maschen des engen Geflechtes durch Breitklopfen der Binsen vollends gedeckt und dann in Wasser verquellt werden. Bei den Anwohnern des Nyassa sah Livingstone Bier in solchen Körben, und im ganzen Kaffernlande dienen solche als Milchgefäße [2]). Auch Mohr [3]) war überrascht, bei den Makololo Bier in „einem strohgeflochtenen durchaus dichten Trinkkorbe" zu erhalten. Fritsch [4]), der obiges Verfahren mitteilt, nennt den Stengel des Cypergrases als Material.

[1]) Alw. Schultz a. a. O. I. 320.
[2]) Livingstone, N. Miss. S. 234.
[3]) Mohr, Viktoriafälle. S. 250.
[4]) Eingeborene Südafrikas. S. 76.

Nun ist uns aber auch durch Homer sichergestellt, daß der Gebrauch ähnlicher Geräte im Altertume bis Griechenland herübergereicht hat, oder wenigstens, wenn man die Beziehung zu Polyphem so auffassen will, daß die Griechen der minder kultivierten Bevölkerungsschicht in ihrer Nachbarschaft noch den Gebrauch von „dichtgeflochtenen Körben“ für geronnene Milch zuschrieben [1]). Es muß also einmal dieser Behelf der Korbflechterei eine sehr weite Verbreitung gehabt haben; aber man muß ihn auch den so hergestellten Gegenständen nach weit über das später übliche Maß hinaus erstreckt haben. Noch heute kennt man ja auf dem Tigris die „Binsenfähre“ [2]). Es ist ein ganz richtiger hochrandiger Korb, welcher die Reisenden als Kahn über den Strom trägt und ganz wie ein Kahn gerudert wird.

Es ist natürlich, daß man auf den Gedanken kommen mußte, ein Gefäß für ähnlichen Gebrauch noch besonders zu dichten, und in Mesopotamien, wo man den lufttrockenen Ziegel mittels Isolierung durch Erdpech zu schützen verstand, wird man auch für jenen Zweck leicht auf dieses Material geführt worden sein. Anderwärts konnte man auch mit fetteren Letten einen gleichen Zweck zu erreichen suchen. In einem Kähnchen obiger Art die preisgegebenen Kinder auf den Fluß auszusetzen, muß eine nicht ungewöhnliche Sitte gewesen sein. Sie spielt in der Lebensgeschichte des babylonischen Urkönigs Sargon I. dieselbe Rolle, wie in der jüngeren Legende von Mose. Seine Mutter hat das Knäblein in einem Körbchen von Schilf auf den Euphrat ausgesetzt und aus dem durch einen Wasserträger Geretteten ist erst ein Gärtner, dann der große König geworden. So handelte bekanntlich, allerdings notgedrungen, auch die Mutter Moses: „so nahm sie für ihn ein Kästchen aus Rohr und verpichte es mit Thon und Pech [3]).“ In irgend einer noch unaufgeklärten Beziehung solcher Art scheinen auch die zwei Gegenstände zueinander zu stehen, welche babylonische Schutzgeister in den Händen zu tragen pflegen: das Körbchen und der Pinienzapfen.

So deutet sich uns nun einer der Wege an, auf welchen die Menschheit sprunglos zur Herstellung von Thongefäßen gelangen konnte. Ein mit Thon genügend gedichteter Korb konnte dem Feuer genähert und auf diese Art eine ganz neue Speisenbereitung erfunden werden, der Topf selbst aber dabei eine merkwürdige Umwandlung erleiden: die Holzteile verkohlten und die irdene Form erhärtete. Daß wenigstens bei einigen Stämmen der amerikanischen Rasse die Erfindung auf diese Weise gemacht und bei Herstellung der Topfwaren auch fernerhin so vorgegangen wurde, dafür haben

---

[1]) Odyssee. IX, 247.

[2]) Siehe in Abbildung bei Chesney, The Expedition for the Survey of the Rivers Euphrates and Tigris. London 1850.

[3]) Exod. 2, 3.

wir nicht unzulängliche Beweise. Der Franzose Gonneville, welcher 1504 an der brasilianischen Küste landete, beschreibt hölzerne Kochgeschirre der Eingeborenen, welche zum Schutze gegen das Feuer mit Lehm umkleidet waren [1]. In den heutigen Südstaaten der Union hat man in ähnlicher Weise noch das Originalgefäß selbst, die Kürbisschale mit Thon ausgekleibet gefunden, während Karl Rau [2] in einer alten Töpferwerkstätte der Rothäute am Cahakia, einem Nebenflusse des Mississippi, halbfertige Ware fand, die aus mit Thon ausgestrichenen Binsen- und Weidenkörben bestand. Man konnte so leicht dazu gelangen, den Korb nur mehr als Gerüst für das in ihm zu brennende Lehmgefäß zu bauen. Klemm [3] glaubt an altgermanischen Thongefäßen erkannt zu haben, daß dieselben ebenfalls im Korbe gemacht wurden, und auch dann noch, wenn die Technik jene Krücke fortgeworfen hatte, hielt sie die Erinnerung an dieselbe durch die Art des künstlich nachgebildeten Ornamentes an der Außenwand fest. Die Altperuaner sollen noch auf jene alte Weise Schmelztiegel hergestellt haben [4], indem sie statt des Körbchens ein viel dichteres und feineres Geflecht, nämlich Tuch, benützten, das sie mit Thon überkrustet hätten.

In der That deutet noch ein anderer Umstand darauf hin, daß dieser Vorgang auch bei den Völkern ältester Kultur in der alten Welt der der betreffenden Erfindung gewesen sein dürfte. Wir haben hier als Dichtungsmittel außer Thon gleichzeitig Harze und Erdpech angedeutet gefunden. Durch diese Zusammenstellung könnte man am leichtesten dahin gelangt sein, der Thonware jenen Ueberzug von Bitumen einzubrennen, welcher einen Teil der altgriechischen Gefäße auszeichnet, während andere Völker, unter ihnen die Peruaner, auf gleichem Wege zu ihren Firnisüberzügen gelangt sein können. So besaßen auch die caribischen Arowaken vortreffliche gebrannte Thongeschirre, die sie äußerlich mit Harz glasierten. Zum Kochen am Feuer waren diese Gefäße nicht verwendbar. Dagegen verstanden es die Altägypter und Babylonier bereits, den Gefäßen einen glasigen Ueberzug anzuschmelzen und in Nachahmung des Lapis-Lazuli ein Email herzustellen. Selbständige Fortschritte in der Thonauswahl und Schmelzweise machten bekanntlich die Chinesen und ihnen folgten die Japaner. Aber noch scheint es, als ob man in den jetzt massenhaft im Handel verbreiteten japanischen Schälchen, wenn auch in anderer Weise hergestellt, das alte Urbild dieser Gefäße sehen sollte: außen das feine Korbgeflecht, innen die glasierte Thonschicht und den Firnis, der am Rande wenigstens beides verbindet.

Nun ist aber weder in der alten Welt, noch in Amerika jener Weg zur Erfindung des Thongefäßes der einzig beschrittene, und andererseits

[1] D'Avezac, Voyage du Capitaine de Gonneville. Paris 1869. p. 97.
[2] Archiv für Anthropologie. III. S. 24.
[3] Klemm, Kulturgeschichte. I, 186.
[4] Waitz V 446.

sahen wir dort den Vorgang noch auf seinen ersten und untersten Stufen, in den verschiedenen Gegenden aber auf sehr verschiedenen. Es folgt daraus, daß die rote Rasse die Kunst der Töpferei nicht schon bei ihrer Einwanderung in die neue Heimat aus der alten asiatischen mitgebracht haben konnte; dann befand sich aber auch die rote Rasse im allgemeinen noch nicht auf solcher Höhe, als sie von Hochasien aus ihre Verbreitungswege weiter trieb. Dieser Umstand widerspricht nun wenigstens nicht unserer Annahme, daß jene Höhlenbewohner Europas, welche mit vielen Fertigkeiten der heutigen Arktiker ausgerüstet gleich diesen die Töpferkunst nicht kannten, der roten Rasse angehört haben dürften. Die Menschen der dänischen Muschelhalden dagegen besaßen rohe Geschirre; da sie aber nach Art ihrer Beschaffenheit nicht für die Annäherung an Feuer bestimmt waren, so dürfte auch der Weg ihrer Erfindung, sei es, daß ihn diese Menschen erst selbst betraten, sei es, daß sie ihn von ihren Vorfahren her kannten, ein anderer gewesen sein. Wie wir uns solcher Wege noch mehrere denken können, so erscheinen sie uns auch durch kulturgeschichtliche Thatsachen wenigstens angedeutet.

Die Vitiinsulaner entfernen sich von den übrigen Polynesiern auffallend durch ihre Kenntnis der Töpferkunst und des Kochens, indem sie sich hierin den Melanesiern anschließen. Sie sind im übrigen durchaus Menschen der „Steinzeit“ und ihre gewöhnlichen Wassergefäße sind Kokosnußschalen, durch deren Löcher sie eine Schnur gezogen haben, um je zwei über die Schultern tragen zu können. An ihren Kochtöpfen aber hat man schon oft die auffallende Uebereinstimmung der Form mit der aus Erde gebauten Nestzelle der Töpferwespe hervorgehoben. Und in der That ist auch die Art, wie die Frauen — nur diese leisten solche Arbeit — diese eigentümlich bauchigen Töpfe mit dem engen Halse bauen, so ähnlich dem entsprechenden Vorgehen der Töpferwespe, daß es uns gar nicht unmöglich erscheint, es hätte jemand versuchsweise diese zierlichen Zellen des Tieres mit Verwendung desselben Stoffes in entsprechendem Maßstabe nachgeahmt und dann das Brennen im Feuer durch den Wunsch einer intensiveren Trocknung erfunden. Wie das genannte Insekt am Boden beginnt und dann Klümpchen für Klümpchen ansetzt, indem es dem Ganzen durch die Bewegungen des Leibes die entsprechende Form gibt, so formt die Vitifrau immer längere und längere Rollen aus Thon und legt dann zur Bildung des sich ausweitenden Bodens kreisförmig eine auf die andere. Zur Glättung von außen streicht sie dann die Lagen mit einem löffelförmigen Holze zurecht, indem sie von innen einen Stein gegenhält. Das Brennen geschieht noch in sehr einfacher Weise, indem man Reisig und trockenes Gras über die lufttrockenen Töpfe häuft und anzündet. Aber den äußeren Schmuck vergißt der Mensch schon auf dieser untersten Stufe der Technik nicht. Die Vitifrauen wissen diese Töpfe, den Stolz unter ihren Geräten, mit einer Rindenlauge einzureiben, daß sie dunkelrot und mattglänzend werden, ja

unter Anwendung von bestimmten Harzen verstehen sie Farbenstufen von Goldgelb bis Tiefrot hervorzubringen und durcheinander zu mischen. Diese Sorgfalt, die der schlichte Mensch auf das Aeußere seiner Geräte verwendet und die in keinem Verhältnisse steht zu der viel geringeren, mit welcher er die wichtigsten Dinge des Lebens behandelt, stimmt vollkommen überein mit dem noch zu betrachtenden Hange desselben, auch für seinen eigenen Putz früher und ausreichender zu sorgen, als für seine Kleidung. Aus der Verzierung der Thongefäße einer alten Zeit auf hochentwickelte Formen der Lebenshaltung zu schließen, ist darum sehr gewagt.

Wieder auf eine andere Weise könnte ein Volk zur Kenntnis der Töpferei gekommen sein, wenn es unter Benützung eines anderen Stoffes den Eskimo Grönlands nachgeahmt hätte, der seine Lampenschale aus „Weichstein" schnitt. Es hätte jenem leicht einfallen können, in der Not den Thon ähnlich zu behandeln und nachmals am Feuer zu härten. Nicht allzu entfernt gleicht solcher Nachahmung das nach Lubbock von Cook bei den Aleuten beobachtete Verfahren, welche eine Art Thongefäß herstellten, indem sie auf einen Stein einen Rand von Thon aufklebten. Wieder in ganz anderer Weise sollen die Altperuaner vorgegangen sein[1]), indem sie ihre Gefäße in je zwei Hälften in einer Form ausarbeiteten und dann zusammenfügten. Auch brannten sie diese Gefäße nicht, sondern ließen sie an der Luft trocknen. Aber sie benützten sie auch nicht am Feuer, sondern zur Aufbewahrung von allerlei, darunter auch menschlicher Leichen.

An den Thongefäßen der ältesten Bevölkerungsschichten des klassischen Bodens des späteren Hellenentums, wie sie uns durch Schliemanns beispiellosen Eifer jetzt in solcher Menge zur Kenntnis gekommen sind, werden wir ein sehr häufig wiederkehrendes Merkmal erkennen, durch welches sie sich ebenso von unseren, wie von den Gefäßen der nachfolgenden phönizischen und hellenischen Periode entfernen; sehr viele oder die meisten haben keine oder eine kaum angedeutete Bodenfläche, auf der sie stehen könnten. Sie runden sich vielmehr nach unten zu oder laufen sogar kegelförmig aus. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist bei verschiedenen Kategorien offenbar verschieden. Die einen sollten als Vorratsbehälter in die Erde versenkt werden, wie heute noch die Afrikaner ihre Getreidevorräte in ähnlicher Weise bergen. Andere waren nur für den Kochherd bestimmt und konnten so mit ihrem halbkugeligen Boden in der Asche festgedrückt werden. Um sie hier vor dem Umfallen noch besser zu schützen, waren mitunter beiderseits in der Mitte des Bauches plumpe Vorsprünge angebracht, welche als Stützen dienen mochten, um das Geschirr zwischen den Steinen des Herdes gleichsam aufzuhängen. Aber manche Gefäße sind offenbar gar nicht für den Herdgebrauch bestimmt, zeigen aber dieselbe rundliche Form und jene beiden Vorsprünge sind zur Aufnahme einer Schnur doppelt durchbohrt. Mitunter

[1]) Waitz a. a. O. IV, 446.

sind sie mit einem Deckel versehen, der dann dieselben durchbohrten Vorsprünge zeigt. Daraus geht hervor, daß man in jener Vorzeit auch diese Thongefäße im allgemeinen noch wie Kalabassen behandelte, an Schnüren am Leibe oder über der Schulter trug oder im Hause, wie in Afrika noch üblich ist, nicht hinstellte, sondern aufhängte. So hat man auch in altägyptischen Gefäßformen die Nachahmung von Straußenei und Kürbis [1]) wieder erkannt und später dem zum Stehen bestimmten Gefäße einen Standboden gleichsam nur äußerlich angeklebt.

Alles in allem werden wir auch bei dieser Kunst wieder eine größere Zahl von Kulturherden annehmen müssen, an denen sie in selbständiger Erfindung hervortrat, ohne daß wir jedoch ein Mittel zur Begrenzung der Verbreitungskreise um solche Kulturcentren herum besäßen, so lange alle Gefäße in roher Weise aus der Hand gefertigt wurden. Dagegen nimmt man wohl mit Recht an, daß die Erfindung eines differenzierten Werkzeuges, ausschließlich dem Zwecke der Gefäßanfertigung dienend und angepaßt, nicht in gleicher Weise die übereinstimmende Erfindung vieler gewesen sein könne. Ein solches Werkzeug sekundärer Art, das wir dem Erfindungswerte nach der Waffe des Bogens gleichstellen müssen, ist die Töpferscheibe, nach ägyptischen Abbildungen in ihrer ursprünglichen Form nichts anderes als ein Tischchen mit rundem, um die Achse beweglichem Tischblatt. Aegypter, Phönizier und Babylonier müssen dieses Gerät schon seit uralter Zeit gekannt haben, obwohl man nicht weiß, welchem dieser Kulturvölker der Ruhm der Erfindung gebührt. Eigentlich war sie für ein Volk, das überhaupt den Tisch besaß, nicht mehr schwer zu machen, und nur bei einem solchen werden wir sie suchen müssen. Die Tische der Aegypter, wie auch der alten Griechen, waren kleine, runde Einzeltischchen, die man dem Speisenden vorsetzte, eigentlich die Teller selbst, welche gerade so wie die griechischen Schalen als Becher einen Fuß erhalten hatten, um vor dem Gaste in Sitzhöhe nicht gehalten werden zu müssen. Naturvölker wissen nichts von solchen Vorrichtungen, sondern speisen auf dem Tische der Erde. Auch wir Germanen haben uns all jene Geräte samt den Namen erst von den älteren Kulturvölkern leihen müssen. Unser Tisch [2]) ist der entlehnte griechische diskos und das Angelsächsische (disc), wie das Englische (dish) und das Nordische (diskr) haben denselben auch noch in der Bedeutung von Teller oder Schüssel übernommen, die er im Griechischen als „Scheibe" hatte. Wir Deutschen haben aber eine auslesende Verteilung des erworbenen fremden Sprachgutes vorgenommen, indem wir aus dem lateinischen scutellum unsere „Schüssel" und aus dem griechischen diskos unseren „Tisch" machten. Dabei haben wir aber so weit nicht gefehlt, denn wie uns das oft abgebildete ägyptische Opfertischchen zeigt, bildet der Teller mit dem Fußgestell einen Tisch. Nun saßen aber Aegypter und

[1]) Vergl. Weiß, Kostümkunde. I. 1102.

[2]) Siehe Weigand, Deutsches Wörterbuch.

Griechen beim Speisen schon auf erhöhten Bänken; aber das schlichtere und mit der Hand arbeitende Volk kauerte wohl noch in alter Weise, wenigstens that es so bei der Arbeit.

Es muß also der erste Schritt zu jener Erfindung der gewesen sein, den Fuß des gewöhnlichen Tisches so zu kürzen, daß er einem kauernden Manne als Arbeitstisch dienen konnte — so sehen wir ihn abgebildet. Hätten nun die Aegypter schon drehbare, automatische Tabletts besessen, so wäre die Erfindung schon fertig gewesen. Da das aber kaum der Fall war, der Töpfer aber doch, ohne den Standplatz zu wechseln, seine Ware abwechselnd von der und jener Seite betrachten wollte, so mußte er den Tischfuß aushöhlen und das Scheibchen mit einem Zapfen darin drehbar machen. Die vortreffliche Verwendbarkeit eines solchen Drehtisches für die Rundung der Topfwaren ergab sich dann wahrscheinlich erst aus der Benützung als eine willkommene Erscheinung.

Weiter ist die Erfindung, wie sie die Bilder von Beni Hassan zeigen, noch nicht gelangt. Wir sehen noch ganz deutlich, wie der kauernde Aegypter den Thon durch eine Hand streifen läßt, während er mit der zweiten die Tischscheibe dreht. Aber bei Jeremias [1]) hören wir den Töpfer als denjenigen bezeichnen, „der über den zwei Scheiben“ arbeitet. Es war also schon der wesentlichste Fortschritt gemacht, der einen Scheibe eine zweite untere hinzugefügt und der nun zweifellos sitzende Arbeiter lenkte durch diese den ganzen Tisch mittels der Füße, indem er beide Hände für die Formarbeit freibehielt. Wie alle Kunstfertigkeit auf dem Boden Palästinas phönizischen Ursprungs ist, so gehört sicherlich auch jener verbesserte Apparat demselben Volke an; und wenn schon auch hierin wieder den Aegyptern einer späteren Zeit oder den Babyloniern die Priorität gebühren sollte, so hat doch sicherlich keines dieser Völker für die Verbreitung der vollendeteren Technik soviel beigetragen, wie jenes Handelsvolk.

In Tiryns sind die Thongefäße aus der niedersten Ansiedlung, welche Schliemann gewiß mit Recht den „Ureinwohnern des Landes“ zuschreibt, durchwegs ohne Hilfe der Scheibe gearbeitet; von derselben Art sind die in den „vier letzten prähistorischen Städten“ von Troja, solche vom thrakischen Chersones und andere; aber diejenigen der Burg und Niederlassung von Tiryns, welche mit größter Wahrscheinlichkeit den Phöniziern zugeschrieben werden, tragen die Zeichen der Drehscheibe an sich. Sie ist nachmals in ganz Griechenland heimisch geworden. Aehnlich erscheint die Aufeinanderfolge in den Ländern der jüngeren Kultur. Durch ganz Deutschland und die Slavenländer findet man alte Topfwaren, die aus der Hand gefertigt wurden, während sich allmählich die jüngere Ware eindrängt. Im Osten reicht die erstere noch bis ins späte Mittelalter; ja auf den Hebriden

[1]) Jerem. 18, 2.

werden nach Tylors Zeugnisse heute noch „irdene Tassen und Schüsseln ohne Anwendung einer Töpferscheibe verfertigt und durch Linien, die mit einem spitzen Stäbchen eingeritzt werden, verziert". Dem Stäbchen aber gingen der Nagel und die Fingerspitze voran, und vielfach erkennen wir noch an absichtlich hervorgebrachten Eindrücken die Spuren dieser urbildlichen Werkzeuge, während der Uebergang zum Bemalen außer in Anwendung von Bitumen darin bestand, daß man die Grundmasse des Gefäßes aus einem gröberen Thone herstellte, vor dem Brennen aber mit der Lösung eines feineren überstrich, um ihr so ein täuschendes Aussehen zu geben.

Daß auf germanischem und noch jüngerem Kulturgebiete die Töpferscheibe als Entlehnung auftritt und nicht daselbst erfunden, nicht einmal selbständig nacherfunden sein kann, ist außer allem Zweifel. Selten liegt der Beweis so klar in dem Geräte selbst, dessen Wesen als den Schüsseltisch der Alten wir oben zergliedert haben. Germanen und Slaven konnten gar nicht zu einer gleichen Erfindung gelangen, weil die Art ihrer Tischrüstung einem durchaus anderen Systeme folgte. Es ist nicht zu zweifeln, daß die griechisch-ägyptische Schüssel als Ausgangspunkt der südlichen Form der Tischrüstung auf die heute noch gebräuchliche afrikanische, flache Korbschüssel zurückzuführen ist, um so weniger, als ja Homer, wie angeführt, selbst noch das geflochtene Gefäß für dicke Milch kennt. Solche Schüsseln von oft bewunderungswürdiger Feinheit der Arbeit dienen noch jetzt [1] im Sudan als Tisch, Tischrüstung und Präsentierteller alles in allem, indem sie mit der Speise unmittelbar auf den Boden gestellt werden, während die Speisenden, ringsherum kauernd, mit den Fingern zugreifen. Wie schon erwähnt, entsteht aus dieser Universalschüssel der Tisch jüngerer Form, indem sie auf einen erhöhten Fuß gestellt wird, und die Veranlassung dazu gibt die zunächst als vornehm-modisch auftretende Sitte, auf Erhöhungen mit herabgelassenen Beinen zu sitzen. Auf solchen kastenförmigen Erhöhungen, für jede Person einzeln hergestellt und schon damals nicht ohne gesuchte Vornehmheit als Thron bezeichnet, sitzen bereits die homerischen Helden. Die Häute und Pelzdecken, die man vordem auf den Boden zu breiten pflegte, werden jetzt, wie in der Odyssee oft erzählt wird, jedesmal vor der Mahlzeit auf jene Erhöhungen gebreitet, und wie wenn die Menschen das vornehme Sitzen mit herabreichenden Beinen doch noch nicht recht gewöhnt wären, verringert man den Abstand wieder durch einen vorgeschobenen Fußschemel. Allmählich wächst dann das alles zu einem Throne jüngerer Vorstellung zusammen. Was aber ursprünglich zu solchem Sitzen, zu diesen Erhöhungen geführt hat und worin sie zuerst bestanden, darüber weiß ebenfalls Homer noch an mehreren Stellen Bescheid zu geben: es sind die Steine, welche auf den Markt- und Versammlungsplätzen zu dem

[1] Zeugnisse und Abbildungen bei Nachtigal, Sudan und Sahara.

Zwecke zurechtgelegt waren, daß auf ihnen bei Beratungen die „Fürsten" sitzen könnten.

Hier stoßen wir nun auf einen socialen Anlaß und müßten auf weit jüngere, uns bisher noch unbekannt gebliebene Organisationen vorausgreifen, wenn wir den Leser ganz in die Sache einführen wollten. Das Haupt einer Organisationsgruppe welcher Art immer äußerlich hervorzuheben und vor dem Troß der Beherrschten auszuzeichnen, ist ein Bestreben, dem wir überall in irgendwelchen Formen begegnen. Die ägyptische Bildnerei drückt dieses Bestreben dadurch aus, daß sie die Figur des Königs in einem übermenschlichen, die übrigen Menschen aber in einem pygmäenhaften Maßstabe darstellt. Bei denjenigen Völkern, welche das urmenschliche Sitzen auf dem Boden mit wagrecht untergebrachten oder eingebogen hockenden Beinen noch festgehalten haben, wird die Majestät auf ein erhöhtes Podium gesetzt, während alle anderen Menschen beim Empfange auf dem niederen Boden Platz nehmen.

Nun haben wir aber zur Zeit, in welcher Homer erzählt, in Griechenland schon eine kombinierte Organisation von Familienbündnissen, deren einzelne Häupter die „beratenden Fürsten" bilden. Findet nun, was immer noch unter freiem Himmel geschieht, am Markte oder am Gestade des Meeres eine solche Beratung statt, so müssen alle diejenigen in ähnlicher Weise hervorgehoben werden, welche als väterliche Häupter ein Recht des Ratens und Stimmens haben, vor allen denjenigen, die als die geleitete Masse nur stumme Zeugen des Vorganges sein dürfen. Deshalb nun liegen jene Steine nach der Anzahl der Familienhäupter des Bundes auf dem Markte umher, und so hat eigentlich diese Bundesorganisation das System der erhöhten Einzelsitze geschaffen, die dann innerhalb des gedeckten Saales in hölzernen Geräten ihre Nachahmung finden, während der zum Hause nicht gehörige Fremdling sich immer noch in alter Weise auf die Erde, beziehungsweise, weil er die Nähe des Herdes suchen muß, „in die Asche" setzt.

Diesem südländischen Systeme, an das wir Griechenland noch angeschlossen finden, ist das des Nordländers entgegengesetzt. Wir sind weit entfernt, eine genetische Verbindung zwischen grönländischer und skandinavisch-germanischer Einrichtung herstellen zu wollen, aber die ähnlichen Anlässe sind es, die zu ähnlichen Einrichtungen führen, wie sie in der grönländischen Winterhütte — und vom „Winterhause" ging ja wohl die ganze Absonderung aus — in der extremsten Weise in die Erscheinung treten. Die ganze Einrichtung dieser Hütte besteht aus einer einzigen erhabenen Bühne — eine „Pritsche" nennt sie Cranz[1]) — die den ganzen für eine Familie bestimmten Raum von Wand zu Wand einnimmt und nur auf der einen Seite einen schmalen Gang frei läßt. Indem der Mensch bei

[1]) Cranz a. a. O. S. 176, siehe die Abbildung dazu Tafel V.

der Arbeit die Füße in diesen Gang hinausstreckt, kommt er in unserer Weise zu sitzen. Im übrigen ist ihm diese „Pritsche" rein alles: Bank, Lager und Tisch. Daß sie in Sitzhöhe über dem blanken, tiefdurchfrorenen Boden angebracht ist und sonach zu jener Art Sitzen einladet, wird der Leser schon aus den klimatischen Verhältnissen allein erklärlich finden.

In Skandinavien, bei der germanischen Bevölkerung daselbst, aber kamen noch andere Anlässe hinzu. Der Germane war bereits bei seiner Einwanderung Viehzüchter. Ihn zwang aber das ungünstigere Klima, den zarteren Teil seines wertvollsten Besitzes mit unter das Dach seines Winterhauses aufzunehmen. Die Rücksicht auf diese Mitbewohner zwang ihn wohl noch mehr als der Einfluß des Klimas, obgleich auch das sich in einem zeitweiligen Aufweichen des Bodens unter dem Rauchloche äußerte, seine Person in eine angemessene Höhe zu rücken, und so wurde auch ihm jene Bühne [1]) die notwendigste Einrichtung und der Ausgangspunkt aller nachmals differenzierten Einrichtungsstücke. Daß nun auch hier einmal dieses Gestühl, wie wir es nennen wollen, Lager, Bank und Tisch in einem war, darauf deutet mit Sicherheit die später bei den sprachverwandten Stämmen in verschiedener Weise vollzogene Auswahl der Begriffsverbindung des vordem nur für ein und dieselbe Sache dienenden Wortes. Während wir mit „Stuhl" — historisch richtig Stul, weil ahd. stuol [2]) — nur noch das Gestühl zum Sitzen bezeichnen, benennen der Pole und Tscheche mit stol und stůl, der Litauer mit stálas den Tisch, und Grimm [3]) glaubt, „diese Bedeutung scheint die ältere, zumal da die ältesten Stühle Tischform hatten". Es ist aber in Wirklichkeit das Verhältnis das, daß beide jetzt getrennten Stücke vordem in einem älteren vereinigt waren. Die Trennung sehen wir in einem altnordischen Bauernhause fast noch vor sich gehen [4]). Jener Gang vor der Bühne des Eskimo führt hier in einer Hufeisenform im Hause herum und teilt so eine die Wände säumende „Bank" von dem in der Mitte freigestellten „Tische". Aber, was wesentlich ist, alle diese Gegenstände sind immer noch festgefügte Teile des Hauses, auf schweren Pfosten ruhend, und zeigen nicht die geringste Beweglichkeit. Die Bank dient noch ganz regelmäßig als Sitz und Lager, aber auch der Tisch wird häufig noch besonders geehrten Gastfreunden als solches bereitet, denn man kann nicht neben Zicklein und Ferkeln geruhsam auf dem Boden liegen [5]), wie man allenfalls noch Gästen im griechischen „Männersaale" zu betten pflegte.

Dieser „Tisch" des nordischen Hauses ist also seinem Ursprunge nach ein durchaus anderes Gerät als der des Südlandes, unter dessen Einflusse

---

[1]) Vergl. Kiechel, Reisen des Samuel K.

[2]) S. Weigand, D. Wörterbuch.

[3]) Grimm, Gramm. III. 433, bei Weigand a. a. O.

[4]) S. Troels Lund a. a. O.

[5]) Ebendas.

Griechenland einerseits noch stand. Brauchte der Südländer, um nicht von der Erde weg zu essen, eine Schüssel, so entbehrte der Nordländer diese, weil er von jenem Gestühle weg aß. „Zu der Zeit war es Sitte, den Gästen die Speisen auf dem Tische vorzulegen, denn man hatte keine Schüsseln“ [1]).

Diese Gegensätzlichkeit des Systems bei der Schaffung der in Rede stehenden Geräte bürgt uns dafür, daß der Nordländer in selbständiger Weise zur Erfindung eines Instrumentes wie der Töpferscheibe nicht hätte gelangen können. Sehen wir aber der Sache noch etwas tiefer auf den Grund, so löst sich jene Gegensätzlichkeit doch wieder in der Einheit eines leitenden Grundgedankens auf. Im Süden wie im Norden war das der gemeinsame Ausgangspunkt der gesamten Einrichtung, daß man anfing sich zu scheuen, die Speise auf den blanken Boden zu legen und von diesem weg zu essen. Nur in den Mitteln gingen dann Nord und Süd auseinander. Während der Nordländer als Nomade von seiner Tierhaut aus bis zu jener Bühneneinrichtung fortschritt, schob sich dem Südländer das Werk der gerade ihm eigenen Flechtkunst ein, denn seine geflochtene Speiseschüssel ist im Grunde wieder nichts anderes als das dem Zwecke nach differenzierte Stück Matte, das er unter die Speisen auf den Boden legte, und wie wieder diese Matte den Gebilden der Natur selbst nachgeahmt ist, das zeigt noch auf das deutlichste der Gebrauch der Polynesier, welche ihre Speisen auf Bananenblättern servieren. Auf Tahiti konnte man noch beiderlei, Natur und Kunst, nebeneinander sehen; während die Einen ihre Speisen auf Bananenblättern ausbreiteten, benützten die Anderen Holztäfelchen oder Geflechte aus Phormiumfasern [2]).

Als Speisegerät diente vor allem, wie schon oben gesagt, das Messer in all seinen Formen, bei den genannten Tahitiern beispielsweise als spitzes Bambusstäbchen. Unter den differenzierten Eßgeräten tritt der Löffel relativ am frühesten hervor, das Muster eines primären Werkzeuges, die genaue Nachbildung der hohlen Hand mit dem Vorderarme zur Verlängerung des letzteren. Wo letzterer Zweck nicht vorliegt, da erscheint dem Wilden konsequenterweise auch der Löffel — beziehungsweise der Naturgegenstand, den er dafür braucht, — eher hindernd als förderlich. Livingstone hatte einigen Südafrikanern Löffel geschenkt, die darüber sehr entzückt waren und sofort den Gebrauch beim Essen von Milch nach Anleitung versuchten. „Sie nahmen etwas mit dem Löffel, dann gossen sie dieselbe in die linke Hand und schlürften sie aus dieser.“ Wahrscheinlich war es erst der Genuß warmer Speisen, welcher den Löffel von einer anderen Seite her allgemeiner empfahl. Dennoch pflegt man in Bornu in Innerafrika auch den warmen

---

[1]) Vatnsdäla Saga c. 22. Strinnholm, Wikingszüge. II, 67. Note.
[2]) Waitz a. a. O. VI, 54.

Brei noch mit den Fingerspitzen zu greifen[1]); die Barineger am weißen Nil aber verwenden dazu schon den Holzlöffel, die Kitschneger die Muschelschale. Auch die Bantuneger führen bereits ersteren, während die Hottentotten wohl durch den Gebrauch der Muschel dazu gelangt sind, sich Perlmutterlöffel zu schnitzen. Selbst bei uns bildete noch spät im Mittelalter — so noch nach einem Inventare von 1469 — der Löffel das einzige Eßgerät, das man für den Gast bereit hielt; das Messer führte er selbst bei sich, und Gabeln gab es noch nicht allgemein.

Als einen Uebergang dazu müssen wir jene spitzen Stäbchen betrachten, die in Polynesien und bei den Papuas auf Neuguinea in Gebrauch waren. Mit solchen stehen gewiß auch die Eßstäbchen der Chinesen in Verbindung, während andere Völker allmählich zum Erfassen der Bissen ein Gerät nachzuahmen begannen, das zum Spießen der Fische — ein Speer mit mehreren Spitzen — bei seeanwohnenden Völkern längst im Gebrauche war, und in der Hand Poseidons sich erhalten hat. Zu den Menschen, welche vielleicht am frühesten unter den roheren sich dieses Fischergerätes zum Essen bedienten, gehören die Viti-Insulaner, die aber merkwürdigerweise nur Menschenfleisch mit den dazu allein bestimmten Gabeln faßten, während sie sonst jede Speise mit den Fingern angriffen. Zweifellos war dabei eine „Tabu“-Scheu im Spiele, und diese Scheu hat hier nachahmungsweise in relativ alter Zeit ein Eßgerät geschaffen, das die Nordländer Europas nach Lubbock erst im 17. Jahrhunderte in Verwendung zu nehmen begannen. Dem widerspricht nicht, daß es schon viel früher Gabeln gab und daß solche auch zur Fleischteilung in der Küche benutzt wurden[2]).

Das Lager des Menschen bildete, seit das schützende Feuer ihm gestattete, so gut wie überall zu nächtigen, am allgemeinsten der blanke Erdboden. Wie sich der Buschmann unter einem Strauch zusammenkauert, so hat auch Odysseus noch in der Not das dürre Laub zur Decke genommen. Bei etwas mehr Fürsorge bildeten die Pelzhäute der Tiere eine Decke über dem Boden. Auf solche Weise wurde auch noch in homerischer Zeit das Lager auf dem Estrich des Hauses mittels Decken bereitet. Es ist ein Fortschritt der Fürsorge, besondere Lagerdecken mit auf die Wanderung zu nehmen, wie bei einigen Negerstämmen üblich; wo die Bekleidung entwickelter ist, da erspart sie häufig diese Fürsorge. Nur in den tropischen Waldgebieten Südamerikas, wo das Ruhen auf der Erde teils der Feuchtigkeit, teils der Menge gefährlicher Kriechtiere und Schlangen wegen nicht möglich ist, da ist der Mensch nicht gänzlich von seinen Baumhorsten herabgestiegen, sondern hat sich in der „Hängematte“ ein vollendeteres Zweig-

---

[1]) Nachtigal a. a. O.

[2]) Vergl. Tylor, Urgeschichte. S. 22. Chambers' Journal in „Ausland“ 1870. S. 382. Alwin Schultz a. a. O.

geflecht als Lagerstätte bereitet. Wie etwas Aehnliches teils aus ähnlichen, teils aus anderen Gründen und mit anderen Mitteln auch die Bewohner des Nordgürtels versuchten, haben wir oben berührt. Nur in dieser Beschränkung auf das ständige Lager in dem dafür allein bestimmten Wohnraume folgte auch der Grieche dieser Methode. Den meisten Naturvölkern aber genügt eine Tierhaut oder allenfalls eine geflochtene Matte statt all dieser Vorkehrungen. Desto auffallender aber muß es erscheinen, daß gerade bei Stämmen relativ niederer Kulturstufe eine ganz besondere und eigentümliche Schlafvorrichtung sich vorfindet, die minder bequem sein muß, als selbst der Feldstein, der in den Patriarchengeschichten als Kopfkissen eines Wandernden Erwähnung findet.

Als Karl Vogt einen in den schweizer Pfahlbauten gefundenen, einem Kähnchen oder Halbmond gleichenden und etwas verzierten Gegenstand als eine solche Vorrichtung zu bestimmen versuchte, stieß er auf großen Widerstand, weil man sich die kühnen Bewohner der Wasserhorste nicht mit künstlich aufgebauten Haartouren vorstellen mochte. Ohne daß wir über jenen Gegenstand entscheiden wollten, den man nun lieber für ein Idol hielt, müssen wir doch behaupten, daß jene Vorstellung neben so zahlreichen ethnologischen Thatsachen durchaus nichts Ungewöhnliches oder Auffallendes einschließt. Wie wir noch sehen werden, ist es gerade auf einem niederen Standpunkte das Haar, das, als eine natürliche Schmuckanlage aufgefaßt, zum Träger des künstlichen Schmuckes wird und einer Sorgfalt der Pflege sich erfreut, wie sie der ganze übrige Leib nur allzu sehr vermissen läßt. Wir werden bald zur Erhärtung dieser Thatsache schreiten; hier müssen wir sie voraussetzen, um die außerordentlichen Opfer zu verstehen, welche der Wilde dieser Auszeichnung des Leibes bringt, an welche nach seinem Dafürhalten die gesellschaftliche Schätzung seiner Person gebunden ist. Obwohl dieser Ehrgeiz zu Thatsachen führt, die durchaus nicht zur Verherrlichung des Menschenbildes nach unserer — doch nicht ganz ungeteilten — Auffassung beitragen, so darf man doch auch hierin seinen erziehlichen Einfluß nicht verkennen. Es ist ein sehr zum Guten entwickelbarer Instinkt, welcher diesem „Etwas auf seine Person halten" innewohnt.

Jeder Zwang, den sich der Mensch aus einem Antriebe solcher Eitelkeit auferlegt, hat etwas Zähmendes und Bändigendes, wofür in der Tierwelt kein analoges Moment besteht. Eine solche sittliche Bändigung des noch völlig nackten Menschen beginnt mit der Hochschätzung seiner im Haarschmuck ausgedrückten Individualität, und auf diesem Gebiete wirkt die Eitelkeit geradezu Wunder moralischer Art. Diesem Schmuck zuliebe gewöhnte sich der Mensch, mit freischwebendem Kopfe zu schlafen und nur den Nacken oder den Ansatz des Hinterkopfes zu unterstützen; und was uns schwer glaublich scheint, das hat, wenn schon nicht allgemein, so doch in ungeahnt weiten Kreisen Verbreitung gefunden.

Das dazu nöthige Gerät bestand aus einem Stück Holz, in welches

zur Aufnahme des Nackens eine passende Vertiefung eingehöhlt war, oder es wurde aus mehreren Stücken entsprechend geformt, mit fortschreitender Technik selbst wieder ein Gegenstand des Luxus. In seiner einfachsten Form aber gehört das Schlafholz schon demjenigen Menschen an, der, nur mit primärer Waffe ausgerüstet, neben dieser nichts als jenes Gerät schweifend durch das Land trägt. Stämme ohne Kenntnis der Töpferkunst und des Bogens besitzen nichtsdestoweniger schon dieses Gerät und tragen es mit ähnlicher Sorgfalt wie den Feuerbrand bei sich. Das Schlafen auf einem solchen setzt eine ruhige Rückenlage voraus, und zugleich dasjenige Schlafbedürfnis, welches dem beständig in freier Luft sich bewegenden Naturmenschen kaum jemals abgeht. Für ein gewöhnliches Ausruhen pflegte man nicht zu liegen, sondern allenfalls mit Unterstützung des Rückens zu hocken.

Die schwarzen papuanischen und die braunen polynesischen Stämme der Südsee bedienen sich in gleicher Weise des Schlafholzes. Auf den Viti-Inseln finden wir es in einer sehr einfachen Form: ein dickes Stück Bambusrohr, an beiden Enden an je einem kurzen Fuß befestigt. Die nötige Einbiegung entsteht durch die Elastizität des Rohres von selbst. Mitunter haben die Papuanen Neuguineas Schnitzereien zunächst an den Füßen angebracht; mitunter erscheint dann auch schon der Querstab als ein geschnitztes Holzstück. Es braucht kaum noch erwähnt zu werden, daß an Tische, Stühle oder ähnliche Geräte in der Papuahütte nicht zu denken ist; eine Matte und jenes Holz bilden das ganze Mobiliar. A. B. Meyer[1]) fand in Doreh sehr kunstvoll geschnitzte „Nackenkissen" dieser Art. Auf Tahiti bildete ehedem dasselbe, Tuaurua genannte Gerät einen niedrigen, oben ausgeschweiften Schemel, der auf vier Füßen ruhte und mancherlei Schmuck der heimischen Schnitzkunst aufwies.

In Afrika reicht die Verbreitung desselben Gerätes, wenige Stämme ausschließend, von Süden bis Norden. Die schwarzen Anwohner des Zambesi sahen wir schon nach Livingstones Zeugnis mit dem Schlafholz unter dem Arme die Steppen durchwandern. Der Kaffer baut dasselbe bald in Schemelform, die Astbildungen eines Stämmchens benützend, bald als Block, indem er nur ein Kreissegment als Lager für den Nacken einschneidet. In zierlicheren Formen erscheint es als Halbmond auf einem breiten Fuße befestigt. Es ist bekannt, daß auch die alten Aegypter dasselbe Gerät benützten, wie sowohl die Grabfunde wie die Inschriften gelehrt haben. Selbst die Götter ruhten nach ägyptischem Glauben auf solchen Stützen und man glaubte ihnen solche weihen zu müssen. So erinnert Thutmes III. Osiris an seine Werke der Frömmigkeit, indem er ihm habe „schöne Kopfstützen und Gestelle zum Liegen aus Silber, Gold, Blaustein, schwarzem Erze und

[1]) Globus 1874. S. 165.

allerlei Edelgestein" anfertigen lassen [1]). Nach alledem wäre es durchaus nicht wunderbar, wenn der Gebrauch auch zu europäischen Stämmen der Urbevölkerung herübergereicht hätte, zumal wir wissen, daß sogar noch germanische Völker auf den künstlichen Haaraufbau einen ähnlichen Wert legten, wie die heutigen sogenannten Naturvölker.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch kurz der Vorkehrungen für das Lager des Säuglings gedenken. Bei allen Naturvölkern trägt die Mutter das Kind, so lange es nicht laufen kann, beständig bei sich, denn da alle Arbeit im Herumsuchen nach Nahrung besteht, sind die Ruhepausen, in denen sie das Kind von sich legen kann, nur ein geringer Teil der Zeit. Deshalb vermag eine Mutter nicht mehr als ein Kind in solchem Alter zu pflegen. Damit das Kind bei der Arbeit die Mutter nicht hindere, wird es mit einer Tierhaut oder was später deren Stelle ersetzt, an jene gebunden, in den meisten Fällen so, daß der bauschigte Sack der Mutter auf dem Rücken hängt. Nur die amerikanische Rasse hat in betreff dieser Tragvorrichtung einen besonderen Fortschritt gemacht, der freilich vom Standpunkte des Kindes nicht so zu nennen sein dürfte. Dem Wesen nach bestand der Fortschritt nur darin, daß man in einem den Sack samt dem Kinde auf- und abbinden und dann wieder an einem beliebigen Gegenstande befestigen oder auf der Erde aufstellen konnte. Bei den Nordindianern legte man das neugeborene Geschöpfchen auf die Fläche eines mit Moos bestreuten Holzes, beziehungsweise auf ein so gepolstertes Brett und wickelte nun beides, Kind und Brett, in eine Tierhaut. Nachdem man die Füßchen des Kindes gegen das Herausrutschen noch besonders mit einer Lederschnur versichert hatte, befestigte man an die ganze Vorrichtung ein Tragband und hängte sie so wie einen Ranzen über den Rücken [2]). Unter dem Einflusse der Missionen begann diese Sitte bei den Nordindianern schon vor hundert Jahren abzukommen; aber bei anderen Stämmen ist dieses für die Mutter bequeme Kinderbrett noch immer im Brauch und ein araukanischer Trupp brachte ein solches noch vor kurzem nach Europa. Bei der Beschäftigung im Freien lehnt es die Mutter zeitweilig an einen Baum, oder es wird zum Schutze vor Tieren mit dem Tragbande als erste Wiege an den Ast eines solchen gehängt [3]).

Obgleich sich bis jetzt dieses Wiegenbrett nur bei amerikanischen Stämmen vorgefunden hat, so sind doch von gleichen Anlässen geführt auch unsere germanischen Urmütter zu einer ganz ähnlichen Erfindung gelangt, die sich wenigstens im skandinavischen Norden bis in die historische Zeit erhalten hat. Ein Kind auf den Boden oder auch nur auf die Bank zu legen, war jenen auch im Hause nicht möglich, weil es von den mit-

[1]) Brugsch, Geschichte Aegyptens. S. 379.
[2]) Loskiel a. a. O. S. 79.
[3]) Ebendas.

wohnenden Haustieren bedroht worden wäre. „Neben der Ofenbank, dem wärmsten Stubenplatze, welcher den Kindern angewiesen war, schwebte ein plump geformter ausgehöhlter Block, von dem Ende einer Stange herabhangend, welche auf den Querbalken ruhte. Dieses freischwebende Lager war das des jüngsten Kindes; die biegsame Stange ließ die Wiege auf und ab schaukeln, hielt aber zugleich den Säugling hoch genug, daß nicht unberufene Neugier von unten her ihm zu nahe kam [1]."

---

[1]) Troels Lund a. a. O. S. 27.

Fortschritte der Speisebereitung.

Indem wir die Entwickelung der Werkzeuge, Waffen und Geräte früher ins Auge gefaßt haben, als die Aufeinanderfolge derjenigen Gegenstände der Gewinnung oder Abwehr, welche als Ziele des Gebrauchs auf die Fortschritte des Erfindungsgeistes von Einfluß waren, wollen wir auch jetzt auf die fortschreitende Methode der Zubereitung der Nahrungsmittel unsere Betrachtung lenken, und dann erst die Art der Gewinnung derselben mehr im einzelnen verfolgen. Vieles davon reicht ja der Zeit nach weit über die Stufe hinaus, auf welcher wir uns die Kunst des Kochens erfunden denken können.

Das Kochen im engeren Sinne, d. i. das Sieden von Nahrungsmitteln im Wasser, ist das letzte Glied einer langen Reihe von Versuchen, durch welche der Mensch allmählich die Leistungsfähigkeit des gezähmten Feuers für seinen Haushalt kennen lernte. Daß er es nicht mit Vorbedacht zum Zwecke solcher Leistungen in seine mühevolle Bewahrung genommen hat, das wissen wir jetzt schon. Es waren in der That ganz andere Motive, die ihn zu jenem ersten Schritte verleiteten, und erst allmählich gelangte er zu den einzelnen Stufen seiner Verwendung, zu allerletzt und in verhältnismäßig sehr später Zeit zur Fertigkeit des Kochens im engeren Sinne.

Da wir bereits sahen, daß die rote Rasse in Amerika erst in selbständiger Weise zur Erfindung feuerfester Geschirre gelangte, das Kochen am Feuer aber solche voraussetzt, so können wir schon von da aus den Schluß wagen, daß die Menschheit zur Zeit, da sich die verschiedenen Zweige der roten Rasse trennten, von dieser Art Zubereitung ihrer Lebensmittel noch nichts wußte. Dieser Schluß wird durch eine Menge von Thatsachen bestätigt. Das Kochen ist heute noch den Australiern und Polynesiern völlig unbekannt. Wenn wir uns dabei auf unsere Hypothese bezüglich der Verbreitung der Rassen [1]) beziehen dürfen, so würde daraus folgen, daß weder jene Abzweigung der der Urmenschheit relativ am nächsten stehenden schwarzen Rasse, welche auf mehrmals durchbrochenen Wegen nach dem Südkontinente gelangte, noch auch jener Zweig, welcher von der roten Rasse über Süd-

---

[1]) Siehe oben S. 164 ff.

ostasien ausging, um jene ältere Besiedlungsschicht zu unterwerfen, die Kenntnis dieses menschlichen Fortschrittes besaß; denn im anderen Falle hätten wenigstens die Polynesier durch ihre Beherrscher mit ihm bekannt gemacht werden müssen. Dagegen befindet sich jene zweite Ausströmung der schwarzen Rasse, welche die melanesischen Inseln besiedelte, und welche sich uns durch den Besitz des Bogens als eine jüngere gekennzeichnet hat, im Besitze der Kunst des Kochens. Wir würden darnach annehmen dürfen, daß diese Schicht erst zu einer Zeit den alten Mutterboden der schwarzen Rasse verlassen habe, da diese bereits, sei es selbständig oder durch Entlehnung, in den Besitz jener Kunst gelangt war, wenn nicht Anzeichen besonderer Art [1]) zu der Vermutung führten, daß dieser Stamm die Erfindung irdener feuerfester Geschirre in selbständiger Weise gemacht habe. Mit dieser aber war die Erfindung der Kunst zu kochen wie von selbst gegeben. Ein Gleiches fand, wie erwähnt, nachweisbarerweise auch innerhalb der roten Rasse statt, so zwar, daß eine Reihe von Stämmen bei der geringen Verbindung von Stamm zu Stamm bis in unsere Zeit hinter jenem Fortschritte zurückblieb.

Haben wir vorher aus bestimmten Anzeichen geschlossen, daß die zur Eiszeit lebenden Menschen Europas, die sogenannten „Rentiermenschen" des jetzigen Frankreich, der roten Rasse zuzuteilen wären, so stimmt damit auch jetzt die Thatsache, daß sich dieselben im Besitze der Kunst zu kochen unmöglich befunden haben können, weil es ihnen überhaupt an Geschirren gebrach. Aber auch die vorgeschichtlichen Menschen der dänischen Muschelhalden können nicht gekocht haben, denn ihre Gefäße waren nur an der Sonne getrocknet. Aber auch die gelbe Rasse kann diese Kunst noch nicht als Gemeingut in ihrer Heimat besessen und von da aus nach allen Richtungen ihrer Verbreitung mitgebracht haben, denn Linné fand noch bei finnischen Stämmen Rudimente, welche deutlich auf das Gegenteil schließen lassen, und ein Gleiches bestätigt der Missionär Leem bezüglich der Lappen des vorigen Jahrhunderts. Daß die Juden als ein Zweig der dunkelweißlichten Rasse in historischer Zeit zu kochen verstanden, ist sicher, aber schwerlich haben sie die Kunst aus der Heimat des Semitentums mitgebracht. Selten trügt der Grundsatz, daß die Gebräuche des Kultus das Bild der Lebensweise einer vorangegangenen Zeit festhalten. Ein solches Bild gewährt uns auch das Verspeisen des Passah-Lammes, von dem das Gebot ausdrücklich lautete: „ihr sollet nichts davon roh essen, noch gesotten im Wasser, sondern gebraten am Feuer, seinen Kopf samt den Schenkeln und Eingeweiden [2])." Im Vergleiche mit anderen Analogien ergibt sich uns der Sinn dieser Worte in der Richtung, daß die Erinnerung an eine Urzeit des Rohessens abgelehnt, die Uebung des Kochens aber als eine jüngere

---

[1]) Siehe oben S. 334.

[2]) Exod. 12, 9.

ausgeschlossen werden soll, wenn es gilt, ein Fest in altertümlicher Weise zu feiern.

Es ist nicht bestimmbar, welcher Farbe wir die Skythenvölker der Alten im weiteren Sinne dieses Wortes zuteilen sollen; aber gewiß schlossen jene Nomadenvölker auch Stämme hellweißlicher Rasse ein, und wenn von jenen im allgemeinen Anzeichen vorliegen, daß sie das Kochen nicht geübt haben, so können möglicherweise selbst die Arier erst in ihrer Vereinzelung zu jener Kunst gelangt sein. Der Sprachschatz kann uns soweit nicht mit Gewißheit leiten, weil die fortgeschrittene Technik einen Namen leicht an sich reißen konnte, der vormals eine ganz andere Form derselben bezeichnete. Die lateinische Stammform unseres „Kochen“ zeigt sogar noch ganz deutlich jenen Uebergang, wobei „Braten“ zweifellos die ältere Bedeutung ist. Wir haben also alles in allem genommen in der Kochkunst engeren Sinnes eine so jugendliche Kunst vor uns, daß sie kaum eine einzige der Rassen, die sie heute üben, aus ihrem gemeinsamen Kulturschatze herzuleiten vermag. Ihre erste Voraussetzung ist die ebenfalls spät verallgemeinerte Kunst der Herstellung feuerfester Thongeschirre, ihre große Verbreitung aber erlangt sie erst durch den allgemeiner werdenden Gebrauch der Metalle und deren Verwendung zu Kesseln. Da wir in positiver Weise wissen, daß die Juden in historischer Zeit neben anderen Bereitungsarten auch das Kochen im engeren Sinne übten, so ist es ganz selbstrebend, daß wir diese Bereitungsart auch dem phönizischen Volke zuschreiben müssen, ebenso wie sie Aegypter und Ostsemiten besaßen, desgleichen die Hindu und die Völker des ostasiatischen Kulturkreises. Aber wie viel gesonderte Erfindungsherde innerhalb dieser Gebiete wir anzunehmen, in welcher Folge wir uns die Uebertragung zu denken haben, auf diese Fragen müssen wir bis jetzt die Antwort schuldig bleiben. Wenn die oben angeführte Deutung von Schliemanns Funden auf griechischem Boden, insbesondere in Tiryns, richtig ist[1]), wenn jene Buckelansätze am Bauche der Thongefäße den Zweck haben, letztere zwischen den Steinen des Herdes schwebend zu erhalten und wenn jene „erste Ansiedelung“, in deren Kulturschutt sie gefunden wurden, wirklich der vorphönizischen Bevölkerung angehörte, dann müßten die Griechen von Argolis die Kunst zu kochen schon gekannt haben, ehe die Phönizier auf dem Felsen von Tiryns sich niederließen. Damit wäre freilich noch nicht ausgeschlossen, daß dieses handeltreibende Volk nicht auch schon vor der Begründung solcher Niederlassungen im pelasgischen Lande einen Kultureinfluß auf dasselbe geübt hätte, dem möglicherweise auch jene Uebertragung zu danken wäre. Bei den Phöniziern als Metallarbeitern dürfen wir aber ohne Zweifel eine relativ frühzeitige Entwickelung der Kunst zu kochen voraussetzen.

Der Weg zur Erfindung selbst aber stellt sich uns in vielen Uebergängen der Feuerbenützung zur Vorbereitung der Nahrung in einer

---

[1]) Siehe oben S. 335.

Weise dar, daß wir kaum irre gehen dürften. Wir wissen nun freilich, daß die Einwirkung des Feuers auf die Gewebe der Nahrungsmittel einen lösenden Einfluß übt, dadurch Kauen und Verdauung erleichtert und somit in doppelter Weise einen Ueberschuß von Energie spart, einmal denjenigen, welchen in mechanischer Weise die Organe beim Verdauen binden und dann denjenigen, welcher auf die Herschaffung einer größeren Menge von Nahrungsmitteln verwendet werden mußte, weil die in minder lösbarer Form dem Magen gebotenen in geringerem Grade ausgenützt werden können. Auf beiderlei Wegen also macht der Mensch, der sich am Feuer bereiteter Nahrungsmittel bedient, wieder einen Teil seiner Thatkraft frei, und vermag dieselbe für neuere Fortschritte der Kultur zu sammeln. Man wird also finden, daß kochende Menschen zugleich anspruchsvoller und thatkräftiger sein werden, als „Roheſſer", welche dann in der Regel von jenen mit diesem Namen als die zurückgebliebenen gekennzeichnet werden. So nannte man zu des Thukydides Zeiten das kulturloseste Stämmchen im Innern Griechenlands, die Eurytanen, Omophagen, „Roheſſer", und so glaubten die Rothäute Neuenglands ihre nördlichen Nachbarn als Eskimantsic in demselben Sinne geringschätzig bezeichnen zu können; unser „Eskimo" stammt von diesem Schimpfnamen. Aber diese ebenso unzweifelhaften wie bedeutsamen Folgerungen haben natürlich den Naturmenschen nicht auf jenen Weg leiten können.

Thatsächlich erscheint das Rösten als die erste und einfachste Art, das Feuer für die Nahrungsmittel in Verwendung zu nehmen, nachdem es längst schon ein Gegenstand im Besitze des Menschen war. Uns wird der große Vorteil dieser Bereitungsweise natürlich sofort in die Augen springen, wenn wir etwa den Genuß der rohen Kastanien mit dem der gerösteten vergleichen; aber der unerfahrene Mensch konnte vorerst einen solchen Vergleich natürlicherweise nicht anstellen. Es gab aber doch mancherlei Wege, auf denen er, zunächst auf einen anderen Erfolg des Feuereinflusses bedacht, zu jener Erfahrung wie durch Zufall geleitet, gelangen konnte. Die Frauen vieler wilder Stämme haben das mühsame Amt, Gräser der Steppe zu suchen und aus ihnen die mehlhaltigen Körnchen herauszulösen oder sie einzeln von der Erde aufzuheben, nachdem sie sie mit einem Stocke aus den Rispen geschlagen. Wie oft muß sich da die Frau, das Kind auf dem Rücken, um eine Handvoll solcher Körnchen bücken — und wie wenig füllt eine solche den leeren Magen! Sollte es da niemand eingefallen sein, den treuen Freund des Menschen, das Feuer, zur Arbeit zu laden, etwa ganze Händevoll der Gräser samt den Früchten abzureißen und daheim über einem Feuerbrand schnell die das Körnchen umklammernden Hüllblättchen zu lösen?

Wirklich hat nun Tylor [1]) aus alten englischen Berichten die interessante Thatsache entnommen, daß ein solches Vorgehen ein alter keltischer

[1]) Tylor, Anfänge der Kultur. I. 45.

Kunstgriff war. Auf den Hebriden war noch im Anfange des 18. Jahrhunderts der „alte Gebrauch vorherrschend, das Korn geschwind aus den Aehren herauszubrennen, welche Methode ihrer schnellen Förderung wegen „graddan“ (von gälisch grad = schnell) genannt wurde.“ Dasselbe berichtete um 1600 Fynes Morison von den Irländern, welche auf diese Weise den Hafer aus dem Stroh brannten. Auf diese Art mußte dann aber auch sicher über kurz oder lang der für den Menschen angenehme Einfluß entdeckt werden, welchen das Feuer auf die Hülse der Körner selbst übte, man mußte dazu gelangen, das Korn selbst auf diese Weise zu sprengen, und da es, dem Feuer unmittelbar ausgesetzt, verbrannte, so lag es nahe, die heiße Asche oder jene heißen Steine zu verwenden, welche das Herdfeuer einzuhegen pflegten. Die Maiskörner solchergestalt in heißer Asche zu rösten, war eine der Bereitungsweisen, welche die alten Irokesen und Delawaren übten [1]). Ebenso wurden einst die Mehlfrüchte der östlichen Halbkugel behandelt. Auch die Juden genossen noch geröstete Getreidekörner, und daß „geröstete Gerste“ und ebenso solcher Spelt einst bei Griechen und Römern das Hauptgericht der vegetabilischen Gruppe bildeten, beweist das in spätere Zeit hinein erhaltene Opferritual.

Geröstetes und zermalmtes Getreide erfuhr bei den fortgeschrittensten Nordindianern — andere kannten es gar nicht — eine verschiedene Verwendung. Ersteres aß man in diesem Zustande, letzteres vermischte man vor dem Genuß mit Wasser. In gleicher Weise hielten auch die klassischen Völker beides auseinander, und man kann auch aus diesen zwei Parallelmethoden der Bereitung schließen, daß, was auch an sich das natürlichste ist, das Zermalmen des rohen Kornes früher zur Gewohnheit geworden war, ehe man die Anwendung des Feuers erfand, weil im anderen Falle wohl die ganze Entwickelung auf ein und demselben Wege geblieben wäre.

Ein anderer Weg, auf dem man zu jener Anwebung gelangen konnte, wurde durch die fortschreitende Fürsorge eröffnet, indem man größere Reste der Fleischnahrung aufzubewahren oder als Reiseproviant zuzubereiten suchte. Den ersten Ausgangpunkt dieses Weges können wir bei der Trocknung der Fische an Sonne und Luft gewahren. Dieses einfache Verfahren wird heute noch vielfach geübt, sowohl im großen, an den Seeküsten, wie von schweifenden Zigeunern, wenn sie einen Fischteich bestohlen haben. Man sieht dann die der Länge nach auseinandergerissenen Fische entweder auf dem blanken Boden oder allenfalls auf einem untergebreiteten Tuche, wofür der Naturmensch eine Tierhaut nehmen konnte, den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Solche lufttrockene Fische bilden auf Japan immer noch bei gewissen Festzeiten die Vergegenwärtigung eines früheren Wirtschaftszustandes des Volkes, indem sie die einfache Nahrung der Voreltern darstellen, wie

[1]) Loskiel a. a. O. S. 85.

bei den Juden jenes unzerteilt gebratene Lamm, dem statt der Würze des Salzes die von „bittern Kräutern" beigegeben ist.

In einem heißeren Himmelsstriche konnte man diese Methode auch auf jede Art Fleisch anwenden, wenn die Austrocknung schnell genug erfolgte. Diese Methode der Dörrfleischbereitung, welche an sich einen bedeutenden Fortschritt der wirtschaftlichen Fürsorge darstellt, zunächst aber auch nur in Ländern der Not erfunden zu sein scheint, zeichnet uns am anschaulichsten Nachtigal[1]) in seiner Schilderung des Lebens der armen Tubu-Reschade, welche ein glühendheißes und überaus karges Felsenland fast inmitten der Wüste bewohnen. Wenn eines ihrer Kamele fällt, so ist für sie der Verlust viel zu groß, als daß sie gleich den sorglosen Indianern sich zur Mahlzeit setzen und den unumbringlichen Rest verwüsten könnten. Die Not hat sie vielmehr gelehrt, aus dem Unglücksfalle einen möglichst lang andauernden Proviant für ihre Wüstenreisen zu retten, und zu diesem Zwecke verwenden sie ganz die primitive Konservierungsmethode der nordischen Fischer. Die Frauen schneiden das Fleisch in lauter schmale, riemenartige Streifen, und indem sie diese auf die von der Sonne durchglühten Felsen breiten, werden sie schnell von beiden Seiten, nämlich sowohl vom glühenden Steine, wie von der Sonne, getrocknet. In dieser Form sind sie dann allerdings ungenießbar; aber nun kommt der Frau die ältere Methode der Nahrungszerkleinerung zu Hilfe: so oft man ein Stück solchen Fleisches genießen will, zermalmt sie es mit dem Steine zu grobem Pulver; es wird eine Fleischgrütze daraus.

Während nun diese Methode im Hochsommer auch in einem gemäßigten Klima zum Ziele führen möchte, wird man daselbst in einer anderen Jahreszeit leicht auf den Gedanken kommen, das Feuer des Hauses an die Stelle der Sonnenerwärmung zu setzen; man wird Dörrfleisch am Herde bereiten wollen. Von den Germanen berichtet ein spätgriechischer Schriftsteller, daß sie eben denselben Proviant mit sich führten, gedörrtes Fleisch, das man vor dem Genusse erst zerstampfen oder zerreiben mußte; und die bekannte Nachrede, daß die Hunnen ihren Fleischproviant unter dem Sattel geführt hätten und daß ihm das Stoßen und Reiben zur Garbereitung gedient habe, kann sich in ihrem Kerne auch nur auf solches Dörrfleisch beziehen. Aber gewiß hat in beiden Fällen die Wärme des Feuers die Sonnentrocknung ersetzen müssen.

Aus den Versuchen dieser Art können aber wieder zwei verschiedene Methoden hervorgehen, je nachdem man entweder die strahlende Wärme des Feuers oder das Mittel der durchwärmten Gegenstände vorzugsweise in Verwendung zog; in beiden Fällen aber mußte man natürlich die unmittelbare Berührung mit dem verzehrenden Feuer vermeiden. Der erste Weg führte nun zu derjenigen künstlichen Fleischdörrung, welche man jetzt

---

[1]) Nachtigal, Sahara und Sudan.

als „Räucherung" im weitesten Umfange übt; der andere zum „Rösten" und dadurch zum Braten und dem Kochen um einen Schritt näher.

Wie sehr die Gewöhnung gerade den Geschmacksinn des Menschen in Banden hält, und wie auch ohne den Zwang jeder Not gerade sie zur Nachahmung des Gewohnten leiten kann, das zeigt jedem die nächste Erfahrung. Es bedarf also auch gar keines anderen Motives für den Menschen, der bisher das „grüne" Fleisch in rohem Zustande gegessen hatte, als die einmal angenommene Geschmacksrichtung, um mit jedem Stücke wenigstens einen kurzen, gleichsam halben Dörrversuch zu machen. Ein solches unterbrochenes Dörren bleibt nun für lange Zeit die einzige Art der Zubereitung des Fleisches am Feuer und sie führt entweder zum Rösten oder zum Braten am Spieß, je nachdem sich der Mensch eines erwärmten Mittels oder der Vorsicht bedient, das Fleisch in einer bestimmten und angemessenen Entfernung von der Lohe zu halten.

Beide Methoden haben eine weite Verbreitung und Entwickelung gefunden, und aus der ersteren ist durch Uebertragung auf andere Stoffe das „Backen" entstanden. Das Rösten wird in seiner richtigen Form noch bei den Hirtenvölkern Ostafrikas geübt und war einst in solcher gewiß überall da verbreitet, wo man nachmals die Kunst des Backens in der Asche und auf heißen Steinen festhielt, nachdem man für die Fleischbereitung anderen Methoden den Vorzug gegeben, also überhaupt im Gebiete der nachmaligen Kulturvölker. Das Mittel bilden entweder die glühende Asche, oder zum Glühen gebrachte Steine, oder beides zugleich. Auf dem Herde des Hauses, wo immer ein genügender Aschenvorrat vorhanden war, wird jenes erstere Mittel mehr Anwendung gefunden haben, bei frisch errichtetem Feuer im Freien das andere. Nubische Hirten haben den Vorgang auch in Europa zur Anschauung gebracht.

Man bedeckt einen Haufen Brennmaterial, ehe man ihn anzündet, mit einer Lage Steine; indem dann jenes niederbrennt, sinken diese zu Boden und bilden mit der Asche zugleich eine hohe erhitzte Fläche. Erst wenn das Feuer ausgebrannt ist, legt man dann auf diese Steine die kleinen Schnitte des Fleisches und wendet sie nach Bedarf. Ohne jede Zuthat werden die so durchwärmten und etwas angeglühten Fleischstücke gegessen. Auch in Australien hat man neben etwas entwickelteren Veranstaltungen diese einfachste Art des „Röstens" als die gewöhnliche Bereitungsweise angetroffen[1]). Der Gewinn, der dabei für künftige Methoden gemacht wurde, war der, daß dadurch die Verwendung von „Glühsteinen" überhaupt angebahnt wurde.

Den Ausgangspunkt der anderen Methode sahen wir in einer sehr rohen Weise durch das Vorgehen von Feuerländern dargestellt, welche die

[1]) Forsters Neueste Reisen. I, 42 und III, 31.

Fleischstücke an die brennenden Holzteile anlegten und in kürzester Zeit wieder wegnahmen, um sie mehr als halb roh zu essen. Dagegen sind viele Völker darauf gekommen, das Fleischstück dem Feuer nur zu nähern und längere Zeit auszusetzen, indem sie es an einen Stab spießen und diesen schräg neben dem Feuer in die Erde stoßen. Wir erkennen darin sofort die leicht zu vervollkommnende Methode des Spießbratens. Eine nach der einen Richtung hin vollkommenere Weise ist das von Tylor [1]) angeführte Braten einiger Brasilindianer auf dem sogenannten „Boucan", einem Zweiggeflecht, das auf vier Pfosten in einer entsprechenden Entfernung über dem Feuer ruht — dem Urmodell des Rostes. Es ist bezeichnend, daß auch die Indianer mit der Anwendung dieser Vorrichtung hauptsächlich den Zweck verbinden, das Fleisch dauerhafter zu machen, ein Fingerzeig nach dem Wege, auf welchem man zu diesen Erfindungen gelangte.

Aber diese genannten Völker sind immer noch weit entfernt vom eigentlichen Kochen. Obwohl Australier und Polynesier Röstmethoden fortgeschrittener Art kennen, so war ihnen doch bei dem ersten Zusammentreffen mit den Europäern das Sieden des Wassers eine durchaus unbekannte Erscheinung. Ein Australier langte ruhig nach einem Fische in den Topf, in dem solche gekocht wurden, und war über die Wirkung ungemein überrascht. Ebenso zapfte sich ein Tahitier das kochende Wasser aus der Theekanne in die hohle Hand [2]). Daß sie nicht ein Wunsch nach gekochter Nahrung zur Erfindung führen konnte, ist wieder selbstverständlich; aber es scheint auch Thatsache, daß die gekochte Pflanzennahrung erst durch die Gewohnheit selbst begehrenswerter wird. Man wird noch bei unseren Kindern bemerken, daß sie fast durchwegs rohe Früchte und selbst Gemüse in engerer Auswahl den gekochten vorziehen und daß ihnen diese Zubereitung als eine Art Verschlechterung erscheint. So haben sich auch Palaosinsulaner, welche nach den Philippinen verschlagen worden waren, geweigert, gekochten Reis zu essen, während sie rohe Wurzeln und Kokosnüsse gerne annahmen [3]). Man wird also erst durch fortschreitende Versuche gleichsam die Erfindung und die Gewöhnung haben gleichzeitig großziehen müssen, da bei dem Kochen der Vorteil der Konservierung wegfiel, der zum Rösten und Braten geleitet hatte.

Wieder sehen wir zwei Wege vor uns, welche endlich zum Kochen führen konnten; auf dem einen derselben tritt der „Glühstein" zum Wasser in dieselbe Beziehung, wie vordem zum Fleische — das Wasser wird über ihn gegossen; auf dem anderen bildet das Gefäß mit dem flüssigen oder halbflüssigen Inhalte den Gegenstand, der der Glut der Asche und Steine ausgesetzt wird. Zu der ersteren Art der Wassererwärmung führte der Wunsch des Naturmenschen, den angenehmen Reiz des lauen Wassers

---

[1]) Tylor, Anthropologie. S. 316.

[2]) J. Hunters Reise nach Neu-Südwallis in Forster a. a. O. III. 31 f.

[3]) Salmon, Historie der orientalischen Inseln. Altona 1733.

auf seiner Haut zu empfinden. Diese Empfindung bot ihm im Sommer das von der Sonne erwärmte Wasser; es lag nun der Wunsch nahe, diese Annehmlichkeit auch zu anderen Zeiten zu genießen. Wenn es nötig schiene, auch an die gewiß nur leicht geschlossene Pforte zu diesem Wege einen glücklichen Zufall zu stellen, dann könnte ein solcher leicht beigeschafft werden. Es war die alte Gewohnheit des Loches in der Hütte des Urmenschen, das den Rauch hinausließ, den Regen hereinzulassen; gerade neben dem Herde bildete sich nicht selten — das römische Haus hat sogar Nutzen daraus zu ziehen gewußt — ein artiges Teichlein. So oft es nun nötig wurde, die gehäufte Asche von dem überfüllten Herde zu fegen, oder so oft ein glühend gewordener Stein der Umhegung umfiel, mußte das Wasser in jener natürlichen kleinen Cisterne aufbrodeln und sich erwärmen, und dieses Brodeln hatte erwiesenermaßen für die Vorfahren so viel Anziehendes, daß sie den Vorgang recht oft absichtlich wiederholten. Die Thatsachen, welche uns Troels Lund aus nordischen Häusern mitteilt, lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß das der Anlaß und die Verbreitung zum Genusse der beliebten „Dampfbäder“ war. Wenn wir die auf demselben Principe beruhenden heute als „russische“ bezeichnen, so hat das nur insofern eine Berechtigung, als Rußland alte Lebensgewohnheiten überhaupt länger konserviert hat, als ein anderes Land, so daß dann die Erneuerung von dorther zu uns gelangen konnte. Auch müssen wir hier vorausschicken, daß die vielen Völkerschaften eigene Vorliebe für Bäder überhaupt mit der Reinlichkeitsliebe durchaus nichts gemein hat; der Genuß des Bades, der ungewöhnliche, in vielen Formen recht rohe Anreiz desselben, bildet den ersten Antrieb, und während die Südseeanwohner diesen Genuß in vollen Zügen aus der Brandung der lauen See schöpfen konnten, war über das ganze Nordland beider Hemisphären dieselbe Sitte des Dampfbades schon bei Stämmen sehr niederer Kultur verbreitet.

Es wurde als ein Vorteil der alten nordischen Oefen angesehen, daß man durch Aufgießen von Wasser in die Glut sofort in der Stube ein Dampfbad erzeugen konnte[1]). Später hat man zwar dafür eigene „steinerne“ Stuben eingerichtet, aber die Methode blieb noch bis in die Neuzeit die ursprüngliche. Die nordische Badestube hatte der Regel nach keine „schöngeglättete Wanne“, wie die homerische und auch kein Bassin, sondern man erfüllte einfach mittels Glühsteinen und Wasser den ganzen Raum mit einem dichten Dampfe; nur daß man das Wasser nicht mehr über die Steine goß, sondern umgekehrt die erhitzten Steine in ein Behältnis, einen Kessel mit Wasser warf. Ueberdies wandte man, „um recht viel Wärme im Körper zu erzeugen, das Peitschen der Haut mit Reisern und Reibungen an.“ . . . „In den Städten begnügte man sich zumeist in der Regel damit, sich ab und zu einen Eimer kalten Wassers über den Leib gießen zu lassen;

---

[1]) Troels Lund a. a. O. I. 19.

auf dem Lande, wo die Verhältnisse freiere waren, liebte man es, das Bad dadurch zum Abschluß zu bringen, daß man hinauslief und sich in fließendem Wasser untertauchte, oder sich im Schnee wälzte [1])."

Wie alt aber diese Sitte ist, das zeigt die angedeutete Verbreitung. Die civilisierteren Nordindianer hatten schon zur Entdeckungszeit dieselbe gesonderte Dampfbadestube, die der Missionär Loskiel den „Schwitzofen" nennt. Sie war entweder aus Pfählen gemacht und mit Erde überdeckt, oder bestand lediglich aus einem in den Abhang eines Hügels gegrabenen Loche. In dieses Loch bringt man am Feuer heißgemachte Steine, und „manche begießen die glühenden Steine von Zeit zu Zeit mit Wasser, um den Dampf zu vermehren und den Schweiß zu befördern; dahinein kriechen die nackten Indianer. Sobald es ihnen aber zu heiß wird, kriechen sie heraus, springen in das nahe fließende Wasser, darin sie doch nicht leicht über eine halbe Minute bleiben. Aus dem kalten Wasser kriechen sie geschwind wieder in den Ofen und wiederholen dieses drei- bis viermal. Hernach rauchen sie ihre Pfeife mit Wohlgefallen" [2]). Wenn schon diese Uebereinstimmung bis ins kleinste überrascht, so ist jedenfalls auch die Thatsache interessant, daß die Skythen im südlichen Rußland zu Herodots Zeiten denselben Apparat kannten, während auch die Griechen ihre Schwitzbäder hatten. Nur improvisierten die Skythen als Badestube noch ein leichtes Zelt: „sie stellen drei Stangen auf, welche einander zugekehrt sind; alsdann breiten sie wollene Decken darüber aus, diese stopfen sie so fest als möglich zusammen und werfen dann Steine, die vom Feuer glühend sind, in eine Wanne, welche in der Mitte zwischen den Stangen und den Decken liegt." Jenes Betäubungsmittel aber, das den Indianern der Tabak bietet, liefert den Skythen der wild wachsende Hanf; dieser tritt nun also auch noch als Rauch- und Dunsterzeuger in Verwendung, was hier gleich mit angeführt sein möge. „Von diesem Hanf nehmen nun die Skythen den Samen und schlüpfen dann unter die Zeltdecke; hernach werfen sie den Samen auf die durch Feuer glühenden Steine. Der hingeworfene Samen fängt an zu rauchen und verbreitet einen solchen Dampf, daß kein hellenisches Schwitzbad darüber gehen dürfte; die Skythen aber brüllen vor Freude über ein solches Schwitzbad; denn es dient ihnen statt eines Bades, weil sie nämlich überhaupt ihren Leib mit Wasser nicht waschen" [3]).

Auf diesem Wege war man nun bereits bei einer Methode des Kochens angelangt, einer Methode, die nicht abhängig war von dem Besitze feuerfester Geschirre, denn wäre auch jene Wanne der Skythen eine Mulde aus Holz gewesen, so hätte man durch Nachfüllen und Erneuern von Glühsteinen das Wasser in ihr zum Sieden bringen können. In der That

---

[1]) Ebend. S. 223.
[2]) Loskiel a. a. O. S. 129.
[3]) Herodot IV, 73—75.

muß einmal diese Art des Siedens viel weiter verbreitet gewesen sein, als jetzt, da sich der „Glühstein" als Nachhilfe oder in besonderen Fällen gleich dem Notfeuer auch in Gebieten erhalten hat, in welchen das Kochen am Feuer längst allgemeine Uebung ist. Ein Gebiet jener Art des Kochens mit Glühsteinen liegt im Nordwesten Amerikas. Der Stamm der Assiniboin, der „Steinkocher", erhielt den Namen davon. Diese Indianer umkleiden ein Loch in der Erde mit einer undurchlässigen Haut, füllen es mit Wasser und tauchen Glühsteine in dieses. Ein anderes Volk dieser Gruppe verwendete den Kahn, und wieder ein anderes den dichtgeflochtenen Korb zum Kochen auf diese Weise, und Linné fand zu seiner Zeit in Finnland und im nördlichen Schweden den Glühstein noch in Gebrauch. Man kochte damit Milch und verwendete ihn in der Bierbrauerei.

Zu einer ganz eigentümlichen Entwickelung gelangte die Verwendung des Glühsteins gerade in denjenigen Gebieten, welche aus Mangel an geeigneten Gefäßen nicht zum eigentlichen Kochen fortschritten, in Australien und Polynesien: ein Loch in der Erde bildete das Gefäß, in welchem man zunächst mittels Glühsteinen unterschiedliche Nahrung röstete; dann aber gelangte man in selteneren Fällen durch Anwendung von Wasser zu einer Art Dämpfen. Allein dieser sogenannte australische oder polynesische „Backofen", in Australien Wauutti genannt, ist keine dem Südseegebiete allein angehörige Einrichtung. Er wird ebenso in Südafrika und in ähnlicher Weise in Brasilien angewendet, woraus sich schließen läßt, daß er früher, vor der Bereitung dauerhafterer Kochgefäße, viel allgemeiner verbreitet war, wie er sich ja auch mit dem Systeme des Kochens der Assiniboin sehr nahe berührt. Wir wollen die Einrichtung zuerst in der einfachen Art vorführen, in welcher sie uns Livingstone [1]) in Südafrika, in den Gegenden des Zambesistromes, kennen lehrt. Er sagt: „Den Vorderfuß des Elefanten hatten wir auf einheimische Art für uns selbst gekocht. Es wurde ein großes Loch in den Boden gegraben, in welches ein Feuer gemacht wurde, und als das Innere des Loches durch und durch erhitzt war, wurde der ganze Fuß hineingelegt und mit der heißen Asche und Erde überdeckt; über das Ganze wurde ein zweites Feuer gemacht und die ganze Nacht brennend erhalten. Nächsten Morgen hatten wir den so gekochten Fuß zum Frühstück und fanden ihn köstlich."

In ganz Polynesien und Mikronesien zeigt sich die Einrichtung in etwas fortgeschrittenerer Weise, und zwar in der Hauptsache folgendermaßen. Man hält beim Hause ein für allemal ein geeignetes Loch zum Kochen bereit, dessen Boden mit Steinen ausgelegt ist. Auf diesem entzündet man das Feuer und füttert, wenn es niedergebrannt, mit der glühenden Asche die Wände. In einem zweiten Feuer aber werden inzwischen die Decksteine erhitzt, mit welchen die in Bananenblätter eingewickelte Speise zugeschlossen

---

[1]) Livingstone, Neue Missionsreisen. S. 185.

wird. Das Ganze wird dann mit Erde überhäuft. Auf diese Weise dämpft oder bäckt man ganze Schweine, Hunde und allerlei Früchte. In einigen Gegenden, wie auf den Tongainseln, beschleunigt man das Verfahren, indem man das Innere der Tiere mit Glühsteinen füllt [1]). Die Australier nun, welche nicht immer Fleisch, sondern häufig auch nur Farnkrautwurzeln und Rohrkolbenstöcke zu bereiten haben, schichten diese abwechsend zwischen Lagen von Glühsteinen und gießen dann zeitweilig Wasser darüber, welches als heißer Dampf die Wurzeln erweicht [2]). In dieser Weise haben sie sich also wieder von anderer Seite dem eigentlichen Kochen bis auf den letzten Schritt genähert. Das Ganze zeigt das Princip unseres Backofens, der nur durch die bautechnische Anordnung unterschieden ist; aber in Anbetracht des eingegossenen Wassers würden wir von einem eigentlichen Kochen schon reden können, wenn die Erdgrube ein wasserhaltendes Gefäß wäre.

Auf die nämliche Weise bereiteten nach de Survilles Zeugnis [3]) die Neuseeländer ihre Fische zu. Gegenwärtig sollen die in einem Landesteile vorkommenden heißen Quellen in der Weise benützt werden, daß die Fische im Netze hineingehängt werden; wir wissen aber nicht, ob diese Benützung auch in älterer Zeit stattfand.

Die Bereitung in der Erdgrube ist aber, wie erwähnt, auch in Südamerika zu Hause. Marlier [4]) erzählt von dem Stamme der Coropos, daß sie, um einen Kürbis zu braten, ganz wie die Polynesier ein Loch in die Erde gruben, dasselbe ausheizten, den der Kerne entledigten Kürbis mit glühender Asche füllten, dann die Grube mit Laub bedeckten und Feuer darüber anzündeten, und er versichert, daß sie Fleisch auf dieselbe Weise zubereiteten.

Noch einmal müssen wir zurück, um wieder anderen Stämmen auf einem besonderen und doch nicht ganz verschiedenen Wege zu folgen, welcher auch das Gefäß zu ersetzen verspricht. Die Patagonier als Musters Gastfreunde [5]) bereiteten einen Kürbis ganz in der eben angegebenen Weise der Brasilindianer, nur daß sie hiebei kein Loch gruben, sondern den Kürbis viel einfacher in die Asche des Feuers setzten. Statt der Asche benützten die Lappen [6]) noch im vorigen Jahrhunderte Glühsteine in ähnlicher Weise, um das Innere eines Fisches schneller gar zu machen, als durch Braten von außen geschehen konnte. In diesem Falle erscheint also hier der Fisch, dort der Kürbis selbst als das Gefäß, in welchem geröstet oder unter Umständen gekocht wird. Dieses Princip haben die Patagonier in einer Weise

---

[1]) Waitz V, 2. S. 80 und VI, 53.
[2]) Jung, in „Natur" 1878. Nr. 13.
[3]) J. F. de Surville, Reise in das Südmeer bei Forster II, 265.
[4]) S. v. Eschwege, Journal von Brasilien. Weimar 1816. I. S. 118.
[5]) Musters a. a. O. S. 298.
[6]) Leem, Nachrichten. S. 60.

weiter entwickelt, die wir ausführlicher erwähnen müssen, weil sie uns eine Sitte alter europäischen Völkerschaften erläutert und zugleich unserem trefflichen Herodot ein Zeugnis der Wahrhaftigkeit wird. Musters[1]) erzählt: „Wenn die Jagd vorüber ist und die Vögel zerlegt und geteilt sind, wird ein Feuer angemacht, und während Steine heiß werden, wird der Strauß gerupft... Dann wird der Vogel auf den Rücken gelegt und ausgeweidet; die Beine werden sorgfältig abgehäutet und der Knochen herausgenommen, so daß die Haut bleibt; hierauf wird der Leib in zwei Hälften zerlegt, und nachdem aus der unteren Hälfte das Rückgrat herausgezogen und das Fleisch in dünne Stücke zerschnitten worden ist, so daß man die erhitzten Steine in die Einschnitte hineinlegen kann, wird sie mit der Haut der Beine wie ein Sack fest zugebunden und ein kleiner Knochen hindurchgesteckt, damit alles stramm bleibt; so wird sie auf die glühende Asche des Feuers gestellt, und wenn sie beinahe gar ist, wird eine helle Flamme angezündet, damit das äußere Fleisch vollständig brät.... Wenn die Kopf- und Brusthälfte gebraten werden soll, wird der Knochen nicht herausgezogen, aber die Flügel werden so gewendet, daß sie in die Brusthöhle zu liegen kommen, und letztere wird mit erhitzten Steinen angefüllt und mit der Hälfte der Haut von den Beinen, die der Länge nach durchschnitten worden sind, zugebunden, nachdem man auch noch Stücke Fleisch von den Beinen in die Brusthöhle gesteckt hat." So soll sich dann in der Haut außer dem Braten auch eine treffliche Brühe bilden. Den Magen aber brät man besonders wie jene Kürbisse, nur daß man statt Asche einen Glühstein hineingibt.

Daß wir es aber auch hier nicht mit einem absonderlichen Jägereinfall, sondern mit den Resten einer ehedem über viele Gebiete verbreiteten Sitte zu thun haben, das bezeugt Herodots Bericht[2]) über einen bei den Skythen im südlichen Rußland gebräuchlichen Notbehelf beim Kochen, wenn auch derselbe in den Einzelnheiten nicht ganz genau oder vielmehr nicht vollständig sein dürfte. Diese Skythen sind, dank dem Verkehre mit griechischen Kolonisten am Schwarzen Meere, nicht mehr ohne Kulturanteil; sie besitzen Kessel und verstehen zu kochen; aber wenn ihnen einmal der Kessel nicht zur Hand ist, dann erinnern sie sich einer halbvergessenen Methode und kochen das Tier in seinem eigenen Balg, zweifellos nicht ohne Anwendung von Glühsteinen, was aber Herodot, der die Sache ja nur nach Hörensagen notierte, nicht erfragt zu haben scheint. Sie sollen vielmehr nach seiner Angabe alles Fleisch in den Bauch des Opfertieres füllen, dann Wasser zugießen und all das über den angezündeten Knochen des Tieres selbst kochen. Ohne Musters genauere Beschreibung würde uns diese Andeutung wohl rätselhaft bleiben; mit jener verglichen, läßt sie

[1]) Musters a. a. O. S. 83.

[2]) Herodot IV, 61.

aber kaum noch einen Zweifel darüber, daß auch auf dem Boden Europas jene Uebergangsstufe nicht fehlte. Den Beweis dafür ergänzen die uns von Tylor vermittelten Nachrichten von Fynes Morison und Buchanan[1]) über die letzten Reste der keltischen Bevölkerungsschicht, welche einst den ganzen Nordwesten Europas deckte und einem Teile jener Skythenvölker der Rasse nach nicht fremd war. Der erstere erzählt von den Irländern des 16. Jahrhunders: „Sie hatten keine Tische, sondern legten ihr Fleisch auf ein Bündel Gras. Sie hielten Schmausereien von gefallenen Pferden und kochten Stücke Ochsen- und Schweinefleisch mit ungewaschenen Eingeweiden, in ein rohes Kuhfell gewickelt, in einem hohlen Baum und setzten dies so aufs Feuer und tranken Milch, welche sie mit einem vorher im Feuer erhitzten Stein erwärmten." Buchanan aber[2]) erwähnt von den Bewohnern der Hebriden, daß sie das Fleisch in dem Wanste oder dem Felle des Tieres selbst zu kochen pflegten. In dem „hohlen Baum" der Irländer ist leicht eine Veranstaltung zu erkennen, welche sich dem „australischen Backofen" wieder nähert; jedenfalls sollte der Baum, nachdem seine Innenwände glühend geworden waren, die Hitze in ähnlicher Weise wie in jenen Gruben zusammenhalten. Jenem Bestande der Technik bei den Hebridenbewohnern entspricht vollkommen der Umstand, daß sie gleichzeitig in der Töpferkunst hinter den meisten Stämmen Europas zurückgeblieben waren.

Es wird also gar nicht gewagt erscheinen, den Kelten, bevor sie in den südlichen Ländern in Berührung mit Kulturvölkern traten, die Fertigkeit des Kochens und der Bereitung feuerfester Geschirre abzusprechen, sowie auch wieder die Skythen im Osten vor der Zeit des Verkehrs mit griechischen Kolonisten, welche den Einfluß der Phönizier erst vermittelten, dann ablösten, auf einer gleichen Stufe gestanden haben müssen. Schon Herodot gebraucht aber den von den Griechen geschaffenen Namen Skythen in einem doppelten Sinne; er versteht darunter einmal die zu einer losen Organisation kleinerer Stämme verbundene Bevölkerung zwischen der unteren Donau und dem Don, und dann überhaupt die nomadisierenden Völker des asiatisch-europäischen Flachlandes mit Einschluß jener bis wieder an eine nördliche Grenze, jenseits welcher der ethnologischen Sage seiner Zeit nach Menschen einer älteren Kulturstufe wohnten, welche die Stufe des echten Nomadentums mit seiner Tierbezähmung und Herrschaftsorganisation nicht erstiegen hatten, wenn sie auch in Berührung mit jenen die Bekanntschaft mit Viehzucht und Milchgenuß überhaupt gemacht hatten. Zu diesen müssen wir jene Völker zählen, welche Herodot von seinen Argippäern und Issedonen ab aufzählt. Wem es unglaublich scheinen möchte, daß diese älteren, wahrscheinlich rassenhaft unterschiedenen und durch die echten Nomaden nach

---

[1]) Tylor, Anfänge. S. 45.

[2]) Rerum Scoticarum Historia. Edinburgh 1528.

Norden gedrängten Stämme nicht ebenfalls von Anfang an Viehhirten gewesen sein sollten, der mag erinnert werden, daß auch die Lappländer, die jetzt mit ihren Rentierherden wandern, die Zähmung des Rentiers erst in historischer Zeit durch den Einfluß der skandinavischen Germanen angenommen haben. Diese Völker aber sind nach griechischer Anschauung Nicht-Skythen, während alle Völker mit echtem Nomaden- und Beduinenerwerb Skythen im weiteren Sinne sind, von denen wieder die Skythen engeren Sinnes nur als Organisationsgruppe sich unterscheiden. Dabei ist die Sprache auch nach Herodots Anschauung nicht maßgebend. Zwar spricht er von einer skythischen Sprache, wie sie bei wechselseitigem Verkehr und Erstarkung der Organisation sich ausbilden mußte; aber er nennt ausdrücklich auch Stämme, welche dieselbe Sprache sprechen, ohne Skythen im engeren Sinne zu sein, das heißt jener Organisation angehören, und andererseits nennt er Verkehrsgegenden an der Grenze des Skythenlandes, in welchen jene in sieben verschiedenen Sprachen zu verkehren gezwungen wären; ein größerer Teil dieser Sprachverschiedenheit muß also auch noch auf die skythischen Völker selbst entfallen [1]). Ganz in demselben weiteren Sinne, aber auch in der gleichen Begrenzung desselben gebrauchen die nordischen Geschichtschreiber des Mittelalters den Namen Skythen; es sind ihnen die ganz besonders durch Rosse- und Schweinezucht gekennzeichneten Nomaden, gegenüber den finnisch-lappischen Völkern, welche das Roß nicht kennen und das Schwein heute noch, wenigstens was die Lappen betrifft, verachten.

Diesen mehr durch die Stufe ihrer Ernährungstechnik und Organisation als durch Sprache und Abstammung gekennzeichneten Völkerrassen nun müssen wir auch die Kelten anschließen, die von ihnen nichts scheidet, als die besonderen Einflüsse ihres nach Westen weit vorreichenden Verbreitungsraumes. Nun sehen wir diese ganze Völkermasse auch durch das gemeinsame Merkmal einer gleichen und zwar ziemlich niederen Stufe der Ernährungstechnik in Bezug auf die Anwendung des Feuers vereinigt, während sie sich ebenso gleichmäßig abhebt durch das gemeinsame Merkmal des Milchgenusses von der vorangegangenen Bevölkerungsschicht der Fischer und Jäger, deren Rasse erst spät in der Berührung mit jener an diesem großen Fortschritte einen Anteil genommen hat.

Wie sehr sich der Grieche von dieser Masse abgehoben fühlte, das läßt auch die Art erkennen, wie Herodot, kaum noch einer richtigen Auffassung des Vorganges zugänglich, von jenem Barbarenstückchen des Kochens in der Haut spricht. Und doch hatte etwa vier Jahrhunderte vor ihm sein eigenes Volk unter den Geheimnissen seiner Küche auch noch dasselbe alte Rezept bewahrt, wenn es auch nur in einer gewissen Beschränkung und Auswahl davon Gebrauch machte. Die Freier in Odysseus Hause bereiteten

[1]) Herodot. IV. 24.

einen Abendschmaus, indem sie[1]) einen Ziegenmagen mit Blut und Speckstücken füllten und dann — gleich jenen Patagoniern — in die glühende Asche des Herdes zum Garwerden legten. Tylor[2]) sagt: Es ist merkwürdig, daß bei der Beschreibung der Gastmahle der homerischen Helden niemals gekochte Speisen erwähnt werden, während häufig geschildert wird, wie ein Braten am Spieß geröstet ward. — Bei der Richtigkeit dieser Bemerkung müßten wir bezweifeln, ob überhaupt den Griechen in ältester Zeit, etwa vor einer erfolgreichen Beeinflussung durch die Phönizier, das Kochen im engeren Sinne bekannt gewesen sei, wenn nicht jene Gefäße, die Schliemann schon in der vorphönizischen Ansiedlung von Tiryns als Andenken aus zweifellos vorgeschichtlicher Zeit vorfand, so deutlich die Bestimmung an sich trügen, auf den Herd gestellt zu werden. Andererseits tragen diese Gefäße wieder Formen an sich[3]), die sie uns zu Kochgefäßen nicht recht zu eignen scheinen. Wenn z. B. bei Nr. 7, einer Vase von der Form unserer Suppennäpfe, die seitlichen Ansätze nach Schliemann zum Feststellen zwischen den Steinen des Herdes dienten, so wüßte man nicht, wie dieses Gefäß, wenn es heiß geworden war, hätte gefaßt und abgehoben werden können. Dagegen wird ein anderes Gefäß, das außer jenen Ansätzen einen Henkel zum Abheben hat, wohl ein Zeugnis für die Richtigkeit der Schliemannschen Deutung bleiben, obwohl es uns fremd erscheint, in einem Kruge mit Ausgußrinne zu kochen. Sicher scheint also das Kochen in der homerischen Zeit, wenn es auch schon geübt wurde, nur eine untergeordnete Bedeutung gehabt zu haben und beim Mahle der Männer nicht in Anwendung gekommen zu sein. Von wem, zu welchem Zwecke, in welcher Beschränkung wurde also wohl zu allererst gekocht? — Vielerlei drängt zu dem Schlusse, daß es diejenige Nahrung war, welche im Kreise der Mutter gewonnen und bereitet wurde, die zuerst in flüssigem Zustande oder eingeschlossen von Flüssigkeit dem Feuer genähert wurde. Wenn wir uns fragen, was die vorhistorischen Griechen von Tiryns in einem zwölf Centimeter hohen Krüglein gekocht haben könnten, so dürfte wohl keine Vermutung passender erscheinen, als daß es Milch für die kleinsten Mitglieder des Hausstandes gewesen sein dürfte, auf welche sich jene Zubereitung beschränkte. Erst auf der hohen Stufe des Nomadentums gelang es dem Menschen, diesen kostbaren Ersatz für die mütterliche Nahrung des Kindes zu gewinnen, und indem man die Milch zunächst zu diesem Zwecke anwendete — bei einigen Afrikanerstämmen ist es heute noch dem Erwachsenen eine Schande, süße Milch zu trinken — lag nichts näher, als daß man sie in völliger Annäherung an die Natur zu erwärmen suchte. Indem in diesem Bemühen der Mutter die gesamte Errungenschaft aller vorangegangenen Versuche zu

---

[1]) Odyssee XVIII, 43.

[2] Anthropologie. S. 317.

[3]) Siehe Schliemann, Tiryns, Nr. 4 auf Seite 74, Nr. 7 auf S. 77.

Hilfe kam, gelangte sie zum letzten Schritte auf dieser Bahn, zur Annäherung der Flüssigkeit an das Feuer im feuerfesten Gefäße.

Es ist vielleicht nicht ganz zufällig, daß gerade von denjenigen Völkern, welche den Gebrauch der Milchnahrung nicht kennen, mehrere auch das Kochen nicht erlernt haben, wie die Buschmänner, die Australier und Polynesier und mehrere Stämme der Indianer. Andere Indianerstämme dagegen, sowie die Melanesier der Südsee, sind dazu auf einem anderen Wege gelangt. Aber auch abgesehen von der Milch ist es zweifellos die mehr vegetabilische Nahrung der Frauenwirtschaft gewesen, welcher sich das eigentliche Kochen zuwendet, während für die Bereitung des Fleisches ältere Methoden eher genügten, oder sogar bis heute bevorzugt wurden. Hätte uns Homer in die Küche des engeren Frauenkreises geführt, so würden wir vielleicht hier ein Bild des Kochens gesehen haben, wie es sich andererseits für Männer zu ziemen schien, diese Art der Bereitung noch abzuweisen, bis eine jüngere Zeit die Vorteile hin und her austauschte.

Wenn wir nun auch noch hinzufügen, daß in historischer Zeit Juden, Phönizier, Ostsemiten, Perser und Hindu, sowie die Völker der ostasiatischen Kultur in Kesseln von Metall und Thongefäßen zu kochen verstanden, daß insbesondere unter den Hindu das Kochen der Milch zu einer Art Kulthandlung der Brahmanen gehörte, so bleibt doch das Bild, das wir zu entwerfen versuchten, in vielen Punkten unausgefüllt. Wir erkennen nur noch soviel, daß die der Seßhaftigkeit und dem Landbau zugewandte Kultur von Ostasien, nachdem sie kaum in anderer Weise als die der Euphratländer aus der Vermählung älterer und jüngerer Besiedlungsschichten aus dem Nomadentum herausgegoren war, dem Kochen — man denke an die Bedeutung von Reis und Thee — einen größeren Wert beilegte. In diesem Verhältnisse dürfte aber die genannte Fertigkeit wohl allenthalben zu den Fortschritten der Kultur der Seßhaftigkeit stehen. Nur bei den Arktikern waren es augenfälligereise andere Gründe, welche sie empfahlen.

Zugleich vermag uns wohl auch eine unvollständige Skizze dieses Entwickelungsganges einen Begriff von der außerordentlichen Größe der menschlichen Kulturarbeit zu geben, welche aufgewendet werden mußte, um einen scheinbar doch nur untergeordneten Kulturzweck zu erreichen. Welche Bedeutung ihm aber innewohnte, dafür wird sich uns erst der Blick erschließen, wenn wir das mühsame Ringen des Menschen in der Ernährungstechnik selbst bis zu diesem Abschlusse geleiten werden.

Fortschritte des Schmuckes und der Kleidung und ihr socialer Einfluß.

Wenn dem homerischen Helden, der doch nach Zeugis des unsterblichen Sängers einiges auf die Mahlzeit hielt und einen guten Bruchteil seiner Arbeit ihrer Bereitung und Besorgung zuwendete, das Kochen eine gleichgiltige, wenn nicht vielleicht gar mißachtete Sache war, und wenn er sich hierin in einem Gegensatze zum Altägypter und theeschlürfenden Chinesen, ja selbst vielen schwarzen Stämmen Afrikas in einer gewissen Isolierung befand, so hätten wir dafür noch einen nicht gerade allein maßgebenden, neben anderen aber, die sich denken ließen, wohl kaum weit nachhinkenden Grund anführen können: der Grieche war dank der Gunst seines Landes Weintrinker; der Altägypter aber trank wie so viele Afrikastämme von heute Bier. Wenn Linné im Gebiete finnischer Bevölkerung das Kochen mit dem Glühsteine gerade in der Bierbrauerei noch erhalten fand, so ist es vielleicht unter jenen Völkern auch nur diese gewesen, der er ursprünglich gebient hat; denn es ist nun einmal unter allen Himmelsstrichen des Menschen Art, daß er mit größerer Energie nach demjenigen trachtet, was der erfahrenere Kulturmensch als ein Uebriges hinter das Notwendige und Nützliche stellt, wenn er es nicht gar als einen Feind desselben betrachten gelernt hat. Wir werden die Beweise dafür noch kennen lernen, aber auch den inneren Grund dieser an sich paradoxen Thatsache in Erfahrung bringen.

Daß wir uns hier, wo wir uns den Fortschritten auf dem Gebiete der äußeren Ausstattung der menschlichen Person zuwenden, vor eine Analogie jener Erscheinung gestellt sehen werden, haben wir schon oben bei der ersten Berührung des Gegenstandes dem Leser angedeutet. Jetzt, da wir uns eine allgemeine Vorstellung von der Art der Verbreitung des Menschen und von seiner mutmaßlichen Urheimat zu bilden versucht haben, können wir mit Leichtigkeit den inneren Grund der früher hingestellten Thatsache begreifen, daß der Schmuck der Bekleidung des Menschen voranging, und diese Thatsache kann uns wieder zur Erklärung für Instinkte werden, welche den Menschen bis heute noch in rudimentärer Weise beherrschen.

Wir können nun auch, da wir die Rassen in ihren Hauptabstufungen nach der Entwickelung verschiedener Kulturmomente hin im einzelnen ver-

folgt und so unsere Annahme immer neuen Prüfungen unterzogen haben, aus den Ergebnissen dieser Prüfungen für unsere Schlußfolgerungen einen etwas konkreteren Inhalt leihen. Alle Kulturmomente, die wir bis jetzt betrachteten, erschienen in ihrer Verbindung mit der Geschichte und den Charakteren der Rassen nur dann erklärbar, wenn wir uns den Ausgangspunkt der Entwickelung bei den dunkelsten, den Endpunkt aber bei den hellsten Stufen dachten. Damit sollte aber nicht gemeint sein, daß eine der jetzt noch vorhandenen relativ dunkelsten Rassen, Neger, Papua, Australier, Dravida, oder der uns historisch bekannt gewordenen, wie der urkuschitischen Bevölkerung Südostasiens, die Nachkommenschaft der Stammart darstelle; wohl aber müßten alle diese Rassen der letzteren relativ näher stehen, als irgend welche anderen. Wenn nun der Leser eine Erdkarte zur Hand nimmt und jene Linie zu ziehen sucht, bis zu welcher nach historischer Bezeugung und ohne Rücksicht auf die Verschiebungen durch rückwandernde Eroberungsrassen die Verbreitung der schwarzen Rassen reicht, so wird er ein Gebiet in einer großen flachen Ellipse umschlungen sehen, deren große Achse genau in den Aequator fällt und, Polynesien wegen seiner Urbevölkerung durchschneidend, ungefähr durch 240° hinläuft, während ihre kleine ebenso durch den 100sten Meridian östlich von Greenwich gebildet wird und sich nicht weit über 80 Grade erstreckt. Das Centrum dieses Verbreitungsgebietes, das wir als das älteste der Menschheit bezeichnen müssen, läge dann allerdings im Indischen Ozean; aber wir bedürfen darum nicht gerade der Hypothese eines dort untergesunkenen Kontinentes, so wenig gewagt eine solche vom geologischen Standpunkte aus sein kann, um uns eine Verbreitung von irgend einem festen Punkte dieses Gebietes aus vorzustellen. Im Gegenteil könnten einige Thatsachen so gedeutet werden, als ob sie eher der Annahme einer Urverbreitung parallel mit der Peripherie jenes Gebietes in der Richtung nach Ost und Südost den Vorzug sichern wollten. So könnte man aus der Verbreitung des Bogens und bedingter Weise auch aus der der Töpferkunst, indem diese zwar bis zu den Papuanen, aber nicht zu den Australnegern reicht, schließen, daß zwischen beiden Bevölkerungen die Grenze von Urrassen liegt, und die Lage dieser Grenze würde dann der Annahme einer Verbreitung von Norden her günstiger sein, als der einer radialen, in deren Centrum ein untergegengener Kontinent zu denken wäre.

Wir können also jetzt mit vermehrter Beweiskraft die Behauptung wiederholen, daß sowohl der Urmensch wie auch seine Descendenz innerhalb unabsehbarer Zeiträume außer an den beiderseitigen Grenzen jenes Verbreitungsgebietes, wo auch seine Differenzierung begann, der Kleidung nicht bedürftig war. Was hier den Menschen reizen konnte, seinen Körper nicht in unverändertem Zustande zu belassen, das war, wie schon auseinandergesetzt wurde, der Wunsch der Kennzeichnung der Individualität. Die rohen Mittel und erschreckenden Erscheinungen, in welchen wir diesen Wunsch aus=

gedrückt finden, dürfen unser Urteil nicht beeinflussen: es war im Grunde ein echt menschlicher Wunsch im besten Sinne des Wortes. Es liegt darin nur der äußere Ausdruck dessen, was sich im Inneren des Menschen in geheimnisvoller Weise vollzog: des Uebergangs zum Selbstbewußtsein, der Erhebung des Denkens zum Begriffe des „Ich", wenn auch noch lange ein Wort dafür fehlte. Ohne durch ein artikuliertes Wort die Präzision unseres Denkens zu gewinnen, schlummerte halberwachend als eine Art Gefühl dieses Selbstbewußtsein im rohen Menschen, und in der unbeholfensten Form, deren Eierschälchen auch wir noch lange nicht abgelegt haben, rang es nach einem Ausdrucke, der, je gelungener er schien, desto mehr selbst wieder zur Hebung der Erkenntnis der Individualität beitrug.

Das Tier, auch das höchstentwickelte, ist, so viel wir beobachten können, einem solchen Bestreben in eben dem Maße ferngeblieben, wie dem Selbstbewußtsein, dem Erkennen des Ichs; und das ist zugleich die Probe für diese Auffassung. Der Mensch allein ist das Wesen, das sich schmückt. Aus dem Grundgedanken und den gebotenen Mitteln im Zusammenhalte mit den socialen Verhältnissen des Naturmenschen erklären sich alle uns auf den ersten Anblick befremdlichen Erscheinungen. Die rohen Mittel, über welche der Naturmensch fern von jeder technischen Fertigkeit gebietet, verursachen den größtenteils ungefälligen Eindruck des Schmuckes der Wilden, aber auch nur in dem Grade, als sie an sich der Schönheit ermangeln. Der Blumenschmuck der Polynesier hat dagegen in aller Roheit viel Anmutiges und auch der Schmuck der Federn kann unter Umständen gefällig sein. Wir müssen aber im Auge behalten, daß es auf alle Fälle das Auszeichnende, Hervorhebende der Person ist, das den Zweck bildet und sonach die Wahl leitet. Nun sahen wir aber bereits durch mancherlei Thatsachen erhellt, daß der Urmensch seinen ästhetischen Instinkt zunächst nur höchst einseitig nach einer einzigen Richtung hin entwickelt hatte, nach der Richtung derjenigen Idee hin, welche die Herbartsche Schule die der „Vollkommenheit" nennt; nur die überlegene Stärke und Macht fällt ihm ins Auge und ringt seiner Seele Anerkennung ab, ein roher Keim der Empfindung des Gefallens. Auf ein anderes Gefallen kann es auch der Naturmensch nicht abgesehen haben, als auf jenes, welches vielmehr durch einen Einschlag von Furcht ins Gegenteil verwandelt zu werden scheint. Aber es ist auch kein Zweifel, daß derjenige Mensch, welcher erschreckt vor der Majestät des Löwen flieht, neben allem Schrecken und verbunden mit diesem einen Grad von neidischer Bewunderung der Ueberlegenheit des Tieres zollt. So ist dem Bauer im schlecht verwahrten Gehöft kein Tier gefährlicher und verhaßter gewesen, als der böse, pfiffige Fuchs, aber auch keinen hat er durch Singen und Sagen so gerne verherrlicht.

Dieses Moment muß nur um so mehr hervortreten, wenn der Mensch anfängt, an eine Repräsentierung über die Urfamilie hinaus zu denken. Innerhalb der Familie mag noch eine Art wilder Anmut das Ziel seiner

Individualisierung sein; aber nach außen hin, wo die Organisationslosigkeit der Urzeit nur Fremde im ältesten Sinne des Wortes, nur Feinde kennt, da kann nur ausschließlich der Wunsch, durch Schreckhaftigkeit zu imponieren, die „schmückende" Hand geführt haben. Wenn wir also schon in jenem inneren Verkehr in unserer anachronistischen Denkweise bis zu einem Grade dem Schmucke die Tendenz der „Verschönerung" unterschieben dürfen, so gilt dies durchaus nicht in betreff der Repräsentierung nach außen. Bei einigen Völkern, z. B. den Neuseeländern, läßt sich diese Doppelseitigkeit des Schmuckes noch sehr gut wahrnehmen; sie besitzen einen für den internen und einen für den externen Verkehr berechneten Schmuck, welch letzterer hier seine vornehmste Repräsentierung in der „Kriegsmaske" gefunden hat.

Aber bis zu einer Gegensätzlichkeit der Tendenz ist dieses Auseinandergehen nicht gekommen; auch innerhalb der Familie ist es doch immer wieder der Wunsch, die Persönlichkeit nach der Richtung einer größeren Bedeutung hin, nicht in anmutig liebenswürdiger, sondern in imponierender Weise hervorzuheben. Der Missionär hat es bei den Rothäuten ganz richtig erspäht: „Der Zweck ihres Putzes ist nicht, andern zu gefallen, sondern sich ein hohes und schreckliches Ansehen zu verschaffen [1])."

Hängt diese Richtung der Auswahl des Putzes von den angegebenen Faktoren ab, die gerade auf unteren Kulturstufen allein wirksam waren, so bleibt doch immer der Grundgedanke der Unterscheidung der Persönlichkeit ein ebenso naturmäßig berechtigter, wie er in der Kulturgeschichte zu einem höchst wirksamen Faktor des Fortschrittes geworden ist. Wir brauchen nur auf eine höhere Kulturstufe zu steigen, um uns denselben oder wenigstens den genetisch nächstverwandten Faktor in der Frage vorzuführen: wie lange schon wäre die Menschheit in tiefster Versumpfung stecken geblieben, wenn sie nicht auf allen ihren Bahnen die Eitelkeit und Ruhmsucht des Einzelnen zum Vorspann ihres Gefährtes genommen hätte? Es kommt nur darauf an, wie die Gemeinfürsorge diese trefflichen, aber feurigen Rosse im Zügel zu halten und zu lenken versteht.

Noch einige andere Vergleichspunkte müssen wir dem Leser nahe legen. Das Princip der äußeren Kennzeichnung der Individualität als ein kulturgeschichtlicher Faktor und als ein Charaktermal des Menschentums wirkt auch in unserer Zeit noch fort. Es scheint aber zu lohnen, einige unterscheidende Momente ins Auge zu fassen. Selbst in den Klassen der Tiere besteht ein Unterschied in betreff der Ausprägung von Individualcharakteren. Je niederer die Klasse, desto unterschiedsloser gleicht ein Individuum dem andern. Aber selbst unter den höheren Tieren zeigen nur diejenigen eine auffallendere Neigung zur Bildung von Individualcharakteren, welche der Mensch sich durch Züchtung angeschlossen hat. Innerhalb der Menschen-

---

[1]) Loskiel a. a. O. S. 64.

rassen scheint eine nicht ganz unähnliche Abstufung zu bestehen. Je niederer die Rasse, desto mehr gleicht eine Physiognomie der anderen, so zwar, daß es in einzelnen Fällen Reisenden schwer wurde, den ihnen entlaufenen Diener dunkler Rasse aus der Menge seiner Stammgenossen herauszufinden, auch wenn sie lange mit ihm verkehrt hatten. Ein ähnliches glaubten die Römer auch an den ihnen der Farbe nach viel näherstehenden Barbarenvölkern zu bemerken; die Physiognomie bildet in diesen Massen noch kein individualisierendes Merkmal.

Wir verkennen gar nicht, daß bei dieser Beobachtung, die öfter gemacht wurde, vieles auf Rechnung der Subjektivität des Beobachtenden zu setzen ist. Uns erscheint das Merkmal der Nacktheit, der anderen Hautfarbe so aufdringlich, daß wir dadurch abgelenkt werden, die unterscheidenden Merkmale in den einzelnen Gesichtern zu suchen. Während wir unter uns nur die Verschiedenheiten sehen, erfassen wir, einem fremden Volke gegenübergestellt, sofort die einheitlichen Merkmale des uns fremdartigen Typus. Aber ein nicht geringer Rest jener Wahrnehmung hat doch in der Objektivität seinen Grund. Wenn wir bei uns in das Herrenstübchen eines Dorfwirtshauses treten, so werden wir ohne viel Mühe, auch wenn wir die Merkmale der Kleidung ganz übersehen, den Lehrer, den Priester, den Arzt, den Wirt erkennen. Je eigenartiger irgend eine Beschäftigung ist, und je mehr sie dabei die Geistesthätigkeit in Anspruch nimmt, desto unterscheidender modelliert sie gleichsam von innen heraus die Züge des Gesichtes, und wir alle halten etwas darauf, daß das in einer Weise geschehe, welche unserer Thätigkeitsrichtung konform ist; wir wünschen diese Individualisierung, und ein solcher Wunsch tritt bei manchen Ständen mit der Intensität derselben Eitelkeit auf, die uns bei Wilden so auffallend ist. Wir befriedigen ihn aber mit anderen Mitteln, und je höher der Mensch in geistiger Bildung steht, desto mehr wird er sich an jenen Mitteln genügen lassen, mit denen die Natur selbst von innen heraus sein äußeres Gepräge in Einklang mit seinem inneren Wesen setzt. Uns sind die Heroen unseres Kulturlebens, sobald ihre Persönlichkeit populär genug geworden ist, so sehr durch ihre Phisiognomie charakterisiert, daß wir es unterlassen, die Büste Göthes durch jene Merkmale zu individualisieren, welche ihm die Gunst der Herrschenden zur „Auszeichnung" verliehen hat. Wie viel Altertümliches liegt nicht noch in diesem Worte und wie mischt sich Altes und Neues in dieser Uebung!

Je tiefer wir wieder von dieser Höhe herabsteigen, desto mehr schwindet von Stufe zu Stufe in der Lebensweise der Anlaß zur Differenzierung der Persönlichkeiten, und insbesondere hört das Geistesleben auf, der Individualität das Gepräge aufzudrücken. Wie bedeutend aber diese Prägung des äußeren Menschen durch die Art seiner Beschäftigung zu sein vermag, das zeigen die so sehr abweichenden Physiognomien beider Geschlechter bei Völkern von geschlechtsweise merklich verschiedener Lebensthätigkeit, wie den indianischen, und der eigenartige Typus, welchen die unselbständige Knechts-

arbeit den sie ausübenden im Laufe der Zeit aufdrückt. Nicht nur die klassischen Alten, auch die nordischen Germanen glaubten in dem Knechtstypus als solchem einen besonderen Rassentypus zu entdecken. Die alten nordischen Sagen geben oft Zeugnis von dem Glauben, „der sklavische Sinn sei schon in dem Gesichte des Sklaven ausgeprägt, so daß sie (die Vorfahren) schon beim ersten Anblicke und bloß nach dem Aeußeren einen Sklaven von einem freigeborenen Manne unterscheiden konnten“ [1]).

Wenn die Alten ein „secundum quasi hominum genus“ [2]), eine eigene inferiore Rasse im Sklavenvolke sahen, so näherte sich dieser Vergleich in einem Punkte sogar dem Wesen der Sache; wie das Sklaventum durch die Art seiner Lebensweise, mit Arbeit geplagt, dabei aber doch wieder ohne Vorbedacht und Fürsorge und ohne jene Spannung des Geistes, welche die Selbstsorge bedingt, auch äußerlich den Stempel einer degenerierten Rasse aufgedrückt erhielt, so erscheint umgekehrt die Differenzierung der Rassen nach der anderen Richtung hin, von welcher oben [3]) die Rede war, in demselben Zusammenhange mit neuen Lebenssorgen und neuen Arten der Lebensführung, wie solche mit dem Vordringen der Menschenverbreitung in Gebiete mit neuen Naturverhältnissen eigentümlich verbunden war.

Wo aber auch nur jene eine Differenzierung der Fürsorgethätigkeit wie zwischen Knechten und Herren eingetreten war, da konnte schon der sich bildende Rassentypus der Herren als eine Auszeichnung gelten, wie sie der auszeichnungslüsterne Mensch suchte. Je mehr wir uns von hier aus der Urfamilie mit ihrer Unterschiedlosigkeit und Gleichartigkeit des Arbeitsanteils nähern, desto mehr verschwindet außer der Arbeitsteilung der Geschlechter jeder Anlaß zur Differenzierung, und eine solche, wie sie sich im Typus des Kulturmenschen ausdrückt, würde wahrscheinlich auch für die Sinne des Naturmenschen unwahrnehmbar bleiben. Er ist also mehr als wir auf die künstliche und äußerliche Kennzeichnung seines Ichs angewiesen.

Noch ein anderer Unterschied liegt in dem Angeführten zwar schon eingeschlossen; es lohnt aber wohl ebenfalls, ihn mit einigen Worten zu explizieren. Daß das, was wir „Mode“ nennen, mit unserem Kapitel irgendwie im Zusammenhange stehe, wird jedem Leser einfallen. Aber welcher Art ist dieser Zusammenhang? Ueber die „Mode“ auch nur kulturgeschichtlich zu urteilen, scheint schwer, denn sie ist ein sehr widerspruchsvolles Wesen. Indes sind da gerade diese inneren Widersprüche, — Zeugnisse, daß wir es mit dem Walten des Gesetzes der Kompatibilität zu thun haben, — von kulturhistorischem Werte. Unser „Schmuck“ ist, wie wir schon andeuteten, nach der einen Richtung hin zum Begriffe der „Verzierung“ fortgeschritten; wir wollen wenigstens grundsätzlich keinen mehr, der uns

---

[1]) Strinnholm a. a. O. S. 110.

[2]) Florus, Hist. Rom. l. III.

[3]) Ausblick auf die Verbreitung. S. 176.

abschreckender macht, als die gütige Natur gewollt hat. Indem wir vorausschauend im Geiste das Ziel zu entdecken suchten, welchem die fortschreitenden Differenzierungen unserer Rasse, insoweit wir sie für wirkliche Fortschritte anerkannten, sich zu nähern schienen, haben wir uns in der Vorstellung dieses Zieles ein „Ideal" des „vollkommenen" Menschen geschaffen. Dieses Ideal wird bei jeder Rasse insofern ein anderes sein, als eben der bisherige Gang ihrer Aussichtung, in dessen gerader Fortsetzung jenes Ziel gesucht werden muß, ein anderer war. Je geringer die Differenzierung und Aussichtung noch war, desto unklarer wird natürlich auch das Ideal sein können; oder vielmehr solche Stämme, wie der Urmensch selbst, werden noch keine ausreichende Erfahrung für die Schaffung eines Ideals gesammelt haben, und darum ein Ideal nicht besitzen. In dem Maße aber, als ein Ideal hervortritt, wird der Mensch versucht sein, den zunächst nur seine Persönlichkeit „auszuzeichnen" bestimmten Schmuck den Forderungen des Ideals dienstbar zu machen; der Schmuck wird ein Mittel zur „Verzierung" des Leibes werden, und die gesuchteste Verzierung wird diejenige sein, welche den Leib entweder nach der Richtung des Ideals hin gleichsam verbessert oder doch jene Merkmale am günstigsten hervortreten läßt und hebt, welche in dieser Richtung liegen. Da nun aber das Ideal für ein und denselben Kulturkreis auch ungefähr dasselbe ist, so wird fortan in die Art der Schmückung des Menschen ein immer größeres Maß von Einheit gelangen, und diejenigen, welchen man die Kunst zutraut, durch ihre Art, sich zu schmücken, dem Ideale am nächsten zu kommen, werden eine immer größere Nachfolge finden. So entsteht auf der Höhe eines bestimmten Kulturkreises aus der Schmucksucht die „Mode". Die Vereinigung und Uniformierung der Menschen in ihrem Geltungskreise hat sie in hohem Maße erreicht und sich damit vom Ausgangspunkte so weit entfernt, wie die sociale Organisation ihrer Zeit von der der isolierten Urfamilie absteht. Es liegt dem Einzelnen nun nicht mehr so viel daran, sich als Individualität, sondern als einen möglichst Vielen ebenbürtigen Repräsentanten seines Kulturkreises vorzuführen. Den Weg nach dem Ideale zu richten, behauptet zwar „die Mode" im allgemeinen und den allernächsten dahin gefunden zu haben, jede neueste; aber das kann auch der Gläubigste immer nur im jüngsten Falle glauben; wer aber auch nur eine mäßige Reihe von Erscheinungen nach der Richtung dieses Weges ordnen wollte, der müßte sofort in Verlegenheit geraten.

Was ist es nun, was bei jener so ausgesprochenen Tendenz des Fortschrittes und im Gegensatze zu ihr jene Kreuz- und Quersprünge und jenen Echternacher Tanz verursacht, in dem wir die Mode so toll daherschwanken sehen, daß es unsern Zweifel erregt, ob sie noch als ein kulturhistorischer Faktor zu fassen sein möchte? Das ist eben wieder jene Kompatibilität rudimentär gewordener und lebensvoll forttreibender Faktoren in der Kulturgeschichte der Menschheit, die so viel Widerspruch und Verwirrung hervor-

gebracht, aber auch zu stets neuen Zeugungen den Anlaß gegeben hat. Die Schmucksucht des Naturmenschen weiß durchaus nichts von jenem Ideale und seiner Heerfolge, ist vielmehr gerade aus dem gegenteiligen Principe der Aussonderung des Individuums hervorgegangen und gerade so, wie nach einem früher angeführten Beispiele von Kompatibilität [1]) auf einer gewissen Höhe der Familienentwickelung des Indianers der Erzeuger in die Vaterrechte gegenüber dem Kinde eintritt, der Mutter Bruder aber trotzdem dieses noch zur Schule führt, als wäre er sein Vater, gerade so erkennt die Mode auf der einen Seite jenes Princip als ihren Vater, das am Ende der gesamten Entwickelung auftritt, und folgt auf der anderen Seite zur selben Zeit demjenigen, das am Anfange jener steht. Hören wir ihren modernen Vater reden, so ist sie soeben auf der Höhe ihres Strebens angelangt, sie hat das Ideal in seiner Einheit erfaßt; aber sofort belehrt sie ihrer Mutter Bruder, daß sie ihr Ziel völlig verfehlt hat, da sie es erreichte. Sie erinnert sich, daß ja ein Schmuck, der alle gleich macht und niemand auszeichnet, nach dem Urbegriffe des Schmuckes kein Schmuck mehr ist; reumütig geht sie daran, einen wahren Schmuck zu schaffen, in dessen Neuheit und möglichster Gegensätzlichkeit zum alten die begriffsnotwendige Auszeichnung hervortritt, — und sogleich erklärt ihr moderner Vater urbi et orbi, daß das das neuergriffene Ideal sei, führt mit des Rattenfängers Flöte groß und klein hinter sich her, — und in dem nächsten Augenblicke proklamiert „der Mutter Bruder“ sein „Neffenrecht“.

Diesem allein haben wir nun zu folgen, wenn wir aus dieser Verwickelung heraus den Leser zu den Naturstämmen zurückführen, zu jenem Standpunkte, auf welchem wir vordem den Urmenschen verließen. Mit anderen Worten: die Putzsucht des Wilden folgt keinem einheitlich erfaßten Ideale, sondern dem Principe der persönlichen Auszeichnung, mit welchem sich erst als ein jüngerer Fortschritt die Kennzeichnung der Familienangehörigkeit, als einer zweiten, idealeren Persönlichkeit verbindet. Es liegt ganz in der Logik der Sache, daß diese zweite Art Kennzeichnung, von der wir noch besonders werden handeln müssen, womöglich in dauernden Zeichen angebracht wird, während die erstere Art sich des freiesten, in manchen Formen des täglichen Wechsels freut. Jene setzt Begegnungen mit fremden Familien, wenn auch nicht friedlichen, auf Gegenseitigkeit gestützten Verkehr voraus, diese entfaltet sich in Selbstgefälligkeit zunächst innerhalb der eigenen Familie, und während jene demnach nach Beständigkeit ringt, freut sich diese oft, täglich zu überraschen und immer aufs neue zu imponieren. Der Indianer [2]) pflegte seinen kostbarsten und vollständigsten Schmuck in zwei Fällen anzulegen: wenn er dem Feinde entgegenging oder zur Ratsversammlung zog. In beiden Fällen trat er aus seiner Familie heraus; der Feind

---

[1]) S. oben S. 86.

[2]) Loskiel a. a. O.

repräsentierte die fremde, der Ratsmannkollege die vertragsmäßig verbundene Nachbarfamilie. Während dieser Schmuck mit der Individualität des Mannes wie ein Teil von ihm verbunden war, so daß man auch den Mann an seinen Federn kennen konnte, erfreute der Indianer die Seinen daheim möglichst oft mit neuen Farbenmustern auf seinem Gesichte. Man kann Künste dieser Art sehen, welche das Wiedererkennen von heute auf morgen erschweren. Aber gerade dieser Wechsel ist es, welcher im Hause selbst die Geltung der Person beständig heben soll, indem er immer wieder die Aufmerksamkeit auf sie lenkt.

Diese Art des Schmückens nach den verwendeten Mitteln zu klassifizieren, würde ohne Ermüdung des Lesers nicht möglich sein, denn es gibt ja dem Principe nach gar nichts, was nicht den beabsichtigten Zweck erreichen könnte. Eher läßt sich ein ordnender Ueberblick dadurch schaffen, daß wir, ohne auf Erschöpfung der Sache selbst irgend ein Gewicht zu legen, die Art der Verbindung des Schmuckes mit dem Leibe in Betracht ziehen. Auch sachlich scheint uns dies empfehlenswert, weil wir hiebei am ehesten auch den Fußstapfen der geschichtlichen Entwickelung folgen dürften.

Im großen ist deren Hauptzug leicht zu entdecken. „Als allgemeine Regel gilt hiebei, daß die Südländer sich selbst und die Nordländer ihren Anzug zu verzieren pflegen“ [1]). In der Mitte aber vereinigt sich beides: der Schmuck der Urheimat erweitert sich an den Grenzen ihres Bereiches zur Kleidung, und die aus der nordischen Heimat herabsteigende Kleidung, das Kind der Not, wird zum Schmucke. So gewiß aber die Verbreitung vom wärmeren Lande zum kälteren der Wanderung mit umgekehrter Richtung voranging, so gewiß ist der Schmuck älter als das Kleid, und wo wir über den Begriff und die historische Folge im Zweifel bleiben sollten, da wird die Wahrscheinlichkeit immer nach der ersteren Richtung zeigen.

Wir könnten auch in betreff des Schmuckes einen einfachen und einen zusammengesetzten unterscheiden, insofern der erstere nicht die Erfindung eines vermittelnden Bandes voraussetzt, während der zweite erst in Anwendung gekommen sein kann, nachdem man in Verbindung mit der Werkzeugfertigung die Methode der Befestigung eines Gegenstandes am anderen durch Binden und Schnüre kennen gelernt hatte. Der einfache Schmuck ist von zweierlei Art, je nachdem er in primärer Weise die Auszeichnung der Person, oder in sekundärer die der Familie im Auge hat. Der letztere ist aber nur auf einem Umwege über das Kultgebiet entstanden, auf einer erst zu betrachtenden Stufe, welche die Geister nicht mehr scheuchte und bannte, sondern, sie gewinnend, in ihrem schützenden Verkehr zu verbleiben suchte. Nun lud man die Geister, die vorgestellte Urmutter, auf jüngerer Stufe den Urvater, das ideal-reale Centrum dieser Urfamilie, für den sich

[1]) Lubbock, Entstehung. S. 46.

alle mit der gleichen Marke zeichnen. Aber zunächst ist, wie wir an seiner Stelle sehen werden, diese Zeichnung nur der sichtbare Erfolg, nicht an sich der Zweck der Kulthandlung. Allein der natürliche Hang des Menschen nach äußerer Auszeichnung läßt auch diese Zeichen zu einem Schmucke werden und als solche nachahmend erweitern. Er fügt ihm sogar den zusammengesetzten Schmuck hinzu und überträgt diesen dann im Gebiete der eigentlichen Kleidung auf die letztere.

Das Gebiet des einfachen Schmuckes ist für den Naturmenschen die ganze Haut, soweit sie sich nur immer bemalen und bezeichnen läßt. Nächst der Haut ist es das Haar, welches zu den mannigfaltigsten Arten der Kennzeichnung der Persönlichkeit den Stoff hergibt. „Haut und Haar" stehen in dieser Verbindung noch in der mittelalterlichen Rechtssprache; irgend ein Vergehen gehe jemand, sagt sie, an „Haut und Haar", insofern es die Kennzeichnung der Person nach sich zieht. Für ein Stück für diesen Zweck von der Natur überschüssig gebildeter Haut gilt dann gewöhnlich der Ohrlappen. Dieser rivalisiert in dieser Hinsicht mit der Haut des Schamteiles; sie dienen zu einer unschädlichen Art der Kennzeichnung, beziehungsweise für jene noch zu erklärende Kulthandlung. Zeichnungen im Haar haben auch noch den Kultverbänden des Mönchstums in gleicher Absicht gedient. Auch die Zähne dienten und dienen zur Kennzeichnung und selbst die Form des Schädels sucht man in der Richtung eines Rassenideals zu beeinflussen. Neben Ohren und Vorhaut aber scheinen noch Lippen und Nase besonders geeignet, gekennzeichnet zu werden, oder ein äußeres Kennzeichen aufzunehmen.

Damit gelangen wir zu dem Uebergange zum zusammengesetzten Schmucke, demjenigen, der nicht ohne vermittelndes Band am Körper befestigt werden konnte, oder selbst ein solches Band von kennzeichnender Art darstellte. Das Princip der Auswahl der so zu schmückenden Stellen des Leibes ist ein durchaus praktisches und hat zunächst keinen idealen Gesichtspunkt im Auge. Schmuckträger werden am Leibe alle diejenigen Stellen, welche als natürliche Verengerung über einer tragfähigen Erweiterung der Muskeln oder Knochen zurücktreten. Diese Stellen sind: Stirn und Schläfe mit den untenhin vortretenden Knochen und der subsidiären Stütze der Ohrmuscheln, der Hals mit der vortrefflichen Stütze der Schultern, die Lenden mit den vortretenden Hüften, an den Beinen die Gegend über dem Knöchel und an den Armen außer derselben noch der Oberarm mit dem schwellenden Muskel, in geringerem Maße der Finger. Alle diese Stellen sind dem Naturmenschen Träger des Schmuckes, nicht weil etwa eine künstlerische Auffassung vom Leibe und seiner vorteilhafteren Ausstattung sie dazu gewählt hätte, sondern nur weil sie die entsprechende Tragkraft besitzen. Ebenso wenig sind die Gegenstände, die sie zu tragen haben, in künstlerischer Absicht gewählt; jeder beliebige Gegenstand kann angehängt dem Zwecke der Auszeichnung, der allein maßgebend ist, entsprechen. Erst allmählich

entwickelt sich eine Art Gesetz der Schönheit, dem die Auswahl immer ausschließlicher folgt.

Unter allen den genannten Schmuckträgern waren Hals und Lende die tragkräftigsten; von ihnen aus entwickelten sich daher am lebenskräftigsten die verschiedenen Gestaltungen des Schmuckes, und insbesondere wieder wurde das tragende Band um die Lenden der Ausgangspunkt des südlichen Systems der Bekleidung. Dieser Schmuckgürtel ist in seiner Verbreiterung das erste Kleidungsstück einer Menschheit geworden, welche nicht die Not der Kälte, sondern der Wunsch der Verzierung geleitet hat.

Nachdem wir dem Leser diese Uebersicht gegeben, kann es sich uns unmöglich darum handeln, ihm eine Geschichte des Schmuckes und der Kleidung im einzelnen zu liefern, da der Gegenstand in beschreibender Weise kaum jemals zu erschöpfen sein dürfte. Nur einzelnes, was die wichtigsten Phasen kennzeichnet oder ineinander hinüberleitet, soll hervorgehoben werden, um zugleich das vielleicht allzu Allgemeine des obigen Schemas in etwas konkreterer Weise zu illustrieren.

Daß wir uns den echten Urmenschen nur völlig nackt zu denken haben, ist oben gezeigt worden. Aber auch seine Nachkommen, die mit Spieß und Schwert, mit Pfeil und Bogen ausgerüstet umhergingen, trugen keine Kleider, ja, was noch auffälliger sein möchte, selbst solche, welche auf mancherlei Weise Stoffe zu schaffen wußten, welche neben der dem Süden zu schweren Tierhaut zur Verhüllung hätten dienen können, bekleideten zu gewöhnlichen Zeiten damit nicht ihre Blöße, sondern bewahrten sie als festtäglichen Schmuck. Während aber der gewöhnliche Leibschmuck oft in einer sehr dauerhaften Weise befestigt war, als gehörte er zum Menschen, bewahrte die nordische Kleidung in einigen rudimentären Sitten immer noch die Erinnerung an ihre Entstehung, indem sie noch immer nicht unter allen Umständen im Hause selbst der schamhaften Bedeckung, sondern nur dem Schutze außer dem Hause diente.

Wie viel mächtiger im Naturmenschen die Putzsucht wirkt, als die Fürsorge für Bedeckung, auch wenn er nicht mehr in einer glücklichen Urheimat wohnt, das offenbarte sich in ungewöhnlich greller Beleuchtung Cook unter den Feuerländern. Zwei seiner Leute waren im Sommer daselbst erfroren, die Eingeborenen aber trugen nichts als die Pelzhaut auf dem Rücken und Fellstücke um die Füße geknüpft, den übrigen Teil des Leibes nackt; aber von allem, was ihnen der menschenfreundliche Cook bot, schienen sie für nichts ein Auge zu haben, als für — Glasperlen [1]).

Die Alt-Kariben gingen für gewöhnlich nackt, um die Zeuge, die sie in eigentümlicher Weise bereiteten, lediglich zum Putze für Festgelegenheiten aufzusparen. Sie waren eher zu Goldschmuck als zu Kleidung gelangt [2]).

---

[1]) Hawkesworth, II. 59.

[2]) Waitz, III. 379.

Ebenso ziert bei brasilianischen Stämmen viel wilder Schmuck die völlig unbekleideten Leiber. Was Marlier bei ihren ebenfalls unbekleideten Jungfrauen [1]) als ein Zeichen geschlechtlicher Scham deutete, das ist sicher nur jene Schüchternheit im allgemeinen gewesen, die auch Appun an den Indianerinnen wahrnahm; denn im ersteren Falle hätten sie doch auf den Einfall einer wenn auch nur dürftigen Bedeckung kommen müssen. Auch in Afrika fand Livingstone [2]) in den Bawe am Zambesi noch ein Volk, das völlig nackt ging und für Fragen, die ein Gefühl von Schamhaftigkeit wecken sollten, gar kein Verständnis hatte. Einer dieser Schwarzen spielte den Stutzer, der außer verschiedenem Zierrat auch eine eiserne Feuerzange mit sich führte, um damit die Glühkohlen in seine geschmückte Tabakspfeife zu legen, trug aber bei alledem nicht ein Stückchen Bekleidung. Ebenso verwendeten die Frauen alles, was sie besaßen, nur als Schmuck und brachten den Missionär [3]) zu der Vermutung: „da weder Spott noch Scherz den Sinn für Schamhaftigkeit erwecken konnte, so ist es wahrscheinlich, daß Kleidung allein das schlafende Gefühl aufregen würde.“ Von der Nacktheit der Australier war schon die Rede, und auf ihren Schmuck als den Repräsentanten eines echt urtümlichen werden wir noch einen Blick werfen. Daß sich ihnen das Verständnis für Schmuck früher eröffnet hatte als der Begriff der Bekleidung, zeigten am klarsten die Bewohner der Botanybai, welche den ihnen von Phillip geschenkten roten Flanell als Zierrat an den Kopf hängten [4]). Dieselbe Erfahrung mußte Cook mit Bezug auf ein Stück eines Hembes machen, das er bald als eine Art Turban wiedersah [5]).

Das einfachste und wohl auch älteste Mittel, sich auszuzeichnen, ist das Einreiben des Körpers mit Erden und Stoffen von leuchtender Farbe in solcher Kombination, daß sie das Individuum erkennbar macht, das Bemalen der Haut, am meisten des Gesichtes. Hierin besteht unter allen Naturvölkern große Uebereinstimmung, welche sich bis auf die Auswahl der gleichen Farben erstreckt, worin jedoch wieder nur die gebotenen Mittel maßgebend sind, nicht ein schon vorhandener Geschmack. Rot, weiß und schwarz treten überall am häufigsten auf, weil diese Farben teils aus Erden, teils aus Kohle am leichtesten hergestellt werden können. Die Australier der Botanybai pflegten sich reichlich zu bemalen: auf Schultern und Brust große rote Flecke, den Rumpf entlang breite, auf Armen und Beinen schmale weiße Streifen; dann legten sie kleine weiße Flecke auf das Gesicht und zogen um jedes Auge einen weißen Kreis [6]). Aehnliche Bemalung ist in

[1]) v. Eschwege a. a. O. S. 109.
[2]) N. Miss. I, 250.
[3]) Ebend. S. 264.
[4]) Forster a. a. O. I, 38.
[5]) Hawkesworth, III, 171.
[6]) Ebendas. III, 234.

einigen Gegenden noch jetzt üblich, ebenso hie und da in Polynesien, wo man bei hellerer Hautfarbe auch blauschwarze Farbentöne benutzt. So ziehen die Marquesas-Insulaner ein ganzes Netz solcher Linien über ihren Leib. Auch in Afrika kennt man das Färben des Leibes, namentlich das Einreiben mit Rötel [1]). Die Felatah-Frauen in Mittelafrika umwickeln Finger und Fußzehen über Nacht mit Hennablättern, wodurch sie morgens purpurrot erscheinen. Die Zähne streichen sie abwechselnd blau, gelb und rot an, während einer oder der andere weiß gelassen wird. Die Augenlider färben sie mit Schwefelantimon, die Haare mit Indigo [2]). In Amerika ist solcher Schmuck von Süden bis Norden gebräuchlich. Sogar die armen Feuerländer, die so gar nichts auf sich zu verwenden haben, üben die Kunst des Bemalens. „Die Gegend um die Augen war gemeiniglich weiß und der übrige Teil mit senkrechten, roten und schwarzen Streifen geziert, deren Gestalt aber bei jedem anders war, so daß kaum zween derselben einander vollkommen ähnlich waren." Bei besonderen Gelegenheiten, als sie z. B. die Fremden geleiteten, thaten sie ein übriges und zogen Streifen über den ganzen Körper, „so daß sie recht stattlich aussahen" [3]).

Wenn man die Art näher betrachtet, wie sich in diesen Stämmen Mann für Mann durch seine eigene Art, sich zu malen, hervorzuthun sucht, wie sie ohne Rücksicht auf die Körperformen Partien abteilen und dann zur Abwechslung diesseits quer, jenseits der Länge nach bald zu streifen, bald zu karrieren suchen, so wird man unwillkürlich an die Mode unserer Landsknechtszeit erinnert; der Unterschied lag nur darin, daß hier dieselben Muster auf die Kleider aufgetragen waren und diese möglichst bauschig gemacht wurden, um dieses wilden Schmuckes recht viel aufnehmen zu können.

Die brasilianischen Puris bestrichen den ganzen Leib mit rotem Thon [4]). Spix und Martius sahen dagegen Coroadofrauen auf das bunteste mit farbigen Mustern bedeckt. Die Nordindianer freuen sich heute noch ebensosehr des täglich wechselnden bunten Gesichtsschmuckes und der Erprobung ihrer Erfindungsgabe dabei, wie vor einem Jahrhunderte, da Loskiel [5]) von ihnen schrieb: „Auf Verzierungen ihres Gesichts wenden sie am meisten Fleiß und Kunst. Sie bemalen es fast täglich und allemal, wenn sie zum Tanze gehen. Sie glauben, daß diese Malerei braven Männern sehr wohl anstehe und sind dabei immer auf Veränderungen und neue Moden bedacht. Vorzüglich lieben sie die Zinnoberfarbe und bemalen sich damit bisweilen den ganzen Kopf, daß er feuerrot aussieht. Mitunter bringen sie schwarze Flecken an, oder färben auch wohl die eine Hälfte des Ge-

---

[1]) Livingstone a. a. O. S. 263.
[2]) Lubbock, Entstehung. S. 48.
[3]) Hawkesworth a. a. O. II, 55 f.
[4]) v. Eschwege a. a. O. I, 109.
[5]) a. a. O. S. 63.

fichtes und Kopfes schwarz, die andere rot. Am Muskingum findet man eine gelbe Ockererde, die gebrannt eine schöne rote Farbe gibt. Damit bemalen sich vornehmlich die huronischen Krieger, denen es nicht zu viel ist, eine Reise von mehr als zwanzig Meilen zu thun, bloß um sich mit dieser Farbe zu versorgen. . . . Die Figuren, die sie auf ihr Gesicht malen, sind von allerlei Art. Jeder folgt darin seiner Phantasie und strengt seine Erfindungskraft an, um andere zu übertreffen und etwas Besonderes zu haben." Auch die früheren Bevölkerungen Europas müssen, soweit die unentbehrliche Bekleidung es zuließ, diese Art Körperschmuck gekannt haben. Von einem östlich von den damaligen Germanen wohnenden Volke berichtet Tacitus [1]) ganz ausdrücklich, daß sie ihre Körper bemalt und so ihren Gegnern im Kampfe einen gespensterhaften Anblick geboten hätten. Nach Mommsens Auffassung [2]) wurde nicht nur das Bildnis des römischen Jupiter, sondern auch das Antlitz des Königs nach einer uralten Sitte mit Menning bemalt. Das deutet wahrscheinlich auf die Sitte einer älteren Bevölkerungsschicht zurück, wenn es nicht vielmehr die alten Italiker selbst, aus denen die Römer hervorgingen, waren, welche dem Schmucköle in früherer Zeit auch noch die Farbe beimischten. Denn daß das Salben des ganzen Körpers mit Oel, das die homerischen Helden sowohl wie die historischen Griechen und Römer so sehr und zwar am häufigsten unter Umständen übten, die ein Toilettemachen vor dem Eintritt in die Gesellschaft bedeuteten, daß dieses wiederholte Salben mit fettigen oder salbenartigen Substanzen ein letzter Rest der alten Hautbemalung sei, ist kaum zweifelhaft. Auch die Naturvölker mischen den Farbstoffen allerlei Fette bei, teils um sie haltbarer und glänzender zu machen, theils wohl auch, um jene unangenehme Spannung aufzuheben oder zu mildern, welche die Einreibung mit trockenen Erdfarben auf der Haut hervorbrächte. Es ist also ganz wahrscheinlich, daß der Fortschritt der Kulturvölker zunächst nur darin lag, bei jener altgewohnten Einreibung auf den Farbstoff zu verzichten und statt des Auges den Geruchsinn für die Auszeichnung des Einzelnen gefangen zu nehmen, indem man den Fetten starkriechende Substanzen beimischte.

Daß aber der ganze Brauch nicht in einer Art Gesundheitspflege beruhte, wie man immer annimmt, das zeigen ja die für die Gesundheit noch immer genug bedenklichen Folgen. Die reichliche Anwendung von Salben erzeugte auch bei den späteren Griechen und Römern noch eine so fatale Schicht auf der Haut, daß es eines eigenen Instrumentes, des Schabeisens (griech. στλεγγίς, lat. strigilis), unserer „Strigel" bedurfte, um den Körper nur für das reinigende Bad vorzubereiten. Diese Schmuckschicht gaben aber die Alten nach Zeugnis der homerischen Erzählungen nicht mutwillig auf, sie nahmen kein Bad ohne die Möglichkeit, sich aufs neue zu „salben",

[1]) Germania c. 33.

[2]) Mommsen, Römische Geschichte.

vermieden vielmehr abends wie morgens jede Waschung und wuschen auch vor dem Bereiten und Speisen des Mahls nur die Finger oder Hände, nicht das Gesicht, das sonst seinen glänzenden Schmuck verloren hätte.

Sind das aber immerhin schon verblassende Reste einer alten Gewohnheit, so zeugen mehrere Geschichtschreiber dafür, daß die keltischen Briten auch in diese ihre neue Heimat den Brauch mitgenommen hatten, in ganz alter Weise ihre Haut mit Waid blau zu färben, und nicht mit Unrecht vermutet Tylor, daß die Sitte japanischer Schauspieler, ihr Gesicht mit hellroten Strichen zu bemalen, auf einen früher allgemeineren Volksbrauch hinweise [1]).

Endlich hat man sogar schon in den Höhlen von Périgord Reste einer roten Farbe wie nicht minder durchbohrte Muscheln gefunden als einen Beweis, daß auch jener vorzeitigen Bevölkerung von Rentierjägern das Schmücken und Bemalen des Leibes schon bekannt war [2]).

Als hätte der Mensch den Hang zu farbiger Zeichnung seines Leibes schon aus der Urheimat mitgebracht, so erscheint er in anderer Form selbst da wieder, wo sich dem Menschen die dichteste Umhüllung aufdrängt. Es ist auffallend, mit welcher Vorliebe gerade Eskimos, Lappländer und andere Arktiker ihre nur dem praktischen Bedürfnisse angepaßten Kleider mit bunten Farben, und wären es auch nur Fadenzeichnungen, zu schmücken pflegen, als hätten sie das Bedürfnis, die altüberkommene Auszeichnung des Leibes nun wenigstens auf dem Kleide zu tragen. Diese Verzierungssucht fällt bei der Kargheit ihrer Mittel ebenso auf, wie der Abstand des reicheren Schmuckes von der armseligen Nacktheit der Wilden des Südens. Schon Scheffer [3]) hebt dieses verschwenderische Anbringen buntgestickter Verzierungen bei den Lappen hervor. Nicht nur ihre Kleider, auch die Geschirre der Rentiere und verschiedene kleinere Gebrauchsgegenstände wurden damit beladen, und in der That sieht man ihre Frauen auch heute noch am liebsten beschäftigt, Bänder vorratsweise bunt zu besticken, um sie dereinst zum Schmucke an ihre Kleider zu heften. Noch auffallender heben diesen Gegensatz im Jahre 1777 geschriebene Nachrichten [4]) in betreff der Bewohner einiger Inseln der Berings-Straße aus der Aleutengruppe hervor, welche Aermsten der Erde damals in Höhlen wohnten und nicht einmal den Hund als Haustier kannten, der doch in Europa schon die Menschen der Muschelhalden begleitet hatte. „Nichtsdestoweniger legten die Weiber in einigen der einzelnen Teile ihres Anzugs eine ungemeine Putzsucht an den Tag. Ihre Kleidung außerhalb der Wohnung bestand aus Bälgen verschiedener Vögel, und obgleich sie von der Gerberei nur äußerst wenig

---

[1]) Tylor, Anthrop. S. 282.

[2]) Vergl. Spencer, Prin. d. Sociol. 81.

[3]) Scheffer, Geschichte von Lappland.

[4]) Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches ꝛc. 1777.

verstanden, waren sie doch geschickte Näherinnen, und die Säume ihrer Gewänder oder Kleider waren sehr hübsch gestickt. Sie verzierten ihre aus den Bälgen der Grebe und des Tauchers verfertigten Mützen ebenfalls mit gestickten Bändern." Daß auch die vorhistorischen Bewohner der Höhlen von Périgord Felle zusammenzuheften verstanden, haben wir schon erfahren. Wenn nun aber die Deutung richtig ist, welche die Archäologen einer kleinen Schnitzerei auf Rentiergeweih, einer angeblichen Hand mit dem anstoßenden Aermelstücke, geben, so müßten wir schließen, daß auch jene Menschen, gezwungen, ihren Leib in Pelze zu hüllen, die geliebten Farbenzeichnungen schon auf diese aufgetragen hätten.

Wir werden weiter unten die Tätowierung der Haut als eine andere, dauerhaftere Form der Bemalung kennen lernen, die nur durch ihre Methode und die Ableitung derselben eine besondere Stellung einnimmt. Die Verbreitung beider Methoden bildet aber eine gegenseitige Ergänzung von der Art, daß wir behaupten können, die Sitte, in einer oder der anderen Weise den Leib mit farbigen Zeichnungen zu zieren, müsse dereinst über die ganze Erde verbreitet gewesen sein.

Nicht anders verhält es sich mit der Verwendung des Haares zur auszeichnenden Zier des Mannes. Wir müßten fast ganz Afrika, aber nicht dieses allein von Ort zu Ort durchwandern, wenn wir dem Leser auch nur annähernd den Reichtum zeigen wollten, den die menschliche Auszeichnungssucht an Haartouren geschaffen hat. Von der künstlichen Glatze bis zu einem heuschoberartigen Aufbau von fünf Fuß Umfang darf sich die Phantasie hin- und herbewegen, ohne eine Form erdenken zu können, die nicht irgendwo schon Verkörperung gefunden hätte. Welchen Wert aber der Mensch auf diesen ihn weithin kennzeichnenden Schmuck legt, das zeigen am besten die ungewöhnlichen Opfer, die er dieser Eitelkeit bringt. Ausdauer ist in keiner Beschäftigung die Sache des Naturmenschen; aber um frisiert zu werden, kann der wilde Fidschi-Insulaner stundenlang sein unruhiges Naturell bezähmen und für sein ganzes Leben lang die Bequemlichkeit des Schlafens opfern. Indem wir oben von der Verbreitung des Schlafholzes sprachen, haben wir mit jener die Bereiche gekennzeichnet, in denen die Haarputzsucht die höchste Stufe erreicht hat; aber die Verbreitung der eigentlichen Zurichtung des Haares überhaupt reicht weit darüber hinaus, denn nicht jede modische Haartour verlangte jenes große Opfer.

In den meisten Fällen ist die Haarzurichtung wie die Bemalung immer noch ein primärer Schmuck in dem Sinne, daß er bestimmt ist, das Individuum als solches auch innerhalb seiner Familie auszuzeichnen. So schaltet immer noch der Indianer frei mit seinen Haaren wie mit seinem Gesichte, wenn auch gewisse Touren, wie die schmale bayrische „Raupe" bei beiderseits glattrasierten Schädelteilen, sich einer verbreiteteren Beliebtheit erfreuen als andere. Es steht aber doch jedem frei, für sich eine neue Erfindung zu machen. In anderen Fällen haben die Familien eine Auswahl

getroffen und der Haarputz ist dadurch gleich der mittelalterlichen Helmzier eine Art Wappenbestandteil, die Kennzeichnung der ganzen Familie geworden. Wieder in anderen Fällen hat eine viel weiter erstreckte Organisation gleichsam die Erbschaft einer Familie aufgenommen und eine bestimmte Haartracht zum auszeichnenden Volkscharakter erhoben. Noch in anderen, wie im Reiche der Kaffern, hat eine solche Organisation eine Art Ordenswesen auf diese Auszeichnung begründet und die Wahl des Haarschmuckes dem Einzelnen entzogen.

Indem zwar das Mittel des Haarschmuckes als Auszeichnung, sei es in persönlicher oder gruppenhafter Art, überall, wo nicht die verhüllende Kleidung hindernd dazwischen trat, als ein von der Natur selbst gewiesenes in Anwendung gebracht wurde, so scheinen sich doch in den Ruhm der ausschweifendsten Ausnützung die Melanesier oder Papuanen mit den Ostafrikanern zu teilen. Bei jenen schien das lang und üppig in die Höhe und Breite wachsende Haar dazu besonders aufzufordern. Im Westen Neuguineas begnügt man sich denn auch zumeist damit, das Haar nach allen Seiten möglichst lang auszustrählen, und so den Umfang des Kopfes ins auffällige zu erweitern. Diese „Haarkrone" ist in der That so sehr das Bezeichnende am Papua geworden, daß sie ihm den Namen gegeben hat. Um an dieser Krone von solcher Breite stets ordnen zu können, hat der Melanesier die Finger unzulangend gefunden; wie der Nubier aus gleichem Grunde trägt er stets seinen Kamm bei sich. Während aber der nubische Kamm nur einen einzigen zu einer langen Nadel verlängerten Finger darstellt, welcher auch genügt, um die zu Strängen geordneten Haare auseinanderzuhalten, hat der Papua seinem Kamm schon so viel Zinken gegeben, als ein ringsum bis auf einen Griff eingespaltenes Bambusstäbchen gewähren kann. Durch Waschen mit Kalkwasser wird dem Haar eine weißliche oder rötliche Färbung gegeben und häufig werden auch innerhalb des Haarputzes die Farben gemischt.

Zur Differenzierung werden dann da und dort radial abstehende Zöpfchen geflochten oder die zu Strängen gruppierten Haare an der Spitze zu einem Knoten geknüpft, in einer anderen Gegend wieder zieht man die Gruppierung zu großen Haarwulsten vor. An der Torresstraße aber sind die „Wilden" schon dahin gelangt, zu ihrer Bequemlichkeit das eigene Haar abzuscheren und nach Bedarf den künstlichen Schmuck einer Perücke aufzusetzen. Das weibliche Geschlecht nimmt in der Regel an diesem auszeichnenden Schmucke nicht teil, sondern schert das Haar ab. Als besonders phantasievolle Haarkünstler waren früher die Viti-Insulaner berühmt, welche den gelbgefärbten Leib mit den wunderlichsten roten, oft aber auch zweifarbigen Perücken krönen, welche bald die Form einer Grenadiermütze, bald die eines hochaufstrebenden Raupenhelms zeigen, bald wieder eine Gruppe Raupen mit farbigen Haarbüscheln nachzuahmen scheinen, wenn man es nicht vorzieht, vom kurzgeschorenen Haupte einen einzigen großen Tape-

ziererpinsel emporragen zu lassen. Häufig ist das Gesicht mit einem schmal abgegrenzten Kranze aschgrau gefärbter Haare eingefaßt, die neben dem pechschwarzen Polster die Garnierung einer Frauenhaube nachzuahmen scheinen.

Nicht minder gewiegte Haarkünstler finden wir auch in Afrika in größter Menge. Nur Buschmann und Hottentott lassen sich mit der Ockerbemalung ihres Leibes genügen; ihr büschelweise sich verbreitendes Haar scheint ein zu wenig lohnendes Material der Kunst zu sein. Daher sucht der Hottentotte wenigstens diesen Schmuck äußerlich durch sonderbare Pelzmützen und riesige Hüte zu ersetzen. Daß aber vielleicht auch hier einmal die Individualität gerade durch den Haarputz repräsentiert worden sein möchte, darauf könnte die Sitte schließen lassen, daß es der Frau, die in der jüngeren Familienverfassung eben nicht als Individualität hervortreten soll, nicht gestattet ist, ihr Haupthaar sehen zu lassen; sie muß es stets verhüllt tragen. So nahm der Franke dem Sklaven gleichsam die Individualität, indem er ihm den Kopf schor.

Dagegen beginnt schon bei den benachbarten Damara die Kunst, das Haar in Zöpfchen und Strähnchen zu ordnen und bei den Zulu erreicht sie sofort nicht ohne Zuhilfenahme fremder Substanzen, wie Thon und Firnis, welche die Haarmasse in einen plastischen Filz verwandeln, eine bewundernswerte Vollkommenheit. Die begehrteste Haartour als Auszeichnung tapferer Krieger ist ein aufrecht stehender Napf auf dem Kopfe, der aus jener knetbaren Haarmasse ein für allemal gebildet und fein poliert wird. Von hier nordwärts bis an die Grenzen Aegyptens haben uns die Forschungsreisenden eine ganze Musterkarte von Schmuckbauten auf dem Kopfe mitgeteilt, die, wenn auch im einzelnen beständigen Veränderungen unterworfen, doch gewöhnlich in der Grundlage die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stämmchen erkennen lassen. Der Stamm der Lira verarbeitet die mit Thon versetzte Haarmasse nach unten hin so, daß sie einen steifen Kragen über den Schultern bildet, der gegen die Mitte zu etwa in einem eingebauten Antilopenhorn einen künstlerischen Abschluß findet. Die Obbo bilden Flechten mit Zuthat von Zwirn und suchen einen künstlerischen Uebergang zu dem einzuschließenden Biberschwanze herzustellen. Die Latuca flechten das Haar mit Garn zu einer hohen Grenadiermütze zusammen, der sie ein Kupferschild vorstecken. Alle diese Touren werden ein für allemal angelegt und wenn das Haar nachwächst, sorgfältig weiter gebaut. Jenseits an der Westküste hat man dieselbe Vorliebe und denselben unerschöpflichen Erfindungsgeist thätig gefunden. Bald steht die Haarmasse wie ein aufgestülpter Blumenkelch in spitz zulaufenden Zipfeln vom Kopfe ab, bald erhebt sie sich säulenartig über ihm. Die Wazaramo im Osten wieder zeigen uns den Uebergang zu der Doppelgruppierung des Haares, durch welche einige nubische Stämme bekannt sind. Jene flechten den oberen Teil, den Schopf, in einen Knoten, während sie den Mantel ringsum mit einem Brei aus ockerfarbenem Thon und Oel in kleine Strähnchen zerlegen.

Ebenso richten, doch unverschlungen, die Nubier einiger Stämme den Schopfteil in die Höhe, während sie den Mantel herabhängen lassen, beiderlei aber in durch Talg gefestigte Strähnchen teilen.

Wenn auch im ganzen die Willkür das einzige Gesetz dieser Verschönerungskunst ist, so kehrt doch die letztere Teilung durch die Natur veranlaßt in sehr vielen Gegenden immer wieder, und unter den möglichen Kombinationen spielt auch die eine Rolle, daß ein oder der andere Teil, Schopf oder Mantel, völlig entfernt wird. Die Coroados oder „Glatzenindianer“ Brasiliens rasieren den Schopf und lassen den Haarkragen rings herum wachsen, die Nordindianer ziehen es meistenteils vor, den Kragen zu rasieren und den Schopf zu pflegen, auch in der Weise, daß sie ihn zu einem langen Zopf zusammenflechten. Derselben Wahl folgen in Asien die mongolischen Tataren, von denen die heutigen Chinesen die Sitte übernommen haben. In der hochgehaltenen Heiligkeit ihres Zopfes spricht sich noch deutlich die ursprüngliche Bedeutung dieses Zierstückes aus, das, einst der Ausdruck des Persönlichen und Individuellen des Trägers, nun zur Stammesmarke des Volkes geworden ist. Noch andere, wie die Andamaneninsulaner, suchen von allen anderen Völkern abzustechen, indem sie sich den ganzen Kopf rasieren.

Daß oft auch der Bart in ähnlicher Weise einbezogen wird, zeigt schon die Tyrannei, unter welcher er bei vielen Völkern steht und in verschiedenen Zeitaltern stand. Nachtigal[1]) bezeugt uns, daß auch im Innersten Afrikas, in den sogenannten „Heidenstaaten“ der Somraï, Bagirmi und anderer Stämme derselbe Putz zu finden ist. „In der Künstlichkeit und Mannigfaltigkeit der Haartracht stehen die Frauen entschieden hinter den Männern zurück. Sie begnügen sich damit, das Haupthaar zu rasieren oder gleichmäßig kurz zu schneiden — und in diesem Falle mit hochausrasierter Stirne — doch die Männer zeigen sich sehr erfinderisch in ihren Frisuren. Manche scheren das Haupt gleichmäßig kurz und lassen nur vier Flechten stehen, welche wie kleine Hörnchen, so zu sagen an den vier Ecken des Kopfes hoch emporragen. Andere errichten ganze Reihen dieser koketten Flechtchen, die entweder von der Stirne zum Nacken, oder von einem Ohr zum andern, oder in beiden Richtungen und sich auf dem Scheitel kreuzend verlaufen. Noch andere lassen das Kopfhaar möglichst lang wachsen und richten die Hauptmasse desselben, den centralen Teil, hoch auf, während peripherisch von Schläfen und Hinterhaupt lange, dünne Flechten herabhängen.“ In Busso, dem Minister von Somraï, stellt uns derselbe Reisende einen vollendeten Stutzer aus dem Herzen Afrikas vor. Zwar schmückte den schwarzen Leib außer dem Lendenschurz und zwei Ringen über den Fußknöcheln nichts als das reichlich aufgetragene glänzende Oel, aber auf sein Haupt hatte er allen Fleiß verwendet, und während vielleicht die gloriolenartig abstehenden

[1]) Sudan und Sahara. II, 576.

spitzen Zöpfchen des Haupthaares noch ihres gleichen finden konnten, so war er sich doch selbstgefällig bewußt, in „seinem zierlich gedrehten, etwa zehn Centimeter langen, dünnen Zwickelbart, der durch eine Reihe bunter Perlen noch verlängert wurde", eine Auszeichnung ganz einziger Art zu besitzen. Wie der Mann auf nichts so sehr bedacht war, als auf die beständige Verschönerung dieses seines Kleinods, so verlangte er auch von unserem Forscher für seine Gastgeschenke nichts so sehr, als einige recht neumodische und seltene Perlen, und es war nicht leicht, seine Ansprüche zu befriedigen [1]). Die Abbildung dieses seltenen Bartes erinnert uns aber sehr daran, daß er, etwa von den Perlen abgesehen, in hunderten von wohl gewickelten Kinnbärten des alten Aegyptens seine Vorbilder hatte. Ebenso zeigen uns die Bilder, daß der Altägypter wie sein Nackenkissen, so auch die kunstvolle Frisur mit den Naturvölkern seines Kontinentes teilte. Als besonderes Abzeichen tritt der Haarschmuck in der bekannten einseitigen „Locke der Prinzen" hervor, und wie sehr gerade das Haar als Kennzeichnung der Persönlichkeit mit dieser verwachsen war, das zeigt die ablösende Opferung des Haares für den Menschen im Kulte. In gleicher Weise zeigen uns die außerordentlich sorgfältig geordneten Locken des Haupthaares und der Bärte auf assyrisch-babylonischen Bildern, daß auch das Kulturvolk am Doppelstrome die Sitte der Naturvölker in die Kultur hinübergenommen hatte.

Weiter nach Osten hin tritt sie auch heute noch überall in derselben Bedeutung hervor. Der Siamese rasiert den Haarkragen rings um den Kopf glatt ab und stutzt den geschonten Schopf zu einer bürstenförmigen Fläche zu, während früher der Japanese umgekehrt den Schopfteil wegrasierte und vom Hinterkopfe her eine Schopflocke über die Glatze bog, der Koreaner aber gleich dem Singalesen das gesamte Haar zu einem Schopfknoten zusammenwindet. Die „Kahlköpfigen", welche Herodot hinter den Skythen wohnen läßt [2]), werden wohl am besten als ein Volksstamm mit geschorenen Köpfen zu deuten sein. Auch die Griechen ältester Zeit hatten, wie wir jetzt aus dem Material der Ausgrabungen erkennen, ihre sorgfältige Haarfrisur, deren das Gesicht beiderseits einrahmende Strähnchen oder Flechten mitunter mit Spiralen von Metalldraht festgehalten wurden. Der keilförmig auslaufende Kinnbart bei glattrasierter Oberlippe muß dem Gesichte einen Stammestypus verliehen haben, der von dem klassisch-griechischen unserer Vorstellung sehr verschieden war [3]). Die Kelten unterschieden sich ihrem Haarschmucke nach wenig von heutigen Stämmen der Südsee oder Afrikas. Sie bearbeiteten nach Diodor [4]) ihre blonden Haare mit

---

[1]) Ebend. II, 591.

[2]) Herodot. VI, 24 f.

[3]) Vergl. Helbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert, archäologische Untersuchungen. Leipzig 1884.

[4]) Diodor V, 28.

Kalkwasser, kämmten sie aus der Stirn zurück und schlangen sie in einen Knoten. Leo Diaconus schildert uns in seiner byzantinischen Geschichte die Erscheinung eines Slavenfürsten des zehnten Jahrhunderts, der durch einen großen Bart, aber einen bis auf den herabhängenden Schopf kahl geschorenen Kopf auffiel; zudem trug er in einer der Ohrmuscheln einen goldenen Ring mit Edelsteinen. Es muß also die tatarische Sitte des Kopfputzes auch zu slavischen Stämmen hinübergereicht haben. Magyarische Gesandte trugen noch im 13. Jahrhunderte [1]) die Haare in Strähnen und Zöpfen um den Kopf und hatten die Bärte mit Perlen und Edelsteinen beflochten.

Daß auch die Germanen in dem Haarschmucke dieselbe Repräsentation der Persönlichkeit sahen, wie sonstige Naturvölker, beweist die unverhältnismäßig große Buße, mit welcher ihre Volksrechte den Frevel bedrohen, jemandes Haare wider dessen Willen zu scheren. Ebenso zeugt dafür die große Betonung des Haares des fränkischen Königs. Die Bezeichnung des „rex crinitus“, oder des Königs im Haarschmuck, wird ganz so gebraucht, als ob damit die fränkische Stammesart einem Herrscher fremder Abkunft entgegengesetzt werden sollte; nur der König mit dem bestimmten Haarschmuck ist den Franken ein echter. Leider wissen wir über den unterscheidenden Haarschmuck der Stämme viel zu wenig, aber wahrscheinlich ist die Vorstellung von einem lang wallenden Lockenhaar in den meisten Fällen eine unzutreffende. Daß sich der Suevenstamm durch die der keltischen ähnliche Schopfknotenfrisur von den übrigen germanischen Stämmen schied, wissen wir aus Tacitus; und Paulus Diaconus hat uns angedeutet, daß die Langobarden das Haar im Nacken schoren, vorn aber gescheitelt in langen Strähnen herabhängen ließen. Vieles, was uns als frühmittelalterliche Modethorheit vorgeführt wird, oft von zelotischen Mönchen getadelt, die gerade in dieser Hinsicht ihr gläsernes Dach über dem Kopfe trugen, das dürfte nicht einmal immer ein Rückfall, sondern oft eine rudimentäre Konservierung alter Sitte sein. Aus einem solchen Klagerufe des Ordericus Vitalis [2]) ersehen wir, daß die Normannen ihr langes Haar mit Brenneisen zu kräuseln wußten, etwa wie die Babylonier zu thun pflegten. Die Statue Chlotars I. am Portal von S. Germain des Prés zu Paris beweist, daß wenigstens das zwölfte Jahrhundert die Haare der alten Frankenkönige sich in nach vorn herabhängenden Zöpfen geordnet vorstellte. Hatten aber solche Haartrachten damals aufgehört, die einzelnen Stämme zu kennzeichnen, so blieben jetzt wieder alle möglichen Arten, sich auszuzeichnen, dem Wunsche des Einzelnen preisgegeben und nur insofern als die alte Gebundenheit durch die Stammesrücksicht sich lockerte, könnte von einem Anfange solcher Modeteufeleien in dem oder jenem Jahrhunderte die Rede sein; in

---

[1]) Ottokars Reimchronik LXVII.

[2]) Ordericus Vitalis lit. VII, c. 10 bei Alw. Schultz, Höfisches Leben. I, 213.

Wirklichkeit können wir in allen diesen Versuchen nur die Fortsetzung uralter Gepflogenheiten erkennen, die aus der sogenannten „Unkultur" in die „Kultur" herüberreichten. Geflochtene Zöpfe und Zöpfchen, Wülste nach Art der melanesischen, Haarringelchen über dem Kopfe und ähnliche Auszeichnungen trug man im 12. und ebenso noch immer im 15. und 17. Jahrhunderte und die auffälligen Perücken, Wülste und Zöpfe des vorigen waren, wie gewiß auch jene des 12. nur Erneuerungen, wie sie die Mode, das alte unfruchtbare Weib, immer wieder als neue Geburten unterschieben muß.

Unsere Künstler thun ganz recht daran, daß sie sich bei den Darstellungen aus der Zeit unserer Ahnen nicht allzu tyrannisch von historischer Kostümtreue beherrschen lassen; wir, die wir doch nicht ohne Lächeln das naturgetreue Bild eines Fidschi-Insulaners betrachten können, würden andernfalls unsere Ideale in der Vergangenheit nicht wiederfinden. Was müssen jenen, unseren Vorfahren, doch ihre Zöpfe gegolten haben, wenn sie zum Schutze derselben ein eisernes Behältnis, eine „Zopfkapsel", an ihre Helme annieten ließen! Je weniger wir aber bei unserem Klima mit dem Haupthaare erfolgreich prahlen konnten, desto mehr warf sich unsere Eitelkeit auf den unter allen Umständen frei bleibenden Bart. Sicher bezeugt ist wenigstens im 12. Jahrhundert die Sitte, den Bart in Strähne zu teilen oder in Zöpfe zu flechten und gleich jenem Stutzer Busso mit Goldfäden und ähnlichem Schmucke zu durchziehen. Um nur eine dieser verdienstvollen Erfindungen zu nennen, sei der Sitte erwähnt, die Zipfel des Schnurrbartes im Nacken zusammenzubinden [1]). Aber auch das völlige Entfernen des Bartes, das im 13. Jahrhunderte immer mehr Sitte wurde, ist gleich dem Herausschneiden der oder jener Partie, wie es zu herrschen noch nicht aufgehört hat, nichts anderes, als die Anwendung desselben Princips; auch die völlige Kopfschur ist ja nur eine der verschiedenen Arten auszeichnenden Schmuckes. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß das Bestäuben und Weißfärben der Haare und das Schminken in dasselbe Bereich gehören, wenn auch letzteres eine andere Richtung eingeschlagen hat. Männer hielten dieses schon im frühen Mittelalter nicht mehr für passend; als allgemeine Volkssitte findet es noch Anwendung bei den südslavischen Mädchen, obwohl es ihnen kaum zur Verschönerung dient. Schminken, Haarfärbemittel, Haareinlagen und kunstvolle Anordnung desselben spielten bekanntlich auch bei den Römerinnen der Kaiserzeit eine große Rolle.

Wie nach jeder Richtung hin das Schatzkästlein der Vergangenheit am treuesten unter dem Dache des Kultus bewahrt und bewacht wird, so finden wir, wie wir schon angedeutet haben, auf diesem Boden auch die letzten Reste der Haarzurichtung als Zeichen der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Organisation. Diese war allerdings zunächst die Blutsverwandt-

[1]) Vergl. Alw. Schultz a. a O. I. 215.

schafts-Familie, aber gewisse Kultgenossenschaften, und zwar nicht bloß christliche, ahmten sowohl diese wie jenes ihr äußeres Merkmal nach. So erkennen wir den buddhistischen Mönch an dem glattgeschorenen Kopfe, den christlichen aber je nach seiner Ordensregel an einer besonderen Art der „Tonsur".

Um in historischer Reihenfolge vorzugehen, müßten wir wohl nun vorher einige derjenigen Dinge erwähnen, die der Mensch zuerst wohl dem Haare angeheftet und, vielleicht nicht ohne von der Verwendung der Haarsträhne auf eine entsprechende Erfindung geführt worden zu sein, allmählich auch in anderer Weise dem Körper angehängt hat. Es ergibt sich aus der eigentlichen Bedeutung der Hautnarben, daß diese nur einer jüngeren Zeit angehört haben können, während nichts im Wege steht, die Einpflanzung einer bunten Feder in das Haar schon dem Urmenschen zuzutrauen. Da es uns aber doch nicht gelingen könnte, für den Anwachs allen äußeren Schmuckes den historischen Faden wiederzufinden, und wir nun einmal bei der ganzen Darstellung nicht umhin können, zur Erklärung der einen Erscheinung immer wieder auf eine andere, vorläufig noch unerklärte vorauszugreifen, so dürfen wir wohl auch hier, dem räumlichen Einteilungsgrunde folgend, diejenigen Zeichen, welche dem Menschenleibe selbst angezeichnet wurden, vor jenen in Betrachtung ziehen. Aber wir müssen noch einmal betonen, daß wir damit in einen Zeitraum vorauseilen, von dem wir auch nicht ahnungsweise angeben können, ob sich sein Abstand nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden würde bemessen lassen. Doch sind wir insofern schon vordem dorthin vorausgeschritten, indem wir den Haarschmuck auch als ein Sonderungszeichen der Stämme betrachteten und diese nun schon nicht mehr durchwegs als Urfamilien aufgefaßt werden konnten.

Wir haben oben angegeben, daß die Urzeit nach der ganzen Konstitution des menschlichen Daseins in ihr dazu geeignet sein mußte, die Menschheit in lauter vereinzelten kleinen Gruppen über die Erde auszustreuen, ohne die Fähigkeit zu besitzen, durch irgend ein Band höhere gesellschaftliche Einheiten zu schaffen. Wie ein verwehtes Samenkorn löste sich der Mensch vom Stamme los und nichts führte ihn zurück; keine historische Erinnerung, kein Bedürfnis; denn auseinander zu gehen ist der Vorteil derjenigen, die waffenlos vom Funde der von der Natur ausgestreuten Nahrung leben; erst die Jagd des stärkeren Tieres kann dem Bewaffneten das Bedürfnis der Einigung nahe bringen. Dann aber tritt der entwickelte Begriff der Bluteinheit und Fremdheit eher störend als fördernd vor eine solche Einigung.

Was Kain von Jahve sagt [1]), das konnte jeder der Urmenschen von der harten Not des Lebens sagen: „Siehe, du jagst mich heute von diesem Boden weg; . . . unstät und flüchtig werde ich sein auf Erden; da wird

[1]) Genes. 4, 14.

ein jeder, der mich findet, mich erwürgen." Was thun? „Und Jahve gab dem Kain ein Zeichen, daß ihn nicht jeder, der ihn fände, erwürgen dürfe." In diesen wenigen Worten, des Unwesentlichen entäußert, erzählt uns die Bibel wieder einen bedeutungsschweren Kult- und Kulturmythus. Wer hinaustritt aus der Urfamilie, den kann „jeder erwürgen". Daß aber nicht jeden, der hinausgeht, von Nahrungsnot gedrängt — die Bibel nimmt in eine jüngere Zeit eingreifend den Fall von Blutschuld als Anlaß an — daß nicht jeden in der öden Fremde jeder erwürgen könne, das hat in historischer Weise die Blutrachepflicht der Urfamilie, also im Grunde der Schutz bewirkt, den die festgehaltene Zugehörigkeit auch des „Hinausgezogenen" diesem angedeihen läßt. Auch die Bibel meint das so; sie spricht deutlich von dieser Rachepflicht des Blutes als dem Schutze des Hinausgezogenen: „Wer Kain erwürgt, soll siebenfach gestrafet werden"; für sieben Rächer stark ist der schützende Verband. Und diesen Schutz erkennt und respektiert der Fremde und der Angehörige in dem „Zeichen"; — da bricht die Bibel ab, uns andere Dinge zu erzählen; sie sagt uns nicht, wie Gott das „Zeichen" machte. Aber die Kenntnis der Völker und Bräuche, welche uns eine opferreiche Forschung zusammengetragen hat, die vermag uns heute jenen Kulturmythus zu Ende zu erzählen; wir wissen nun wenigstens, wie der Mensch das Zeichen machte. Hatte es ihm Gott gegeben? Welche Wege der Irre mußte der Mensch erst wandeln, es zu finden!

Diese Wege wollen wir jedoch den Leser jetzt noch nicht führen. Sie ziehen sich durch ein ganz eigenes Gehege verschlungener Vorstellungen des urzeitlichen Menschen. Nur der relativen Zeitbestimmung wegen müssen wir vorausgreifend anführen, daß jene Art und Weise des Menschen, sich zu zeichnen, die Vorstellung eines väterlichen Hauptes einer Organisationsgruppe und sonach eine Organisation zur Voraussetzung hat, welche von der ursprünglichen der Blutsverwandtschaft, welche die Mutter begründete, verschieden ist. Was diese älteste Organisation der Natur nach ist, Blutsgemeinschaft, das sucht die jüngere, eines anderen Bandes einer Organisation überhaupt noch unkundig, in künstlicher Weise herzustellen, eine Blutsvermischung mit der stammväterlich gedachten männlichen Gottheit.

Wollte man, weil man ja mit Recht den einfacheren Erklärungsweisen den Vorzug der Wahrscheinlichkeit zuzusprechen gewohnt ist, auch in diesem Falle die Sache sich einfacher vorstellen und jene Zeichnungen am Menschen etwa der Zeichnung der Herdentiere durch Einschneiden der Ohren oder dergleichen nachgeahmt glauben, so müßte man ihre Entstehung einmal noch ganz bedeutend später ansetzen, weil das Halten von Herdentieren erst in eine viel jüngere Zeit fällt; man würde aber auch in eine Kollision widersprechender Thatsachen geraten; denn jene Leibzeichnungen besitzen in großem Umfange auch Stämme, die niemals Herdentiere gehalten haben, und fürs andere sind die Thatsachen der Leibzeichnung in ihrem Zusammenhange mit

jenen Kultvorstellungen durch bis auf den heutigen Tag fortlebende Gebräuche in einer ganz unzweifelhaften Weise bezeugt.

Darum müssen wir also auch mit Bezug auf das Alter der Uebung an jener relativen Zeitbestimmung festhalten. Nur in einem Falle, soviel wir wissen, — in dem zu Sparta — erscheint die nur noch rudimentär erhaltene Sitte in einen Zusammenhang mit dem Bilde und der Priesterin einer weiblichen Gottheit gebracht, als ob die jungen Männer des Stammes mit dieser in jenen künstlichen Blutverband gebracht werden sollten. In diesem vereinzelten Fall muß aber die Geschichte des Brauches von jener des Kultobjektes völlig getrennt werden. Es ist ein Fall jener oft angetroffenen Kompatibilität, daß hier ein alter, in heiliger Scheu gehaltener Kultgegenstand trotz seiner Weiblichkeit auch den längst unter Männerherrschaft geordneten Verband vertritt. Daß aber dieser Kultgegenstand trotz seiner Weiblichkeit nicht im alten Sinne als die urmütterliche Gottheit einer auf Grund der mütterlichen Blutsgemeinschaft geordneten Organisation, sondern in jener eigentümlichen historischen Stellung aufzufassen sei, das drückte die letztere durch das Prädikat der Jungfräulichkeit aus, mit dem sie den Gegensatz zur Mütterlichkeit hervorhob. So hat Demeter als urmütterliche Gottheit ihren volkstümlich verbreiteten Kult erhalten, während Artemis und Athene als göttliche Vertreterinnen einer jüngeren Organisation jungfräuliche Göttinnen wurden. Auf diese Weise erklärt sich jener eine Ausnahmsfall, daß eine Blutsgemeinschaft künstlich hergestellt wird, wo sie doch in natürlicher Weise vorausgesetzt werden könnte.

Zu jener künstlichen Herstellung eines Blutsverbandes aber, der sich an der mütterlichen Verwandtschaft nicht mehr genügen läßt, gehört, wie wir noch in besserem Zusammenhange erkennen werden, die Entnahme des Blutes von dem Aufzunehmenden einerseits und die Aufnahme seitens der geistischen Repräsentation des Bundes andererseits. Die Art der letzteren kümmert uns hier noch nicht. Die erstere aber geschah ganz allgemein durch irgend eine Art Ritzens oder Einschneidens der Haut. Ursprünglich kam es lediglich und ausschließlich darauf an, auf diese Weise Blut zu entlocken, und wo sich die Sitte über dieses älteste Stadium hinaus nicht fortentwickelte, da blieb es denn auch bei einem ungeordneten Schlagen der Haut mit verletzenden, blutentlockenden Werkzeugen, deren ältestes wir wieder im menschlichen Nagel wiedererkennen. An seine Stelle trat im Südseegebiete der Haifischzahn oder Rochenstachel, andererseits der Obsidian-, Quarz- oder Feuersteinsplitter. Nur in südlichen Breiten, wo nicht die Kleidung des Schutzes den ganzen Körper bedeckte, konnte man darauf verfallen, die Narben und Zeichen jener Blutentnahme so zu erhalten und zu ordnen, daß sie gleichsam als Bundesmarken erkennbar blieben. Indem man endlich die Vorstellung des Vorganges mit einer nahe verwandten, auf kannibalistischem Grunde ruhenden vereinigte und in jeder Blutentziehung solcher Art ein „Opfer“ zu erkennen begann, bildeten jene Marken zugleich

Opferquittungen der Gottheit gegenüber. Es war also natürlich, daß sie in deren Augen etwas Angenehmes und Empfehlendes haben mußten, und wenn man am Schlusse dieser Entwickelung nach dem Zweck und Wesen jener Zeichnungen fragt, so erhält man ebenso naturgemäß die Antwort, daß das alles nach göttlichem Willen, beziehungsweise, sobald es eine vermittelnde Priesterschaft gibt, auf geoffenbartes Geheiß hin so geschehe, und daß es zu allen Dingen gut und nützlich sei, also zu handeln, bis endlich eine noch jüngere Zeit, aus Verkennen des Ursprunges, die Tradition verwirft und eine rationalistische Deutung der Nützlichkeit unterlegt.

Mit dem Kultgebrauche dieser Art verband sich in der That frühzeitig ein großer Nutzen: die unverlöschliche Kennzeichnung der Stammeszugehörigkeit als Unterstützung oder Ersatz des historischen Sinnes. Von nun an ging der Angehörige dem Verbande, welcher zunächst immer noch mit dem Bestande einer Urfamilie zusammenfallen konnte, nicht mehr verloren, wenn er sich von ihm trennte, um weit draußen in der Welt sein Glück zu versuchen. Auch hier, in der Diaspora der Steppe, wurde der Zuwachs immer wieder für dieselbe Familie gezeichnet, und nur so konnte endlich die Urfamilie durch einen Ueberschuß von Geburten und aufgezogenen Kindern zu einem Stamme sich erweitern. Nur müssen wir diesen „Stamm" an und für sich nicht schon für eine Form von Organisation im jüngeren und engeren Sinne halten; sein Begriff beruht wieder nur in dem der blutsgemeinschaftlichen Zusammengehörigkeit. In einer jüngeren Zeit finden wir vielmehr thatsächlich die Mitglieder eines solchen, namentlich auf afrikanischem Boden, in buntester Vermischung unter Stammfremden wohnend; aber das gleiche Zeichen auf der Haut hält die Erinnerung an ihre verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit fest, selbst nach ihrer Verschleppung in die amerikanische Sklaverei. Wir sehen also hier wieder einen socialen Fortschritt in unmittelbarer Weise durch Momente gefördert, die ihr erstes Absehen in einer anderen Richtung hatten.

Insofern jene Hautzeichen lediglich die Siegel eines jüngeren Organisationsbundes darstellen sollen, finden sie der Regel nach bei Frauen keine Anwendung, denn diese haben entweder mit der jüngeren Organisation nichts zu thun, oder sie sind bereits in die Gewalt der Männer gefallen und stehen so überhaupt nur in einer mittelbaren Beziehung zu irgendwelcher Organisation jener. Soweit aber jene Zeichen gleichzeitig als Schmuck der Haut und des Körpers aufgefaßt oder mittelbar als Schmuckträger verwendet werden, lassen sich auch die Frauen von solchem Putze nicht ganz ausschließen, obgleich es im allgemeinen ein Kennzeichen der Vorzeit ist, daß sich die Männer mehr putzen als die Frauen.

Wie schon angedeutet, lag es nahe, zur Blutentnahme zunächst jene Hautpartien am Körper zu wählen, die scheinbar ohne andere Bestimmung diesen an irgend einem Teile überragen. Nicht wegen besonders tiefsinniger Gedanken des Naturmenschen über „Zeugung und Geburt", sondern aus jenem

viel näher liegenden Grunde gelangten sehr viele Völker dazu, gerade die Vorhaut für jene Operationen auszuwählen. Nicht eine besondere Heilighaltung des Zeugungsgliedes führte, wie man gefabelt hat, diese Sitte herbei, sondern umgekehrt erlangt jenes als Träger der Marke des vollzogenen Gottesbundes bei den betreffenden Völkern den Charakter der Gottgeweihtheit oder Heiligkeit. Das beweist am zweifellosesten das Verhalten der alten Aegypter [1]), welche die Zahl der erlegten Feinde nach der der gesammelten Glieder festzustellen pflegten, bei Völkern aber, welche die Beschneidung übten, aus religiöser Scheu die Glieder unberührt ließen und dafür die Hände abschnitten. Daher stammt auch das „Tabu", welches bei einzelnen Südseestämmen das Zeugungsglied schützt [2]). Das alles, wie die Verschiedenheit der Vornahme selbst widerspricht der landläufigen rationalisierenden Deutungsweise der Sitte durch Gesundheitsrücksichten, die freilich schon Herodot kannte und vertrat.

Ueberall, wo und solange man im ganzen unbekleidet zu gehen pflegte, konnte auch die Einschneidung an dieser Stelle als Stammeszeichen ihren sekundären Zweck erfüllen und die Annahme solcher Auswahl hat um so weniger Widersprechendes, als wir auch noch in anderer Richtung die außerordentliche Bevorzugung dieses Körperteiles bei Anbringung von Schmuck aller Art kennen lernen werden.

Diese Sitte, welche nur aus dem Zustande der Nacktheit in den der Bekleidung hinübergenommen sein kann, wird übrigens bei den vielen Völkern, die sie pflegen, nicht in der gleichen Weise geübt; bei den meisten kommt sie als „Umschneidung", bei einigen der Südsee als Einschneidung der Vorhaut vor. Wie die notwendige Voraussetzung ursprünglicher Nacktheit, so weist auch die Verbreitung gerade dieser Art Zeichnung nach Stämmen auf das höchste Alter derselben hin. In Australien wird sie von einer Mehrzahl von Stämmen geübt. Ebenso üben sie die Papuanen auf Neu-Caledonien, den Neuen Hebriden, der Vitigruppe und Samoa, endlich auch einige Polynesier, wie die auf Tongatabu [3]). In Amerika ist es noch immer die Zone der Nacktheit, in welcher der Brauch entweder noch besteht oder zur Zeit der Eroberung angetroffen wurde, in Mittelamerika und bei einigen Horden am Amazonas [4]). Eine andere Heimat besaß er in Afrika, wo mehrere Stämme, darunter die Kaffern, bis heute an ihm festhielten, unter diesen auch die Aethiopier, jener Teil der Urkuschiten, welcher so vielfach Enfluß auf Aegypten nahm und zeitweilig letzterem sogar die Herrscher gab. Herodot [5]) erklärt es in seiner nicht genug zu schätzenden Kenntnis der Dinge für ganz ausgemacht, daß die

[1]) Siehe Brugsch, Geschichte Aegyptens. S. 574 ff.

[2]) Waitz VI, 41.

[3]) Belege bei Peschel a. a. O. S. 24.

[4]) v. Martius, Ethnographie I, 582.

[5]) II, 37 und 104.

mehr nordwärts wohnenden Völker die Beschneidung nur in Nachahmung der Aegypter und Aethiopier üben; aber hinsichtlich der Aegypter und Aethiopier vermöge er „nicht anzugeben, welche von ihnen es von den anderen gelernt haben; denn offenbar ist die Sitte ganz alt". Es ist aber nach unserer Auffassung zweifellos wahrscheinlicher, daß die rote Rasse der Aegypter den Brauch bei der schwarzen vorgefunden und angenommen habe, als daß sie denselben von Norden herkommend aus einer weniger warmen Gegend mitgebracht hätte. Dasselbe gilt gewiß auch von den Libyern, die ihn gleich den Aegyptern übten, und damit stimmt überein, daß ihn der Rest der roten Rasse, der in seinen nördlicheren Gebieten verblieb, nicht übte, wie Herodot ausdrücklich von jenen Phöniziern bemerkt, die im Verkehr mit Griechen standen. Ebensowenig wird der semitische Zug den Gebrauch aus dem Norden oder Osten gebracht haben. Wir treffen ihn aber in allgemeiner Verbreitung zuerst bei den Arabern, und da uns nun die Geschichte urkundlich mitteilt, daß diejenigen Araber, welche einst von Nordosten her die Herrschaft über das ägyptische Kulturland geübt haben, sich ägyptisierten und beziehungsweise, was eben auch an sich dazu gehörte, die Stammesmarke der Beschneidung annahmen, so kann es kaum noch zweifelhaft sein, daß die Araber überhaupt erst durch den Einfluß Aegyptens zu dem Brauche gelangten. Wir haben aber in einem anderen Werke [1]) gezeigt, daß nach Nachrichten und Traditionen der wirklich historischen Bücher des jüdischen Altertums die beduinenweise zu den Kanaanitern vordringenden Juden ein Stämmchen arabischer Herkunft waren, welches seine Sprache der der Unterthanen näherte und die Patriarchenbeziehungen zum ostsemitischen Zweige erst einschaltete, als es bei jenen zuerst gezwungenerweise eine neue Heimat gefunden hatte. In solchem Zusammenhange erscheint es vollends erklärlich, daß auch das Judenvolk an der Entlehnung der ursprünglich äthiopischen Sitte teilnahm.

Was konnte ein ursprünglich aus nördlichen Gebieten kommendes Nomadenvolk verleiten, einer so fremden Sitte sich zu fügen? Die biblischen Berichte verraten es uns an mehreren Stellen, indem sie davon sprechen, daß so der „Spott" der Aegyptnr vom Volke genommen sei. Und wenn wir die Betonung heraushören, mit der wieder die Juden ihrerseits von dem Völkerpack der „Unbeschnittenen" sprechen, so begreifen wir die Last dieses Spottes für die Nachbarn eines großen, auf seine alte Kultur stolzen und berühmten Volkes. Es ist der Makel des Barbarentums im schlimmsten Sinne, welcher von daher den „Unbeschnittenen" angeheftet wurde, gleich wie heute der Chinese seinen Stolz die nichtbezopfte Welt fühlen läßt. Dasselbe Princip, das wir schon bei der Auswahl der Kinder in einzelnen Fällen eine Rolle spielen sahen und das sich demnächst noch bei den versuchten Umformungen von Körperteilen wirksam erweisen wird, der Wunsch,

[1]) J. Lippert, Priestertum. II, 1.

durch die Gleichstellung mit einer anerkannt höheren Rasse vor anderen Nachbarn eine Auszeichnung zu gewinnen, hat auch die der Kultur nach inferioreren Nachbarstämme des großen Kulturvolkes zu seinen Nachahmern in äußeren Dingen gemacht.

Herodot nennt außer einem Teile der Phönizier noch die Kolchier als die einzigen asiatischen Völker, welche demselben Brauche folgten. Daß aber die Phönizier am Mittelmeer durch ihre Unbeschnittenheit einen ethnischen Gegensatz gegen die rivalisierenden Juden festhielten, ist uns aus den biblischen Berichten hinlänglich bekannt. Herodot kann also allenfalls nur jene Kanaaniter meinen, welche im Volke der Israeliten, das ja nach denselben Berichten mitunter auch zwangsweise denselben Akt an den Unterlegenen übte, aufgenommen worden waren, oder jene, welche in einem ähnlichen Verhältnisse zu den Aegyptern standen. Jene Kolchier aber, welche die Ostküste des Schwarzen Meeres bewohnten, schildert Herodot aus eigener Anschauung als Menschen von schwarzer Hautfarbe und krausigem Haar [1]); sie gehörten also, wie immer sie dorthin gekommen sein mochten, ob als verdrängte Urkuschiten oder versetzte Unterworfene des ägyptischen Reiches, auf jeden Fall der schwarzen Rasse an und hatten ihren Brauch aus einer tropischen Zone dahin gebracht.

Sehen wir also von den letzterwähnten Uebertragungen und noch mehr von jenen ab, welche erst in jüngerer Zeit durch den Mohammedanismus stattfanden, so fällt die Heimat jenes kulturgeschichtlich immerhin beachtenswerten Brauches einerseits wohl genau mit jener Ellipse zusammen, in welche wir oben [2]) die Heimat des älteren Menschenstamms eingeschlossen fanden, während sie sich andererseits zwar über Amerika hinaus erweitert, aber auch da wieder innerhalb derselben Breitengrade verbleibt. Es ist klar, daß sich dieselbe Sitte wohl an mehreren Kulturherden selbständig ausbilden konnte, aber ursprünglich immer nur unter der Voraussetzung und Möglichkeit völligen Nacktgehens. Wollte man schließlich noch etwa fragen, wie denn die in Aegypten herrschende rote Rasse dazu gekommen sein könne, einen Brauch von ihren zum Teil verdrängten Unterthanen aufzunehmen, so ist die Antwort schon in der obigen historischen Thatsache gegeben: auch die Hikschos-Herren sahen sich veranlaßt, ihrer Herrschaft zulieb in den Brauch ihrer Unterthanen sich zu fügen. Wir haben es hiebei nur wieder mit jenem Principe der Kulturkomposition zu thun, welches wir in den ältesten Kulturreichen wirksam finden, mit der Vermählung der Kulturmomente älterer Volksschichten mit der Energie und Organisation jüngerer Sproßformen der Menschheit. — Eines aber werden wir dabei gelegentlich zur Kenntnis nehmen müssen: daß auch im Nillande wie am Euphrat die rote Rasse jene ältere schwarze nicht ganz ohne Kultur antreffen konnte;

---

1) Herodot. II, 104.

2) S. 365.

sie mußte vielmehr bei ihr Kulturschätze von einigem Werte bereits vorfinden; denn nur in einem solchen Falle sahen sich die erobernden Völker veranlaßt, den Sitten der Unterworfenen Zugeständnisse zu machen.

Das besprochene Glied noch über jene Hautzeichnung hinaus lediglich des persönlich auszeichnenden Schmuckes wegen zum Träger von allerlei Zierrat zu machen, ist keineswegs ganz außer Gebrauch, kann sich aber natürlich nur da erhalten haben, wo das Nacktgehen im buchstäblichsten Sinne in Uebung blieb, während jene Zeichnung wenigstens ihren ältesten Zweck auch dann erfüllen konnte, wenn sie durch die Kleidung bedeckt wurde. Kein Wunder also, wenn wir jenem persönlichen Schmucke nur noch in Australien und auf einzelnen Inseln der Südsee begegnen. Wenn hier immer noch bald ein Blatt, bald eine Muschel oder ein buntes Schneckenhaus, oder wie in Neuguinea ein auffallender Kürbis oder ein Bambusstück nicht über jenes Glied gehängt, sondern an dasselbe selbst befestigt wird [1]), so ist dabei noch keineswegs von einem Wunsche der Verdeckung die Rede, sondern lediglich von einer Auszeichnung, die naturgemäß weit mehr zu einer Hervorhebung gerreichen muß. Denselben Sinn hat das kunstvolle Aufbinden, wie es die Bewohner der Loyalty-Inseln und andere üben [2]). Das Opfer der Unbequemlichkeit für einen solchen Schmuck war aber kaum ein geringeres als das, welches der Mensch seinem Haarputze brachte; wir wundern uns also nicht, daß man, sobald nur die erste Art eines zusammengesetzten Schmucks, und sei es nur in der Form eines zusammengedrehten Tierdarmes, erfunden war, es vorzog, jenen Schmuck vor den betreffenden Teil, statt an denselben zu hängen. Die Forschungsreisenden konnten noch recht wohl die allmählichen Uebergänge feststellen. So brachten die Bewohner der Admiralitätsinseln ihr weißschimmerndes Schneckenhaus noch unmittelbar an, während die Torresinsulaner schon vorzogen, eine gleiche Muschel vorzubinden, und die Neubritannier auf gleiche Weise ein Blätterbüschel bequem befestigten. Damit aber sind wir vor dem Lendengürtel, dem tragfähigsten Schmuckhalter, angelangt, dessen Geschichte an einer anderen Stelle zu erzählen sein wird.

An der vorerwähnten Art des Schmuckes aber nimmt jene Hautzeichnung keinen Anteil, sie wird ihm nicht dienstbar, wie dies mit den ähnlichen Einschnitten in die Ohren in einer Weise der Fall war, daß man in den meisten Fällen nicht mehr entscheiden kann, ob ein Gegenstand in die Oeffnung gesteckt wurde, um sie sichtbar zu erhalten, oder ob sie gemacht wurde, um zum Träger jenes Schmuckgegenstandes zu dienen. Wir werden also kurz hier beides zugleich erwähnen müssen, doch nicht ohne besonders zu betonen, daß auch der erste Fall in viel weiterer Verbreitung vorkommt, als man bisher geglaubt hat. Es wurde in der That in vielen

---

[1]) Waitz a. a. O. V, 561.

[2]) Siehe ebend.

Fällen die Ohrmuschel zu dem gleichen Zwecke durchstochen, zu welchem man die vorhin erwähnte Handlung vornahm, um nämlich Blut für einen verbindenden Kultakt zu gewinnen. Um dann das so geschaffene Mal nicht wieder verschwinden zu lassen, erweiterte man es im Gegenteil durch einen hineingesteckten Gegenstand; so wurde das Ohr ein Schmuckträger. In jener Bedeutung trat das Durchstechen der Ohren in noch zu erwähnender Weise bei dem alten Inkavolke von Peru an die Stelle aller anderen Ceremonien zur Aufnahme der Jünglinge in den Bund des Stammes [1]). Diese Art Auszeichnung blieb auch bei Völkern anwendbar, welche ein kälterer Himmel zwang, ihren Leib zu umhüllen. Vielleicht haben ihn semitische Stämme sogar früher geübt, ehe sie vom Kulturlande die Beschneidung annahmen. Wenigstens wird an einer Stelle der Bibel [2]) der Ohreinlagen oder Ohrringe ganz in dem Sinne gedacht, als wären sie Kultgegenstände, gegen welche die Einheitsbestrebung des Jahvismus eifert. Daß dem diese Deutung gebührt, beweist jene andere Stelle [3]), wonach befohlen wird, einem Knechte, der der Familie des Hauses für immer zugehören soll, als Zeichen dieser Aufnahme die Ohren zu durchstechen. Er ist dann der Gottheit des Hauses wie durch Blutsbande verbunden und jene Einlagen — die Ohrringe — erhalten durch solche Beziehung dieselbe Heiligkeit, von der oben die Rede war. Ganz auf demselben Grunde ruht auch die mittelalterliche Sitte einiger Handwerkergilden — z. B. der Tuchmacherzunft zu Reichenberg — den in ihren Bund Neuaufgenommenen fortan das Tragen eines Ohrringes zu gestatten. Wenn ferner noch bis auf unsere Zeit viele Leute dafür hielten, daß zum Schutze vor allerlei Gefahren und zur Abwendung schon vorhandener Krankheiten, z. B. Leiden der Augen, ein Durchstechen der Ohren mit nachfolgender Einlage eines Metallknöpfchens helfe, so ruht auch das noch ganz auf der Vorstellung eines besonderen Kultbundes, der auf diese Weise zum Nutzen des Menschen abgeschlossen worden.

Ist aber auch ein solcher Zusammenhang in vielen Fällen als der ursprüngliche Sinn und Zweck vorauszusetzen, so hat man doch wohl auch ebenso oft die Ohrmuschel lediglich in der Absicht durchbohrt, durch den hineingesteckten Schmuck aufzufallen, oder wo es sich um eine Bewerbung der Geschlechter handelte, zu gefallen. Die Tahitier trugen nach Darwin [4]) eine frische Blume oder eine rote Beere im Ohre. Den Indianern von Guyana genügt ein Bambusstäbchen [5]), das sich bei den Botokuden zu einem faßspundartigen Pflock vergrößert. Ihnen ist es gelungen, sich durch diese Auszeichnung einen Namen zu machen. Oft geht die Absicht nur dahin,

[1]) Müller, Amer. Urreligion.
[2]) Richter, 24 ff.
[3]) Exod. 21, 6.
[4]) Waitz a. a. O. VI, 27.
[5]) Appun a. a. O. II.

durch diese Einlage die Ohrläppchen in möglichst auffälliger Weise zu verlängern. Erst allmählich, auf einer relativ hohen Stufe der Kultur, löst der künstlich gebildete „Ring" alle anderen Einlagen ab.

Auch die beiden Lippen und die Nase, und zwar sowohl in der Scheidewand wie in den beiden Flügeln, erfahren eine gleiche Behandlung und liefern den bündigsten Beweis dafür, wie hoch dem Naturmenschen die Auszeichnung über der Bequemlichkeit steht und wie fernab vom Ideale der Schönheit der menschlichen Figur er jene sucht. Die Bewohner von Neu-Südwales trugen zur Entdeckungszeit einen sechs Zoll langen Knochen quer durch die Nase gesteckt, dem zuliebe sie nur mit offenem Munde atmen und undeutlich sprechen konnten [1]; aber sie erreichten den Zweck: dieser „blinden Raa", wie Cooks Leute den Schmuck nannten, mußte seither in jeder Ethnographie Erwähnung geschehen. Bei Neuseeländern sah Cook auch Blumen in der durchlöcherten Nasenwand. Ein heldenhafteres Aussehen gibt an dieser Stelle dem Neuguineer ein mit der Spitze herabgebogener Eberzahn. Salomons-Insulaner trugen in gleicher Weise eine Krebsschere. Neubritannier prunken mit aufrechtstehenden Dornen, welche sie in die Nasenflügel eingesetzt haben. Auch die Mannigfaltigkeit dieser Schmuckstücke hat immer mehr der Metallknopf oder Ring abgelöst, der durch ganz Afrika noch vielfach verbreitet ist. Auch eine jüdische Schönheit zur Zeit des Exils konnte diesen wilden Schmuck noch nicht entbehren. „Arm- und Halsbänder", „Nasen- und Ohrringe" und auf dem Haupte „einen herrlichen Kronreif", das bezeichnet Hesekiel als ihre Schmuckausstattung [2]. Die botokudische Kunst, auch die Lippenränder durch eingelegte Pflöcke oder Scheiben vorzutreiben und durch das Klappern dieser Einlagen gegeneinander beim Sprechen angenehm aufzufallen, finden wir auch in Afrika wieder [3]. Die Bongofrauen tragen den Pflock nur in der Unterlippe, außerdem aber zierliche Strohhalme durch die Nasenflügel, und „in den Mundwinkeln, gleichsam um die Breite der Mundspalte im Zaume zu halten, werden häufig zierlich geformte Klammern aus Kupfer getragen" [4]. Viel seltener ist das Durchbohren der Backen zu gleichem Zweck. Die Eskimos westlich vom Mackenzieflusse tragen auf diese Weise eine Art Manschettknöpfe auf jedem Backen [5].

Ob auch die Durchbohrungen in Nasen und Lippen dieselbe Geschichte hinter sich haben, wie die in den Ohren, ob auch sie ursprünglich der Blutentnahme zu Kultzwecken willen gemacht und erst dann als Schmuckträger benutzt wurden, das ist uns weniger gewiß. Ein Negersklave, der zu den

---

[1] Hawkesworth, III, 234.
[2] Hesekiel 16, 12.
[3] Nachtigal, a. a. O. II, 631.
[4] Schweinfurth, Völkerskizzen, in „Globus" 1872. II, 90.
[5] Lubbock, Entstehung. S. 48.

Botokuden entflohen war, wußte nachmals eine Geschichte zu erzählen, welche mit Bestimmtheit darauf schließen ließe, daß auch diese Botokudenzierde ursprünglich ein Stammeszeichen war [1]). Aber wir wissen auch, mit wie viel Recht diese Erzählung vom Prinzen von Neuwied verdächtigt worden ist. Zutreffend scheint uns dieses Urteil, soweit es sich um den angeblichen Botokudenfürsten handelt. Daß aber ein Neger, dem diese Art Bündnisse und Marken aus seiner Heimat so wohl bekannt sind, jene Auffassung von der botokudischen Zier gewann, ist immerhin ein Fingerzeig.

Im Gegensatze zu dieser Gruppe blieben jene Hautzeichen, welche nicht geeignet waren, Schmuckgegenstände aufzunehmen, am längsten ihrem ursprünglichen Berufe treu: weder von der Kleidung, noch vom zugefügten äußeren Schmucke verdrängt, blieben die Hautschnitte auf der Stirn, den Schläfen, Wangen, auf Schultern und Brust in den meisten Fällen wirkliche Stammesmarken. Durch veränderte Richtung und Zahl der Schnitte und die Kombination von beidem konnten immer neue, besondere Marken erfunden werden. Insbesondere sind es afrikanische Stämme, welche diese Art Hautzeichnungen zu einem vollständigen Systeme entwickelt haben, von dem R. Andree einen großen Teil gesammelt und im „Globus" dargestellt hat. Durch dieses System wurde es möglich, auch unter den schwarzen Sklaven Amerikas die Zugehörigkeit zu ihren Familen und Stämmchen in der alten Heimat festzuhalten. Dieser Schmuck erreicht also nach der einen Richtung hin denselben Zweck, wie das mittelalterliche Wappen, dessen Gleichheit ebenfalls als Prüfstein für die Zugehörigkeit zu demselben Geschlechte gilt. Nur haftete jenes Zeichen noch untrüglicher an der Person. Beide bildeten einen Gegenstand des Stolzes und wenn jenes nicht ohne große Schmerzen eingezeichnet werden konnte, so erhöhte die damit verbundene Probe der Standhaftigkeit jenen Wappenstolz nur noch mehr. Ueberall sehen wir also den alten Grundgedanken des Schmuckprincips immer wieder hervortreten. Die einzelnen Muster beschreiben zu wollen, wäre hier nicht am Platze, ihre Mannigfaltigkeit zu erschöpfen überhaupt nicht möglich. Am reichsten dürfte wohl das Muster der Bornuesen sein [2]): zwanzig Schnitte auf jeder Seite des Gesichts von den Mundwinkeln gegen die Backenknochen geführt, ein Schnitt inmitten der Stirn, sechs auf jedem Arm, ebensoviel auf jedem Bein, vier auf beiden Seiten der Brust und je neun über den Hüften — im ganzen 91 große Einschnitte. Häufiger genügen symmetrische Zeichnungen von beiderseits je drei Schnitten an einer einzigen Körperstelle. Seltener sind nachahmende Formen von Tieren und Gegenständen, welche als Wappenzeichen durch dieselbe Art von Einschneiden und erhöhten Narben hervorgebracht werden.

Wo sich noch die alte Tradition richtig erhalten hat, da werden diese

---

[1]) v. Eschwege a. a. O. I, 93.

[2]) Lubbock nach Tennam Travels in Afrika. III. S. 175.

Einschnitte, wie es auch noch bei der mohammedanischen Beschneidung der Fall ist, zu der Zeit der Aufnahme des Jünglings in den Bund der Männer gemacht, wovon noch die Rede sein wird. Mitunter wird zwischen zwei Schnitten ein Hautstreifen herausgehoben, in den meisten Fällen aber die Wunde nach Auslauf einigen Blutes mit Holzasche bestreut. Dieses hat einen doppelten Zweck, einmal eine völlige Verblutung und dann das Aneinanderwachsen der Schnittränder zu verhindern, damit eine möglichst wulstige Narbe als Auszeichnung zurückbleibe.

Soweit die dunkleren Rassen reichen, kommt auch in irgend einem Grade diese Sitte vor; sie herrscht durch ganz Afrika, aber ebenso auch in Indien, soweit dieses noch von schwarzer Bevölkerung bewohnt ist; selbst weiße, arische Herrscher haben daselbst, wenn sie zur Herrschaft über Dunkle gelangten, von diesen das Tika oder Bundeszeichen annehmen müssen. Bei mehreren Stämmen beschränkt es sich jedoch hier auf eine Zeichnung der Stirn. Auch der roten Rasse muß diese Sitte, insofern sie nicht die der Beschneidung engeren Sinnes annahm, geläufig gewesen sein, wie das Eifern jüdischer Gesetze gegen dieselbe zeigt. Doch läßt sich nicht erkennen, ob die Juden die gerügte Sitte wirklich nur nachahmten oder ob sie nicht auch den Semiten als solchen zugeschrieben werden müsse. Mit den Ariern aber, den Persern sowohl wie den Hindu, tritt uns ein positiver Gegensatz entgegen; das Zeichen des Bundes wird bei diesem nordischen Stamme ein Zeichen über der Gewandung: der Gürtel in verschiedenen Formen. Dagegen hält die rote Rasse Amerikas an der Einschneidung der Stammesmarken vielfach fest.

Wo dasselbe noch in Nordasien der Fall ist, da hat sich die Zeichnung natürlich vor der Bekleidung auf die unbedeckten Stellen zurückgezogen; so schneiden sich die Ostjaken, wie es scheint, ein mehr persönlich geltendes Zeichen auf das Handgelenk.

Wenn aber auch dieser Schmuck vorzugsweise zur Auszeichnung der Familien dient, so wird er doch auch wieder nebenher zur persönlichen in Anwendung gebracht. So bildet bei einem Kaffernstamme ein langer Einschnitt auf dem Schenkel ein Ordenszeichen für bewiesene Tapferkeit im Kriege; in ähnlicher Weise verewigen andere Stämme einzelne Großthaten in ihrem Gesichte.

Sowohl nach Methode wie nach Bedeutung steht die Tätowierung mitten inne zwischen Bemalung und Einschneidung. Sie dient vorzugsweise aber nicht lediglich, in den meisten, aber nicht in allen Fällen, bloß der persönlichen Schmückung. Sie hängt vielmehr durch das Einschneiden hie und da noch mit jenem anläßlichen Kultbrauche zusammen, weshalb es auf Tahiti immer noch Priester waren, denen allein die Ausführung oblag. Sie steht auch nicht ganz außer Verbindung mit den Stammeszeichen, denen sie oft noch, indem sie in Altersstufen fortschreitet, Zeichen der alten Verwandtschaftsgrade, d. h. der Generationsschichten, hinzufügt.

Auf vielen Inseln der Südsee konnte man wenigstens aus dem Grade der Vollständigkeit, in welchem die Zeichnungen den Leib bedeckten, die Gleichaltrigen erkennen. Auch bei den Nordindianern waren es Stammesmarken oder diejenigen eines persönlichen Kultbundes, welche auf diese Weise, welche Buntheit und Dauerhaftigkeit vereinte, in die Haut gezeichnet wurden. Aber im ganzen überwucherte gerade auf diesem Gebiete die Sucht nach persönlicher Auszeichnung alle anderen historischen und kultlichen Momente.

Ihre höchste Vollendung konnte diese eigenartige Kunst des Schmuckes natürlich nur in der Region völliger Nacktheit erlangen; vor der Bekleidung zog sie sich immer mehr, schließlich bis auf rudimentäre Restchen zurück. Im Gebiete ihrer Vollendung, vorzugsweise in Neuseeland, steigt die Uebung bis zu wirklicher Kunst an, indem sie das ursprüngliche Ziel verläßt und sich einer angemessenen Füllung der am Körper selbst gebotenen Flächenpartien mit entsprechend bewegten Linien zuwendet. Zur Methode der Technik gelangte der Mensch, indem er die Vorgänge beim Einritzen beobachtete und damit die Effekte der Bemalung zu erreichen suchte. Die Linien werden jedoch nicht durch Schnitte, sondern durch Reihen von Stichen oder Punkten hervorgebracht und die eingeriebene Asche zum Teil durch andersfarbige Stoffe ersetzt.

Bei den Nordindianern des vorigen Jahrhunderts war der Uebergang noch recht deutlich wahrnehmbar. Die einen prangten noch mit Schlangen, Bären oder ähnlichen Wappentieren in vergänglicher Malerei, während andere die Fertigkeit kannten, sich ebensolche Figuren mit einer Nadel in die Haut zu ritzen und — damals — mit Pulver zu beizen, das an die Stelle von Kohle und Asche getreten war. „Mancher ist am ganzen Oberkörper so voll davon, daß er von weitem mit einem Panzer bedeckt zu sein scheint.“ Durch den auffälligsten Schmuck solcher Art sich einen „besonderen Namen“ zu erwerben, sei ihr höchster Stolz; so habe ein Häuptling der Irokesen, der seine ganze Brust schwarz gebeizt hatte, der „schwarze Prinz“ geheißen [1]). Wir haben es also hier noch mit jener Art Schmuck zu thun, der einem Begriffe von idealer Schönheit noch nicht dienstbar geworden ist.

Auch im Südseegebiete war die Technik im Grunde dieselbe, nur daß man statt einer Nadel eine Art Kamm verwendete, so daß man mit einem einzigen Schlage eine kleine Reihe von kleinen Punkten hervorbrachte. Die ziemlich schmerzhafte Operation, welche gewöhnlich mit dem zwölften Lebensjahre begann, wurde in vielen Abschnitten weiter geführt, so daß die Fülle der Ornamente auf das Alter der Person schließen ließ, während man durch die Wahl der Muster verschiedene Auszeichnungen ausdrückte [2]). Das Vollendetste leisten die Neuseeländer, deren ganze Lebensrichtung, wie uns scheint, vielfach von ihrer viel und gerngeübten Kunst des Mattenflechtens

---

[1]) Loskiel a. a. O. S. 64.

[2]) Hawkesworth, Wallis Reise. I, 257.

geleitet worden ist. Von dieser friedlichen Uebung, die ein geselliges Zusammensein wie in unseren Spinnstuben hervorruft, haben sie wohl ihre unbegrenzte Lust zum Fabulieren und Märchenerzählen, und von dieser einzigen Art technischer Arbeit, die ihre geübten Finger verrichten, die Fülle von Motiven der Dekoration, die immer wieder dem verschlungenen, sich auf- und zurollenden Faden ihres Flechtwerkes folgen. Mit diesen Motiven, in denen die Spirale den Grundton bildet, füllen sie alle Flächen ihrer Geräte an, und mit denselben Motiven bedecken sie in einer vollendeten Art ihre Gesichter und Leiber. Wie der Eskimo innerhalb seiner Mittel und Behelfe am Abschlusse seiner Kultur angekommen ist, so zeigten uns die nun schon aussterbenden Meister der Tätowierkunst auf Neuseeland, wie weit es der Mensch in dieser Richtung seines Schmuckes bringen konnte. Viele Reisende haben bestätigt, daß ein völlig tätowierter Körper nicht den Eindruck der Nacktheit mache, und seine Haut häufig geblümtem Damast verglichen. Allein dieser gesamten Kunstrichtung war dasselbe Schicksal bereitet, wie den Rassen, die ihre vorzüglichsten Träger waren. Wie die im Norden geschulten Rassen diese allmählich verdrängten, so siegte über ihre Art, sich zu schmücken, die nordische Kleidung, das Kind der Not, mit ihrer Art mittelbarem Schmucke; doch bis in hohe Breiten herauf gewahren wir selbst heute noch die Spuren dieses Kampfes. Nach Norden zu wird die Tätowierung ein immer untergeordneteres Moment, immer mehr auf einzelne Teile zurückgedrängt, erhält sich aber in dieser Weise bis an die Grenzen der Arktiker. In ihr Gebiet gehören noch Vorder- und Hinterindien, wo sie die in das Bergland zurückgedrängten dunkelfarbigen Stämme üben, Formosa und die Aleuten, Tungusen und Ostjaken. Nur noch Hände und Gesicht stehen ihr hier zur Verfügung. Ebenso reicht der Brauch auf der anderen Seite noch über einen Strich von Madagaskar und ist arabischen Frauen nicht ganz unbekannt, wie er nach biblischen Andeutungen auch bei den Kananitern mit jenem der Hauteinschnitte sich gemischt haben mag. So ist auch bei einigen Stämmen Afrikas eines vom anderen nicht immer genau zu scheiden, doch herrscht in diesem Erdteile der Einschnitt entschieden vor.

Je entwickelter die Kunst wurde, desto mehr mußte sich jener Zusammenhang mit kultlichen und socialen Beziehungen verwischen. Die historische Beziehung zu einem Kultbunde können wir noch da voraussetzen, wo wie bei den Tonganern die Männer allein tätowiert werden. Bei dem Tätowieren der Frauen dürfte zumeist an eine Nachahmung des Schmuckes halber zu denken sein, zumeist — aber nicht immer. Es gibt noch eine zweite Art von Kultbrauch, die, auf den Südseeinseln heimisch, sehr wohl dazu geführt haben könnte: das Blutentlocken nach einem Todesfalle und die Sitte, die davon herrührenden Narben als Zeugnisse der Frömmigkeit zu konservieren. Diese Annahme liegt um so näher, als sie selbst die Art der fortgeschrittenen Methode und des üblichen Instrumentes erklärt. Jenes kammartige Instrument, mit dem man die Kunst vollzog, ist kaum etwas anderes, als der

Abkömmling jenes zumeist aus Haifischzähnen oder Rochenhaut gebildeten, mit dem sich die Leidtragenden die Opferwunden in das Gesicht schlugen.

Die Beweise für das außerordentliche Gewicht menschlicher Eitelkeit werden nicht unerheblich vermehrt durch die Thatsache, daß sie sich in einem sehr weiten Bereiche auch an den gesunden Zähnen vergreift und diesen mit rohen Gewaltmitteln eine Form gibt, die in irgend einer Weise den Einzelnen oder seinen Stamm als eine ganz besondere Erscheinung auszeichnen soll. Es wäre schwer, außer dieser allein richtigen Erklärung eine auch nur halbwegs annehmbare zu erfinden, und so scheint sich uns auch in den mythenhaften Erklärungen, die einzelne Stämmchen erdichtet haben [1]), kein anderer Sinn zu bergen. So sagen die Penongs in Birma, sie brächen sich zwei Schneidezähne aus, um nicht den Affen, die Batokas in Ostafrika, um nicht den Zebras zu gleichen. Das Unterscheidende dürfte aber ganz allgemein nur das sein, daß sich der Mensch zu individualisieren vermag und daß er es selbst auf Kosten eines gesunden Gebisses thut. Im Innern von Ostafrika hat man durch verschiedenartige Zahnfeilungen in mannigfaltigen Kombinationen, indem man z. B. die beiden oberen Schneidezähne beiderseits oder einseitig spitz feilt, oder die oberen oder unteren ganz ausbricht u. dgl., ein ganzes System geschaffen, durch das man die Stämmchen ebenso unterscheiden kann, wie durch die Zeichen der Haut. Eine ähnliche Sitte herrscht unter den Malaien [2]). Viele feilen oder vielmehr schleifen die Vorderzähne um ein Viertel zurück und färben sie schwarz, andere wollen sich durch Spitzzähne hervorthun. Ein Dajakenschädel, dessen Lubbock [3]) erwähnt, zeigt sechs Vorderzähne sorgfältig durchbohrt und in die Löcher Nadeln mit kreisförmigen Messingknöpfen eingesetzt, was dem Manne wohl, sobald er den Mund öffnete, die gewünschte Anerkennung als eines „Einzigen" verschafft haben dürfte.

Wenn wir gelegentlich der Besprechung der Kindesauswahl durch diese vorzugsweise die Entstehung von körperlichen Rassentypen bei der natürlichen Anlage zur Veränderlichkeit hätten erklären wollen, so würden wir wahrscheinlich einseitiger Uebertreibung geziehen worden sein. Wir konnten damals nur nachweisen, wie groß bei der überaus großen Zahl vernichteter Geburten für die Eltern die Möglichkeit war, ihnen unsympathische Typen zu unterdrücken und wie daher, wenn eine solche Auswahl stattgefunden hätte, der Typus der Ueberlebenden immer mehr dem einmal ins Auge gefaßten Ideale hätte entsprechen können. In welchem Grade aber wirklich bei Naturvölkern ein solcher Wunsch die Eltern beseelen konnte, das läßt uns jetzt immer überzeugender das ungeahnt große Maß von persönlicher Eitelkeit erkennen, welches wir nach den vorangehenden Berichten dem Ur-

---

[1]) Tylor, Anfänge. I. 388.
[2]) Waitz a. a. O. V, 121.
[3]) Lubbock, Entstehung.

menschen zuschreiben müssen. Wir werden nun endlich in den weitverbreiteten und vielfach geübten Versuchen, die Körperformen der zur Aufzucht bestimmten Kinder mit Gewalt jenem einmal als Ideal aufgefaßten Typus zu nähern, den Beweis erkennen, daß diese Sucht auch wirklich im größten Umfange bestand, und daß folglich die Eitelkeit, die Sucht, sich als Individualität zur Geltung zu bringen, in ihrer Uebertragung auf ganze Urfamilien und vererbt auf die aus ihnen hervorgehenden und durch die oben genannten künstlichen Mittel im Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit erhaltenen Stämme, einen nicht zu unterschätzenden Anteil an der Ausbildung von Stammes- und Rassentypen und somit schließlich an der Sonderung der Rassen gehabt haben muß. Dabei legen wir auf die Umformungsversuche, welche an den Kindern gemacht wurden und in einem kaum allgemein genügend beachteten Maße noch gemacht werden, nur insofern ein Gewicht, als sie den anderweitig nicht zu erbringenden Beweis für die Existenz jenes Strebens liefern, während wir nicht glauben können, daß die Erfolge jener Versuche an sich sehr wirksam sein dürften. Eher dürften sie es in einer mittelbaren Weise geworden sein, so zwar, daß beispielsweise Kinder mit entschieden breitrunden Köpfen, an denen wie an anderen mit flacheren und höheren der Versuch gemacht wurde, sie in dieselbe Form zu bringen, viel eher als solche mit flacheren diesem Versuche den Keim ihres frühen Todes verdanken konnten. Es würde sich dann dennoch nach jener Richtung hin ein Erfolg dieses Verfahrens geltend gemacht haben, wenn es auch an sich bis zu einem Grade unwirksam geblieben wäre. So wäre dann eigentlich dieses Verfahren nur eine Ergänzung oder eine andere Form jenes der früher betrachteten Kinderauswahl gewesen.

Auf welche Weise sich aber unter Naturmenschen, die für die Erfassung der menschlichen Schönheit noch so wenig Sinn und Begabung nachgewiesen haben, wie sich aus Obigem ergibt, dennoch ein solches „Ideal" bilden konnte, das zeigen uns einige von Ethnologen hervorgehobene Fälle recht deutlich. Wir werden bei genauerer Durchforschung dieser Fälle, die wohl auch die uns in ihren Veranlassungen nicht bekannten richtig repräsentieren, vielleicht die Bezeichnung jenes Zielpunktes als „Ideal" genauer begrenzen müssen: nicht das Ideal menschlicher Schönheit in unserem, im künstlerischen Sinne mußte es sein, das die Menschen leitete, sondern nur eine im Grunde recht egoistische Anschauung, die wir vorläufig mit jenem Worte benennen müssen.

Tylor[1]) sagt: „Der echte türkische Schädel besitzt die breite tatarische Form, während die Völker Griechenlands und Kleinasiens ovale Schädel besitzen. Hieraus erklärt sich, weshalb es in Konstantinopel Mode wurde, den Schädeln der Kinder eine runde Form zu geben, damit sie mit dem breiten Schädel der erobernden Rasse aufwüchsen." Zweifellos war

[1]) Tylor, Anthropologie. S. 286.

aber auch damals unter Griechen das Ideal der Schönheit an sich nicht der Tatarenkopf. Wir brauchen uns nur den „Magyaronen" von heute vorzustellen, um dieses Princip zu verstehen; nur war die Vorzeit in allen Dingen radikaler und geneigter, mit einem Kindesleben zu experimentieren. Aus umgekehrtem Anlasse fand aber auch wieder das Umgekehrte statt. Hippokrates [1]) erwähnt, daß die Steppenbewohner Südrußlands die freigeborenen Kinder dadurch auszeichneten, daß sie den Kopf zwischen Bretter schnürten, um ihn zu verlängern; es müssen also dort langköpfige Stämme die angeseheneren und herrschenden gewesen sein. Der Schädel des Hawaiiers unterscheidet sich wesentlich von dem der doch so nahe verwandten übrigen Polynesier. Er fällt auf durch das ungewöhnlich platte Hinterhaupt bei sehr breiter Schädelbasis. Es ist aber nachgewiesen, daß man gerade diese Abplattung für schön hielt und durch künstliche Mittel hervorbrachte [2]). In ganz Amerika war sehr allgemein die Umgestaltung der Kinderköpfe nach dieser Richtung hin in Uebung, und wahrscheinlich dürfen wir die Erscheinung, daß sich in den amerikanischen Stämmen so oft ein rundköpfiger, mongoloider Frauentypus so sehr von dem langköpfigen Männertypus abhebt, auch auf die mit jenem Brauche zusammenhängende Auswahl der Kinder zurückführen, denn zweifellos wurde in einer früheren Zeit, da wo jetzt das Kopfquetschen üblich ist, ein Knabe mit ausgesprochenem Breitkopf gar nicht aufgenommen oder durch jene Operation unabsichtlich umgebracht.

Solche Erwägungen können uns zu der Vorstellung zurückleiten, daß die rote Rasse zu einer Zeit die Verbreitung über die noch feste Straße nach Nordamerika fand, in welcher die Auslesung und Sonderung der Elemente gelber Rasse erst vor sich ging. Das straffe schwarze Haar ist noch beiden Rassen gemeinschaftlich, die Hautfarbe zeigt noch beim Arktiker einen Vermittlungston und die Auswahl der so unterscheidenden Kopfform, mit welcher die Schiefstellung der Augen zusammenhängen dürfte, fand erst allmählich nach zwei Richtungen hin statt und dauerte in Amerika noch lange fort. Wenn sie aber in Asien früher zu einseitiger Entscheidung führte, so liegt dafür ein Erklärungsgrund wohl vor: hier in Asien ist das Nomadentum entstanden und mit ihm das System des Beherrschens eines Volkes durch das andere, zu dem die Rothaut nur in ihren Kulturstaaten gelangte. In welcher Verbindung aber gerade die gelbe Rasse mit jenem Fortschritte stand, das zeigte uns der turanische Stamm, dem wir im Kulturlande am Euphrat begegneten. Begann also in Hochasien ein kurzköpfiger gelblicher Menschenschlag Herrscher zu produzieren, so war jene Differenzierung angebahnt; sie mußte zunehmen mit der Ausbreitung solcher Herrschaften und endlich bis zum Verschwinden aller übrigen Variationen

[1]) Hippokrates, Ueber Luft &c. c. 80.
[2]) Vergl. Jung, Australien. III, 162.

von Hautfarbe und Kopfform führen, während sich in Amerika der Ausleseprozeß nach der entgegengesetzten Richtung hin viel langsamer vollzog, weil nur an zwei Kulturherden — Mexiko und Peru — in dem Aufkommen weitreichender Herrschaften ein ähnlicher Anlaß zur Beschleunigung vorlag.

In der That erscheint nur der durch künstliches Pressen langgestreckte Schädel der Aymaras, Huancas und Chinchas in Peru daselbst als ein Zeichen höheren „Ranges" betrachtet[1]), während umgekehrt der Malaie, den wir aus geschichtlichen Gründen ursprünglich in die nächste Verwandtschaft zur roten Rasse und mit dieser in dieselben Beziehungen zur gelben setzen mußten, sich noch immer bemüht, seinen Schädel herab und seine Nase möglichst platt zu drücken, also dem Typus der Gelben sich zu nähern[2]); allerdings setzt unsere Quelle hinzu, daß diese künstlichen Versuche wenig Erfolg zeigten; aber wir fassen sie auch nur als einen Beweis dafür auf, in welcher Richtung sich einst die Kinderauswahl bewegt haben werde, und diese war sicherlich von bedeutenderem Erfolge. Die so in entgegengesetzter Richtung wirkenden Einflüsse müssen neben den unmittelbaren der Natur und des Nahrungserwerbes belangreich genug gewesen sein, um aus einer ursprünglichen Einheit, als welche wir die rötliche Rasse dies- und jenseits des Meeres betrachten, eine solche Verschiedenheit, wie sie jetzt besteht, hervorgehen zu lassen, zumal jene „Einheit" der unkorrigierten Natur bei der Neigung derselben zu immer neuen Variationen vielmehr eine ungesichtete Mannigfaltigkeit darstellen mußte. Die Kopfpresse ist aber auch zugleich das letzte, indirekte Ausjätungsmittel, welches der Mensch mit Absicht auf rein körperliche Merkmale noch anwendet, während es das Kennzeichen der Kultur ist, von solcher Korrektur der Natur die Hand zu lassen. Darum fällt der Einwand, daß das Experiment der Rassenbildungen vor unseren Augen nicht mehr wiederholt werden könne, außer Betracht.

Wir haben schon in der Einleitung hervorgehoben, daß wir die menschliche Kulturgeschichte als eine Funktion physikalischer Faktoren allein nicht zu erfassen und nicht zu erklären vermögen; es tritt vielmehr zu jenen im Menschen selbst ein rein menschlicher, seiner Art nach nur sich selbst gleichender Faktor hinzu, und es scheint uns nun, daß die Anwendung darwinischer Grundsätze auf die Geschichte der Menschheitsentwickelung gerade deshalb nicht völlig ausreichend erscheint, weil in jenen an sich unumstößlichen Grundsätzen der „Zuchtwahl"[3]) diese specifisch menschliche Kategorie keine Aufnahme gefunden hat. Hier, bei dem zuletzt behandelten Gegenstande, scheinen uns die Beweise dafür vorzuliegen. Nicht in Darwins

[1]) Waitz a. a. O. IV. 355.
[2]) Waitz V. 85.
[3]) Vergl. S 169.

„natürliche", nicht in seine „geschlechtliche" Zuchtwahl lassen sich die zuletzt angeführten, in ihren rassebildenden Einflüssen doch so außerordentlich bedeutsamen Thatsachen einfügen; sie bilden nach der Art ihrer Motive augenfällig eine eigene, von Darwin nicht definierte Gruppe von Zuchtwahleinflüssen für sich, und wir müßten in seinem Sinne jenen Wirkungsgebieten das der „gesellschaftlichen Zuchtwahl" hinzufügen.

In Amerika üben oder übten das Kopfpressen außer den genannten Stämmen noch die Chibchas in Neugranada, die Tschinuk in Britisch-Columbien, überhaupt alle sogenannten „Flachköpfe", die Stämme am Oregon, die Kariben [1]), die Conivos am Ucayali und Stämme in Nicaragua [2]); in der Südsee sind die Samoaner Vertreter dieses Brauches [3]). Der Apparat besteht zumeist in einer Art Trog oder jenem erwähnten Wiegenbrettchen und einer über die Stirne des Kindes festgebundenen Rinde, oder Binden und Polstern; man will wahrgenommen haben, daß die Geistesfähigkeiten des Kindes, welches jene Procedur übersteht, nicht zu leiden pflegen. Die Hottentottenmütter versuchen in gleicher Weise ihren Kindern die kleine Stumpfnase noch mehr einzudrücken, während es bei den alten Persern [4]) gebräuchlich war, den männlichen Kindern die Nase in der Richtung zu einer Adlernase zu bearbeiten.

Es haben sich aber rudimentäre Anzeichen in großer Zahl erhalten, aus denen man schließen muß, daß die Sitte, den weichen Schädel des neugeborenen Kindes einer bestimmten Bearbeitung und Formgebung zu unterziehen, eine sehr, wo nicht ganz allgemein verbreitete gewesen sein muß. Jene beziehen sich auf Germanen, Gallier und Hunnen [5]), „während vor nicht langer Zeit französische Aerzte die Welt mit der Mitteilung überraschten, daß es in der Normandie bei den Ammen Gebrauch sei, den Köpfen der Kinder durch Binden und eine enge Kappe eine zuckerhutförmige Form zu geben, während in der Bretagne die Herstellung einer runden Form vorgezogen wird. Dieser Gebrauch herrscht jedenfalls noch bis auf den heutigen Tag" [6]).

Seltener erfreuen sich andere Körperteile einer ähnlichen Aufmerksamkeit. Die Wahumba in Ostafrika halten Wadenlosigkeit für einen Vorzug und schnüren deshalb den Kindern die Beine bis zum Knie in Streifen ein. Auch dahinter steckt kein Schönheitsideal, sondern ihrer Meinung nach würde ein Mann ohne Waden am besten laufen können, worauf sie Gewicht legen [7]). Wenn aber auch die Frauen eines Puristammes in Brasilien

---

1) Waitz III, 55, IV, 355.
2) Peschel a. a. O. S. 23.
3) Turner, Nineteen Years in Polynesia 175.
4) Tylor, Anthropologie. S. 286.
5) Waitz III, 55.
6) Tylor, a. a. O.
7) Andree, Burton-Speke. S 160.

ähnliches thun, so geschieht es wohl im Glauben an eine Verschönerung. Sie drehen Fäden aus einem Baste von Schlingpflanzen und schnüren damit nicht die Wade, sondern die Stelle unter derselben und in gleicher Weise die über den Knieen zusammen und lösen diese Bande erst, wenn sie einem Manne gegeben werden [1]). In China besteht bekanntlich mit Bezug auf die Füße selbst ein ähnlicher Brauch.

Wir haben denjenigen Schmuck, welcher nicht unmittelbar dem Leibe angefügt werden kann oder in der Umgestaltung jenes besteht, als einen zusammengesetzten unterschieden; „zusammengesetzt" insofern, als er gewöhnlich aus dem Gegenstande der Zier selbst und einem Träger desselben zu bestehen pflegt, obgleich mitunter beides in eines übergeht; auf alle Fälle aber wird er dem Leibe nur äußerlich angehängt. Wir müssen ihn deshalb für jünger als jenen einfachen halten. Während dieser einfache in einigen Formen einen so wesentlichen Einfluß auf die Umgestaltung körperlicher Merkmale nahm, hat der jüngere in ähnlicher Weise einen weitgehenden Einfluß auf die Entwickelung und Gestaltung der menschlichen Bekleidung gewonnen, indem er in einigen Formen sich selbst zu Urkleidungsstücken erweitert und umgestaltet, in anderen als Zierrat zu solchen hinzugetreten ist.

Den auszeichnenden Schmuck selbst bildet auch bei dieser Art jeder denkbare und halbwegs tragbare Gegenstand ohne jede Rücksicht auf einen inneren Wert oder seine Harmonie mit den Formen des Körpers; der vermittelnde Schmuckträger aber ist zunächst immer ein Reif, Ring oder Gurt, der sich einer der genannten Tragstellen des Körpers dem Umfange nach anschließt. Dieser Reif, unser altes „Rep", das noch gleichzeitig Schnur und Ring bedeutet, ist kein ganz geringfügiger Kulturmotor, wenn er auch ursprünglich aus den wertlosesten Stoffen bestand: aus dem zusammengedrehten Gedärme der verzehrten Tiere, aus Streifchen der Haut, aus Wieten von Schlingpflanzen und ähnlichem. Dieser Schmuckträger, wenn man so will, das erste Stück Kleidung am menschlichen Körper in der wärmeren Heimat, aber ein Stück von so großer Wertschätzung, wie sie nur der Schmuck allein für den Naturmenschen hatte, hat wahrscheinlich den größten Anteil daran, daß der Mensch den Fortschritt vom Gebrauche der tierischen Sehne zu der der Pflanzenfaser machte, und mit diesem Schritte war die Bahn zum Spinnen, Flechten, Weben betreten. Wir lernten bei den Stämmen der Eiszeit und unseren Arktikern ausschließlich den Lederstreifen und den aus den Tiersehnen gespaltenen Faden im Gebrauche kennen, und das entspricht völlig dem fast ausschließlichen Nahrungsgewinne im Bereiche der Tierwelt; an diesem nimmt in diesem Bereiche auch die Frau teil, angewiesen auf die Ernährung durch den Mann. Während es also hier nicht an Sehnen und Haut fehlen kann, bietet

[1]) v. Eschwege a. a. O. I, 109.

auch wieder die Natur zu keinerlei Ersatzversuchen die Anleitung. Anders im Süden, wo Frauen- und Männergesellschaften zeitweilig ihrem besonderen Nahrungserwerb nachgingen und jeder Teil auf seinem Gebiete Befriedigung seines Bedarfes suchen mußte. Hatte sich da die Frau, wenn sie vom Jagdmahle ihren Anteil erhalten, den gewundenen Darm zum Träger einer Zier aufgehoben, so konnte sie, auf ihr eigenes Erwerbsgebiet beschränkt, leicht einmal zu dem Versuche kommen, die schmiegsame Gerte als eine Wiete gleich dem Darme zu winden und zum tragenden Rep oder Reif, oder zum Gurte zu machen. Nicht anders, als indem man einen solchen Versuch mit verschiedenen Pflanzenstengeln machte, sie wie eine Darmsaite drehte und auf ihre Festigkeit prüfte, kann man zur Kenntnis jener Pflanzen gelangt sein, deren Bast nach ausgedrehtem Marke den haltbarsten Stoff lieferte. Ein Bast wie der unserer Linde wurde auf dieselbe Weise gedreht, um ein Seil zu geben, und die Herstellung des Fadens beruht auf der Anwendung derselben Methode auf eine zartere Faser. Ein solches Drehen der Faser nennen wir spinnen.

Diese Perspektive also eröffnet uns das Bestreben des Menschen, irgend einen auffallenden Schmuck, der dem Körper nicht unmittelbar angeheftet werden konnte, sich mit möglichst dauerhaftem Bande anzubinden. Ein solches Schmuckband in tausend Formen wiederkehrend umschlingt häufig den Kopf. Es nimmt eine bevorzugte Stellung ein, denn der Schmuck, den es trägt, ragt am meisten über den Menschen hinaus oder fällt dem Beobachter am gewissesten in die Augen. Man könnte für die Grundform dieses Schmuckes diejenige halten, wie sie noch der Salomonsinsulaner trägt: eine große leuchtend weiße Muschel oder eine aus einer solchen geschlagene Perlmutterscheibe, welche die Stirn zu zieren bestimmt ist, wird mit einem Bande an den Kopf befestigt. Noch einfacher trugen die beiden Australier, die Cook 1770 kennen lernte, diesen Schmuck: „ein Stück Baumrinde vor die Stirn gebunden“ [1]). Dieses Band um das Haupt kehrt auf der ganzen Erde wieder; denn es ist allzu natürlich, gerade von dieser Stelle aus das Kennzeichen der Persönlichkeit leuchten zu lassen; es ist aber unmöglich, den mannigfaltigen Formen zu folgen, denn wenn es einerseits nichts gibt, was dieses Band nicht irgendwo als Schmuck zu tragen hätte, so kann es selbst wieder in edleren, ansehnlichen Stoff sich verwandelnd Schmuck und Schmuckträger in Einem werden. Muscheln, Zähne, Steine, Federn, Blumen, Felle, buschige Schwänze zählen zu jener, Pflanzenranken, Gewebe, Stoffe und Metalle aller Art zu dieser Gruppe.

Auf den Südseeinseln bildeten die roten Federn einer seltenen Vogelart den geschätztesten Aufputz an diesem Bande, die vielfach natürliche Blumengewinde ersetzten. Auch Afrika fügte vielen seiner schmuckvollen Haartrachten noch ein Schmuckband hinzu; der Kaffer freute sich eines Fell-

[1]) Hawkesworth, III, 173.

streifchens oder eines roten Bändchens um die Schläfe und im Kriegsschmucke traten allerlei Federn hinzu. Auch die Nordindianer ergänzten früher ihren Kopfschmuck mit „einem Gürtel um den Kopf", an den sie ehedem Muscheln, nachmals silberne Schnallen in möglichst großer Zahl befestigten [1]. Die Patagonier haben das etwas verbreiterte Band selbst als auszeichnenden Kopfschmuck behalten. Bei den klassischen Völkern begegnen wir ihm in allerlei Verwandlungen wieder, als Kopfbinde — der Priester —, als Kranz, Reif, Diadem und Krone, während der alte Schmuck des Haares auf die schirmende Bedeckung desselben als Federbusch, Roßschweif, Mähne, „Helmzier" übergegangen ist. Wir sind dabei in das Gebiet der Vermählung des Schmuckes mit dem Kleide getreten, und in diesem begegnet uns das Stirnband in noch unkenntlicherer Weise.

Wir lernten Beispiele von dem Betragen „Wilder" kennen, welche mit geschenkten Kleidungsstücken oder Webstoffen irgendwelcher Art nichts Besseres anzufangen wußten, als sie um ihren Kopf zu winden und auf demselben in großem Bausche zur Schau zu tragen. Nichts Anderes als einen solchen überwuchernden Schmuck stellt der oft endlos lange Zeugstreifen vor, den manche Völker als „Turban" um den Kopf schlingen. In seiner Vereinigung mit der schützenden Kappe zeigt dieser Turban wieder eine Verbindung von Schmuck und Kleidung und warnt uns zugleich davor, jede Erbreiterung des gürtenden Stoffes aus dem Bedürfnisse der Bekleidung zu erklären; auch die Ansehnlichkeit, Breite und Fülle des Stoffes dient dem Principe der Auszeichnung und des Schmuckes.

Durch eine eigene Verkettung von Umständen hat in einigen Bereichen der Kultur gerade dieser Kopfschmuck eine besondere Auszeichnung erhalten. An ihm als „Krone" hängt nach einer älteren Anschauung das Recht der Herrschaft. Er tritt in dieser Bedeutung neben jene Waffen der Vorzeit, welche ein Teil der Person selbst, unzertrennlich von dieser, beziehungsweise jener unsichtbaren Potenz sind, in der sie fortlebt. Der herrschende Geist kann nach dieser Anschauung immer nur bei dem sein, der im Besitze jener „Leibzeichen" ist, um einen mittelalterlichen, aber wohl bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen. Daß gerade die Kopfzier gleichsam als Repräsentierung des gesamten Leibschmuckes neben jene Leibwaffen trat, zeugt für ihre bevorzugte, aber wohlerklärliche Bedeutung.

Indes ist die Wahl der Repräsentierung des gesamten Leibschmuckes nicht überall auf den Gürtel des Hauptes gefallen; der tragfähigere der Lenden ist da und dort als siegender Konkurrent hervorgetreten. So war es auf Tahiti ein Maro oder erweiterter Lendengürtel, an dessen Besitze die königliche Gewalt hing, und statt von einer Krönung mußte man demnach von einer Schürzung des Königs von Tahiti sprechen [2]. In diesem Sinne vollzog sich auch die entsprechende Feierlichkeit.

[1] Loskiel a. a. O. S. 63.

[2] Nach Hawkesworth.

Es wäre eine Verkehrung der Thatsachen, wenn man den in tausendfältigen Variationen über die ganze Erde mit nur sehr geringen Ausnahmen verbreiteten Lendengürtel von vornherein einen Schamgürtel nennen wollte; wir werden vielmehr das oben schon angedeutete Verhältnis nachmals noch feststellen können. Ebensowenig ist er an sich und ursprünglich ein „Schurz"; zu einem solchen wird er erst in fast unausweichlicher Weise als Träger irgendwelchen Schmuckgegenstandes, der, wiewohl nicht ohne Ausnahme, aber doch meistenteils schon um deswillen nach vorn hin gehängt werden muß, weil er ja wie jeder Schmuck gesehen werden will. Dann muß er aber an jene Stelle zu liegen kommen, die eben deshalb von frühester Kindheit der Menschheit an der Bedeckung sich erfreut. Aber noch wird der Gürtel vielfach in einer Weise getragen, welche beweist, daß jene Gewöhnung eine Folge, aber nicht der ursprüngliche Zweck solcher Schmuckverlegung sein konnte. Die ersten Australier, welche Cook sah[1]), trugen als Schmuck „eine aus Menschenhaar zusammengeflochtene Schnur, die ungefähr so dick als ein Zwirnsfaden war, um den Unterleib gebunden". Mit dieser Schnur wurde gar nichts verdeckt, aber sie konnte allenfalls dazu dienen, einen aufgefundenen auffallenden Gegegenstand sofort daran zu hängen. Auf den Loyalty-Inseln und den Neuen Hebriden wurde diese Schnur zwar mit dem Schamteile in eine Verbindung gesetzt, aber in eine solche, welche letzteren eher auszeichnen als verdecken sollte[2]). Allmählich erscheinen dann Muscheln, Blätter, Federn, Tierschwänze, Fellstücke daran gehängt, endlich auch in künstlicher Ordnung aneinander gereiht. Kein Schmuckträger am menschlichen Leibe bietet soviel Raum, und keiner ist daher auch so früh und in so vollendeter Weise bis zu einer Art Kleidungsstück entwickelt worden. Die allmählich gewohnte Sicherung des Leibes durch solchen Schutz mag im Wegfalle unangenehm empfunden worden sein, und diese Empfindung hat wahrscheinlich noch auf eine Verstärkung hingewirkt, ehe ein socialer Vorteil der Menschheit zum Bewußtsein kam.

Es hat sich daher in unserer Vorstellungsweise jener Hauptschmuck des nackten Menschen als ein „Schamgürtel" eingeführt, an dem wir den verdeckenden „Schurz" für die Hauptsache halten. Allein es ist nicht einmal immer der Fall, daß jene Schmuckträger den Hauptschmuck gerade an jener Stelle tragen. Wenn derselbe vielmehr ein gewisses Maß überschreitet, so daß er im Gehen hinderlich wird, dann wird er unbedenklich an der entgegengesetzten Seite angebunden; pflegt ja die Bewunderung in natürlicher Weise dem Menschen auch gern nachzublicken. So tragen Frauen auf den Neuen Hebriden den Hauptschmuck an jener Stelle, indem das Gürtelende sich hinter den Schenkeln fächerförmig verbreitert und mit langen zierlichen Fransen eingefaßt ist. Fast durch ganz Afrika hindurch

[1]) Cooks Reise bei Hawkesworth, III, 234.
[2]) Waitz a. a. O. V, 561.

ließe sich die Sitte verfolgen, den Schmuckträger in jener Richtung zu belasten. Der Zulu trägt seinen Pelzschmuck hier meist in breiteren Lappen, als vorn. Im Innern Afrikas bis in die Nilgegenden hin traf man überall Stämme, welche als Hauptschmuck einen langen Tierschwanz an jener Stelle zu tragen pflegten und auch die altägyptische Kleidung hat uns in ihrer Weise das Rudiment dieser Tracht bewahrt. Der am häufigsten zu beobachtende Gang in der Entwickelung der Lendenschnur ist das Anhängsel von Laub, Gras, Haar oder Fell beiderseits, allmählich rings um den Körper, dann ihrer Erbreiterung zum flachen Gürtel und die Anheftung von Schmuckmuscheln an diesen. Dabei gehen häufig noch die beiden Geschlechter ihren eigenen Weg, ganz so wie sie die verschiedene Erwerbsweise führt. So „verzichten die Bongofrauen hartnäckig auf jedwede Bekleidung mit Fellen, Häuten und Zeug", holen sich vielmehr jeden Morgen aufs neue ihren Schmuck vom Felde, der immer in Pflanzenteilen, einem schmiegsamen Reise, einem Bündel Gräser oder dergleichen besteht[1]). Häufig tragen auch sie die Hauptmasse rückwärts: einen langen Streifen aus einem schwarzgefärbten Baste, der einem Roßschweife gleich herabwallt. Die Männer dagegen glauben sich nur durch ein Stück Tierfell passend auszeichnen zu können. Sie benutzen dabei das Fell- oder nachahmende Zeugstück in einer oft wiederkehrenden Weise, indem sie es durch die Beine hindurch ziehen, um sowohl vor- wie rückwärts das durchgesteckte Ende über die Lendenschnur herabfallen zu lassen. Ein weiterer Fortschritt ist nun, wenn die Lendenschnur selbst aus dem verlängerten Streifen gebildet wird, und diese kunstvolle Umschlingung und Durchsteckung eines Zeugstrickes sehen wir beim männlichen Geschlecht als die Regel auftreten, während sich beim weiblichen aus jenen Anfängen der kunstvoll genetzte, mit Muscheln bestickte langfransige Schamgürtel als der gewöhnlichste entwickelte.

Dem benachbarten Niam-Niam kommt es noch vornehmlich darauf an, ein möglichst schönes, buntes Fell malerisch durch die Lendenschnur zu schlingen und den langen schwarzen Schwanz des Guereza rückwärts anzuhängen[2]). Da, wo ein besonders gearteter Stoff die Vertretung des Fellstreifens, Gras- oder Federbusches übernimmt, kann ein solcher auch besondere Formen der Weiterbildung bedingen. Von Pflanzenfasern zu Bast und von diesem zu passenden Rinden ist kein weiter Schritt. In Afrika kommt beides in Verwendung; die Polynesier aber hatten an ihren Brotfrucht-, Feigen-, vorzugsweise aber den Papier-Maulbeerbäumen eine Bastlage entdeckt, deren Stücke sich durch Uebereinanderlegen und Klopfen zu einem halb zeug-, halb papierartigen Stoffe, dem „Tapa" der Tonganer, vereinigen ließen[3]). Dieser zwar nicht wasserdichte und wenig haltbare

[1]) Schweinfurth, Völkerskizzen, a. a. O. S. 89.
[2]) Ebendas. „Globus" 1873 I, S. 3.
[3]) Bereitung in Cooks Reise, Hawkesworth, III, 209 ff.

Stoff ist doch ziemlich weich und bildete, in bunter Weise gefärbt, den Hauptschmuck der wohlhabenderen Tonganer oder Tahitier. Daß er aber zunächst ebenfalls des Schmuckes wegen angelegt wurde, zeigt die Art, wie sich seiner noch die tahitischen Tänzerinnen zu bedienen pflegten, die es im übrigen durchaus nicht auf Verbergung ihrer Reize abgesehen hatten[1]). Sie banden diese Zeugstreifen mit dem dünnen Lendengürtel rings um den Leib fest, so daß sie oben in einer künstlich gefalteten Krause sich über den Gürtel bogen und nach unten zu in freien Falten die Füße deckten. Zur Bedeckung hätte ein solcher Stoff genügt; aber weil es einer solchen Person darum zu thun war, möglichst viel Schmuck zur Schau zu stellen, so befestigte sie sich möglichst viele solcher Stücke übereinander. So entstand also rings um den im übrigen nackten Leib oben unterhalb des Nabels eine mehrfache Krause von der Form eines Stuartkragens und nach unten hin ein „Rock" mit mehreren „Unterröcken". Nicht aus Züchtigkeit, sondern weil es galt, einen möglichst auffallenden vollkommenen Schmuck zu besitzen, verlängerten sich diese Röcke, die sonst nur kurz waren, gerade bei den Tänzerinnen bis an die Fersen.

In Afrika begegnen wir der durch arabischen Einfluß vorgeschobenen Grenze weiblicher Kleidung schon im Sudan; es ist aber sehr charakteristisch, wie auch hier noch zu bemerken ist, daß die Sitte, sich zu „kleiden", der wilderen sich zu schmücken gleichsam nur aufgepfropft ist. Man benutzt hier auch das zweckmäßig zugeschnittenene und genähte Kleid immer noch als Auszeichnung und sucht dem Klima zum Trotz gleich jenen Tänzerinnen durch die Menge gleichzeitig angelegter Kleider zu imponieren. Die Wohlhabenden in Bornu, aber auch „der einflußreiche Sklave eines angesehenen Hauses behängen sich gern mit Kleidungsstücken, deren Anzahl in schreiendem Widerspruche zu der gewöhnlich herrschenden Temperatur steht. Zwei, drei oder vier Gewänder, deren jedes der soliden Manufaktur entsprechend, ein ansehnliches Gewicht hat, sind den Bewohnern der Hauptstadt keine Last, sondern ein Stolz, ein Vergnügen"[2]). Bei Festanlässen pflegen die Reichen insbesondere eine „Tobe" über die andere zu hängen, so daß sie kaum gehen können.

Sehen wir nun, zu den Polynesiern zurückkehrend, von solchem Uebermaß ab, so entsteht aus dem Gebrauche von Stoffen und Zeugen in der Weise, wie sie jene Tahitierinnen als Lendenschmuck anlegten, d. h. aus einer Hülle rings um den Mittelleib, welche der darüber gezogene Gürtel festhält, ein „Lendentuch", dessen weitere Entwickelung zu einer Form von Kleidung hinüberführt, die wir in den mannigfaltigsten Stadien überall im Gebiete der subtropischen und gemäßigten Zone als das Grundstück und den Grundstock der Bekleidung antreffen.

---

[1]) Ebendas. S. 260. Siehe die Abbildung.

[2]) Nachtigal, Sahara und Sudan. I, 621.

In seiner einfachen Form als ein Zeugstück von gewöhnlicher Breite um die Hüften geschlungen, hat das Lendentuch eine wohlbekannte, weite Verbreitung. Wieder aber differenziert es sich in der schon angegebenen Art, je nachdem es entweder als Schmuckstreifen mit dem Gürtel festgebunden wird oder selbst Schmuck und Gürtel in Einem ist. Im letztern Falle muß es sich verlängern, um zu mannigfachen Verschlingungen auszureichen. In einer Verlängerung, welche ausreicht, um auch noch darüber hinaus nach Bedarf diesen oder jenen Teil des Körpers zu umhüllen, sehen wir es bei einigen nubischen Stämmen. Sehr wahrscheinlich besteht eine nahe Familienverwandtschaft zwischen diesem Umwurf und der römischen Toga. Wohl ein anderer Nachkomme jenes Kleidungsstückes ist die breite, mehrfach um den Leib geschlungene faltige Gürtung, der wir in Syrien, Kleinasien, auf der Balkanhalbinsel und wieder in Spanien begegnen.

Die gewöhnlichere Form, das mit der alten Lendenschnur festgebundene Zeugstück, das uns schon in Polynesien in der unterschiedlichsten Breite vorkam, hat eine viel größere Artensippschaft und ist im weitesten Bereiche die Stammform für die südliche Art der Bekleidung geworden. Dem Römer war dieser Schurz noch ein bekanntes Kleidungsstück, und Cato der jüngere wagte noch den Versuch, demselben zur Restaurierung alter Sitte wieder größere Geltung zu verschaffen. Unsere altgermanische Kleidung setzte sich der Mehrzahl nach aus nordischen Elementen zusammen; aber das Grundstück der südlichen Gruppe hatte sie in einfachster Form aufgenommen. Es bildete einen Teil dessen, was jetzt als Hose moderner Art die engste Verschmelzung beider Principien darstellt. Es ist dies die alte „Bruch" (mhd. bruoch, altfranz. braie), welche, den oberen Teil der jetzigen Hose darstellend, damals nur bis gegen die Knie reichte und durch den „Bruchgürtel" an den Lenden festgehalten wurde [1]). Am deutlichsten jedoch können wir jenes Urschmuckkleid im „Kilt", dem faltigen, bis auf das Knie herabfallenden Schurz des Bergschotten wiedererkennen, der es aus altkeltischer Zeit gerettet haben muß. Von derselben Art, nur faltenlos und nicht ins Ganze genäht, sondern mit sich überdeckenden Enden umgeschlungen, ist auch das Hauptkleid der alten Aegypter, das uns auf den Gemälden oft selbst auf dem Leibe der Könige als der einzige Schmuck entgegentritt, der als Anfang einer Kleidung bezeichnet werden kann. Dasselbe wird durch einen Lendengurt an seinem oberen Rande festgehalten, von welchem rückwärts das schon erwähnte Anhängsel, nach vorn aber ein mitunter schon kunstvoll ausgestatteter Senkel niederhängt. Bei Menschen, die sich der Darstellung nach mit ländlichen und gewerblichen Arbeiten beschäftigen, ist dieses nicht über den Gürtel heraufreichende Lendentuch die gewöhnlichste, meist einzige Bekleidung, bei Frauen pflegt es sich nach unten hin zu verbreitern, beziehungsweise als Kleid zu verlängern.

---

[1]) Siehe A. Schultz, Höfisches Leben, I, 217.

Erscheint es aber auch nach oben hin verbreitert, so daß es der Gurt gleichsam in der Mitte umfaßt, so haben wir die Grundform des am meisten verbreiteten Kleidungsstückes vor uns, dasjenige, das den Griechen als Chiton, den Römern als Tunika diente. Das altägyptische Kleidungsstück dieser Art reichte noch nicht bis an die Arme, sondern ließ die Brust noch frei, so daß der über den Gurt vorragende Teil nach oben hin durch Achselbänder emporgehalten werden mußte. Ein solches Kleid mit Achselbändern nähert sich bis auf einen Schritt einem kurzen, knappen Rock mit Armlöchern. Als solchen können wir ihn dann im Chiton, wie in der Tunika und im Kittel oder Leibrock wiedererkennen. Auf babylonisch-assyrischen Bildwerken finden wir, soweit sie älterer Zeit angehören oder in späterer Personen ohne besonderen Rang darstellen, dasselbe kurze, um den Leib gegürtete Kleidungsstück wieder, und zwar in allen Formen der angegebenen Entwickelung. Einmal ist es nur ein einfacher Lendenschurz, der, nicht über den Gürtel hinaufreichend, unten und an der Ueberschlagskante noch dieselben Fransen trägt, welche bei kulturloseren Völkern unmittelbar an den Gurt geheftet werden. So erscheinen in der Kriegsscene aus Nimrud (abgebildet bei Layard) die erschlagenen Krieger, so gewöhnlich Wagenführer und Bogenschützen. Nur tritt bei diesen schon häufig ein Achselband zur Unterstützung der Tragkraft des Gurtes hinzu. Bei einzelnen Kriegern erscheint der Gürtel bis unter die Schultern herauf verbreitert, so daß nun ein solcher Rock, Arme und Schultern nach oben, die Knie nach unten freilassend, vollkommen dem oben erwähnten altägyptischen entspricht. Aber der Assyrier blieb auch hiebei nicht stehen, sondern bildete die Tragbänder der Schultern aus dem Stoffe selbst und erweiterte sie über die Schulter herab zu kurzen Aermelansätzen. Diesen Leibrock sehen wir denn bei der Mehrzahl der schlichten Assyrier und bei Götterbildern älteren Stils, und die Andeutungen bunter Färbung weisen auch auf seinen ältesten Zweck zurück; Beine und Arme läßt er völlig unbedeckt. Die Vornehmheit findet zunächst keine andere Auszeichnung als die der Verlängerung nach unten hin, so daß nun der kunstvolle Quastensaum, der einst den Gürtel zierte, an die Knöchel schlägt. Dann folgt eine Kombination der Gewänder.

Die hievon etwas abweichende Entwickelung der Frauenkleider folgt fast überall in merkwürdiger Uebereinstimmung derselben Richtung, so daß diese Art der Fortschritte wohl in der Natur selbst bedingt sein muß. Der erste Fortschritt hängt überall von der Erfindung der Zeugverfertigung ab, und da diese, ehe sie sich zum gesonderten Gewerbe ausbildete, wohl in weitem Umfange in das Arbeitsbereich der Frau fiel, so mochte naturgemäß auch sie, die schon vormals aus gleichem Grunde den Schmuck aus dem Vegetabilienbereiche vorgezogen hatte, den größeren Aufwand des neuen Stoffes zuerst an sich üben. So sehen wir überall, wo diese Kunstfertigkeit fortschreitet, bei Altägyptern und Assyro-Babyloniern das Stoffgewand der

Frau nach unten hin sich verlängern, bis es die Knöchel erreicht. Dagegen reicht beim altägyptischen Frauenkleide der Stoff nach oben hin nicht über den Gürtel hinaus, sondern der Gürtel selbst hebt sich bis unter die Brust empor, und dies vielleicht deshalb, weil das Kleid überhaupt für angehende Mütter bestimmt war, während Mädchen, die das Haus noch nicht verließen, immer noch unbekleidet blieben. Aber gewiß blieb auch bei jenem Kleide Altägyptens die Brust nicht deshalb bloß, weil sie als ein natürlicher Schmuck des Geschlechtes betrachtet worden wäre; denn sobald der Kleiderluxus, wie wir vom Standpunkte der Zeit aus sagen müssen, auch über jene scheinbar natürliche Grenze hinausschritt, wurde es ein sehr weit verbreitetes Bestreben des weiblichen Geschlechtes, durch die Last des Kleides das sekundäre Merkmal des Geschlechtes zu unterdrücken und dem Manne gleich zu erscheinen. Die Gürtung erfolgte zu diesem Zwecke ohne besonderes Mittel durch das Kleid selbst über dem Busen und unter den Armen hindurch. So ist sie heute in den meisten Teilen Afrikas üblich, wo die Umhüllung mit irgendwelchen Zeugstoffen den älteren Schmuck verdrängt hat. So tragen die Wasagara-Frauen in Ostafrika auch eine förmliche Tobe unter den Armen geschürzt, und die Reisenden heben hervor, daß sie damit absichtlich den Busen niederdrücken wollten [1]). Auch in Südasien herrscht noch derselbe Brauch; die Siamesinnen schlingen ein Tuch unter den Armen hindurch [2]). Ebenso fand Cook seinerzeit die Tracht auf den kleinen Sunda-Inseln [3]), nur daß die Frauen, weil sie noch ungenähte Kattunstücke benutzten, den Kleiderschmuck aus zwei Stücken zusammensetzten, indem sie das eine in der gewöhnlichen Weise um die Hüfte schlangen und das andere über der Brust unser den Armen hindurchzogen.

Auf derselben Stufe, was die letztere und so allgemeine Uebung anlangt, standen die germanischen Frauen zur Zeit des Tacitus: sie hatten „den oberen Teil des Gewandes noch nicht zu Aermeln erweitert, bloße Arme und Schultern; ja selbst der nächste Teil der Brust blieb frei“ [4]).

Es ist zu bemerken, daß sich die Kleidung des Bedürfnisses, der wir einen nordischen Ursprung zuweisen müssen, noch in einem besonderen Punkte wesentlich von der des Schmuckes unterscheidet, die von Süden her vordringend sich allmählich den nordischen Bedürfnissen akkommodierte. Jene sucht frühzeitg den Formen des Körpers gleichsam Stück für Stück bedeckend sich anzuschmiegen und gelangt dabei, wenn wir so sagen dürfen, früher zur Zuschneide- und Schneiderkunst als zur Zeugbereitung. Während wir darum die Nadel schon beim Menschen der Eiszeit in Thätigkeit finden, oder durch Schnüre und Binden Stück für Stück der Kleidung an den

---

[1]) Andree, Burton-Speke. S. 139.
[2]) Finlayson, S. 105.
[3]) Hawkesworth, III, 292 f.
[4]) Germania, c. 17.

Körper angepaßt wird, wie bei den jüngeren Germanen, kann die Kleidung südlichen Ursprungs der Beihilfe der Nähnadel lange Zeit entbehren; und wenn sie in Thätigkeit tritt, so ist das bloß der Fall zur Herstellung breiterer Zeugstreifen, die an sich in loser Umhüllung den Schmuck des Leibes bilden, und nicht des Bedürfnisses, sondern der größeren Auszeichnung wegen in immer reicherer Entfaltung aufgetragen werden. So hat auch schon Tacitus genau beobachtet und richtig den Gegensatz aufgefaßt, daß Sarmaten und Parther als der nach Süden abfließende Strom der Nomaden sich weiter und „fließender" Kleider erfreuten, während die Germanen, wenn sie reich genug waren, außer ihrem Pelzmantel Kleider zu tragen, die einzelnen Gliedmaßen mit enganschließenden einhüllten [1]).

Der lose, unzugeschnittene Zeugstreifen als Schmuck, den man ebensowohl als Gürtelzier wie um irgend welchen anderen Körperteil gewunden oder fliegend anbringen, wie man auch damit Geräte, Waffen und das Geschirr der Pferde verzieren konnte, hat sich übrigens unter uns noch lange neben dem zur Kleidung umgebildeten erhalten. Solche Schmucktücher uralter Art sind die frühmittelalterlichen „Dwehlen" oder „Zwehlen", welche uns beispielsweise noch im Sachsenspiegel und in den Inventaren Karls des Großen als wichtige Schätze des Hauses und vorzugsweise der Hausfrau entgegentreten, obgleich sie damals schon zu dem niederen Dienst der „Handtücher" herabgedrückt waren. Bewahrten sie uns aber auch so noch wenigstens die alte Form, so behielten sie im südslavischen Brauche noch bis heute ihre uralte Bedeutung. Hier spielen noch bei jeder Hochzeit die Geschenke von solchen Tüchern oder „Handtüchern" an die Werbungsgehilfen eine große Rolle, und als Schmuck der Hochzeitspferde flattern immer noch solche Tücher über ihren Köpfen [2]). Was anderes als denselben Brauch kann Herodot [3]) andeuten wollen, wenn er sagt, der Skythe habe den erlegten Feind skalpiert und den mürbe geriebenen Skalp „wie ein Handtuch gebraucht", indem er ihn an das Geschirr des Pferdes band. Es müssen sich also auch die Griechen seiner Zeit des allgemeinen Schmucktuches noch in solcher Weise bedient haben, wie wir es noch vor nicht gar langer Zeit als roten Lappen etwa neben einem noch um eine Stufe altertümlicheren Dachsfelle von den Kumten unserer Fuhrmannsrosse herabhängen sahen, am Rheine wohl noch sehen können. Dieselbe Verwendung fand es zusammengerollt auf dem Haupte getragen, wie wir es vielfach als Helmzier, wenn wir nicht irren, vorzüglich bei slavischen Adelsgeschlechtern erhalten finden. Gewiß nichts anderes als ein solches Schmucktuch war ursprünglich auch das Fähnlein an der Lanze des Ritters und an der Trompete des Spiel-

---

[1]) Germania. c. 16.

[2]) Rajacsich, Leben ꝛc. der Südslaven. Wien 1873.

[3]) Herodot, IV, 64.

manns; man freute sich, wo nur immer möglich, einen solchen Schmuck anzubringen.

Als ein Beispiel, wie die Kostümentwickelung im Wege der Kombination der Repräsentanten verschiedener Stufen fortschreitet, wollen wir noch auf das altslavische Frauenkleid zurückweisen. Während das deutsche sich schon im beginnenden Mittelalter zur Form der römischen Tunika ausgewachsen hatte, mit einem Halsloch und Aermeln versehen und wieder an der alten Stelle über den Hüften gegürtet war, muß das slavische Frauenkleid noch in der alten Weise lediglich ein von der mit ihm verbundenen Gürtung herabhängendes Schmucktuch gewesen sein. Noch führen in den meisten slavischen Sprachen der Frauenrock und das Tuch im allgemeinen ein und denselben Namen (poln. suknia, tschech. suknje), oder vielmehr der Frauenrock wird noch als eine Mehrheit von „Tüchern" bezeichnet. Dieser slavische Frauenrock aber wanderte im Mittelalter als „Suckenie" über Deutschland bis Frankreich hinein und bildete hier einen ärmellosen faltigen Ueberwurf, dessen Gürtel um den Hals lief, während die Arme seitwärts durchgesteckt wurden.

Zwischen Assyrien und Aegypten sehen wir die Entwickelung denselben Einflüssen folgen, und durch Phönizien vermittelt wirken sie auf das älteste Griechentum weit mehr ein, als man vor der Kenntnis der in den letzten Jahrzehnten hevorgezogenen Schätze der Archäologie geglaubt hat. Es war auch bei den vorhomerischen Griechen eine Auszeichnung der Würde und des Reichtums, den im allgemeinen kurz getragenen Chiton durch einen Stoffzusatz zu verlängern. Der der vorhomerischen Frau zeigt sich uns als „Peplos" dem ägyptischen gleichend an Enge und Buntheit der Farbe, während er schon dem assyrischen ähnlich bis über die Schultern hinaufreicht und in der Hüfte gegürtet wird. Die Fülle der Falten und die Zartheit und Weiße des Stoffes gehören einer jüngeren Zeit an. Der Chiton der Dorier bildete dann immer noch, auch bei den Frauen, nur ein kurzes, kaum bis an das Knie reichendes Hemd; der jonische Chiton aber stammte nach Herodot aus Karien und zeichnete sich durch die prunkende Ueberfülle des Stoffes aus; diese verlieh ihm das eigentümliche Gepräge, das uns durch die bildende Kunst als das eigentlich griechische bekannt geworden ist. Indem die Stoffmenge nach oben zu noch über die Schultern hinaufreichte, fiel sie über diesen festgenestelt als ein Ueberschlag über Brust und Rücken herab, während der Ueberschuß unter den Füßen durch ein Hinaufziehen über den Gürtel aufgehoben wurde, so daß über diesen ein Faltenbausch niederfiel. Hier hatte sich die Prunksucht, soviel wir zurückzublicken vermögen, zum erstenmale mit anmutigen Formen verbunden; hier können wir die Entwickelung auf einer gewissen Höhe verlassen, um zur letzten Gruppe der Schmuckgegenstände zurückzukehren.

Nächst dem Gürtel der Lenden ist der des Halses der wichtigste Schmuckträger. Sobald der Mensch nur irgend eine Sehne oder Faser gefunden

hat, die er um diesen Teil schlingen kann, so hängt er auch jeden denkbaren Gegenstand, der ihm zur Auszeichnung dienen soll, daran: Fellstreifen, Vogelbälge, Tierschwänze, Muschelstückchen, Steinchen, Thonkügelchen, Bambusstäbchen, Zähne, Klauen; und alles, was schimmert und glänzt, gehört in diese endlose Reihe. Besonders andeutungswert erscheint uns nur, daß es häufig auch Gegenstände des Kultes sind, welche auf diese Weise der Mensch zu unentwendbarem Eigen mit sich zu vereinen sucht, hierin schon einer jüngeren Kultvorstellung huldigend. Während man Frauen antraf, die auf solche Weise die Schädel verstorbener Angehöriger mit sich führten, ist es häufiger nur ein einzelner Knochen, Nagel oder Zahn, oder sonst ein fetischhafter Gegenstand, wie wir ihn vorläufig nennen wollen, welcher nicht sowohl als Schmuck, als zum Schutze der Person diese begleitet. Die Neuseeländer hatten hierin schon zur Zeit der Entdeckung einen gewissen Fortschritt gemacht, indem sie an dem Halsgurt einen grünen Talkstein trugen, dem sie in roher Weise ein Gesicht angeschnitzt hatten — ihr „Götzenbild" und „Amulett". Auch dieser Brauch zieht sich durch viele Völker, und wir begegnen ihm noch lange nicht zum letztenmal beim römischen Knaben, der in gleicher Weise seine „Bulla" als Amulett am Halse trug. Zu einer Art Gewand, einem breiten, schön zusammengesetzten Kragen war der Halsschmuck bei den Altägyptern geworden; während er vorn die vom Kleide von unten her nicht erreichte Brust bedeckte, fiel rückwärts von seinem Schlusse eine schwere Quaste zwischen den Schultern hinab. Einen sehr ähnlichen Schmuckkragen tragen aber auch griechische Frauenbildnisse ältester Zeit [1]) und der Halsschmuck der Pallas Athene erinnert noch an ältere Formen. Mit dem Hervortreten der Edelmetalle und ihrer Bearbeitung entstehen kunstvolle Nachbildungen älterer Formen in neuem Stoffe, wie solche ab und zu in den Gräbern an der Nordküste des Schwarzen Meeres gefunden wurden. Je nachdem man bei solcher Umbildung mehr die Betonung auf die angehängten kleinen Schmuckstücke oder den selbst zum Schmucke ausgestatteten Traggurt legte, entstanden zusammengesetzte Halsketten oder Halsringe zumeist von Bronze oder Gold. Solche trugen auch noch die römischen Ritter als Standesauszeichnung. Eine interessante Form eines Halsringes ist die vorzugsweise bei Kelten beliebte Torques, die Nachbildung einer gedrehten Wiete in edlem Metall.

Eine gleich oder ähnlich verlaufende Geschichte hatten alle jene Tragbänder, welche mit Schmucksachen oder Kultgegenständen behängt, überall da angebracht wurden, wo eine Einschneidung der menschlichen Gliedmaßen das Anknüpfen erlaubte: über den Knöcheln, Waden und Knien, am Oberarm, über der Handwurzel und zwischen den Fingergelenken. Von der Darmsaite bis zum Haarseil und von diesem bis zum Goldreife finden wir alle Stoffe als Schmuckträger verwendet, als angehängten Schmuck aber

[1]) Schliemann, Tiryns, Tafel XXV c. und S. 177 f.

wieder jeden denkbaren Gegenstand; am gefälligsten scheinen bei wilden Völkern Fransenreihen von Federn oder entsprechenden Fasern. Je edler aber der Stoff des Tragbandes wird, desto mehr nimmt dieses selbst die Bedeutung des Schmuckes an, um das Anhängsel zu verdrängen. So entstehen die Ringe und Spangen, wo dann der Schmuckgegenstand oft nur noch durch eine angefügte Volute oder einen eingesetzten Edelstein angedeutet ist. Breite Ringe trugen auch noch die Altägypter am Ober- und am Unterarm, vornehme Frauen auch noch an den Füßen; auch die biblischen Juden kannten die letzteren noch. Ebenso trugen die Assyrier Armringe von reicher Arbeit und schon darum könnten sie den Phöniziern nicht unbekannt geblieben sein; diese versorgten vielmehr mit solchen alle Barbarenvölker und ursprünglich zweifellos auch Griechen und Italiker. Man hat geglaubt, die Griechen überhaupt von der barbarischen Tracht der Fuß- und Armringe freisprechen zu müssen; aber dies trifft nur für eine spätere Zeit zu. Ein Stück Wandgemälde zu Tiryns [1]) zeigt einen Mann, der sogar fünf Ringe über dem Fuße und drei über der Wade trägt. Der Mann mag was immer für einer Klasse angehört haben; unbekannt war die Sitte auch den ältesten Griechen nicht. Aber ebenso richtig ist es, daß sich bei Griechen und Römern diese ganze Art Schmuck immer mehr zurückzog, je mehr die Fülle des prächtig hergestellten Stoffes, des feinen Woll- und Leinengewebes der Hauptgegenstand des Prunkes wurde. Der relative Reichtum, der in einer an hinterlegten Werten noch so armen Zeit in einem attischen Frauenchiton zur Schau getragen wurde, konnte durch irgend ein Gewinde um den Arm oder Fuß, so lange es nicht gerade in kostbarstem Metalle nachgeahmt werden konnte, eher beeinträchtigt als gehoben werden. In der Konkurrenz feiner Stoffe mit verarbeitetem Edelmetall scheinen auf griechischem Boden die ersteren den Vorsprung der Zeit gewonnen zu haben; ehe das letztere allgemein wurde, war der Bein- und Armschmuck durch jene verdrängt. Aehnlich war es in Rom, während die Etrusker als abendländische Phönizier an allen älteren Formen festhielten, um sie in Metallstoff weiter zu entwickeln.

Während aber die zunehmende Bedeckung des Körpers mit Stoffen den unmittelbaren Schmuck verdrängte, mußten gerade bei diesen Völkern die kunstvollen Nadeln und Fibeln in der Weise an seine Stelle treten, wie es die Funde bezeugen. Andererseits zogen sich jene vor dem überwuchernden Gewande der Toga gleichsam bis auf die Finger zurück, die dem Ringe in der kleinsten Form ein ruhiges Altenteil gewährten. Noch bezeugen aber auch diese Fingerringe alter Art sehr deutlich, wie eigentlich nur ein schmuckvoller, glänzender Stein als die Hauptsache mit der gewundenen Schnur an den Finger gebunden worden war, und diese Steine selbst wieder gemahnen mit ihrer immer kunstvolleren Umgestaltung zu

[1]) Schliemannn, Tiryns, Tafel XIII.

Götter- und Genienbildern an jenen Speckstein an der Halsschnur des Neuseeländers, den dieser durch Einfügung von Augen und Mund zu einem Fetischbilde gemacht hatte.

In der That tritt jene innigste Beziehung des Menschen zu seinem primären Besitze, die wir zuerst bei den Leibwaffen entdeckten, ganz besonders wieder bei den Ringen, zunächst denen des Armes, zuletzt denen des Fingers hervor; sie sind „Leibzeichen" im engsten Sinne des Wortes. Wie an Scepter und Krone, so hängt auch am Ringe des Herrschenden dessen Herrschermacht; oder sie wird nach dem verwischenden Ausdrucke jüngerer Zeit durch ihn repräsentiert. Seinen Ring gab der König von Altmexiko seinen Gesandten und Boten als sein Leibzeichen auf den Weg, und mit ihm in der Hand befahlen sie mit königlicher Vollkommenheit. Mit dem Ringe leiht die ägyptische Gottheit dem Könige ihre Herrschermacht; im Ringe und mit dem Ringe in der Hand schwebt auf dem Basrelief zu Behistan der göttliche Genius über Darius Hystaspes, und ein Ring repräsentierte im nordgermanischen Tempel die unsichtbar anwesende Gottheit, beim Schwurringe leistete man ihr Eide. So ist schließlich auch der Abdruck des Ringes ein Stück von der Person, eine Beglaubigung ihres Willens.

Was wir bis jetzt betrachtet haben, das ist diejenige Kleidung, welche gleichsam mit der Menschheit aus ihrer wärmeren Urheimat heraus sich entwickelt und verbreitet hat; aber es ist nur ein Zweig derselben, derjenige, welcher aus den Bedürfnissen des Schmuckes entstanden ist. Dieser ist aber auch im System der tropischen Bekleidungsweise nicht das einzige schaffende Motiv; in irgend einem Grade tritt überall auch unter den Tropen und in deren Nähe das Bedürfnis des Schutzes hinzu. Was aber aus diesem — immer nur vom Gebiete des Südens ist jetzt die Rede — hervorgeht, das erweist sich weit weniger fruchtbar in der Erzeugung neuer Formen; wir können diese ganze Geschichte in die Worte Fell und Mantel fassen. Das Mittel, zu welchem der Mensch griff, um den bloßen Leib zeitweilig vor Kälte und Nässe zu schützen, ist überall in außerordentlicher Gleichförmigkeit die abgezogene haarige Tierhaut. Wir finden sie in dieser Eigenschaft bei den südlichen Stämmen Australiens, wir finden sie ebenso an der Südspitze Afrikas, wie von der Amerikas hinaufreichend bis in das Gebiet der nordischen und arktischen Bekleidungsweise.

Bei den Australiern lernen wir den Pelzmantel, wie wir dieses Urkleid nennen wollen, in der einfachsten, rohesten Form kennen; sobald der Mensch ein erlegtes Tier aus seiner Haut zu schälen wußte, war diese Decke gegen Wetter und Kälte, dieses Kleidungsstück erfunden. In Südafrika, soweit nicht der Hottentotte seine einheimische Kleidung völlig abgelegt hat, ist es unter dem Namen „Kaross" überall heimisch; beim Buschmann, wie beim Damara und Kaffer und allen Bantustämmen und über diese hinaus im Herzen des Erdtheils. Auch da, wo es keine Winterkälte gibt, bietet die Nässe der Regenzeit einen Anlaß zu seinem Gebrauch.

Der Bongo hängt die rohe, bunte Gazellenhaut vor seinen Leib, wenn er früh durch die taunassen Hochgräser zur Jagd ausgeht. So ein Pelzstück ist zu allen Dingen gut, ein noch völlig undifferenziertes Gebrauchsstück. Die Buschmanns- und Betschuanafrau ist glücklich, ein solches Fell zu erbeuten; sie schlingt es um den Leib und macht daraus einen Reisebeutel für ihr Kind. Der die Nachtkühle fürchtende Neger trägt es als Lagerdecke auf der Reise mit sich, und der Kaffer spannt die Ochsenhaut als Schild vor sich, um Pfeile und Speere der Feinde abzufangen. Das rohe Tierfell um den vorgestreckten Arm geschlungen, können wir höchst wahrscheinlich als ersten Schild ansprechen, wofür es zweifellos auch der Künstler des Zeusaltares zu Pergamum gehalten hat. Die nackten Giganten strecken vorstürmend den so bewehrten linken Arm vor sich hin; so stellten sich also noch die Griechen den sich schirmenden Barbaren vor. Der Schmuck der Tierschwänze an afrikanischen Schilden stammt vielleicht noch von jenem Gebrauche, und die Aegis der Pallas Athene ist zugleich ein Schild und ein Fell. Auch die kleinen Schilde der Nubier sind schließlich nur je ein Stück Leder.

Auch in Amerika beginnt das Bereich dieses Urpelzes gleich beim südlichsten Volke, den Feuerländern; ihn tragen die Patagonier [1]) und er reicht mit wenigen Unterbrechungen nach der Nordhälfte des Kontinentes. Bei den Indianern Neu-Mexikos lernen wir eine Form des Tragens kennen, die das Universalstück zum Kleide differenziert: der Indianer schneidet mitten in die Haut ein Loch, um den Kopf hindurchzustecken [2]); so sitzt die nach allen Seiten deckende Haut fest am Leibe, oder hängt wenigstens nach vorn und rückwärts herunter und läßt die Arme ziemlich frei. Diese Form, welche in Zeugstoff nachgeahmt den bekannten „Poncho“ bildet, muß auch in der Alten Welt verbreitet gewesen sein, denn ihr Princip ist in vielen jüngeren Kleidern wieder zu erkennen, so beispielsweise in jenem, welches der katholische Ritus zur „Casel“ ausgebildet hat. Von Mexiko nordwärts ist der Tierhautmantel allgemein [3]); aber wo sich ihm nur irgend ein Ersatz der Kunst zur Seite stellt, da heftet sich ihm sofort das Merkmal des Gemeinen an und er beginnt zu verschwinden. Den ersten künstlichen Ersatz eines Pelzmantels versuchten die Nordindianer, indem sie gleichsam noch in Nachahmung jenes Federn des Truthahnes an Hanffasern knüpften und allmählich zu einer Decke verbanden. Aber das allzumühsame dieser Arbeit vermochte den Pelz nicht zu verdrängen; mit mehr Erfolg konkurrierte hier überall das europäische Fabrikat der Wolldecken, welche der Indianer fortan vorzog. Er ersetzte damit gleichzeitig Schmuckkleid und Mantel, indem er die eine Decke, die Zier von Muscheln oder Korallen am unteren Rande ihr zu-

---

[1]) Hawkesworth, II, 55, I, 48.
[2]) Waitz a. a O. IV, 207
[3]) Waitz a. a. O. II. 92.

fügend, um die Lenden schlang und die andere, das „Blänket“ über die Schulter warf und deren Zipfel über der Brust band oder vernestelte. Des ersten Stückes aber bedienten sich nur vermögende Leute. So war die Bärenhaut schon vor hundert Jahren das Merkmal armer Leute geworden; aber im Winter pflegte auch der Reiche noch einmal nach ihr zu greifen; so entstanden denn auch hier durch Kombination und eine Art Arbeitsteilung unter den Kleidern ganze Kostüme [1].

Mit mehr Erfolg haben einige Südsee-Völker den Weg betreten, dem Karoß durch Kunstaufwand einen Wert zu verleihen, der auch ihn zum Schmuckkleide erheben konnte. So wurden auf Hawaii prächtige Mäntel aus roten und gelben Federn gefertigt, bei ihrer Kostbarkeit aber von wenigen, die ganz gelben nur von Königen getragen. Allmählich scheinen die schwer zu erlangenden Federn nur noch als zerstreuter Schmuck angeheftet worden zu sein, während das Geflecht der Fasern aus Pandanusblättern oder aus Hibiscusrinde als Matte die Hauptsache wurde. Berühmt durch die Herstellung solcher Matten waren die samoanischen Frauen. Die Fortschritte dieser Technik stehen keinesfalls außer Zusammenhang mit der Armut jener Inselgruppen an Pelztieren. Am auffallendsten zeigt sich uns dieser Zusammenhang auf Neuseeland, dessen ganzes Volksleben, ja man kann sagen, dessen Volkscharakter auf das tiefste beeinflußt ist von der durch jene Erscheinung bedingten technischen Thätigkeit seiner Einwohner. Zur Entdeckungszeit gab es an Landsäugetieren dort nur zwei Arten Fledermäuse, eine Ratte und einen wenig verbreiteten Hund. Wir wissen aber, daß die jetzigen Bewohner Einwanderer sind, welche gewiß die Kenntnis von irgend einer Art Karoß ins Land mitbrachten; sie standen also jetzt vor der Aufgabe, durch die Kunst die Natur zu ersetzen, und dazu bot sich ihnen in dem leicht zu behandelnden Blatte des „neuseeländischen Flachses“ (Phormium tenax) ein Mittel, das sie tüchtig ausgenützt haben. Schon zur Entdeckungszeit wußten sie dreierlei Arten von Matten aus den gespaltenen Blättern jener irisartigen Pflanze herzustellen, von denen das gröbste durch freihängende Enden der angeflochtenen Streifen das Aussehen eines grobzottigen Pelzes nachahmte, während auch die feineren Sorten selbst heute noch durch den Zierrat reihenweise angeknüpfter Fädchen an ein solches Urbild erinnern. Eines dieser Zeuge ist infolge der besonderen Behandlung der Faser von seidenartigem Glanze und sehr gutem Aussehen, aber doch kein eigentliches Gewebe, sondern Matte, in welcher die Fäden des Aufzuges von einem nur in weiten Abständen durchzogenen Faden nicht durchschossen, sondern jeder einzeln umknüpft werden — eine sehr mühselige und wenig fördernde Arbeit.

Zur Zeit der Entdeckung trugen die meisten Neuseeländer noch jene rauheren, zottigen Matten, und zwar indem sie genau so wie jene Nord-

[1] Loskiel a. a. O. S. 62.

indianer die eine als Schmucktuch um den Leib hüllten und die andere als Mantel über die Schulter warfen [1]).

Pelzmäntel treffen wir neben jener entwickelteren Kleidung des Schmuckes auch noch bei den alten Aegyptern an; aber sie scheinen, da sie nur bestimmten Gottheiten angethan wurden, wohl nur in einzelnen Gebieten des Landes noch üblich gewesen zu sein, während im allgemeinen der Aegypter keinen geringen Stolz in seine künstlich gefertigten, wirklich gewebten Zeuge setzte. So erscheint noch Ramses II. in der gewöhnlichen Schmuckkleidung, über die er ein Pantherfell in der natürlichen Form als Mantel geworfen hat. Ebenso gekleidet erscheinen nach einzelnen Darstellungen die Priester bei Prozessionen, wobei jedenfalls alter Brauch zum Vorschein kommt. Man trug diesen Mantel, indem man den Kopfteil des Felles über die eine Schulter auf die Brust warf und den Schwanzteil unter dem anderen Arme über die Hüfte vorzog, so daß dieser eine Arm frei blieb. So oft aber Göttinnen in diesem Fellmantel erscheinen, bildet er ein den ganzen Leib einhüllendes Kleid, das über den Schultern schließt.

Ohne Zweifel haben auch die Semiten ihren Begriff des Mantels von der Tierhaut hergenommen; noch ist in der Erzählung von Esaus Geburt „Mantel" und „Fell" gleichbedeutend [2]). Auch der griechische Herakles mit dem Bärenfelle ist keine willkürlich erfundene Kostümfigur; auf einem Vasenbilde aus Tiryns [3]) sehen wir zwei griechische Helden auf wunderbar dünnen Beinen stolzieren, zwischen denen das Ende einer Tierhaut und der lange Schwanz derselben schmuckvoll herabhängt. Allein bei den Griechen homerischer Zeit hat der Zeugstoff auch das Mantelfell völlig verdrängt. „Straff und faltenlos liegen" — nach Zeugnis der ältesten Abbildungen — „die roten oder purpurnen Mäntel um Rücken und Schultern, einige sind mit reichen Mustern, der des Königs etwa mit einer Schlachtdarstellung, verziert" [4]).

Der Römer, der für gewöhnlich in seiner Toga eine ausreichende Umhüllung besaß, brauchte seinen Mantel nur als Kriegskleid. Dieser war aber ebenfalls kein Tierfell mehr, sondern dem Stoffe nach eine wollene Decke. Dieses Fortschrittes ist sich der Römer auch mit Stolz bewußt, und in seiner Anschauung kennzeichnet sich der Gegensatz seiner Civilisation und des Barbarentums durch Zeugstoff (Wolle und Leinen) einerseits und durch das Pelzkleid andererseits. So kennzeichnet Synesius von Kyrene [5]) eifernd das Eindringen der Goten in die römischen Aemter des Krieges

---

[1]) Cooks Reisen a. a. O. III, 44 f.

[2]) Gen. 25, 25.

[3]) Schliemann a. a. O. Tafel XIV.

[4]) Helbig, Das homerische Epos.

[5]) Synesii episcopi Cyrenei opera, edit. Petavii. Paris 1612.

und der Verwaltung als den Sieg der Wildschur über Mantel und Toga. „Pelzstarrende Barbaren“ führten Soldaten im römischen Mantel und in den Magistraten verdrängte das Schaffell die Toga; und wenn sie sich im Rate des Reiches dieser bedienten, dann zogen sie gleich nach ihrem Austritt „wieder die Wildschur an“ und lachten im Kreise ihrer Genossen über die Posse, die sie in der Toga gespielt. Auch die Sage vom heil. Severin [1]) läßt den einwandernden Odoaker als den Mann „in schlechten Häuten“ dem künftigen Könige gegenüberstellen. Auch die Turanier, welche nachmals Germanen und Slaven nachfolgten, kennzeichneten sich durch den Pelz, zum Teil in ganz altertümlichen Formen. In solcher hängt heute noch das Tigerfell dem magyarischen Magnaten über dem Rücken, und wie wir schon mehrmals das an sich ältere Kleid durch nachbarlichen Einfluß als neuere Mode dem jüngeren hinzutreten sahen, so fand selbst dieses Fell noch einmal bei den Germanen des 18. Jahrhunderts Aufnahme. Welch Stück Kulturgeschichte tritt uns in Erinnerung, wenn wir die alte Mantelhaut Zietens mit ihrem wilden Messingschmucke in der Berliner Ruhmeshalle betrachten!

Aber unter den Germanen selbst, die man zur Zeit des Tacitus im Sinne der Römer noch mit Recht als Pelzbarbaren hätte bezeichnen können, hatte sich dieselbe Wendung in einer von dem römischen Historiker fein beobachteten Weise schon angebahnt. Nicht jeder Germane trug nach Tacitus ein Kleid, d. h. jene dem Schmuckbedürfnisse entwachsene Bedeckung, die der römischen Tunica entspräche; aber jeder ein „sagum“, jenes äußere schützende Kleid, des Römers Kriegsmantel. Dazu wohl vorzugsweise waren „die Felle der wilden Tiere“ im Gebrauch; aber denjenigen, welche den Römern näher wohnten und vom Handel erreicht wurden und dadurch, wie wir annehmen müssen, den Schmuck der Römer kennen lernten, war der Pelz als Schmuck verleidet; ohne Wahl benützten sie ihn nur des Bedürfnisses wegen. Die aber von solchem Einflusse unberührt geblieben waren, fanden auch für ihr Schmuckbedürfnis im Pelzwerk Befriedigung, waren wählerisch in der Tierart und zierten sich bunt mit Fellstücken, die weither von unbekannten Gestaden des Oceans kamen [2]). Wir ersehen aus dieser scheinbar sehr unbedeutenden Thatsache nicht bloß, wie schnell der Einfluß der Kultur bei kulturlosen Völkern durch das eindringende Beispiel fortzuschreiten vermag, sondern auch wie es vornehmlich jene allgemein menschliche Auszeichnungs- und Putzsucht ist, welche ihm zuallererst die Thür öffnet und die Wege bereitet. Von allem, was ein kulturloses Volk von der Kultur Nützliches, Wesentliches und wahrhaft Förderndes entlehnen könnte, wird es niemals etwas so schnell ins Auge fassen, wie die wertlosen Formen fremden Schmuckes. Das macht auch die große Schnelligkeit

[1]) Eugippii vita S. Severini.
[2]) Germ. c. 17.

begreiflich, mit welcher eine „Civilisation“ dieser Art bei den südlicheren Kelten vor sich ging. Während sie zum Teil noch den alten Lendenschurz trugen, haben auch schon farbige Zeugstoffe bei ihnen Eingang und wohl auch Nachahmung gefunden. Mit dieser Neuerung aus dem Süden verbanden sie aber auch wieder einige Momente nordischer Bekleidungsweise.

Den „Mantel“ lernten wir weder als tropisch noch als nordisch, sondern als das einzige Stück der Bekleidung im engeren Sinne kennen, das, von der arktischen Zone abgesehen, wahrhaft kosmopolitisch durch alle Breiten reicht. Daß in den arktischen Kreisen selbst daneben ein besonderes Bekleidungssystem entstand, das nicht vom Schmuckbedürfnisse ausging, haben wir schon erwähnt. Es scheint nun wohl einfach und leicht, den Strömungen des Wassers vergleichbar, eine Art Unterströmung auch in der Bekleidungstechnik vom Pole herab zu niederen Breiten zu leiten, wie wir das andere System darüberhinweg polaufwärts schwimmen sahen. Historische Berichte und Zeugnisse stünden uns dabei nicht im Wege, — weil sie uns leider bei diesem Gegenstande überhaupt verlassen. Darum sind wir allein darauf angewiesen, aus den nicht unbekannten Erscheinungen des frühen Mittelalters zurückzuschließen; ein solcher Rückschluß aber macht uns jene durchgehende Unterströmung nicht wahrscheinlich. Es ist, als wäre jene nordische Kultur in ihrer ganzen Eigentümlichkeit eine Kultur für sich, eine solche von höchstem Alter und innerhalb ihrer Bedingungen von hoher Vollendung, aber nicht geeignet oder nicht in der Lage gewesen, über ihren Bereich hinaus befruchtend zu wirken. Die Verhältnisse, die in Nordasien walteten, sind uns freilich zu unbekannt, um auch für jenen Teil ein solches Urteil zu begründen, und in Nordamerika scheint vielmehr einiger Einfluß stattgefunden zu haben, aber für Europa, das berufen war, in jüngerer Zeit ein Kulturmittelpunkt für die ganze Erde zu werden, gilt es wahrscheinlich unbeschränkt. Weder jene vorhistorische Rasse der Eiszeit, deren Spuren in Frankreich zurückblieben, noch die verwandten Völker des Nordens haben bei der Art ihrer Berührung mit den nachströmenden, rassefremden Völkern einen Einfluß geübt, für den wir irgend welches Zeugnis aufzubieten imstande wären. Wer einmal die seit Jahrhunderten fertige und unveränderte, ebenso zweckmäßige, in Hinsicht auf die Leistung wie auf die gebotenen Mittel, wer diese zugleich zierliche und vollendete Kleidung gesehen hat und wer damit die Versuche des germanischen Mittelalters vergleicht, zu einer dem Schutzbedürfnisse entsprechenden Kleidung zu gelangen, dem muß jeder Gedanke an eine alte Uebertragung schwinden.

Während wir bei jenem Teil der roten Rasse mit Einschluß seiner Vertretung im mittleren Europa zur Zeit der Vergletscherung desselben eine Art entwickelter Schneiderkunst bezeugt finden, deutet uns die ganze Art der Bekleidung im frühen Mittelalter auf das Gegenteil. Es gewinnt vielmehr gerade den Anschein, als hätte man das Princip der Bekleidung mit zusammengenähten und dem Körper entsprechend gestalteten Gewändern

ganz und gar nicht gekannt, obwohl man nach des Tacitus ganz zutreffender Bemerkung darauf ausging, dem Klima entsprechend jeden Teil des Körpers zu seinem Schutze eng und anschließend zu umhüllen. Aber das Princip, das man dabei anwendete, muß in dem Anlegen von Gewandstoffen — Fellen und im Ersatzfalle Zeugen — mittels Bändern und Umschnürungen bestanden haben.

Wie man dazu mit den vom Süden her gebotenen Elementen gelangen konnte, ist allerdings ersichtlich genug. Selbst die vorgeschrittensten Völker des Südens vermochten einen gangbaren Weg nicht zu zeigen. Von Leder- und Metallrüststücken abgesehen, waren alle Kleider eigentlich nur Zeugstücke geblieben; hätte man welches immer, auch die wegen der Dehnbarkeit des Stoffes scheinbar enganliegenden, etwa mit einer kleinkörnigen Masse gefüllt, so wäre in keinem Stücke eine menschliche Figur zum Vorschein gekommen. Wir erinnern uns, daß der ganzen Entstehung dieser Schmuck-Kleidung nach ein solches Ziel auch niemals beabsichtigt war. Die Kleider blieben im ganzen doch immer nur Stoffe, die man als solche zum Schmucke an den Leib anlegte. Damit hängt es auch noch zusammen, daß man das ganze Altertum hindurch, auch bei Griechen und Römern keinerlei besondere Einrichtungsstücke zum Aufbewahren, zum Aufhängen von Kleidern kannte. Das abgelegte Kleid war eben von dem Augenblicke an nur wieder ein Stück Zeug, das man auf und unter andere in eine Truhe legte, was unsere Kleider von heute bekanntlich schlecht vertragen.

Als Princip der Befestigung kannte der Mensch von seiner südlicheren Heimat her das des Dornes, der die Fellenden über der Schulter zusammenhielt, und das der Sehne, nicht in der Verwendung des Nähfadens, sondern in der der Bindeschnur. Aus dem Dorn, den der Germane des Tacitus noch vom grünen Holze nahm, wurde durch das immer wiederkehrende Princip der Nachahmung im fremden Stoffe die Heftnadel und als deren Verbesserung die Fibel. Fibeln und Schnur genügen noch vollkommen, um aus zwei Stücken Wolltuch, wie sie vom Webstuhle kommen, einen jonischen Frauenchiton in seiner herrlichen Faltenfülle zu bilden. Fibeln heften die beiden Stücke über den Schultern zusammen, daß der Umschlag beiderseits zurückfällt, und die Schnur läßt den Bausch über die Hüften fallen. Es ist gewiß beachtenswert, daß auch unsere Vorfahren noch das Kleid und das Tuch mit demselben Namen „Gewand" bezeichneten; die „Gewandschneider" waren bekanntlich Tuchhändler.

In Wirklichkeit folgten auch unsere Vorfahren noch im 13. Jahrhunderte in der Hauptsache jenen alten Principien der Befestigung. Wenn heute noch der Chinese oder Mandschure sein Staatskleid ganz wie das des katholischen Akoluthen an den Seiten des Leibes mit Bändchen zusammenknüpft, so ließ der deutsche Ritter seinen Rock an den Seiten schnüren, um auf diese primitive Weise die beiden Teile des Gewandes in die Form seines Rumpfes zu zwingen. War so der letztere passend bedeckt, so wurden

für die Extremitäten anschließende Kleider nach demselben Principe hergestellt und dann erst äußerlich mit jenem Rumpfkleide verknüpft. Man schnürte in ähnlicher Weise ein einzelnes Kleid um die Arme und man band ein solches mit kreuzweise laufenden Binden um jedes Bein. Erst auf solchem Wege entstand das den ganzen Körper deckende, überall anliegende subnordische Kleid, das der Arktiker längst mit Hilfe der Nähkunst als eine einzige Körperhülle oder eine solche aus zwei Teilen herzustellen verstand. Daß der Subarktiker, obgleich von demselben Bedürfnisse der Bedeckung ausgehend, doch erst so spät zu einem ähnlichen Fortschritte gelangte, hat seinen Hauptgrund wahrscheinlicherweise in den vielen Unterbrechungen dieses Bedürfnisses, während welchen ihm das südliche Schmuckkleid Genüge that. Es waren gleichsam nur Ausnahmszeiten, die zu Ausnahmsmitteln führten, und diese fand man in dem Einhüllen der frierenden Glieder je nach Bedarf.

Ein Kleidungsstück dieser Kategorie ist ebenfalls noch ziemlich kosmopolitischer Natur und deshalb wohl das älteste von allen: der Schuh. Die Entdecker fanden ihn in der einfachsten aller denkbaren Formen bei den Feuerländern. Sie traten, wie wir die Andeutungen verstehen müssen, auf ein Stück Pelzfell und banden es über dem Fuße mit einem Streifen derselben Haut fest: die absatzlosen „Mokassins“ der Nordindianer. Wir brauchen nicht weit zu suchen, um die Vertretung dieses Urschuhs auch in der Alten Welt zu finden. Noch lebt die Erinnerung an den alten „Bundschuh“ und der Südslave braucht noch seine bequemen, aber zum Schutze gegen die Nässe recht unzureichenden „Opanken“, für die er in seltenen Fällen sogar noch Rüsterrinde statt des ungegerbten Felles verwendet. Das entgegengesetzte Bedürfnis beschränkte oder entwickelte diese Fußumhüllung auf jener Seite bis zur Sohle oder Sandale, auf dieser zu mannigfaltiger Form der Schuhe und Stiefeln.

Unsere älteren Kulturvölker lebten unter solchen Verhältnissen, daß sie im Hause die Bekleidung des Fußes ablegten. Assyrier und Aegypter bevorzugter Stände sehen wir auf den Denkmälern häufig barfuß; der Römer legte auch im fremden Hause die Fußbekleidung ab und setzte sich barfuß zu Tische; die Riemen zu lösen und die Schuhe abzulegen, war Dienst des begleitenden Sklaven. Biblische Redensarten bezeugen uns, daß die gleiche Sitte auch im Oriente herrschte. Von dem Bundschuh der Naturvölker blieb in Assyrien und Aegypten nichts als die Sohle mit den nötigen Riemchen zur Befestigung; nur zeigen assyrische Bilder noch die Ferse geschützt, die Zehen frei. Griechenland und Rom benützten neben dieser Sandale noch mehrere Formen besserer Verwahrung, nach Norden zu gewann solche den Vorzug. Aber fast immer mußte der Schuh jene Zurücksetzung erfahren, welche ihm seinen Entstehungsgrund vorzuhalten schien: er wurde nicht leicht ein Leibzeichen des Menschen, nicht leicht der Träger besonderen Schmuckes; man warf ihn ab, so oft man konnte.

Aus der Umhüllung des Beins von unten herauf entsteht die Hose, je ein einzelnes Kleidungsstück für jeden Fuß, nicht sofort jenes mit der „Bruch“ verwachsen wie heute; noch immer brauchen wir ja zu völliger Bekleidung ein „Paar“ der Hosen. Noch heute läßt sie der Südslave in ihrer primitiven und rohen Weise, in der wir sie im frühesten Mittelalter kennen lernen, immer wieder neu entstehen. In Syrmien [1]) benützt man entweder Lederstücke oder Wollstoffe, um das Bein vom Knöchel bis über die Waden hinauf einzuwickeln und schnürt diese Decken (Obojci) mit den hinaufgezogenen Riemchen der Opanken kreuzweise fest. Dagegen tragen die Germanen auf der Trajanssäule bereits kunstvoller genähte, vom Gürtel bis unter die Knie herabreichende Hosen, das kennzeichnende Barbarenkleid, das Griechen und Römer zunächst von ihrer Kultur fernhielten.

Spiralförmig das Bein umhüllende Streifen, welche die Hose festhalten, sehen wir noch oft auf mittelalterlichen Abbildungen, so beispielsweise in einer Miniatur der Pariser Minnesängerhandschrift [2]). Diese bald veraltende Art, das Beinkleid anzulegen, kennzeichnet noch dessen unbeständigen Aushilfscharakter; im Sommer bei gutem Wetter gingen und ritten auch französische Ritter des 13. Jahrhunderts noch ohne Hosen [3]). Je mehr sie aber zur gewöhnlichen Sache wurden, desto mehr kam man dahin, sie als eine genähte oder gewirkte Röhre dem Fuße anzupassen und dann durch allerlei bunten Schmuck des Menschen würdiger zu machen. Sie werden dann über den Fuß emporgezogen und nicht mehr festgebunden, sondern durch ein Band, welches am oberen Rande befestigt ist, an den Bruchgürtel geheftet, welcher als Lendenschnur das ältere Lendenkleid, die „Bruch“, festhält. Bruch und Hose vereinigen sich dann von oben und unten zur Bedeckung des ganzen Beines; jenes Band aber, das vom Knie zum Gürtel aufwärts spannt, ist als „Hosenträger“, der nach den Romanerzählungen zur Zeit wohl einmal beim Niederknien springen kann, etwas ganz anderes als unser Gewandstück gleichen Namens.

Je nach Art der Herstellung und des Gebrauches, insbesondere unter Kombination verschiedener Formen, konnte dieses Bekleidungsstück zur Hose, zum Strumpf oder Socken nach heutiger Bezeichnungsweise werden. In paralleler Weise ist auch der Nordindianer zu einer Umhüllung der Beine gelangt, aus der sein Lederbeinkleid entstand.

Das Seitenstück zum Beinkleide ist das demselben Bedürfnisse entsprungene Armkleid, das wir, je nachdem es die Hand mit bekleidet oder nicht, als Handschuh oder Aermel unterscheiden. Der Handschuh des frühen Mittelalters reichte bis über den Oberarm hinauf und der Aermel bildete gleich der Hose ein selbständiges Kleidungsstück. Daß er ehemals

---

[1]) S. Rajacsich a. a. O. S. 56 u. ff.

[2]) Nach Weiß, Kostümkunde, bei Schultz, Höfisches Leben. I, 244.

[3]) Ebendas. I, 220.

ebenfalls nur ein Stück Fell oder Zeug vorstellte, das man um den Arm festband, das deutet noch die langerhaltene Sitte an, ihn auf dem Arme festzuschnüren. Selbst der Aermel des Hembes hatte im 13. Jahrhundert noch seine Selbständigkeit gewahrt. „Zu den Hemden gehörten Aermel, welche aber nicht mit dem Hauptteile aus einem Stücke geschnitten oder daran genäht waren, sondern die jedesmal erst erforderlichenfalles angeschnürt oder angeheftet wurden"[1]). Darum kam es auch gar nicht darauf an, daß sie von einerlei Stoff mit dem Kleide waren; im Gegenteil war dem Armel das Geschick wohlwollender als der Hose. Diese blieb immer ihrem Ursprunge nach erkannt; zwar geschmückt galt sie doch nicht selbst als Schmuck und bildete kein Leibstück des Mannes, kein „Leibzeichen". Anders der Aermel. Obwohl gleich niederer Herkunft — denn für nieder und gemein hat der Mensch immer das Notwendige und Nützliche gehalten — ist er zum Adoptivbruder des Armschmuckes erhoben worden. Er sollte für einen Ersatz und gleichsam noch eine Erweiterung des alten Armschmuckes gelten; darum nestelte die Dame an ein leinenes Hemd einen goldbrokatenen Aermel und ließ ihn, um das Gleichgewicht des Stoffes vollends herzustellen, noch in die gleiche Länge vom Knöchel niederhängen. Ein solch langer Prunkärmel wurde dann wieder völlig jenem Zeugschmucke gleichgestellt, wie ihn die Naturvölker lieben. Es war ganz einerlei, wo man dieses Stück blinkenden Zeuges zur Schau stellte. Wie der „Wilde" jedes Stoffkleid um den Kopf wand, so „bediente man sich seiner als Tuch, schlang ihn um Haupt und Hals"[2]). Man gewöhnte sich, in jenem Kleide nur noch eines jener Schmucktücher zu sehen, die man ebenso an dem Arme wie an einem anderen Teile zur Schau tragen konnte. Darum schlang der Ritter den Aermel seiner Dame als Helmzier um den Helm oder hing ihn an seinen Speer. Von dieser Adoptivstellung aus gelangte dann der Aermel vorzugsweise in seiner Form als Handschuh unter die wichtigsten Leibstücke des Menschen; gleich dem Ringe am Arme wurde er ein „Leibzeichen" der Fürsten. Des Kaisers Handschuh an der Malsäule der frühmittelalterlichen Stadt sollte des Kaisers Privilegium beurkunden, des „Kaisers Frieden" wirken.

Es ist sehr kennzeichnend, aber der Lage der Dinge genau entsprechend, daß der gesamten Kultur des Mittelmeerbereichs Aermel und Beinkleid für die Signatur des „Barbarentums" galten. Selbst als Schmuck gefaßt bildeten sie in den Augen des Südländers einen „barbarischen Schmuck". Wenn der griechische Vasenkünstler uns eine Medea als Barbarin zeichnen wollte, heftete er reichgestickte Aermel an ihren Chiton. Die Alpen bildeten die Scheidegrenze beider Bekleidungsformen, beziehungsweise für das Hinzutreten der nördlichen zur südlichen; erst jenseits der Alpen sah der Römer

[1]) A. Schultz a. a. O. I, 190.

[2]) Ebend. I, 191, wo auch die Belege.

die Kleider des Bedürfnisses mit denen des Schmuckes sich vereinigen. Diese Scheidung ging mitten durch die keltische Besiedelungsschicht jener Zeit und trennte hier ein „Gallien der Toga“ und ein „Gallien der Hosen“. Während aber auch jenseits dieser Grenze der Schurz niemand und zu keiner Jahreszeit fehlte, sahen die Römer nach Diodor [1]) nicht ebenso allgemein auch das Beinkleid, wie das ja auch noch spät in Deutschland das Kennzeichen dieser Art Bekleidung war. Die Beinkleider waren nach Diodor lang, und Strabo [2]) hebt ganz besonders hervor, daß sie eng anschließend gewesen seien, woraus hervorgeht, daß diese βράκαι, wiewohl der Name an unsere „Bruch“ erinnert, doch nicht dieser, sondern der Hose im engeren Sinne entsprechen. Ueber diesen Beinkleidern trugen sie „statt des Chiton“ eine über die Lenden reichende Aermeljacke und um die Schultern einen kurzen Mantel aus grober Wolle und aus farbigen Stücken zusammengesetzt. Rechnen wir dazu noch den Hut — ursprünglich ein mit dem Schläfengürtel festgebundenes Stück Tierhaut oder Zeug —, so sehen wir die Elemente der nordischen Bekleidung beisammen, mit denen fortan hinter dem Schilde der „Mode“ die alte Putzsucht des Menschen ihr Spiel treiben konnte, in etwas kürzer gebunden durch den nie mehr ganz abzuweisenden Gedanken der Zweckmäßigkeit. Als dem einen Elternteil dieser Ausstattung des äußeren Menschen blieb ihm, wenn auch nicht immer streng geübt, so doch dem Principe nach ein Einspruchsrecht. Aus dem in jener Vermählung geborenen Bestreben aber, im Zweckmäßigen das Schmuckvolle zu finden, dem Nützlichen die anmutende Form zu verbinden, ging ein neues Princip des Schmuckes und der entsprechenden Kunst hervor. Das „Zwecklose“ und darum nie durch ein inneres Gesetz zur Einheit gebrachte des Schmuckes ist es, was wir jetzt von unserem Standpunkte aus als das „Barbarische“ desselben empfinden. Indem sich der Grieche seinerzeit, ringsum von einer noch sehr barbarischen Nachbarschaft umgeben, durch den Gebrauch der Zeugstoffe, die er zweifellos seinen kleinasiatischen Verbindungen verdankte, genügend ausgezeichnet sah und nun in jener besseren Zeit, vom 5. Jahrhundert an, von diesem Standpunkte aus nach demselben Ziele strebte, hatte er es leichter als wir. Für ihn hatte sich der alte Schmuck zu einer ausreichenden Bekleidung des Schutzes erweitert; die Aufgabe der schönheitsvollen Gestaltung ihrer Formen aber war in dem Maße leichter, in welchem die Zahl der Kategorien sich beschränkte. Sein Schönheitssinn hatte keine der widerstrebenden Formen zu zwingen, welche ein unfreundliches Klima gegenüber des Lebens Notdurft allein geschaffen hatte. Heute aber sieht sich die Kunst immer wieder versucht, aus dem Bereiche dieser Formen zu entweichen, wenn sie der Schönheit huldigen will, jener Schönheit, die im Ideale des Menschenbildes unserer Rasse wurzelt.

[1]) Diodor, V, 28 f.

[2]) Strabo, Casaub. p. 196.

Und doch lag gerade in jenem der Schönheit so abträglichen Momente, eben weil es dem Bedürfnisse sich anschmiegte, eine siegreiche Kraft. Ruhte doch auch in jenem Barbarentum die Zukunft der Kultur. Behoste Generale sahen die Römer zum erstenmale, als Vitellius seine Legionen aus den germanischen Standquartieren dahin führte; dort hatten die strengen Winter auch dem römischen Soldaten die Vorteile dieses Barbarengewandes gezeigt. Diesmal noch siegreich, sträubte sich weiterhin römischer Schönheitssinn vergebens. Seit Septimius Severus trugen die Kaiser selbst dieses Kleid. Es schwankte und rang die Sitte; noch einmal durch Kaiser Honorius schien die Reaktion gegen den „Barbarismus" zu siegen; dann erlag allmählich im Bereiche des Mittelmeeres die alte südliche Kleidungsform dem Kompromisse mit der nordischen.

Wir können diesen Verlauf allerdings nur in der westlichen Hälfte der Alten Welt in seinen Hauptphasen verfolgen, weil uns nur hier die Geschichte einiges Material aufbewahrt und zugänglich gemacht hat; es wird aber gewiß gestattet sein, nach der Analogie zu schließen, daß die Entwickelung auch im Osten ähnliche Wege gegangen sein werde, wenn auch die Verbindung anderer Elemente zu anderen Kompromißformen geführt hat. Da es sich nun nicht um eine Kostümkunde handelt, so können wir uns mit diesem Einblick in das Wesen der Entwickelung genügen lassen.

In dem uns zugänglichen Gebiete bleibt noch eine besondere Erscheinung der Aufmerksamkeit der Leser zu empfehlen. Es scheint, als ob wir, Anfang und Endpunkt unserer Umschau vergleichend, zu der Wahrnehmung gelangen müßten, daß sich im Laufe der Zeit im Wesen des Menschen eine tiefgehende Aenderung vollzogen haben müsse. Unter den einfachsten Verhältnissen der Naturvölker fällt nur ein geringer Anteil am Schmuck auf die Frau; es ist der Mann, der sich am reichsten und auffälligsten schmückt. Schließlich aber hat sich aller Schmuck des Mannes auf die Andeutung durch einen Fingerring, einen Stein oder Zahn an der Uhrkette und allenfalls eine Busennadel zurückgezogen, während der Frau, etwa mit Ausnahme der Fußringe, keine Kategorie wilden Schmuckes ganz verloren ging; des Mannes Bekleidung folgte, wo nicht eine Art Kultus einige alte Formen festhielt, immer ausschließlicher der Zweckmäßigkeit, die der Frau ist Schmuck geblieben. Es ist recht kennzeichnend, daß das Beinkleid der Westvölker, welches, nachdem der Aermel gleichsam verräterischerweise seinen Uebergang in das Lager der Schmuckkleidung vollzogen hatte, als die Hauptrepräsentanz der Schutzkleidung zurückblieb und als solche von den Südländern hervorgehoben wurde, der Frau vorenthalten blieb. Eine Grenze der „Gallia braccata" läuft mitten durch jedes Haus.

Hat sich also die Natur des Menschen geändert, daß zu verschiedenen Zeiten so verschiedene Sitte herrschen konnte? Bis zu einem gewissen Grade allerdings; aber diese Aenderung der Seele der Kulturmenschheit ist nicht der letzte Grund jener Erscheinungen, sondern mit diesen die Folge kultur-

geschichtlicher Entwickelungen. Nur einige Punkte derselben mögen angedeutet werden.

Wir können diese Verhältnisse nicht über den Zeitpunkt zurück verfolgen, in welchem die Frau eine Untergebene des Mannes geworden war; nur deshhalb erscheint sie uns zuerst in Anbetracht des Schmuckes vor dem Manne zurückstehend, nicht aber wegen einer geringeren Neigung zur Auszeichnung. Der Schmuck hat seiner Natur nach einen forensen Charakter; das Weib auf jener Stufe entbehrt eines solchen. Wenn sich die Erwerbsüberschüsse soweit angesammelt haben, daß ein Mann der Herr mehrerer Frauen werden kann, dann, unter nicht mehr ganz ärmlichen Verhältnissen, tritt ein Anlaß zur Auszeichnung auch innerhalb des Hauses an die Frau. Wie der Mann schmückt auch sie sich nur zum Wettbewerb um Anerkennung. Aber die Mittel des Schmuckes sind verschiedene, wie ja noch immer die ganze Erwerbsart beider Geschlechter eine verschiedene ist. Schweinfurths Berichte [1]) zeigen uns diese Schmuckteilung als Ausfluß der Arbeitsteilung noch recht anschaulich bei den Stämmen Innerafrikas. Dem Manne ziemt das Fell, der Frau der Pflanzenschmuck. Auf den uralten Vasenbildern von Tiryns trägt der kriegsfrohe Mann noch die Tierhaut, die Frau das Gewand aus gewebten Fasern. Es ist außer aller Frage, daß diesen großen ofterwähnten Fortschritt zur Ziergewandung die Menschheit der Fürsorge der Frau verdankt. Noch ist es zur Zeit Homers die Frau der Hellenen, die mit ihren Mägden spinnt, webt und stickt, so gut wie es die Frau der Südsee-Insulaner ist, die Tapa klopft und färbt. Prahlt der Mann nun mit seiner Tigerhaut, so ist es naturgemäß der Frauen Stolz, mit der größeren Fülle des Gewebes von Kunst und Gut Zeugnis zu geben; überall bei Aegyptern, Assyriern, Griechen, Römern und Germanen ist es, durch tausend Denkmäler erwiesen, immer die Frau, die zuerst die wetteifernde Auszeichnung in der Verlängerung ihrer Zeugumhüllung, ihres Chitons sucht. Es ist wieder die getrennte Arbeit, die vorzugsweise Beschäftigung der Frau im Hause, welche gerade diese Art Schmuck zulässig und selbst in höheren Breitegraden ausreichend erscheinen läßt. Den Mann, der die freie Steppe mit den Waldgebieten Europas vertauscht hat, würde ein solches Schmuckkleid in den Bewegungen bei seinem Erwerbe hindern, dem Klima gegenüber bei seinem Aufenthalte im Freien nicht genügend schützen.

Darum gingen also auch in jenem Momente, in welchem wir die Kleidung des Schutzes in die Konkurrenz treten sahen, die Geschlechter verschiedene Wege. Der Mann band sich die Fellstücke dichter über die Gliedmaßen seines Leibes; die Frau als Hüterin des wärmenden Herdes fand in ihrem Schmuckkleide einen genügenden Schutz, oder sie entwickelte dasselbe in der Richtung des erhöhten Bedürfnisses, ohne dem Manne auf

[1]) S. Seite 409.

seinen Wegen folgen zu müssen. Daß dieses so an die Geschlechter verteilte Doppelkleid auf jene ältere Zweiteilung der Erwerbsarten zurückreicht, dafür zeugt indirekt das Kleid des Eskimo. Indem hier die Frau so gut wie der Mann ganz ausschließlich auf Tierhäute angewiesen war, erhielt die Kleidung der Geschlechter nur eine kaum bemerkbare Differenzierung; insbesondere gehört das Beinkleid beiden Geschlechtern an.

Wir können diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne einen prüfenden Blick auf seinen Zusammenhang mit der Entwickelung des gesellschaftlich fördernden, individuell hemmenden Instinktes der Schamhaftigkeit geworfen zu haben. Wir wollen dabei sehen, wie sich der erschöpfender behandelte Gegenstand zu dem in der Einleitung [1]) besprochenen verhalte. Daß der Instinkt der Schamhaftigkeit ein trefflicher Wächter der „Sittsamkeit", d. h. alles dessen ist, was die gesellschaftliche Sitte vom Einzelnen zum Teil gegen dessen primäre Antriebe und Neigungen verlangt, das ist Erfahrungssache von unanfechtbarer Gewißheit. Nicht ganz so allgemein scheint die Erkenntnis der Thatsache verbreitet, daß Sittsamkeit, insoweit sie sich auf Keuschheit bezieht, und Scheu vor körperlicher Entblößung nicht einerlei sind, daß erstere nicht aus letzterer entstanden ist und diese zur notwendigen Voraussetzung hat. Jene Sittsamkeit hat vielmehr, wie uns eine Umschau unter den Sitten der Naturvölker zeigt, eine doppelte Quelle. Sie wurzelt einmal schon in Anschauungen, Wünschen und Idealen des Weibes als Einzelwesen ohne Rücksicht auf Beziehungen zur Organisation. Vorstellungen von Ideale, mögen sie auch noch so kümmerlich sein, vermögen die Frau doch bis zu einem gewissen Maße wählerisch zu machen; diese Eigenschaft, sie mag im äußeren Ausdrucke immerhin nur als Launenhaftigkeit erscheinen, diese Art weiblicher Launenhaftigkeit ist die erste Beschränkung sittlicher Art, welche dem primären Instinkte in den Weg tritt. Bald türmt eine jüngere Organisationsform ein viel größeres Hindernis seines freien Waltens auf. Die Frau wird dem Manne unterworfen; in irgend einer Weise hat jede ihren Herrn, der von Rechts wegen allein noch über ihren Willen verfügt. Nur in Rudimenten alter Sitte bleibt ihr ein Rest von Freiheit zurück; aber mit der vererbten Unfreiheit tritt auch ein vererbtes Gefühl der Abhängigkeit ein; die Frau beginnt sich unselbständig zu fühlen, selbst für ihre Erhaltung die Vormundschaft des in seiner Erwerbsweise fortgeschrittenen Mannes zu bedürfen. Je schwieriger irgendwo der Kampf ums Leben ist, je weniger die Natur der unentwickelten Nahrungssorge des Weibes bietet, desto mehr wird in ihm ein direkter Instinkt des Vorbedachts geweckt, der es an den gebietenden Mann als seine natürliche Stütze kettet, und dieser ernste Lebensvorbedacht wird in mehr als einer Richtung zum Bändiger des primären Antriebes.

Die Berichte über die sittsame Zurückhaltung, ja geschlechtliche Kälte

---

[1]) Seite 15.

der Indianerinnen von Südamerika, die doch dem Reisenden in ihrer ganzen rohen Nacktheit und Civilisationslosigkeit entgegentraten, würden uns, die wir von anderen Voraussetzungen auszugehen pflegen, unglaublich erscheinen, wenn hierin nicht Berichte, die ein Jahrhundert auseinanderliegen, so vollkommen und überzeugend übereinstimmten. Aber diese Indianerinnen sind auch gerade in wirtschaftlicher Beziehung die unselbständigsten ihres Geschlechtes; sie haben durch keine Art Vegetabilienbau ihre Selbständigkeit zu stützen verstanden und sind ganz darauf angewiesen, dem Manne auf seinen Streifzügen zu folgen. Es ist sichtlich die drückendere Lebensnot, welche die erotischen Antriebe dämpft und den Indianerinnen jenen oft bewunderten Ernst verleiht. Appun fand sie jedem Scherze abgeneigt, der in civilisierten Ländern gestattet ist, und trotz ihrer Nacktheit von einer Decenz des Benehmens, die jede Annäherung fernhielt — aber eine junge Frau wurde ihm für die Zeit seines Dortseins in aller Form einer legalen Ehe aufgedrängt — d. h. gegen reichliche Geschenke.

Ganz übereinstimmend äußerte sich vor hundert Jahren der brasilische „Generaldirektor der Indianer", G. T. Marlier, der die Puris in dieser Rücksicht aufmerksam beobachtete, weil er aus der völligen Nacktheit, in der sich diese Menschen untereinander bewegten, den unter Kulturvölkern gewöhlichen Schluß zog. Er fand zu seinem Staunen das Gegenteil und sah die Freiheiten, die sich seine Leute nahmen, mit ungeheuchelter Verachtung zurückgewiesen. Als aber Marlier selbst den europäischen Scherz nicht unterlassen konnte, eines der Mädchen zur Frau zn begehren, da verließ ihn dieses nicht mehr und war schließlich zufrieden, als Dienerin seiner Frau geduldet zu werden. Es ist also auch auf dieser niederen Stufe schon etwas, wie eine aufdämmernde Versorgungsfrage, die weiter ausblickende Lebenssorge, was dem tierischen Instinkte, dem sich der in seiner Kultur gleichsam versorgte Mensch oft wieder hingibt, in die Zügel fällt.

Wir sehen also den Weg, auf welchem Keuschheit und Sittsamkeit einzuziehen beginnt, auf einer ganz anderen Seite liegen, und übereinstimmend damit ergibt sich, daß die Schamhaftigkeit, welche wir als einen Wächter jener Sittsamkeit anerkennen, keineswegs gerade dort ihren Ausgang nimmt, wo nachmals jenes Wächteramt seinen Posten hat. Was wir heute immer noch unter uns beobachten können, das lehrt uns der jeweilige Stand der Sache bei den Naturvölkern: der Mensch schämt sich lediglich dem werdenden Instinkte der Gewohnheit, nicht irgend einem Gedanken der Spekulation folgend der Entblößung dessen, was die Gewohnheit zu verdecken pflegt, oder mit genauerer Anpassung an die Thatsachen bei den Naturvölkern: er schämt sich ungeschmückt zu zeigen, was gewohnheitsmäßig auch der Aermste zu schmücken pflegt. Er schämt sich dessen auch nicht in absoluter Weise, sondern nur in dem Maße, in welchem die Gewohnheit ihren Einfluß übt. Wir schämen uns nicht, dieses mit bloßer Hand zu schreiben, aber in einer Gesellschaft Behandschuhter schämen wir uns derselben bloßen

Hand, und wenn wir die Blicke auf sie gerichtet sehen, entsteht in uns dasselbe Gefühl, das wir als Schamgefühl kennen.

Ganz ebenso heftet sich das Schamgefühl der Naturvölker immer an jene Stelle des Leibes, welche ein Gegenstand des Schmuckes zu sein pflegt, ohne ursprüngliche Beachtung der betreffenden Teile an sich. A. v. Humboldt[1]) hat uns gezeigt, daß der übliche Schmuck nicht einmal in einer eigentlichen Bedeckung bestehen müsse, um Schamgefühl für den betreffenden Teil zu erzeugen. Man drückte am Orinoko die verächtliche Armseligkeit eines Menschen mit den Worten aus: „der Mensch ist so elend, daß er seinen Leib nicht einmal zur Hälfte bemalen kann." In Neuseeland sind es die Lippen, welche die Frauen mit einigen Punkten zu tätowieren pflegen, und eben darum würde es hier den größten Abscheu ausdrücken, von einer zu sagen: „sie hat rote Lippen" [2]). Es ist also ursprünglich niemals der Gegenstand, der nackte Körperteil selbst, dessen man sich schämt, sondern der Mangel des üblichen Schmuckes und dann jene Nacktheit, die dadurch entsteht.

Man hat oft [3]) bemerkt, daß bei tiefer stehenden Naturvölkern ganz gegen die Erwartung das Schamgefühl beim männlichen Geschlechte entwickelter war, das heißt auf mehr Stellen des Leibes sich erstreckte, als bei der Frau — ein trefflicher Fingerzeig für den Hergang der Entwickelung, denn eben bei diesen Völkern ist es auch nur der Mann, der sich in reicherem Maße schmückt. Ebenso zeigen eine ganze Reihe von Thatsachen, daß es nicht immer unsere „Schamteile" sind, deren Nacktheit man sich schämt, vielmehr immer nur die, an denen der respektabel ausgestattete Mensch seinen Schmuck anzubringen pflegt. So hat Jagor[4]) Philippinenbewohner kennen gelernt, denen der Nabel der Schamteil war; gewiß pflegte einst der Schmuckgegenstand ihrer Lendenschnur gerade diese Gegend zu bedecken. Ganz dasselbe ist bei den Bewohnern der Schifferinseln der Fall[5]). Wo — allerdings nicht mehr als Schmuck, sondern als gesellschaftlich vorbeugende Maßnahme — der Gesichtsschleier der Frau üblich ist, da zieht sich auch die Scham dahin. Aegyptische Fellahfrauen erscheinen ohne Scheu entblößt, wenn nur das Gesicht verhüllt ist[6]), und ähnliches hat man bei Araberinnen beobachtet[7]). Wie nun aber gerade der Schmuckträger der Hüfte der bedeutendste von allen wurde, und wie gerade von hier aus die Umwandlung des Schmuckes in das Kleid vor sich ging, das haben wir

[1]) Reise in die Aequinoktialgegenden. III, 92.
[2]) Tylor, Anthropol. S. 282.
[3]) Belege bei Peschel, Völkerkunde. S. 178 f.
[4]) Ebendas. S. 177.
[5]) Waitz, I, 359.
[6]) Ebendas.
[7]) Ebers, Durch Gosen zum Sinai 1873. S. 45.

oben in seinem natürlichen Verlaufe kennen gelernt. Darum tritt denn auch bei allen Völkern, die bis zu dieser Stufe gelangt sind, die Konzentrierung des Schamgefühls hier auf.

Für diesen Zusammenhang bürgt noch eine Erscheinung verwandter Art. Wie der Schmuck seinem Wesen nach einen forensischen Charakter trägt, gerade so sehen wir in einer etwas älteren Zeit auch das Schamgefühl erst diesseits der Schwelle auftreten; die Pflege desselben im Hause gehört einer jüngeren Zeit an, in welcher jener Instinkt bereits in den Dienst gesellschaftlicher Nützlichkeit genommen ist. Ja des Menschen gesellschaftliche Fürsorge muß groß, sein Blick weit genug geworden sein, um die sociale Bedeutung dieses Instinktes zu erfassen, wenn er, entgegen seiner Urgeschichte, auch im Hause mit Bedacht großgezogen werden soll. Die einzelnen Völker sind zu verschiedenen Zeiten daran gegangen, je nachdem sie jene Höhe socialen Fernblicks erreichten. Daß der Römer der Kaiserzeit auf alle Fälle wenigstens ein theoretisches Verständnis dafür hatte, das zeigt des Tacitus verwunderte Gegenüberstellung des nur halbverdeckten Busens der germanischen Frau: und dennoch solch reines, strenges Eheleben [1])! Der Römer würde also auch darin schon einen Widerspruch gefunden haben, daß der Aleute sich keiner Art Nacktheit schämt, aber es unschicklich findet, seine Frau vor anderer Augen zu liebkosen [2]). Es ließe sich aber zeigen, daß dieses Gesetz der Sitte schon unter den Naturvölkern einer sehr weiten Verbreitung sich erfreut. Viele afrikanische Stämme, die fast unbekleidet gehen, halten sehr streng darauf, daß der Verkehr der Geschlechter sich völlig vor der Oeffentlichkeit berge und alles vermieden werde, was auch einem gleichsam abgehärteteren Geschlechte als Provokation der Sinnlichkeit gelten könnte. Der Begriff einer solchen ist natürlich bei den verschiedenen Kulturstufen wieder ein sehr verschiedener, und auf diese Begriffsbestimmung nimmt jene konkurrierende Schamhaftigkeit der Bekleidung einen entscheidenden Einfluß. Hier dürfen wir die feine Naht nicht übersehen, welche den scheinbar ungeteilten Instinkt aus zwei ihrem Ursprunge nach sehr verschiedenen Stücken zusammenhält. Jener ist ein durchaus socialer Instinkt mit socialem Wesen und da er als solcher von größter Bedeutung für die Gattung ist, so wurde der andere dahin geleitet, ihn dienend zu unterstützen. Diese Verbindung aber gehört einer höheren, berechnenden Kultur an, die der Römer besaß, der Germane gleich anderen Völkern erst allmählich erwarb. Noch vermögen wir einige Staffeln wahrzunehmen.

Die amerikanischen Eskimos legen nach Kanes Mitteilung in ihren unterirdischen Wohnungen alle Bekleidungsstücke ab, und wenn G. G. Winkler [3])

---

[1]) Germ. 17.

[2]) Waitz, III, 315.

[3]) Winkler, Island.

in Island ähnliche Scenen sah, so hat sich dieser germanische Stamm in seiner Abgeschiedenheit nur noch Sitten gewahrt, die vordem der ganzen Völkersippe eigen waren. Noch im 13. Jahrhunderte gingen in Deutschland in Hütten wie in Schlössern alle Menschen völlig entkleidet zu Bette. Eine Menge Schriftsteller jener Zeit bringen dafür die bündigsten Beweise [1]). Dabei teilten namentlich in kleineren Haushaltungen immer viele Menschen denselben Schlafraum und in den meisten Fällen mehrere dasselbe Lager. Nur ein Kleid bildete darin, daß es gerade der Nacht und dem Hause diente, eine charakteristische Ausnahme, ein Kopfputz der Frau mit breiten Bändern. In Dänemark hatte sich die Sitte, sich für die Nachtruhe völlig zu entkleiden, noch bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts allgemein erhalten. Dabei pflegte man aber auch die Fremden in demselben Wohn- und Schlafraume zu beherbergen. „Ein polnischer Offizier, welcher im Jahre 1658 mit dem Hilfscorps seiner Landsleute dorthin kam, erzählt, wie alle in diesem Lande nackt zu schlafen pflegten. Auf die Frage, ob sie sich doch nicht schämten, ohne Rücksicht auf das Geschlecht sich in seiner Gegenwart zu entkleiden, antworteten sie: dessen, was Gott geschaffen, brauche sich niemand zu schämen; außerdem könne das Leinen, das den ganzen Tag dem Leibe treulich gedient habe, es wohl bedürfen, daß es wenigstens des Nachts geschont werde [2])." In einigen Gegenden Norwegens aber hat sich diese Sitte ebenso wie auf dem entlegenen Island bis heute erhalten, und selbst in Jütland soll es hie und da der Fall sein. Desgleichen pflegen sich auch heute noch die Tschuktschen beiderlei Geschlechts in ihren Pologs vor dem Schlafengehen völlig zu entkleiden [3]).

Es ist nur dieselbe ursprüngliche Auffassung vom Zwecke des Kleides, welche das Ablegen desselben beim häuslichen Bade gestattet, ohne jede Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Bäder solcher Art pflegte man, wie wir schon oben erwähnten, ursprünglich im eigenen Hause einzurichten, und nur indem nachmals die öffentlichen oder Gemeindebäder in Nachahmung jener entstanden, mag sich auch in diese die häusliche Sitte übertragen haben, die wieder dem Römer und Italiener früher entfremdet wurde, als dem Franzosen, Deutschen und Skandinavier. Bildwerke des 15. Jahrhunderts vergegenwärtigen uns noch anschaulich das Verhalten in einem solchen Bade, das zu gleicher Zeit von unbekleideten Männern und Frauen benützt wird. Und merkwürdigerweise tragen auf einem dieser Bilder [4]) zwar die Männer eine Art Schambinde, während die Frauen völlig unbekleidet, wohl aber mit Halsketten und Kopfputz geschmückt sind.

---

[1]) Solche bei A. Schultz a. a. O. I, 169.

[2]) Troels Lund a. a. O. S. 173.

[3]) A. v. Neumanns Expedition, Globus 1878. II, 330.

[4]) Codex des Valerius Maximus, geschrieben im Jahre 1470, jetzt in Breslau. Siehe A. Schultz a. a. O. I, 171.

Wieder bildeten die Alpen die Scheidewand zweier Kulturstufen: jenseits, in Italien, war der Faden historischer Tradition längst durchschnitten: die Kleidung war dem Hauptzwecke nach als Bedeckung menschlicher Blöße ein wesentliches Vorbeugemittel gesellschaftlicher Fürsorge geworden; diesseits trat sie noch außer Brauch, wo sie jenseits am nötigsten scheinen konnte. Dies- und jenseits bekämpften sich verschiedene Standpunkte. Wieder sehen wir in Hans Wilden[1]) einen kleinen Tacitus erstehen, der sich verwundert fragt, wie denn „die Deutschen sich also können im Zaum halten, obwohl Mann und Weib in einer Badstuben, darzu nebeneinander auf der Bank sitzen, beinahe gar nackt und bloß, daß doch keine Leichtfertigkeit vermerket wird?"

Indes war die „Leichtfertigkeit" auch diesseits der Alpen längst im Anzuge, und es läßt sich nicht verkennen, daß eine Art derselben parallel mit der Kulturverbreitung ihre Fortschritte machte. Sie hat sich zuerst auf den Schlössern des Adels gezeigt, wo „feinere Sitte" überhand nahm, wo die Genüsse des Geistes, erzählende und empfindsame Poesie und ein Maß von bildender Kunst in Architektur, Bildnerei, Malerei und Stickerei zu der rohen Erwerbssorge hinzutraten. Es wäre leicht, an der Hand des „höfischen Lebens" von A. Schultz die reichlichsten Belege dafür zu erbringen, wie wenig altgermanische Keuschheit in jenem gemeinhin zum Bessern verkannten „Minnedienste" die Huldigung empfing. Wenn auch die reimenden Romanschreiber und Dichter jener Zeit die gute Hälfte des Geschlechtlich-Sinnlichen in den Erlebnissen und den Lebensgewohnheiten ihrer Helden und Nebenfiguren hinzugelogen haben, so beweist doch schon für uns die Thatsache genug, daß solche Lüge in der Richtung des Gefallens jener Zeit lag. Dann erscheint diese „Leichtfertigteit" — ein sehr zutreffender Name für den mangelnden Vorbedacht bei Antrieben primärer Instinkte — in den aufblühenden Städten, welche die Ritterburgen an Wohlhabenheit und Kunstpflege bald übertreffen. Nicht jene bäuerliche Leichtfertigkeit wird gemeint, welche den mangelnden Vorbedacht durch die nachfolgende Ehe zu sühnen pflegt; denn die bestand ja wohl vorher wie nachher; nur das erscheint als eine thatsächliche Verschlechterung der Sitten, daß alle Gepflogenheiten, die ehedem in harmloser Unbefangenheit geübt wurden, nun dadurch zu gesellschaftlichen Gefahren wurden, daß sie dem primären Instinkte in erhöhtem Maße eine Anregung boten und so zu Anlässen der „Leichtfertigkeit" wurden.

Woher diese Aenderung, die in einem unleugbaren Zusammenhange mit den Fortschritten der Kultur steht, wie sie Adel und Bürgertum des frühen Mittetalters machten? Es ist kein Zweifel, daß die gewohnheitsmäßige Nacktheit der Frauen bei so vielen afrikanischen Stämmen[2]) einen

[1]) Hans Wilden, Reysbuch. Nürnberg 1613. II, 115.
[2]) Vergl. Livingstone, Missionsreisen. I, 315.

solchen Anlaß nicht gibt; das Erscheinen einer solchen Frau erregt dort keine andere Empfindung als das einer bekleideten unter uns. König Mtesa von Uganda [1]) hielt ungewöhnlich viel auf den Glanz seines Hofstaates und gestattete keinem Manne in seiner Umgebung anders als bis auf die Sohlen bekleidet zu erscheinen, während in solchen Versammlungen die Hofdienste von völlig unbekleideten Frauen verrichtet wurden. In dieser Unterscheidung lag der Ausdruck großer Geringschätzung des Frauengeschlechts, und gerade eine Frau mit diesem Stempel der Mißachtung war weniger geeignet, die Blicke der Männer auf sich zu ziehen. Dies bewirkt unter solchen Verhältnissen erst der auszeichnende Schmuck. Der nackte Leib ist das Gemeine, seine Gestalt kein Gegenstand wohlgefälliger Betrachtung. Als solchen entdeckt ihn erst der sich entwickelnde Kunstsinn unter der bergenden Hülle des überwuchernden Schmuckes, der Kleidung. Erst dann gewinnt die Nacktheit den Reiz des entdeckten Schatzes, und die Ahnung des halbenthüllten Geheimnisses löst in primitiver Weise gleichsam eine Reihe von Reflexerscheinungen aus. Um aber solchen Anlässen nachzuhängen, den Sinn auch ohne äußeren Anstoß auf sie zu richten, um ein Ideal zu schaffen und im Vergleich der Formen Genuß und Anreiz zugleich zu finden, dazu gehört ein Grad höherer Kultur. Sie hat von der materiellen Seite einen Ueberschuß zurückgelegter Erwerbsmittel, beziehungsweise von Werten zur Voraussetzung, die an Stelle der zu leistenden Ernährungs- und Erhaltungsarbeit für die Mittel des Lebensbedarfes ausgetauscht werden können; nur dadurch kann ein Teil des menschlichen Denkens frei werden, den sonst die tägliche Nahrungssorge gefangen hält. So lange letzteres der Fall ist, kann die Begierde nur in den Fällen des unmittelbaren physischen Antriebes hervortreten. Es ist also mit einem modernen Worte das „Kapital“ die Voraussetzung dieses Kulturfortschrittes. Wir nennen ihn einen solchen auch im Hinblicke auf die Folgen nach der in Rede stehenden Richtung hin. In objektiver Weise betrachtet hört er dadurch nicht auf es zu sein, daß sich aus ihm eine Gefahr für die bisherigen gesellschaftlichen Formen ergeben kann; es ist eben Sache der gesellschaftlichen Fürsorge, diesen Fortschritt mit dem ihrigen zu begleiten. Jene Ansammlung von Werten, welche ersparte Arbeitsäquivalente der Zukunft bilden, waren aber, von der Art des Erwerbes ganz abgesehen, das gemeinsame Kennzeichen des Adels und des vorgeschrittenen Bürgertums; darum sind es auch wieder diese Stände, bei denen zuerst jene „Leichtfertigkeit“ einen Anlaß in einer Gepflogenheit findet, die früher keinen bot. Auf der anderen Seite hat diese Wendung eine fortgeschrittenere Schulung der geistigen Thätigkeiten des Menschen zur Voraussetzung. Es muß dem Menschen durch solche Schulung leicht geworden sein, ohne sinnliche Wahrnehmung Vorstellungen hervorzurufen, Empfindungen vorzuempfinden und an eine einzige durch die Warnehmung erweckte Vorstellung ganze Reihen

[1]) Nach Speke, Entdeckung der Nilquellen. I, 262 und mehrf.

einander gegenseitig auslösender anzuknüpfen. In alldem besitzt der Naturmensch keine Geläufigkeit. Was zu solcher Schulung am meisten beitragen kann, das ist augenfällig eine auf eine größere Mannigfaltigkeit der Gegenstände und Arbeitsformen sich erstreckende, insbesondere eine weit vorausblickende organisierende und disponierende Thätigkeit der Lebensfürsorge. Insbesondere die letztere zwingt in einem hohem Maße, mit Vorstellungen, nicht bloß mit Gegenständen und Wahrnehmungen „geistig" zu arbeiten. Lag nun ein Anlaß zu jener allgemeinen Schulung schon in dem Eintritte der germanischen Bevölkerung in das Bereich der alten Kultur, so entfiel ihr Hauptanteil doch wieder auf die Stände der organisierenden und disponierenden Thätigkeit; hier traf also der doppelte Anlaß zur „Leichtfertigkeit" zusammen. Darum beziehen sich die Klagen über „sittlichen Verfall," soweit damit diese Richtung gemeint ist, zumeist und immer zuerst auf die höheren Stände, und darum schließen die des Mittelalters die damalige Stiftungsgeistlichkeit am wenigsten aus. Ihre glücklichen Existenzbedingungen, der angesammelte Reichtum, das sorgen- und arbeitslose Leben auf der einen, die relativ immer noch höhere geistige Schulung, ihre formale Bildung, der berufsmäßige Verkehr mit Ideen und Vorstellungen, die nur durch Worte hervorgerufen werden, alles das vereinigte sich, in ihr ein Feuer zu nähren, dessen Glut der Deckel des Cölibates zusammenhielt.

Wie gewöhnlich erschien die Gesellschaft, die immer den Bestand ihrer jeweiligen Formen für den einzig naturgemäßen und richtigen hält, hierin aber nur insofern recht hat, als ja eben das historische Werden in der That ein naturgemäßes ist, in ihren vorausschauenden Geistern durch die Wahrnehmung solchen Fortschrittes zunächst unangenehm berührt und erschreckt, um sich dann zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen zu sammeln. Ebenfalls wie gewöhnlich sehen wir sie dann gleichzeitig auf verschiedenen Wegen vorwärts tasten.

Daß sich der seelsorgliche Eifer ganz besonders diesen Gegenständen zuwendete, ist ein Zeugnis für die Erkenntnis ihrer socialen Bedeutung; aber es läßt sich auch nicht übersehen, daß die immer wiederkehrende rednerische Behandlung derselben vor dem Volke in demselben gerade mit Bezug auf diese Objekte jene Gewandtheit des Vorstellens und jene Empfindlichkeit der Gedankenleitung wesentlich erhöhte. Die Folge davon mußte eine Spannung des erotischen Empfindens sein, welche den Naturvölkern und den Alten unbekannt geblieben war, eine Spannung, welche in jedem der zahllosen Restchen alter Harmlosigkeit die Auslösung zahlreicher, in voraussichtlicher Unerfüllbarkeit qualvoller Wünsche fürchten mußte; und das Leben wimmelte noch von solchen Resten! Die „Romantik" des Minnewesens bietet allerdings unserer Betrachtung verschiedene Seiten dar, die eine aber kehrt sich sichtlich unserem Gegenstande zu; auch sie charakterisiert in vielen ihrer Erscheinungen die Wendung in der Betrachtungsweise der geschlechtlichen Verhältnisse, wie sie sich zunächst bei den höheren Ständen

nach dem Eintritte in eine höhere Kultur Bahn brach. Wir dürften aber zugestehen müssen, daß im allgemeinen das Leben selbst immer noch weniger von jener „Romantik“ durchzogen war, als die Litteratur, die in ihr zu versinken drohte. Mit Recht aber nennt man diese Litteratur die höfische; sie fand nicht den Weg in alle Volksschichten. Ueberall hin aber drang jener im allgemeinen wohlgemeinte Eifer der durch die Zeiterscheinungen erschreckten Seelsorge. In welcher Weise aber gerade dieser aus dem eben angeführten Grunde Oel ins Feuer goß, dessen Zeugnisse liegen in den Archiven der Legendenlitteratur und sprechen aus der Geschichte der erotischen Visionen. Deren schwärzestes Blatt aber ist die unheilvolle Verbreitung jener Krankheitserscheinungen im mittelalterlichen Hexenwesen, in welchem sich die bis in die untersten Schichten herab erotisch überreizte Phantasie austobte. Es bleibt kein Zweifel, daß dieses Moment einen der materiellen Bestandteile des so unglücklich behandelten Unwesens bildete; aber wenn auch der Inhalt jener tierisch-teuflischen Einbildungen, wie sie uns aus dem „Hexenhammer“ und einigen den Gegenstand betreffenden päpstlichen Bullen entgegentreten, nicht in der angenommenen Verbreitung im Volke gespukt hätte, sondern aus einigen Köpfen priesterlicher Zeloten hervorgegangen wäre, so würde auch dieser Umstand nicht minder für dieselbe große Zeitkrankheit zeugen, welche aus der mißverständlichen Behandlung einer jener Kollisionen entstand, welche immer wieder zwischen individuellen Fortschritten und den Interessen der gesellschaftlichen Fürsorge eintreten müssen. Es ist aber leichter, auch in zutreffender Weise den Vorwurf falscher Behandlung zu erheben, als den richtigen Weg zu zeigen. Es ist unschwer zu erkennen, daß die schließliche Lösung einer Frage, die hier nur von fern her ihren Schatten in den Kreis unserer Betrachtung hereinwarf, nur in der vollkommenen Harmonie der socialen und individuellen Lebensfürsorge, in der Vereinbarung der natürlichen Ansprüche des Einzelnen mit den Bedürfnissen der Gesellschaft, und was im ganzen dasselbe sein wird, mit der Begründung einer ausreichend günstigen wirtschaftlichen Lage aller herbeizuführen sein wird; aber wenn auch eine Offenbarung der ringenden Zeit einen solchen oder noch treffenderen Rat gegeben hätte, er würde doch nur den Wert jenes Rezeptes gehabt haben, das der darbenden Armut statt jeder Medizin eine Aufbesserung der Küche vorschreibt.

Wundern wir uns also nicht mißbilligend, wenn auch jene Zeit, des durchschlagenden Mittels entbehrend, die kleinen Mittelchen nicht verschmähte. Sie liegen nach der einen Richtung in der Schaffung — der Idee nach — aus der Gesellschaft ausgeschiedener und so gut es ging isolierter Anstalten zur Befriedigung primärer Instinkte, die innerhalb der Gesellschaft den Interessen dieser hätten zum Opfer gebracht werden müssen. Indem die Gesellschaft dieses Opfer forderte, ohne den socialen, hemmenden Instinkt in einer entsprechenden Entwickelung und Ueberlegenheit über den primären anzutreffen, glaubte sie klug zu handeln, indem sie mit dem Ideale vor-

läufig ein Konkordat abschloß. In dieser Absicht löst sich der seltsame Widerspruch von auszeichnender Sorgfalt und scheuer Verachtung, in dem mittelalterliche Städte dieser Art mit mancherlei oft seltsam scheinenden Privilegien ausgestatteten Schöpfungen socialer Notlage gegenüber sich bewegten. Doch taucht dieser Gegenstand nur am entfernten Horizonte unsere Betrachtung auf; es genügt darum hier, ihn berührt zu haben.

Direkt auf unserem Wege aber liegt die fortschreitende Verringerung jener Momente, in welchen der Mensch in unmittelbarer Erinnerung an den zwiefaltigen Ausgangspunkt der Bekleidungssitte von dieser in den Naturzustand zurückkehrte, liegt der Fortschritt in der immer ausschließlicheren Betonung eines socialen Elementes in der Bekleidung. Dieser Fortschritt gipfelt endlich theoretisch in der Annahme, daß die schamhafte Bedeckung der ursprünglichste Zweck der Bekleidung sei, und praktisch in der vollständigen Umhüllung des Menschen auch im eigenen Hause und von Kindsbeinen an, so wie der räumlichen Trennung der Geschlechter bei allen Anlässen von Enthüllung.

Diejenigen Semitenstämme, welche durch Eroberung und Verkehr die Erben einer älteren Kultur geworden waren, hatten frühzeitig diesen Standpunkt erreicht. Der vornehme Assyrier trug mit Ausnahme der Arme den ganzen Leib mit Schmuckgewändern verhüllt. Unter assyrischem Einflusse stand aber diejenige Kulturperiode der Juden, aus der die relativ größere Zahl ihrer litterarischen Denkmäler, wenigstens ihrer letzten Redaktion nach stammen dürften. So ist es vielleicht auch schon assyrische Anschauung gewesen, die uns gleich in der Genesis entgegentritt, daß es das Schamgefühl gewesen sei, welches die Kleidung geschaffen hätte. Aber dieses Schamgefühl hätte dem Menschen nicht ursprünglich innegewohnt, sondern sei erst durch eine gewisse E r k e n n t n i s geweckt worden. Dieser Kulturmythus ist nur insofern sachlich ungenau, als er die Kleidung des Schmuckes und Schutzes außer acht läßt, die der socialen Vorbeugung aber ganz zutreffend von dem Erwachen der Erkenntnis des „Guten und Bösen“ datiert. Indem er dann diese Bekleidungsweise als die ursprünglichste anführt, nennt er wieder ganz richtig einerseits vegetabilische Stoffe, Feigenblätter, andererseits Felle [1]) als die ältesten Bekleidungsstücke.

Auffallenderweise stellt ein anderer Kulturmythus [2]) in Bezug auf die Entblößung, namentlich die im Hause, einen Gegensatz zwischen den punischen Kanaanitern einerseits und den Juden, Assyrern und Persern andererseits fest, und einige Aeußerungen der Propheten stimmen insofern damit überein, daß sie von entblößenden Tänzen und erotischer Leichtfertigkeit jener Nachbarn sprechen. Daß der Stammvater Noah einst nackt schlief, wird nur noch als eine durch unverschuldete Trunkenheit veranlaßte Anomalie

[1]) Genes. 3, 7 und 21.
[2]) Gen. 9, 21 ff.

zugegeben. Aber nur in zweien seiner Söhne, in Sem und Japhet — Semiten und Persern nach damaliger Erstreckung des jüdischen Gesichtskreises — lebte ein Anstandsgefühl, das Ham nicht besaß; „und Ham war der Vater Kanaans". Dieser Mangel aber sei es gewesen, welcher Kanaans politische Selbständigkeit vernichtete, so daß er seinen Brüdern „der Knecht der Knechte" wurde. Er wurde erst der Knecht der Semiten und als Gott „Japhet Raum" gab, daß er „wohne in den Zelten Sems", als die Perser die Erben Palästinas wurden, da blieb Kanaan der Knecht Japheths, während sich die Juden auf einen friedlichen Fuß mit den neuen Herren des Landes stellten. Diese Charakteristik des phönizischen Wesens dürfte kaum unzutreffend sein. Der weite Abstand von den Verhältnissen naiver Naturvölker, die hohe Blüte gewerblicher und künstlerischer Fertigkeiten, der Wohlstand, den der Handel schuf, das alles mußte jene raffiniertere Genußsucht der Sinne wecken, die wir auf solcher Stufe als etwas Natürliches eintreten sahen, während sich diesem Volke nach jenem jüdischen Zeugnisse die „Erkenntnis des Guten und Bösen", der Einblick in die socialen Wirkungen dessen, was, an sich natürlich und belanglos, erst in socialem Zusammenhange „gut oder böse" wird, nicht eröffnet hätte. Es hätte die gesellschaftliche Bändigung der primären Instinkte gefehlt, und daran seien die Völker des punischen Stammes trotz so viel Glück und Glanz endlich zu Grunde gegangen. Die phönizische Geschichte ist uns freilich gerade in ihren kulturhistorischen Einzelnheiten viel zu wenig aufgehellt, und mit üblen Nachreden ist noch jedem Unterlegenen der Grabhügel gebaut worden; aber es sind doch einige historische Thatsachen, welche für die Richtigkeit jener Charakteristik sprechen. Es ist eine auch durch Urkunden der römischen Geschichte bestätigte Thatsache, daß auch in den blühendsten Niederlassungen der Phönizier das Kindesopfer bis in die späteste Zeit hinein in erschreckendem Umfange geübt wurde. Diese Uebung aber weist auf die verbreitetere Kindestötung zurück, und wenn solche bei einer glänzenden wirtschaftlichen Lage im Schwunge bleibt, so kann die Ursache nur noch in ungezügelter Genußsucht liegen. Daneben drängt sich uns die Erscheinung auf, daß dieser Stamm der roten Rasse, obwohl er auf einigen Kulturgebieten alle gleichzeitigen Völker überragte, auf dem der staatlichen Organisation kaum irgendwo über die einfachsten Gebilde hinauskam. Diese Thatsache führte am augenfälligsten den Untergang dieses Volkstums herbei. Beide Erscheinungen begegnen einander aber in dem Mangel socialer Bändigung der Gesellschaftsatome. In beiden Richtungen ist es „Zügellosigkeit" in wörtlichem Sinne, welche diesen merkwürdigen alten Volksstamm kennzeichnet, dessen eigentümliche Schicksale ihn weder zum Herren noch zum Diener in einer großen Gemeinschaft gemacht hatten. Wir stehen hier zum erstenmale vor einer Erscheinung, die in der Geschichte oft wiederkehrt und das Urteil über den Wert der Kultur bis auf den heutigen Tag verwirrt hat. Wir sind gewohnt an den Sieg der höheren Kultur zu glauben und können

doch die Thatsache nicht leugnen, daß wiederholt ein höchstes Maß von Künsten und Fertigkeiten seine Träger und ihr Volkstum nicht vor dem Untergange schützte. Wir sehen in der Sicherung und Verschönerung des Lebens das Ziel der Kultur, und sehen ein Volkstum so oft der Vernichtung nahe, wenn eben das Leben mit bezauberndem Glanze der Schönheit sich umgeben hat. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich oder wird uns doch verständlicher, wenn wir im Auge behalten, daß es der Fortschritt von der individuellen zur socialen Lebensfürsorge ist, welcher den Inhalt der Kultur ausmacht. Jeder neue Fortschritt einseitiger Art kann einen Kulturfortschritt bedeuten, aber er wird es mit Erfolg für das betreffende Volkstum nur in dem Maße sein, in welchem er sich in den Dienst der Gemeinfürsorge desselben stellt oder stellen läßt.

Die Hellenen waren in vielen Dingen nicht nur die Schüler, sondern auch die Erben der Phönizier. Aber sie hielten frühzeitig auf schamhafte Verhüllung und ihre öffentlichen Bäder besaßen gesonderte Räume für beide Geschlechter. Dasselbe war in Rom von der Zeit an die Regel, in welcher — kurz vor unserer Zeitrechnung — die ersten nachmals so glänzend vermehrten öffentlichen Bäder angelegt wurden. An die Titusthermen der Männer baute Trajan die getrennten Frauenthermen an. Staatliche Aufsicht überwachte auch im Hinblicke auf die gute Sitte diese Anstalten, und Hadrian schloß durch ein Gesetz die Versuche, die Schranken zwischen den Geschlechtern zu durchbrechen, aus. Trotzdem wurden sie allerdings wiederholt. Ein Uebermaß von Wohlstand, Müßiggang und die stets zuströmende Menge ungezügelter Nationalitäten siegten zeitweilig über den socialen Scharfblick des alten Römers. Das Christentum nahm in etwas einseitiger Strenge das vorbeugende Bestreben wieder auf, und für die späteren Italiener bildete die naive, alte Sitte der Germanen einen Gegenstand des Staunens und des Anstoßes. Diesem Entrüstungsgefühle gegenüber wagte ein Olaus Magnus in Rom nicht einmal zu bekennen, wie groß zu seiner Zeit noch der Abstand der nordischen von der südlichen Kultur war. Aber auch diesseits der Alpen beginnt dasselbe Ringen, und jüngere Grundsätze des socialen Vorbedachtes siegen allmählich, nachdem der Kampf gar lange hin- und hergewogt. Rückfälle zur alten Sitte — aber nicht zur alten Harmlosigkeit derselben — kamen noch im 16. Jahrhunderte vor. Im Norden dauerte der Brauch des gleichzeitigen Badens beider Geschlechter in öffentlichen Badestuben in jenem Jahrhunderte noch ungestört fort, obgleich in Dänemark schon am Ende des 13. Jahrhunderts ein jüngeres Austandsgefühl sich zu regen begonnen und in entsprechenden Einrichtungen Ausdruck gesucht hatte. In Stockholm traf ein französischer Reisender noch 1635 beide Geschlechter in Einer Badestube [1]), ohne daß sich die Leute einer Anstößigkeit bewußt gewesen wären. Sittliches und Geistiges

[1]) Troels Lund a. a. O. S. 224.

stehen in der Kulturgeschichichte oft mit dem Materiellsten in einer wunderbaren Verkettung. So war es schließlich im Norden nachweislich wieder eine neue Bekleidungsart, welche dem alten Badehausleben, das mit der Verschiebung der Anschauungsweise an den meisten Orten in einen groben Unfug ausgeartet war, die heilsamen Verordnungen unterstützend, ein Ende bereiten half — es war die erst seit Ende des 16. Jahrhunderts in weitere Kreise eindringende Leinwand, welche Felle und Wolle verdrängte und nach der Anschauung der damaligen Menschen dasjenige auf sich nahm, das man ehedem im Bade zu lassen suchte. Man wusch fortan häufiger das Kleid und seltener die Haut mit Ausschluß der unbedeckten Teile.

Ein Kulturrudiment von ähnlicher Bedeutung zeigt sich uns auch, wenn wir das Verhältnis des Kindes zur Bekleidung bei den älteren Kulturvölkern ins Auge fassen. Wäre wirklich die Bekleidung allen Anfanges schon der Ausdruck eines angeborenen Schamgefühls gewesen, so hätte sich erwarten lassen, daß die Eltern diesem ihrem Schamgefühle auch in der Bekleidung ihrer Kinder Ausdruck gegeben hätten. Das ist aber nicht der Fall. Vielmehr ist die Bekleidung der Kinder im Gebiete der Schmuckkleidung erst ein sehr spät gemachter Fortschritt. Sie blieben gerade so unbekleidet wie die Menschen nachtschlafender Zeit, da der Schmuck keinen Zweck hatte. Wenn dieser ursprünglich die Person als eine Individualität auszeichnen sollte, so ist eben das Kind keine Individualität. Es wird eine solche erst, wo es entweder als Weib selbst in die Stellung als Mutter, oder als Mann in den Verband der Männer eintreten kann; und in der That wurde dem Kinde, wie mancherlei Zeugnisse lehren, erst dann das erste Kleid angelegt. Indem dieser Moment bei Völkern von einfachen Erwerbsarten mit dem Eintritte der Pubertät zusammenfällt, so konnte eine jüngere Zeit freilich auch dadurch in der Auffassung bestärkt werden, daß der Bekleidung eine Rücksicht auf die Geschlechtsmerkmale zu Grunde liege. In Wirklichkeit aber kann es nur der oft betonte forensische Charakter des Schmuckes sein, welcher diese alte Uebung erklärt, die natürlicherweise im Bereiche der arktischen Bekleidung nicht hervortreten kann.

Das wohlgesittete Volk der Altägypter fand noch keinen Grund, von der alten Uebung abzugehen, ja man scheute sich auch nicht, zum Zeugnisse dessen Prinzen und Prinzessinnen, die das Haus noch nicht verlassen hatten, in völliger Bekleidungslosigkeit darzustellen, nur daß ein seitlich herabhängender Haarzopf von bestimmter Form den ihnen von Geburt aus zukommenden fürstlichen Rang andeutete. Eine Schilderung Hezekiels [1]) von dem Aufwachsen einer Jungfrau, die erst, „da ihre Zeit da war, die Zeit der Liebe“, mit Schmuck und Kleidern bedeckt wird, ließe sich vielleicht auf eine ähnliche Erinnerung deuten. Daß die germanische Jugend nackt aufwuchs [2]), ist wohl ebenfalls kaum anders als wörtlich zu nehmen. Allmählich

[1]) Hezekiel, c. 16.

[2]) Germania, c. 20.

stellte aber auch auf diesem Gebiete die sociale Fürsorge höhere Anforderungen, und diese dürften es zumeist gewesen sein, welche in uns unbekannter Stufenfolge bei allen Kulturvölkern die Bekleidung der Kinder herbeiführten. Dann blieb aber immer noch als Rudiment aus der alten Zeit ein feierlicher Akt der Einkleidung ein Teil jener, im übrigen oft kultlichen Ceremonien, welche mit dem Austritte aus der mütterlichen Obhut verbunden waren. Immer noch unter Festhaltung uralter Traditionen bildete in weitester Verbreitung dieser Akt der Einkleidung die feierliche Anlegung eines Gürtels, und ebenso kennzeichnend trat in Rom an dessen Stelle die „Toga virilis“.

Der beginnende Anbau und die Verbreitung der jüngeren Völker in Europa.

Der größere Teil der oben beobachteten Fortschritte der Menschheit steht in einem unmittelbaren Zusammenhange mit denen der Ernährung; er dankt der Nahrungssorge seine Veranlassung und steht fortan in ihrem Dienste. Die Fortschritte der Schmuckbekleidung sahen wir bereits in eine mittelbare Beziehung zu jener Gruppe treten; wir führten den Leser bis zu der Zeit, da sich ein Uebergang zu Zeugstoffen aus Pflanzenfasern auch an den äußersten Grenzen des Kulturgebietes anbahnte. Auch eine solche Verwendung der Pflanzenfaser setzte in den meisten Gegenden einen künstlichen Anbau der betreffenden Pflanze voraus; es läßt sich aber noch erkennen, daß die vorzüglichsten Pflanzen auch dieser Art in erster Reihe durch den Genuß ihrer Samen die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zogen.

Wie und wo gelangte nun der Mensch zu der Uebung des Pflanzenbaues?

Zwei Wege führen uns dazu, die Ungewißheit, in welcher die Geschichte diese Frage stehen läßt, auf einen geringeren Raum zu beschränken, innerhalb dessen uns dann die Natur der Dinge selbst die Antwort zu geben vermag. Aus dem Vorangegangenen erhellt, daß es in vorhistorischer Zeit der Mann nur in außerordentlichen Fällen gewesen sein könnte, der zu jenem Schritte gelangte. Ihn hat Mutter Natur bis dahin zu allerlei Findigkeiten erzogen, aber nicht zu fürsorglichem Sparen einer Nahrung, die er für die geringere achtete. Die oben erwähnten Fortschritte in der Herstellung der Waffen aber mußten Schritt für Schritt das ihrige beitragen, jene Geringschätzung gegen das in eintöniger Arbeit mühsam zu sammelnde Körnchen zu erhöhen. Wir haben auch Beispiele und Belege dafür kennen gelernt. Der Australier hat sich in blutigen Kämpfen ein Jagdrecht auf seinem Gebiete erkämpft, aber ein Eigentumsrecht an den Nahrungspflanzen in demselben Gebiete nicht erstrebt [1]). Und doch besitzt dieser Mann nicht einmal jene Jagdbefähigung, welche der Bogen gewährte.

[1]) S. Seite 248.

Mit dem Gebrauche dieser Waffe mußte jene Geringschätzung nur aufs neue steigen. Die bogenlosen Kolumbusindianer auf den Antillen waren zu einem ersten Versuche von Pflanzenanbau gelangt; dann kamen die Kariben mit Pfeil und Bogen, geübtere Jäger und Fischer, und die Anfänge des Ackerbaus verschwanden. In gleicher Weise sahen wir den begonnenen Ackerbau der Irokesen- und Delawarenfrau stets bedroht durch den Hang der Männer, die Fürsorglosigkeit ihrer Erwerbsart auch in der Vorratskammer der Frau schalten zu lassen. Sammlung und Bewahrung von Vorräten aber bildet eine notwendige Vorstufe, ohne welche wir uns einen Anlaß zur Erstreckung der Fürsorge bis zu wirklichem Landbau nicht vorstellen können. Die Australier aßen ihre Narbukerne vom Platze weg, ohne einen gesammelten Vorrat davonzutragen; darum gelangten sie auch nicht dazu, diese nützliche Frucht in Gegenden anzubauen, wo sie die Natur nicht gesäet hatte. Den Schluß, zu dem wir so gelangen, daß es die Frau sein müßte, welche die Fürsorge zur ersten Stufe des Landbaus lenkte, sehen wir durch viele geschichtliche Beweise bestätigt.

Der andere Weg läßt uns aus der lokalen Beschränkung des Landbaus einen Schluß auf sein relatives Alter ziehen und zeigt uns zugleich, daß auch dieser Fortschritt nicht von einem einzigen Kulturcentrum übertragungsweise ausging, sondern in selbständiger Weise an vielen Orten angebahnt wurde. In die Zeit des Urmenschen fällt er nicht, denn noch als sich ein Teil der schwarzen Rasse nach Australien verbreitete, brachten auch die Frauen desselben keine Kenntnis des Pflanzenbaues mit, und selbst als eine verwandte Rasse, welche der Bogen als eine jüngere kennzeichnet, nachrückte, hatte er sich noch nicht bis zu ihr verbreitet. Selbst den südlichsten Stämmen des afrikanischen Festlandes, Hottentotten und Buschmännern, blieb er fremd, und ebenso befinden sich unter den dunkelfarbigen Dravidastämmen Indiens noch solche, die ihn nicht kennen. Daraus geht soviel mit einiger Sicherheit hervor, daß die Kenntnis des Anbaus die sich über die ursprünglichen Grenzen verbreitende Menschheit nicht schon aus der Urheimat mitnahm. Aber auch als die Differenzierung der Menschheit in der Aussonderung einer roten Rasse bemerkbar wurde, kann in dem Heimatsgebiete dieser Rasse der Anbau kaum bekannt gewesen sein, denn von den Arktikern abgesehen, bei denen die Natur ihres Landes zur Erklärung ausreichen würde, hat ihn auch die Besiedlung Amerikas nicht dahin mitgebracht. Ebenso haben die Malaien, welche Poly- und Mikronesien besiedelten, zwar einige Nahrungstiere, aber keinerlei Sämereien dahin mitgebracht, wie man voraussetzen müßte, wenn sie schon damals in Asien Landbau getrieben hätten. Bestimmte Anzeichen ähnlicher Art fehlen uns in betreff der gelben Rasse, doch liegt ein altes Centrum der Landbaukultur in ihrem Bereiche, und von den Stämmen der weißen Rasse haben viele, vielleicht die meisten, auch auf ihren Nomadenwanderungen irgend eine Fruchtpflanze gebaut.

Während also die schwarze und rote Rasse noch die Zeit sahen, da

es gar keinerlei Anbau gab, ist während der Zeit, da sich die beiden anderen Hauptrassen durch weitere Differenzierung ausschieden, in allen Rassegebieten, auch in denen der beiden erstgenannten Rassen, in unabhängiger Weise da und dort ein Versuch desselben gemacht worden. Aber dieser Anbau war überall Sache der Frau und nirgends von dem Umfange und der Bedeutung, daß man um seinetwillen von ackerbauenden Stämmen hätte reden können. Zu Bedeutung und Entwickelung gelangte er überall erst, wo sich der Mann seiner annahm. Mit dem Stabe den Boden öffnen und das aufgesparte Fruchtkorn hineinlegen, das konnte die Frau mit Unterstützung ihrer schwachen Gehilfen; aber durch künstliche Wasserläufe weite Bodenstrecken für solchen Nutzen gewinnen und befeuchten, das konnte nur eine jüngere Organisation der Männer. Auf solcher Grundlage ruhen die alten Kulturen von Aegypten, Mesopotamien und dem chinesischen Niederlande.

Ueber die Erfindung des Anbaus selbst, an so vielen Orten sie auch gemacht sein muß, ist uns natürlich kein Bericht erhalten; aber der Mythus, welcher eine göttliche Urmutter zur Erfinderin und Lehrerin desselben macht, hat mehr historische Belege für sich, als irgend ein anderer. Es ist bezeichnend, daß die jüdische Tradition einen solchen Mythus nicht besitzt. Ihr zufolge ist es immer der Mann, Adam, Kain, Noah, der Landbau treibt und allenfalls für den Begründer desselben angesehen werden könnte, ja aller Anfang dieser Tradition beginnt schon mit einem gehegten Garten mit Bäumen, mit jener Stufe also, welche uns die Geschichte als den Abschluß dieser ganzen Entwickelung zeigt. Darin spiegelt sich aber nur sehr genau die Art, wie Israel-Juda durch beduinenhafte Schutzherrschaft, nicht aber durch allmählichen Uebergang von der Viehzucht zum seßhaften Landbau gelangend den Hauptreichtum seiner Erwerbsmittel in letzterem fand. Als die Juden von der Steppe her das Land Kanaan in Besitz nahmen, stand der Landbau daselbst schon auf jener höchsten Stufe der Entwickelung, welche Wein- und Obstbau einschließt. Der Jude, und weil es sich in Mesopotamien ähnlich verhielt, wahrscheinlich der Semit überhaupt, weiß also natürlich nichts von einer Erfindung des Landbaus durch die sorgenvolle Arbeit der Frau; er nimmt ihn als ein fertiges Erbe aus den Händen der besiegten oder verbündeten Männer, und seine Geschichte beginnt in der That in wohlbestellten Gärten, oder es liegt für den Einzelnen doch in solchen das Muster für vorsorgende Arbeit.

Die Anlässe und möglichen Wege zur Erfindung selbst sind kaum zu verkennen. Wir sahen[1]), wie nahe selbst Stämme, die hinter jenem Fortschritte zurückblieben, demselben durch verschiedene Arten von Fürsorge, die sie auf den Nachwuchs der nährenden Pflanzen verwendeten, kamen. Bei der scharfsinnigen Aufmerksamkeit, welche der Naturmensch gerade auf die

[1]) Seite 245 ff.

Gegenstände seiner Ernährung richtet, kann ihm der Prozeß des Keimens und Wachsens seiner Nahrungspflanzen nicht unentdeckt geblieben sein; den Anlaß aber, Knollen und Körner, aus denen diese naturgemäß hervorwuchsen, von den Vorräten in die Erde zu legen, wo man bis jetzt die gewohnten Früchte nicht gefunden hatte, diesen Anlaß bot in reichlicher Weise das schweifende Leben der Urfamilien und innerhalb desselben ein Grad von Fesselung der Lagerstätte durch den Gebrauch des Feuers. Hier halten sich, wie bei den Germanen noch zu Tacitus Zeit[1]), die „Frauen, Greise und Unkräftigeren" zusammen, indes die Männer nach Jagd und Beute ausschwärmen. In einem Zeitraum von vier bis sechs Wochen können unter subtropischem Klima eine Anzahl von Früchten ihren Vegetationskreis abschließen; wenn dann die ganze Urfamilie nach anderen Jagdgründen aufbricht, kann die Frau einen Vorrat eingeernteter Früchte mit sich führen, der sie und ihren Kreis unabhängig stellt. An diese Lebenssitte erinnert noch die Art, wie sich die Phönizier bei der bekannten Unternehmung der Umschiffung Afrikas verproviantierten. Sie gingen im Bedarfsfalle ans Land, besäten ein Stück und warteten die Ernte ab. Da wir von Homer wissen[2]), daß die Phönizier oft ein Jahr lang in einer und derselben Gegend blieben, um vom Schiffe aus Kaufmannschaft und nebenbei Sklavenfang zu treiben, so kann man annehmen, daß jener Brauch auch bei solchen Fahrten der altherkömmliche war, und das erinnert ganz an jene alte Lebensweise unstäter Völker, nur daß wir Jagd und Beutekrieg an die Stelle der Kaufmannschaft zu setzen haben; von letzterem ist ja ohnedem im Sklavenfang noch ein sehr wesentlicher Rest zurückgeblieben.

Nicht anders werden wir uns den Landbau vorzustellen haben, welchen nach Herodots Bericht[3]) einige der skythischen Stämme Südrußlands betrieben. Während sie in den Steppen nomadisierten, wurde der stabilere Teil ihrer Stämmchen durch den fetten Boden der Flußniederungen verleitet, aus demselben einen besonderen Nutzen zu ziehen. Interessant ist die Mitteilung Herodots, daß es auch ein Stämmchen von Skythen gab, welches in echter Nomadenart selbst den Genuß der Vegetabilien zwar verschmähte, sie aber doch wegen des Nutzens, den sie im Handel mit den nahen griechischen Kolonisten gewährten, baute oder vielmehr zweifellos durch die Frauen bauen ließ. In einer solchen Verbindung mit dem Nomadentum und seinen jüngeren Umgestaltungsformen lernen wir zugleich die Art und Weise kennen, wie schon in frühester Zeit Samen, welche man in ihrem natürlichen Verbreitungsgebiete von wildwachsenden Planzen zu sammeln pflegte, weithin in die entferntesten Gegenden getragen und dort in einer vorhistorischen Zeit verbreitet werden konnten, so daß es heute der Wissen-

[1]) Germ. 15.
[2]) Odyssee, XV, 410 ff.
[3]) Herodot IV, 17, 18, 52.

schaft oft nicht mehr gelingen kann, die ursprüngliche Heimat unter den vielen Verbreitungsgebieten festzustellen. So hat das Nomadentum, obwohl seinem Wesen nach ein Gegner des Landbaues, doch diesem selbst vorbereitend die wichtigsten Dienste geleistet. Ebenso erklärt sich daraus die Thatsache, daß gerade im Gebiete des echten Nomadentums in bunter Mischung die größte Mannigfaltigkeit von Feldfrüchten sich vorfindet. Während ganz Amerika durch eine einzige Feldfrucht repräsentiert ist, im mittleren und südlichen Afrika bis auf die Zeit nordischer Beeinflussung nur heimische Früchte gebaut wurden, bilden Asien und Europa das Gebiet der reichsten Auswahl durcheinander gemischter Feldfruchtarten.

Den Weg zur Erfindung der Technik des Anbaus können wir uns nicht als schwierig vorstellen, wenn wir sehen, wie heute noch in Nubien und Kordofan [1]) der einfache spitze Stock die Löcher für die Einsaat in den Boden sticht, und wie erst allmählich der Stock zum Grabscheit oder zur Hacke wird. So hat ihm die Delawarenfrau einen Schulterblattknochen zugefügt. Grabscheit und Hacke sind in vielen Ackerbaugebieten heute noch die Hauptwerkzeuge; der ganze südlichere Teil Afrikas kennt noch keinen Pflug. Auch die altägyptische Feldhacke ist noch ein ziemlich primitives Werkzeug und selbst der fortgeschrittene Japaner, der den Pflug kennt und beim Reisbau verwendet, bereitet das Feld für alle anderen Früchte mit der Haue vor. Obwohl also auf dieser Seite keine allzugroße Schwierigkeit zu überwinden war, so blieb doch beim Gebrauche so einfacher Werkzeuge der Erfolg vorzugsweise von der Auswahl des Bodens abhängig, und wenn auch im Laufe der Zeit die Frau, die arktische Zone ausgenommen, in jeder anderen da oder dort einmal zu dem Versuche gelangte, so mußte er doch durch das Ergebnis nur dort die Beachtung des Mannes auf sich ziehen und den Vergleich mit dessen Nahrungserwerb aushalten, wo der Boden von der Natur selbst in einer vorteilhaften Weise vorbereitet war. Den schwierigeren Teil dieser notwendigen Vorbereitung bildete unter gewöhnlichen Umständen die Befreiung eines Stück Landes von den wilden, unfruchtbaren Gewächsen und die Klärung des Bodens. Je fruchtbarer in subtropischer Zone der Boden, desto schwieriger diese Arbeit. Nur im Ueberschwemmungsbereiche großer Ströme vollbringt sie die Natur selbst, hier ladet sie den Nomaden und den Fischer ein, den Pflanzenkern dem vorbereiteten Boden anzuvertrauen; baumlose Flußniederungen sind es, in denen sich zuerst eine Kultur des Landbaues ausbreitet, wenn dieser selbst auch an vielen Punkten der Erde versucht wurde.

Wenn schon, wie wir oben schließen mußten, der Urmensch vor seiner Differenzierung in Rassen zu einem solchen Versuche nicht gelangt sein kann, so hat sich doch nachmals jede Rasse in irgend einer Weise an solchen beteiligt.

---

[1]) A. Brehm, Ostafrika. I, 205.

Während Buschmänner, Hottentotten, Papuanen und Australier jedem Anbauversuche fernblieben, fand man in dem nördlichen Teile Neuseelands bereits zur Entdeckungszeit angebaute Früchte und zwar Bataten und Kürbisse nebst einer Coccos oder Eddas genannten Frucht [1]. Diesen Fortschritt hatte aber die polynesische Bevölkerung wahrscheinlich schon aus ihrer Heimat hierher mitgebracht, denn auch auf polynesischen Inseln wurde ein ähnlicher Anbau beobachtet. Daß dieser Anbau, dem die Natur nur in sehr beschränkter Weise zu Hilfe kam, in den Händen der Frau lag, tritt nirgends so klar hervor wie hier, wo selbst die Speisevorräte der beiden Geschlechter in der Weise geschieden waren, daß zwar der Mann von den gebauten Früchten zu essen nicht verschmähte, während aber die Frau von der Nahrung, die der Mann erwarb, streng ausgeschlossen war. Mußten doch beiderlei Speisen an verschiedenen Herden zubereitet und von jedem Geschlechte für sich allein verzehrt werden. Es war also wie selbstverständlich, daß der Mann nicht Hand anlegen würde bei der Gewinnung einer seiner eigentlich unwürdigen Nahrung.

Einen ähnlichen Anbau finden wir mit der erwähnten Ausnahme über ganz Afrika verbreitet. Er hat mit dem des Südsee-Gebietes das gemein, daß er sich, von Aegypten abgesehen, vor der Zeit der Beeinflussung durch Araber ebenfalls an die heimischen Früchte anschloß, welche außer bohnen- und kürbisartigen durch jene grobstengelige Mehlfruchtpflanze repräsentiert werden, deren verbreitetste Art wir als Negerkorn (Durrha) bezeichnen. Aber auch hier läuft in den meisten Gegenden dieser Anbau, was das Bedürfnis der Männer anlangt, nur als ein untergeordneter Nahrungszweig nebenher, und soweit das der Fall ist, ruht er ausschließlich immer noch auf der Frau. Im besten Falle läßt sich der Mann herbei, die Arbeit des Säens zu übernehmen, nachdem die Frau die schwierigere der Bodenbestellung vollzogen hat. In Innerafrika, beispielsweise aus den Schilderungen der berüchtigten Niam-Niam von Piazzia, Schweinfurth, v. Heuglin [2]) dürften wir ein ziemlich verläßliches Bild alter Wirtschaftsweise überhaupt gewinnen. Der Niam-Niam ist noch kein eigentlicher Viehzüchter, außer daß er Hunde für seinen Genuß mästet. Was er außer diesem Lieblingsbissen noch bedarf, müssen Jagd und Fischfang ergeben. Dabei verschmäht er weder den Affen noch ein Reptil; Termitenlarven sind ihm eine beliebte Zuspeise. Wenn er nicht jagt, pflegt er den Müßiggang, indes die Frau außer Holz wilde Waldfrüchte, Honig und Champignons sammeln und Negerkorn, Bohnen und Zwiebeln anbauen muß. Aber dieser Anbau kann, weil der Mann zwar an dem Ertrage, aber außer dem Säen nicht an der Arbeit teilnimmt, an sich ebensowenig ausreichend sein, als die Jagd zu allen Zeiten zuverlässig ist. In der Regel reichen

[1]) Cooks Reisen, Hawkesworth, II, 309 und III, 50.

[2]) S. „Globus" 1872. I, 131.

diese Feldfrüchte nur für einige Monate, und dann kehren gleichsam beide Geschlechter wieder zu einer älteren Art des Nahrungserwerbes zurück. Auch hier speist der Mann noch nicht gemeinschaftlich mit der Frau; dagegen nimmt sich die Frau wohl heraus, bei Gelegenheit der Speisenbereitung von jeder Speise zu genießen.

Sehr häufig mischt sich aber der Afrikaner auch nicht einmal so viel, wie angegeben wurde, in die Feldarbeit der Frau, und wenn er von der Jagd zur Viehzucht übergeht, dann pflegt mit seinem Stolze auch die Aengstlichkeit zu wachsen, mit der er sich vor solcher Erniedrigung wahrt. Das Gegenstück sehen wir dann wieder in der Wirtschaft des Zulukaffers, der seiner Frau das Melken seines Viehes nicht gestattet. So wie es ihre Sache ist, das Mehlkorn zu gewinnen, so ist der Verkehr mit dem Vieh ausschließlich sein Amt. Einige Rudimente der Sitte, die hie und da in Afrika noch als „Gebräuche des Aberglaubens“ fortleben, deuten uns an, daß ehedem aus diesen Verhältnissen auch hier dieselben Konsequenzen gezogen wurden, wie auf den Südsee-Inseln: auch hier muß einmal die Frau nicht nur getrennt vom Tische des Mannes gespeist, sondern auch keinen Anteil an seinem Speiseteile gehabt haben. So gestattet in einem großen Teile von Ostafrika die Sitte noch immer nicht[1]), daß Milch gekocht werde; das eigentliche Kochen aber ist, wie wir sahen, die besondere Bereitungsweise der Frau; die Sitte will also die Milch noch der Frauenküche vorenthalten. Sie deutet diese Richtung noch genauer an, wenn sie bei dem Stamme der Karagwah verbietet, jemand Milch zu reichen, der Bohnen genießt. Die Art, wie jüdische Küchengebräuche die Auseinanderhaltung gewisser Speisekategorien noch gewahrt haben, ist vielleicht eine letzte Andeutung des wirtschaftlichen Untergrundes, der auf den Südsee-Inseln noch am Beginne dieses Jahrhunderts zu Tage lag.

In Amerika hat die rote Rasse in selbständiger Weise den Versuch an mehreren Stellen gemacht. Eines jener Kulturcentren haben vor der Entdeckungszeit die Großen Antillen gebildet. Ein spitzer Stock war das einzige Ackergerät, eine Bohnenart wie fast überall die älteste und gemeinste Frucht, zugleich das Urtauschmittel der Bewohner. Dazu kamen Kürbisse, Bataten und Maniok und die einzige eigentliche Mehlfrucht Amerikas, der Mais[2]). In der Pflege und dem Schutze der Pflanzen hatten diese Indianer manchen Fortschritt gemacht, während die Männer zu keiner Art Viehzucht gelangt waren, wenn man nicht wieder die Haltung einer kleinen Hunderasse dafür ansehen will. Ihr Nahrungsbeitrag bestand in Fischen, Vögeln, Mäusen, Kaninchen und Eidechsen.

Das zweite Gebiet ähnlicher Landbauversuche liegt östlich vom Missisippi und südlich von den Seen und dem Lorenzostrom mit Ausschluß von

---

[1]) Andree, Burton-Speke. S. 245.

[2]) Waitz a. a. O. IV, 322.

Maine, Neu-Braunschweig und Neu-Schottland [1]). Die vorzüglichsten Träger dieses Anbaues waren die Stämme der Irokesen, Delawaren und Muskingun. Unternehmerin und Besorgerin ist ausschließlich die Frau; sie trägt in der Symbolsprache des Indianers die Hacke als Zeichen ihrer Stellung. Sie wählte die Felder „in dem niedrigen, fetten Lande an den Flüssen und Bächen",[2]) verließ zeitweilig die alten und wählte neue Lagen. Bei den westlichen Stämmen dieses Gebiets war es der Kürbis, der vorzugsweise Beachtung fand, indes man Kartoffeln und Pastinak und allerlei Baumfrüchte in der Wildnis sammelte. Jene erstgenannten Stämme aber bauten Kartoffeln, Erdbohnen (Arachis hypogaea) und Bohnen, vorzugsweise aber Mais. Der „wilde Reis" (Zizania aquatica), dessen Körner man sammelte, wurde nicht gebaut, entweder weil er in reichlicher Menge vorkam, oder weil die Bearbeitung des Bruchbodens, den er verlangte, nicht zusagte. Der beschränkte Umfang dieses Anbaus aber entsprach nicht dem Bedarfe. Hier blieb vielmehr die große Jagd Hauptnahrungsquelle; dazu kamen als Leckerbissen Landschildkröten und Heuschrecken; die Seeanwohner aber lebten oft wochenlang von Austern.

Das dritte Gebiet endlich ist das der altamerikanischen Kulturreiche von Mexiko und Peru. Auch hier ist Mais die Hauptfrucht. Der Kulturfortschritt zeigt sich besonders im Reiche der Inka in dem großen Umfange, den der Anbau gewonnen hat. Seine Besorgung ist dem entsprechend nicht mehr Sache der Frau, sondern der gesamten Unterthanenklasse als Arbeitsleistung auferlegt.

Die Reispflanze ist in verschiedenen Arten durch die Tropenkreise verbreitet und von dem Wasserreichtume der periodischen Niederschläge derselben abhängig. Während aber beispielsweise die afrikanischen Bongo sich noch nicht haben überwinden können, den wilden Reis (Oryza punctata), der in ihrem Lande in der Regenzeit in allen Regenteichen in Menge aufschießt, zu sammeln, weil das außer Geschick auch große Ausdauer erheischt[3]), ist es die Kultur einer verwandten Getreideart, welche der Landwirtschaft des Südens und Ostens von Asien den besonderen Stempel aufdrückt. Altindische, malaiische und Völker gelber Rasse sind die eigentlichen Vertreter dieser Kultur, deren Ausbreitung durch die Abhängigkeit der Pflanze von Boden und Klima eine bestimmte Grenze gesetzt ist.

Westlich von diesem Gebiete liegt das der nordischen Getreidekultur. Leider können wir nicht mit Bestimmtheit erkennen, welchen Anteil die schwarze Rasse, die wir erst allmählich aus den Hauptsitzen jener Kultur verdrängt sahen, an derselben hat. An sich ist ein solcher Anteil nicht abgewiesen. So gut wie die Schwarzen in Afrika, wofür die Auswahl der Anbaupflanzen zeugt, in selbständiger Weise zu beschränkten An-

[1]) Ebend. III, 78.
[2]) Loskiel a. a. O. S. 85.
[3]) Schweinfurth in „Globus" 1872. II, 76.

bauversuchen fortschritten, so gut konnte auch die dunkelfarbige Bevölkerung Asiens in jüngerer Zeit diesen Fortschritt machen, zumal vom Schwarzen Meer bis Indien, soweit wir ihre Spuren trafen, eine genug große Zahl von Pflanzen heimisch ist, die wir nachmals als Kulturpflanzen kennen lernen. Dahin gehören zuvörderst einige Hirsearten.

Während dies aber unsicher bleibt, ist es den Thatsachen nach ganz unzweifelhaft, daß der Landbau des asiatisch-europäischen Getreides Aufschwung und Ausbreitung ganz vorzugsweise denjenigen Stämmen verdankt, welche nicht in alter Verbreitungsweise, sondern in geplanten Unternehmungen in vorher schon bewohnte Länder vorrückten. Unter diesen aber sind es wieder die eigentlichen Nomaden, welche das Wesentlichste zur Verbreitung der verschiedenen Arten Saatgutes beitrugen. Während diejenigen Stämme der roten Rasse, welche diese nach Nordosten hin, nach Amerika hinüber verbreiteten, noch keinerlei Saatgut, ja nicht einmal die Kenntnis der Methode des Anbaues mitgenommen haben können, treffen wir in dem nach Süden vorstoßenden Zweige dieser Rasse die ersten Verbreiter nordischer Grasfruchtarten. Die Alten zählen Aegypten zu Asien, und in der That muß dereinst die Grenze Aegyptens nach Süden zu auch die Grenze dieser besonderen Art des Landbaues gewesen sein, denn noch heute ist im eigentlichen Afrika über den Sudan hinaus die nordische Getreideart, welche Altägypten auch vor dem Hikschoseinfalle schon kannte, noch völlig unbekannt. Die Altägypter können also zu diesem Anbau nicht durch Benützung der wilden Früchte des Landes gelangt sein, sondern sie müssen ihn von Norden her ins Land gebracht haben. Es muß sich mit ihnen und den Phöniziern zugleich — denn in Kanaan finden wir dieselben Früchte — eine besondere Art nordischer Getreidefrüchte über das Gebiet ihrer Wanderung verbreitet haben. Während dieser Anbau auf der Wanderung, bei welcher die Jagd die größere Menge der Nahrung liefern mußte, nur ein so spärlicher, auf Frauenarbeit beschränkter gewesen sein kann, wie wir ihn noch in historischer Zeit bei den echten Nomaden finden, hat er in den so günstig gestalteten Uferlandschaften des Nil gleichsam von selbst zu wuchern begonnen und die alten wilden Früchte des Landes, die „Bohnen“-, Lotus- und Cypergrasnahrung so verdrängt, daß sie nur noch im Kultus und in alten Mythen die Erinnerung ihrer ehemaligen Bedeutung für die Menschen wahrten. Ein kleiner Kulturmythus, den uns Homer durch den Mund des Odysseus erzählen läßt, kennzeichnet recht treffend den Gegensatz der beiden Rassen, des heimseligen, energielosen Lotusessers und der unternehmenden Rasse der Männer, die „die Früchte des Halmes genießen“. Wer von der Süße der Lotusfrucht gekostet, der denkt an keine Unternehmung, vergißt seines Auftrags und seiner Pflicht und hat nur noch den Wunsch, in der Gesellschaft dieser glücklich unthätigen Menschen zu bleiben [1]).

---

[1]) Odyssee. IX. 84 ff.

In ähnlicher Weise verdrängte der nordische Getreidebau im Euphratgebiete jede andere Fruchtnahrung, während er sich hier, mehr noch aber im Kulturgebiete Indiens und des chinesischen Tieflandes, mit dem Reisbau vereinigte. Wo er aber so ausnehmend günstige Bedingungen nicht vorfand, wo insbesondere der stets wiederkehrende Arbeitsaufwand ein großer war, da verblieb er in seinem bescheidenen Umfange, und die wilden Früchte des Landes mußten wie in Urzeiten in der Wildnis aufgelesen das Leben fristen helfen. Für Europa haben uns die Pfahlbauten diese wilden Früchte, die der Mensch damals genoß, aufbewahrt[1]). Es waren Holzbirnen und sehr kleine Holzäpfel, die man als Vorräte in Schnitten trocknete, Schlehen, die Beeren der Traubenkirsche, Buchecker und selbst Wassernüsse, die man sammelte. Herodot[2]) erwähnt eines jenseits der Skythen in gebirgiger Gegend — im heutigen Rußland — wohnenden Volkes, das bei nur geringem Viehstand vorzugsweise von der Frucht eines Baumes lebe, in dem man ebenfalls die Traubenkirsche erkennen muß, deren Früchte heute niemand mehr zu genießen versucht. Daß auch die Eicheln zu den Nahrungsfrüchten dieser Art gehörten, wissen wir wenigstens in betreff der spanisch-iberischen Bergvölker, die nach Strabo[3]) zwei Drittel des Jahres von solcher Kost lebten. Die Eicheln wurden getrocknet, zerstoßen und zu einer Art Brot verbacken aufbewahrt. Wenn daher Eichen und Buchen auch noch im Burgunderrecht[4]) als „Fruchtbäume“ von allen anderen Bäumen ausgeschieden werden, wenn in einem anderen Volksrechte[5]) die Eßbarkeit solcher Früchte hervorgehoben und der Eiche bei unseren Vorfahren überhaupt in auszeichnender Weise gedacht wird[6]), so ist zweifellos nicht bloß an Viehmast, sondern immer auch noch an Menschennahrung zu denken.

Zu diesen heimischen Früchten, zu welchen noch solche unter dem Gemeinnamen „Bohnen“ zu zählen sind, brachte dann so ziemlich jedes nachwandernde Volk irgend eine Anbaufrucht aus seinem ehemaligen Wohngebiete hinzu.

Die Frage nach einem etwaigen Ursitze des Ackerbaus, aus welchem die verschiedenen Saatgüter bezogen worden wären, verbietet sich bei solcher Sachlage von selbst. Jede Gegend, die irgend ein nutzbares Gras hervorbringt, konnte gerade in Bezug auf dieses ein solcher Kulturherd werden, und eben darum konnte auch wieder jeder neue Wandererzug der sich ansammelnden Kultur ein neues Geschenk mitbringen. Es ist aber ebensowenig ausgeschlossen, daß die Frau die mitgebrachte Kenntnis der Methode auf

---

[1]) S. Heer, Die Pflanzen der Pfahlbauten. Zürich 1865.
[2]) Herodot IV, 23.
[3]) Strabo Cas. p. 155.
[4]) Lex Burg. 28; 1, 2.
[5]) Lex Bajuv. 21, 2, 3.
[6]) S. Grimm, Rechtsaltertümer. S. 507, 550. Dietmar von Merseburg. 1, 3.

Pflanzen anwendete, die sie wildwachsend erst in der neuen Heimat kennen lernte. So scheint man beispielsweise den jetzt allenthalben gebauten Senf noch im 12. Jahrhunderte gerade so unter den Feldunkräutern gesammelt zu haben, wie die Tubufrau jene Knotengrashirse (Panicum turgidum) sammelt, die man heute in Oberägypten anbaut. So gehörte es nach einem Register des Klosters Prüm noch zu den Pflichten der Unterthanen, in solcher Weise Senfkörnchen zu sammeln. Derselbe Vorgang vollzieht sich jetzt vor unseren Augen in betreff des Kümmels. Während er in vielen Gegenden noch gesammelt wird, beginnen ihn andere zu bauen. Die Pfahlbauer zeigen uns viele Belege fortschreitenden Landbaues; doch sind ihnen Roggen und mit Ausnahme der jüngsten Zeit Hafer noch unbekannt. Der letztere ist erst durch die Germanen im Lande selbst in die Kultur einbezogen worden, während sie jenen wahrscheinlich mitbrachten. Je später in solcher Weise eine Frucht gezähmt wurde, desto kleiner wird ihr Verbreitungsgebiet sein, wenn sie nicht durch besondere Vorzüge sich Bahn bricht. Umgekehrt aber werden die ältesten Baufrüchte die verbreitetsten sein müssen. Zu diesen müssen wir Hirse und Gerste zählen. Beide sind zugleich gekennzeichnet durch die kürzeste Vegetationsdauer; dadurch empfahlen sie sich auch den Völkern mit unstäter Lebensweise.

Während alle Völker, die sich von Ost nach West aus der asiatischen Völkerheimat bis an die Ufer des Oceans verbreiteten, irgend eine Form primitiven Anbaus pflegten, blieben nach Norden zu Völker einer niedereren Stufe zurück, sei es, daß sie jener Unterschicht der Besiedelung angehörten, die überhaupt keinen Anbau kannte, oder daß durch feindliche Einflüsse des Klimas die Versuche der Frau unterdrückt wurden. Während frühere Bevölkerungen diesen Einflüssen erlagen, ist erst durch Germanen und Slaven die Grenze des Ackerbaues in erfolgreicherer Weise nach dem Norden vorgeschoben worden. Zur Zeit Herodots lagen vom Schwarzen Meere und der Donau aus nach Norden hin die Bevölkerungsschichten noch in einer Weise übereinander, daß die Grenze des Ackerbaues nur einen verhältnismäßig schmalen Streifen von Südrußland einschloß.

Herodots Beschreibung ist durchaus nicht so unklar oder unsicher [1]), daß sie nicht unsere Beachtung verdiente. Zu seiner Zeit ist natürlich längst jede Erinnerung an Menschen verwischt, welche einst im heutigen Frankreich das Leben des Arktikers geführt haben. Indem in unbestimmter Vorzeit die Meeresströmungen nach dem Pole hin ihren heutigen Weg gefunden, zog sich der Eisgürtel nach dem äußersten Norden zurück, und nur in dieser engeren Begrenzung erhielt sich in einem zerrissenen Ringe mit einer eigentümlichen Kultur ein besonderer Menschentypus, oder, wenn man die Bezeichnung gestatten will, eine Rasse, der wir außer den amerikanischen und grönländischen Eskimos die Aleuten und Thlinkiten, Kamtschadalen,

[1]) Herodot, c. IV.

Tschuktschen und Korjäken, kurz Peschels „Beringsvölker" und außerdem etwa noch die Ostjaken am Jenissei beizählen möchten. Insofern wenigstens von den letztgenannten Völkern auf einem uralten, von Herodot ziemlich deutlich bezeichneten Handelswege einige märchenhafte Nachrichten zu den Griechen gelangt sein könnten, wäre es nicht ganz unmöglich, in ihrem Namen der „Hyperboreer" die Andeutung eines solchen Menschenschlages zu finden. Was sie aber von diesen fabelten, steht in keinem Zusammenhange mit einer solchen Thatsache.

In betreff der übrigen Völker verbreitert sich die Völkertafel Herodots in beachtenswerter Weise nach dem Osten hin. Im Westen kennt er außer der alten Mittelmeerbevölkerung, die uns am besten durch Iberier und Ligurier repräsentiert wird, nur die Kelten, die ihm in den Gegenden der oberen Donau an deren Quellen wohnen. Sie treten uns mit aller Entschiedenheit als ein echtes Nomadenvolk voll Wander- und Unternehmungslust entgegen; ihre Viehzucht repräsentiert das Roß, ihren untergeordneten Ackerbau die Hirse. Von da aus nach Osten zu wohnen dem Vater der Geschichte die Völker jenseits der Kultur in sechs Kolumnen übereinander, die ihm von West nach Ost durch die Flüsse Dnjester, Bug, Dnjeper mit zwei Nebenflüssen und Don getrennt werden. Wir müssen aber alle diese Völkersäulen quer durchschneiden, wenn wir die Völker, was für uns hier allein von Bedeutung ist, nach ihrer Ernährungsweise gruppieren wollen. Geten und Agathyrsen, welche an der unteren Donau und in der Pruthgegend die erste Säule bilden, werden uns nach ihrer Beschäftigung nicht geschildert. Weiter ostwärts um die Mündung des Bug (Hypanis) liegt eine griechische „Ackerbaukolonie"; denn das dürfte der Terminus „hellenische Skythen" bedeuten. Diese Kolonisten und die über ihnen nordwärts wohnenden Alanzonen treiben in dem grasreichen Lande Viehzucht nach Art der Skythen, bebauen aber, wie schon erwähnt, gleichzeitig auch das Land und ziehen Hirse, Linsen, Knoblauch, Zwiebeln und Getreide. Ueber ihnen und noch über den Dnjeper (Borysthenes) nach Osten hinaus wohnen echte Skythen, denen Nomadentum Hauptsache ist, die aber ebenfalls nebenbei Getreide bauen, wenn auch die am Bug wohnenden angeblich bloß, um es in Handel zu bringen. Diese Angabe erscheint nicht unglaublich, wenn wir bedenken, wie sehr der schmucksüchtige Barbare durch die Nähe griechischer Handels- und Handwerkerkolonien gereizt werden mußte, jene kostbaren Schätze zu erwerben, welche er uns in seinen Gräbern aufbewahrt hat, von denen Herodot[1]) ganz zutreffend sagt, daß sie für das unstät schweifende Volk jene festen Mittelpunkte bedeuteten, welche anderwärts Städte und Burgen bilden. Südrußland ist reich an Grabfunden solcher Art. Getreide wäre aber wohl für die griechischen Händler das annehmbarste Tauschmittel gewesen, welches jene Niederungen bieten konnten. So

[1]) Herodot IV, 127.

hatte es also mittelbar auch für diejenigen Wert gewonnen, die es neben ihrer Fleischnahrung gering achteten. Nördlich, gegen die Quellen des Bug und die Sumpfgegenden des oberen Dnjester hin wohnten die Neuren und Androphagen (Kannibalen), und östlich von all den genannten bis an den Don Skythen, die keinen Ackerbau trieben. Aber auch jene zwei erstgenannten Völker, welche nicht zu dem Organisationsverbande der Skythen engeren Sinnes gehörten, waren Nomaden. Ebenso wohnt von den östlichsten Skythen nordwärts, etwa zwischen Donez und Don, ein nicht zum Verbande gehöriges Volk skythischer, d. i. nomadischer Lebensweise.

Oestlich von diesen relativ sehr kurzen Völkersäulen baut sich der Kenntnis der Alten eine bis in den hohen Norden hinaufreichende auf, die sich zweifellos an einer alten Handelsstraße entlang der von Herodot nicht genannten Wolga und Kama hin erstreckt. Während die Bevölkerungen, welche nordwärts von den Karpathen und der mittelrussischen Wasserscheide allenfalls das Land noch bedecken mochten, den Kulturvölkern unbekannt blieben, weshalb sie das Land von da ab für öde und menschenleer hielten, hat der Handel an der Wolga aufwärts zu den alten Stapelplätzen im Gebiete der nachmaligen Permier gleichsam ein Profil der ganzen Volksmasse gewonnen, das uns freilich nur in jener höchst unbestimmten Weise gezeichnet erscheint, wie Erzählungen nach dem Hörensagen Thatsachen zu berichten pflegen. Denn obgleich sich aus einigen Andeutungen bestimmt schließen läßt, daß es das permische Land war, in welchem schon damals seiner natürlichen Lage wegen die umwohnenden Stämme zum Tauschhandel zusammenkamen, und obgleich nach ausdrücklichen Angaben Herodots auch griechische Kaufleute mitunter bis dahin gelangten, so empfing er doch die Nachrichten über die umwohnenden Völker nur aus zweiter Hand.

Verfolgen wir nun dieses Völkerprofil von Süden nach Norden, so sind es wieder nur zwei Stämme — Sauromaten und Budinen —, welche in offener Steppenniederung, letztere in waldiger Gegend Nomadenwirtschaft betreiben. Dann trennt eine wüste Mark von sieben Tagreisen Breite diese gesamte Kulturgruppe von nördlicheren Völkern, welche vom Funde und von der Jagd leben. Dies ist die ausdrückliche Kennzeichnung der Thyssageten und Jyrken. Wir stehen also schon hier, ungefähr in der Breite von Samara und Orenburg, an jener Völkerscheide, welche jetzt viel nördlicher zwischen slavisch-germanischen und finnischen Völkern hingeht. Wir sehen auch kein Hindernis, uns für jene Zeit schon von hier aus den ganzen Norden des Erdteils mit Stämmen gelber Rasse bedeckt zu denken, deren Reste jetzt in Lappen und Finnen fortleben. Aber ebenso wenig läßt sich ein sicherer Schluß auf Rasse und Volkstum aus der wirtschaftlichen Stufe allein ziehen; denn daß diese auch innerhalb desselben Volkstums wandelbar sei, das ist ja die Grundvoraussetzung aller Kulturentwickelung. Gerade von einem Zweige dieses Stammes, den Lappen, wissen wir, daß er erst in historischer Zeit unter Beeinflussung durch germanische Nachbarn vom

Jagdleben zum Nomadentum übergegangen ist, und daß sich erst vor hundert Jahren in der weiteren Scheidung von Berglappen und Seelappen ein Uebergang zu einer Art Seßhaftigkeit zu vollziehen begann. Auf gleiche Weise konnten auch die südlicheren Finnen und die alten Permier zum Uebergange zum Anbau gelangen, welch letzteren die Skandinavier im permischen Lande bereits antrafen, als sie den Weg durch das Weiße Meer in die Dwina entdeckten.

Aber nach Osten zu ist nach den Berichten jener Handelsleute das Nomadengebiet nicht in gleicher Weise abgeschlossen; vielmehr wohnen etwas ostwärts von den Jyrken wieder Skythen, d. h. in diesem Falle Nomaden im allgemeinen. Wenn man sich damals die Frage, wie doch auch dahin Skythen kämen, nicht anders erklären konnte, als daß diese von jenem Skythenreiche am Schwarzen Meere, das man für das eigentliche und ursprüngliche hielt, abgefallen und dahin gewandert sein müßten [1]), so ist das für uns sehr erklärlich, aber nicht maßgebend. Für die Bestimmung der Lage ist uns die Angabe wesentlich, daß das Land bis zu diesen Skythen eben und von fettem Boden sei, von da aber anfange, steinig und rauh zu werden, um endlich in hohen Bergen sich zu erheben. Es können also unter jenen ostwärts wohnenden Nomaden nur jene im Süden der Vorberge des Urals, in der heutigen Steppe der orenburgischen Kirghisen, gemeint sein, und diese bilden dann zweifellos nicht einen abgesprengten Teil der europäischen, sondern ein Bindeglied zu denen des asiatischen Hochlandes oder einen Vorposten derselben. Da nun damals selbst die Kultur des Nomadentums nach Norden zu diese Grenze, die ungefähr um den 50. Breitegrad herum schwankt, noch nicht überschritt, so muß auch jene Kirghisensteppe an den Ufern des Uralflusses damals das nördlichste Thor gebildet haben, durch welches die eigentlichen Nomaden Asiens nach Europa eingewandert waren. In den Vorbergen des Uralgebirges aber, zwischen Wolga und Uralfluß, hatten sich damals noch Jägervölker erhalten, die von da ab den ganzen Norden bedeckten.

Man mußte von dem Berglande an „eine große Strecke des rauhen Landes“ durchschreiten, um in jenes Gebiet des nordischen Handels zu gelangen, das wir für das nachmals permische halten müssen. Unser Schluß steht mit einer Annahme der Identität des Volksstammes durch ein ganzes Jahrtausend hindurch in keinem Zusammenhange, wohl aber legen wir ihm die Stabilität eines durch die natürlichen Verhältnisse selbst geschaffenen Handelsplatzes zu Grunde. Seit der Norweger Other im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Nordkap umschifft und die Auffahrt in die Dwina entdeckt, handeln außer diesem Reiseberich [2]) manche der nordischen Sagen von jenem „Biarmaland“, in welchem die Wasserwege der

[1]) Herodot IV, 22.
[2]) In Alfreds P. Orosius als Anhang. Langebek, Scriptor. rer. Dan. T. II.

Dwina, Petschora und Wolga, nur durch schmale Landstreifen getrennt, zusammenfließen, wo die Pelztierjäger des ganzen Nordens ihre Schätze zusammenbringen, um erst durch skythische und griechische, später durch bulgarische, persische und arabische Vermittlung Bedarfsgegenstände und Schmuck dafür einzutauschen. Dem Skandinavier jener Zeit stand außer dem Bunde der Stämme seiner Halbinsel noch die ganze Welt als Beutegebiet offen; das gleiche hielt der Wikinger sich selbst gegenüber für den natürlichen Zustand. Trat er daher unter ein fremdes Volk, um Handel zu treiben, so that er es nicht, ohne erst ausdrücklich mit diesem Frieden für die in Aussicht genommene Zeit zu schließen. So sehen wir ihn auch noch von Fall zu Fall im Biarmalande (Perm) vorgehen [1]). Trat im socialen Fortschritte ein für allemal ein Vertragsverhältnis unter den verkehrenden Stämmen hervor, so mußten in dessen Sinne die Handelsstätten neutrale Stätten des Friedens werden. In Deutschland hat man ihn nach seinem Rächer und Schirmer den „Königsfrieden" genannt, unter dem die Handelsplätze und die öffentlichen Straßen, die zu ihnen führten, standen. Dieser Marktfrieden schließt Feindseligkeit und Selbsthilfe aus und an deren Stelle waltet das Marktgericht, unantastbar oder geheiligt erst durch gegenseitiges Uebereinkommen, nachmals durch des „Königs Bann".

Warum wir das so weit vorausgreifend hier erwähnen? Weil sich uns so Herodots scheinbar wunderlicher Bericht erklären und die Annahme der Identität seines Landes der Argippäer mit dem späteren Biarma oder Perm, dessen Selbständigkeit erst Dschingis-Chan zerstörte, begründen läßt. Herodots Worte [2]) sind: „Kein Mensch thut diesen ein Leid an, denn sie gelten für heilig; auch haben sie gar keine kriegerische Waffe; dabei sind sie es, welche die Streitigkeiten der Nachbarn schlichten und wer zu ihnen als Flüchtling entkommen ist, dem thut niemand etwas zuleide; ihr Name ist Argippäer." Es ist kein Zweifel, daß diejenigen Kaufleute, welche Herodot diese Mitteilungen machten, ihm damit ein treues Bild eines neutralen Verkehrsgebietes ältester Art entwarfen. Diese „Befriedung" des Landes, in das sich alle sonst fremd und feindlich einander gegenüberstehenden Männer des Tausches wegen wagten, diese „Heiligung" des Stammes, in dessen Schutze das Land stand, die Waffenlosigkeit des letzteren, sein Schiedsamt und Asylrecht, das alles steht in der natürlichsten Verbindung zueinander und beweist, daß die nordisch-asiatischen und europäischen Stämme schon in Urzeiten nach einer Richtung hin in ein Friedensverhältnis getreten waren, in welches nach tausend Jahren später die germanischen Skandinavier nicht aufgenommen waren, so daß sie den „Frieden" von Fall zu Fall schließen mußten.

Es könnte gegen die Richtigkeit der Angaben Herodots nur noch

---

[1]) Eigills Saga.

[2]) Herodot IV, 23.

der Umstand Bedenken einflößen, daß wir einen solchen socialen Fortschritt schon unter den Stämmen einer relativ sehr niederen Kultur antreffen, während Aehnliches im Gebiete des Nomadentums nicht mit gleicher Bestimmtheit nachgewiesen wird. Allein die ganz ähnlichen Märkte, welche in Nordamerika zu bestimmten Jahreszeiten die Eskimos aufsuchen und die im Gebiete der Tschuktschen bieten Analogien innerhalb derselben Kulturstufe. Es war gerade wieder die strengere Natur des Nordens, welche den Menschen zu einem socialen Fortschritte führte, der in gleichem Umfange in der Urheimat entweder gar nicht, oder erst auf einer viel höheren Kulturstufe gemacht wurde. Wenn den Nomaden in den südrussischen Steppen nicht der Hang nach Auszeichnung verleitet hätte, um Schmuck zu tauschen, in einen Friedensverkehr mit bestimmten Nachbarn zu treten, so würde ihn kein anderes Bedürfnis dazu getrieben haben, denn wenn zu seinem Nahrungserwerbe noch ein wenig Landbau der Frau hinzutrat, so war innerhalb jeder Familie für alle Lebensbedürfnisse gesorgt. Ganz anders lagen die Verhältnisse für die Jägervölker des hohen Nordens. Der reichliche Ueberschuß über das Bedürfnis eines einzigen Artikels, den die Gegend lieferte, wurde erst dann von einigem Nutzen, wenn er als Tauschmittel benützt werden konnte. An sich konnte der größte Reichtum an feinem Pelzwerk das Leben in der Eissteppe nicht fördern. Dem kam aber wieder jene Putzsucht der südlicher wohnenden Menschen entgegen, die, wie wir von Tacitus erfuhren, einen außerordentlichen Wert darauf legten, ihre Schutzkleidung mit Pelzlappen zu zieren, die von den fernsten Meeresgestaden herkamen. In ihrer Seltenheit lag nach dem Begriffe des Schmuckes ihr Wert; sie mußten „weit her“ sein, wenn sie eine Auszeichnung bedeuten sollten, und dieses Princip ist es, welches jenen nordischen Handel auch in den Zeiten der Unkultur belebte. Wir können uns unter jenen „fernsten Meeresufern“, welche ungefähr 500 Jahre nach Herodot auserlesenes Pelzwerk nach Germanien lieferten, keine anderen denken, als diejenigen, welche ihre Ware nach Permien sandten, von wo sie nachmals über das alte Nowgorod und Wisby auf die deutschen Handelsplätze im Slavenlande gelangten.

Dieser Handel des barbarischen Nordens steht in einer beachtenswerten Rivalität zu dem der Phönizier, Hellenen und Etruier. Nach beiden Richtungen hin ist es der Schmuck, der ihn belebte; aber wie verschieden ist die Art! Hier schimmerndes Metall und glänzender Glasfluß in kunstvoller Arbeit, dort der immerhin luxuriöse aber nicht ganz nutzlose Pelzschmuck des Barbaren. Wir sahen, wie zu des Tacitus Zeiten die germanische Kundschaft gleichsam zwischen beiden Gebieten hin und her gerissen wurde. Wo sie ihre Auszeichnung in der Nachahmung römischer Kultur suchte, da schlug der Bronzering den Pelzschmuck aus dem Felde. Als aber nach dem Zerfalle des römischen Reiches eine originalere Kultur in Germanien entstand, da trat der Pelz wieder in seine Rechte, und das blühende deutsche Haus

zu St. Peter in Nowgorod stellte die Verbindung mit jenem alten Marktplatze der „Argippäer“ Herodots wieder her.

Die Skandinavier sind darüber einig, die alten Permier für einen finnischen Volksstamm zu halten, und einem solchen scheinen auch die Argippäer des Herodot nicht unähnlich gewesen zu sein. „Sie sind stumpfnasig und haben ein großes Kinn“, den Kopf trugen sie, wie schon an anderer Stelle erwähnt, glatt geschoren; das allein steckt ja wohl hinter dem Kaufmannsmärchen, daß sie von Kindheit auf kahlköpfig wären. Sie sprachen nicht die Sprache der Skythen im engeren Sinne. Als Wohnplatz genügt ihnen im Sommer der Schattenkreis eines Baumes, im Winter spannen sie weiße Filzdecken darüber. Die Früchte des Pontikonbaumes (Traubenkirsche) dienen ihnen zur Nahrung und obwohl sie keine eigentlichen Viehzüchter sind, ist ihnen doch — zweifellos infolge des Handelsverkehrs — der Nutzen des Viehes nicht mehr unbekannt geblieben. Diese Verhältnisse zeigen uns, wie wir uns unter bestimmten Umständen und durch äußere Einflüsse bedingt, einen Uebergang zur Viehzucht im kleinen vorstellen können, ohne daß ihm die Stufe des eigentlichen Nomadentums vorangegangen sein müßte, und in ähnlicher Weise kann seit Herodots Zeiten jener Ackerbau eingedrungen sein, den die Skandinavier bei den Permiern antrafen; war doch für einen solchen Fortschritt ein Zeitraum von 1200 Jahren geboten.

Hier, in diesem Lande des nordischen Handelsverkehrs, war es auch, wo die Skythen, um Waren zu tauschen, sieben Dolmetscher für sieben verschiedene Sprachen gebraucht haben sollen. Wir kommen darauf zurück, weil sich jetzt vielleicht von hier aus dem Leser gleichsam ein noch deutlicherer Ausblick auf Verhältnisse der Sprachbildung eröffnet, die sich uns Erben uralter Kultur sonst zu verschließen pflegen. Die Skythen kamen nicht in das entlegene Land, um untereinander zu tauschen, diese sieben im Argippäerlande zusammenfließenden Sprachen müssen also Völkern des Nordens angehört haben, die wir aber unzweifelhaft ein und derselben Rasse zuzählen müssen. Aus dieser Thatsache ergibt sich nun zunächst wenigstens für diesen einzelnen Fall, daß es damals eine finnische Grundsprache nicht gab, aber auch, daß gerade auf dem Wege solchen Verkehrs alle Stammessprachen der Finnenrasse, die hier zusammentrafen, durch allmählichen Austausch des Wortschatzes, sowie der Kunstgriffe der Sinnbegrenzung zu einer Art Einheit sich vermischten; diese erst so angebahnte Einheitssprache mußte aber die einzelnen Familiensprachen um so erfolgreicher aufsaugen und wiederersetzen, je geringer deren vorherige Entwickelung war. Es lag aber wieder in der Natur der Sache, daß immer die Verkehrssprache dem Wortschatze nach jeder einzelnen Familiensprache überlegen sein mußte, weil dasselbe Verhältnis in betreff der Gegenstände und Begriffe selbst stattfand. Wie aber dann nicht notwendig erscheint, daß alle Stämme, die sich durch irgend einen körperlichen Typus uns als rassenverwandt darstellen, an einem solchen Verkehr teilgenommen haben müssen, so werden umgekehrt gewiß

auch solche in betreff der Sprache nicht unbeeinflußt geblieben sein, welche dem Verkehr nahestanden, ohne derselben Rasse anzugehören, es wäre denn, daß deren Sprache schon in einem anderen Verkehrscentrum gesiebt und gefestigt worden sei und in der weiten Verbreitung als Verkehrssprache die Stütze ihrer Selbständigkeit gefunden hätte.

Was nun irgendwie in den Verkehrskreis des Argippäerlandes gebracht wurde, das wird allmählich auch in den damals noch getrennten „sieben Sprachen" Aufnahme gefunden haben. So vermag uns denn immer noch die Untersuchung der Sprache ein Wegweiser auf dem Gebiete der Kulturforschung zu werden. Indem wir sie nun in unserem Falle anrufen, gewährt sie uns nicht bloß einen Einblick in die Erwerbsverhältnisse jener alten Bevölkerungsschicht, sondern bestätigt damit auch die Annahme, daß wir es in den Argippäern des Herodot in der That mit einem finnischen Stamme zu thun haben. Ahlquist[1]) hat durch einen Vergleich derjenigen finnischen Worte, welche schon seit ältester Zeit der finnischen Sprache eigentümlich sind, mit denen, die letztere den Nachbarsprachen in jüngerer Zeit entlehnt hat, die Anschauung gewonnen, daß die alten Finnen vorzugsweise von Jagd und Fischerei lebten, und nur der Hund ihr eigentliches Haustier gewesen sei, während sie aber doch das Pferd und die Kuh wenigstens schon „kannten", ebenso die Milch der letzteren, aber nicht Butter und Käse. Wenn sich das aus der Sprache ergibt, so wissen wir andererseits aus Herodot, daß Skythen, welche Pferde und Rinder züchteten, und erstere als Transportmittel benützten, persönlich zu den Argippäern zu kommen pflegten[2]) und daß letztere, obwohl „sie nicht viel Vieh haben", doch den schwarzen Saft ihrer Pontikonfrucht mit Milch zu mischen pflegten. Dagegen haben nach Ahlquist die alten Finnen weder das Schaf, noch die Ziege, noch das Schwein gekannt. Ebenso kamen nach Herodots Zeugnisse auch Griechen aus dem Handelsplatze an der Dnjepermündung und anderen Plätzen am Schwarzen Meere zu ihnen, und von diesen können sie mit dem altgriechischen Getreide der Gerste bekannt gemacht worden sein, außer welchem sie wieder nach Zeugnis der Sprache kein anderes — keinen Roggen oder Hafer oder Weizen — kannten. Wegen des Mangels jedes anderen Anbaus bestand ihre Kleidung lediglich aus Pelzen, die sie aber in der nordischen Form der Zubereitung mit Knochennadeln zusammennähten. Nur Herodots Angabe über die Verwendung von Filz bleibt unbestätigt, während im übrigen die Wohnungsanlage der Argippäer und Altfinnen genau übereinstimmt, nur daß Herodot allgemein als Winterwohnung bezeichnet, was in vielen Fällen nur Sommerwohnnng war, während die Händler wahrscheinlich jene Erdgruben, in denen der Finne den

---

[1]) Ueber Ahlquists De vestfinska språkens kulturord. von A. Schiefner in „Ausland" 1871. S. 741 f.

[2]) Herodot IV, 24.

Winter zu verbringen pflegte, nicht kennen lernten. Nach Ahlquist bestand die Sommerhütte aus kleineren gegen einen Baumstamm zusammengezogenen Bäumen oder Stangen, die gegen den Winter hin nicht mit Filz, sondern mit Fellen überzogen wurden.

Diese Uebereinstimmung ist so groß, wie sie bei solchen Berichten nur immer erwartet werden kann, und wir gewinnen durch die Identifizierung des permischen Landes mit dem der Argippäer einen festen Stützpunkt für die Verteilung der Völkerschichten nach ihrer Erwerbsweise ungefähr für die Mitte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung. Wir werden wahrscheinlich nur in einem Herodots Völkertafel zu korrigieren haben, indem wir nämlich jene vermeintlich menschenleeren Wüsten jenseits der mittelrussischen Wasserscheide auch nach Westen hin mit einer dünn verteilten Bevölkerung derselben gelblichen Rasse uns werden bedeckt denken können. Daß Herodot eben nur von jenen Stämmen dieser Rasse spricht, unter denen jene große nordische Marktgegend lag und durch welche der Weg dahin griechische Händler führte, zeugt von seiner Verläßlichkeit.

Ob wir uns die Verbreitung der gelben Rasse, vertreten durch einen Menschenschlag, den wir den finnischen im weitesten Sinne nennen können, so weit nach Westen erstreckt denken dürfen, daß sie jene vorgeschichtlichen Menschen der dänischen Muschelhalden noch umschließe, oder ob wir diese besser den mit der Eiszeit verdrängten Arktikern roter Rasse zuzählen, das bleibt auch jetzt noch zweifelhaft. In dem gemeinsamen Besitze des Hundes als des einzigen Haustieres liegt zu wenig Ausschließendes; er bezeichnet wohl eine annähernd gleiche Kulturstufe, nicht aber eine Rassenverwandtschaft. In der Kunst, lufttrockene Thongefäße zu fertigen, müßten jene Muschelesser den Altfinnen sogar voraus gewesen sein, wenn diese nach Ahlquists Meinung nur Holzgefäße kannten. Aber ein solcher Fortschritt eines vorgeschobenen Stämmchens würde ebensowenig gegen die Verwandtschaft sprechen.

Wir lernten so nicht bloß die Verteilung der Bevölkerungsschichten verschiedener Stufen des Nahrungserwerbs, sonden auch Mittel und Wege kennen, auf welchen sich die Stufe der einen zu der anderen verbreiten konnte. Wir sehen, wie der Anbau von den griechischen Ansiedlungen aus gleichsam in konzentrischen Kreisen unter den Nomaden vordrang, wie unter anderem das Tauschbedürfnis ihn beförderte, und wie das von Nomaden gezähmte Tier als Tauschware bei den Jägervölkern Eingang fand, gewiß nicht ohne deren Lebensweise bei entsprechenden Verhältnissen des Bodens und Klimas zur nomadischen umzugestalten. Etwa ein Jahrtausend später zeigt uns die Geschichte die Grenze des Nomadentums bis an die des permischen Landes fortgerückt und da, wo die Handelsleute zu Herodots Zeit die Jägervölker der Thyssageten und Jyrken passieren mußten, wohnte nun das finnische Volk der Bulgaren, das mit dem Nomadentum untergeordneten Landbau und Handel verband. Eine fremde Einwanderung ist

keine absolut notwendige Voraussetzung einer solchen Umwandlung; ob sie aber erfolgte oder nicht, verbirgt uns die Geschichte. Mit dem Eintritte des Nomadentums neben untergeordnetem Landbau, d. h. mit der Ernährung durch Vorräte von Milch, Fleisch und Mehlfrüchten tritt in schneller Progression eine gegen den früheren Zustand sehr starke Vermehrung des Volkes ein und diese muß bei Festhaltung derselben in Bezug des Landbesitzes höchst anspruchsvollen Lebensweise jene Expansion herbeiführen, durch welche das Nomadentum aus einem relativ kleinen Centrum heraus in weite Landstrecken hineinwächst.

Die große, immer noch nicht endgültig gelöste Streitfrage über die Herkunft der jüngeren, nomadischen Besiedlung Mitteleuropas, insbesondere der Germanen und Slaven, concentriert sich, von unserem Standpunkte aus gefaßt, darauf, ob die Annahme der nomadenhaften Expansion der in der herodotischen Völkertafel genannten Nomadenvölker ausreicht, die Besiedlung so weiter Strecken von der unteren Donau bis Belgien zu erklären, oder ob es notwendig wird, für diese Erklärung auf jene Völkerquelle in Asien zu rekurrieren, die sich uns durch den östlichsten Zweig der herodotischen Skythen in loser Verbindung mit jenen europäischen zeigte. Wir schicken voraus, daß auch der Gegenstand unserer Betrachtung kein Mittel zur Lösung jener Streitfrage an die Hand gibt, während uns gleichzeitig die Versuche, der Sache auf philologischem Wege beizukommen, auch noch kein entscheidendes Wort zu gestatten scheinen. Sehen wir aber von Argumenten der letzteren Gruppe ab, so erscheint die asiatische Einwanderung in jüngerer Zeit zwar nicht unmöglich, aber als Annahme zur Erklärung der Thatsachen jüngerer Zeit auch keineswegs notwendig.

Pytheas, der massilische Seefahrer und Geograph, ist nach Müllenhoffs Entdeckung [1]) der erste, welcher den Bestand eines germanischen Volkstums angedeutet hat; dies war ungefähr um 200 v. Christo der Fall. Herodots Völkertafel aber kann ungefähr für 450 gelten. Innerhalb einer Zeit von 250 Jahren läßt sich aber eine Expansion eines glücklich situierten, seit jenem ruhmlosen Versuche der Perser von niemand behelligten Nomadentums von den Quellen des Dnjeper und Bug bis an die Niederungen der Oder — in einer Erstreckung von 150 geogr. Meilen ohne alle Schwierigkeit denken. Diese Annahme wird noch erleichtert durch die Vermutung, daß jene öden Wüsten jenseits der Neuren und Androphagen im Quellgebiete des Bug und am oberen Dnjeper vielleicht nur der Unkenntnis wegen für menschenleer gehalten wurden; vielleicht hatte schon damals das Nomadentum die Wasserscheide zwischen Bug und Weichsel überschritten.

Daß in der That „Skythen“ vom Schwarzen Meere in die Oderniederungen und bis in die heutige Lausitz gelangten, ist seit 1882 durch

[1]) K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. II.

den merkwürdigen Goldfund zu Vettersfelde in der Niederlausitz außer Zweifel gesetzt [1]). Die Schmucksucht der skythischen Großen hat bekanntlich ein ganzes Kunstgewerbe der griechischen Kolonisten am Pontus reichlich in Nahrung gesetzt und die eigentümlichen Produkte dieses Gewerbes sind in jenem Lausitzer Schatze deutlich wiederzuerkennen. Wenn auch die Zeitbestimmung des vierten Jahrhunderts v. Chr. zutreffend wäre, so müßte man schließen, daß jene Expansion des Nomadentums in die angeblich „menschenleeren Wüsten" schon ein Jahrhundert nach Herodot erfolgt sei. Wir können nach Lage der Dinge nicht einsehen, was für ein besonderes Abenteuer es gewesen sein soll, das einen „skythischen Großen" in diese Gegenden „verschlagen" haben müßte; eine solche Expansion liegt vielmehr in der Natur des Nomadentums und der Weg durch die Flußniederungen ist bezeichnend für dasselbe. Und gerade hier in den gewässerreichen Gegenden der Niederlausitz treffen wir zu Cäsars und des Tacitus Zeiten das neue Centrum nunmehr bestimmt germanischen Nomadentums; hier hat das Volk der Sueven sein Centralheiligtum, das genau jenen heiligen Gräbern der pontischen Skythen entspricht, die ihnen dasjenige ersetzten, was anderen Völkern die Städte waren. Von hier aus unternahmen sie nun in ganz historischer Zeit Vorstöße bis an den Rhein, während ganz wie es Herodot angab, die Gegenden der oberen Donau bis an das deutsche Mittelgebirge nordwärts einschließlich Böhmens noch keltische Stämme bewohnten. Ebenso historisch sicher ist es, daß in den Gegenden zwischen Elbe und Oder die Wirtschaftsform des Nomadentums noch herrschend blieb, als die westlichen Stämme in der Nähe der Kulturgrenze zu vollkommener Seßhaftigkeit übergegangen waren.

Wir besprechen hier den Gegenstand natürlich nur vom Standpunkte des wirtschaftlichen Lebens und erörtern die Möglichkeiten und Annahmen, die dieser gestattet. Läßt dieser eine Verbreitung der angegebenen Weise für möglich und nach den gegebenen Grundlagen sogar für wahrscheinlich erachten, so verkennen wir nicht das Gewicht der Thatsache, daß sich die sprachlichen Verhältnisse noch zu keinem klaren Zeugnisse haben zwingen lassen. Der Einwand dagegen, daß der Reichtum, für welchen der Skythenschatz von Vettersfelde zeugt, unvereinbarlich absteche von der erwiesenen Armseligkeit urgermanischer Haushaltungen, wiegt nicht schwer. Dieser Schmuckreichtum Einzelner oder gar der Gräber läßt unter jenen Wirtschaftsverhältnissen keinen Schluß zu auf den mittleren Wohlstand des Volkes, und seinen Ursprung kennen wir ja recht genau. Sobald das Vordringen der Nomaden jenen Zusammenhang mit griechischer Kultur löste, und ehe die Handelsstraße ihnen nachfolgte, hörte die Möglichkeit solchen Schmuckerwerbes auf. Auch war das Tauschmittel erbauten Getreides nicht mehr vorhanden, oder es wurde wegen des erschwerten Transportes wertlos.

---

[1]) A. Furtwängler, Der Goldfund von Vettersfelde. Berlin 1883.

Dadurch mußte notwendig die uns nur in sehr unzutreffenden Stichproben vorgeführte Lebenshaltung scheinbar sinken; dagegen wurde der Verkehr auf den finnischen Handelswegen nach Tacitus Zeugnis erhalten, und der germanische Große suchte nun seinen Schmuck im fernhergebrachten Pelzwerk. Eine ähnliche Erscheinung ist uns durch die Entdeckungen Schliemanns betreffs der griechischen Vorzeit offenbar geworden. Man war hoch erstaunt, daß die Grabschätze von Mykenä ein so reiches und fortgeschrittenes Leben repräsentierten, daß dagegen die jüngere Zeit, welche die Homerischen Dichtungen schildern, durch ihre primitive Armut abstach. Man wird nicht irren, wenn man außer der dorischen Wanderung das Zurückdrängen des phönikischen Einflusses auf hellenischem Boden zur Erklärung herbeizieht.

Wir können den Gegenstand nicht verlassen, ohne noch dasjenige des Für und Wider anzudeuten, das von unserem Standpunkte aus einige Aufmerksamkeit beanspruchen kann. Geten und Agathyrsen, als die westlichen Grenznachbarn der herodotischen Skythen, müssen notwendig mit in Betracht gezogen werden. In betreff der ersteren schwankt schon lange der Streit. Schon die germanischen Goten selbst sahen bekanntlich in jenen Geten ihre Vorfahren und bis hinauf auf K. Blind, der in den thrakischen Völkern überhaupt die Urgermanen erblickt, hat diese Auffassnng Verteidiger, noch mehr aber Gegner gefunden [1]). Auf die Namensähnlichkeit können wir nichts bauen. Uns scheint vielmehr der Gotenname eine „Herren"-Bezeichnung zu sein, die dasselbe Verhältnis zu untergeordneten Völkern ausdrücken soll, wie der Name der Arier. So scheint uns das Wort mit geringem Lautwechsel in dem nordischen Godi — der priesterliche Hausvater — und dem mittelhochdeutschen Gote — der väterliche Stellvertreter beim Taufakte — erhalten zu sein. Wäre dem so, so würde die Bezeichnung dem Inhalte nach sehr genau auf diejenigen Skythen passen, welche Herodot, weil sie sich für die „Herren" der übrigen hielten, die „königlichen" nennt. Sie wohnten zu seiner Zeit dem Azowischen Meere entlang zwischen Dnjeper und Don als echte Nomaden. Genau an derselben Stelle erscheinen im 2. Jahrhunderte n. Chr. die Sitze der Ostgothen, welche von hier aus einen „germanischen Völkerbund" bis auf die Inseln der Ostsee hin beherrschen, gerade wie jene „königlichen" Skythen von hier aus den Bund der skythischen Völker engeren Sinnes beherrscht hatten. Westwärts von jenen, im ehemaligen Bereiche der Geten, Agathyrsen und der ackerbauenden Skythen, erscheinen die Westgoten. Den Namen Gotones nennt zuerst Tacitus [2]) als den eines von Königen beherrschten Volkes im Osten Germaniens. Es fällt nicht schwer, die Unglaubwürdigkeit einer alten Geschichtszurechtlegung zu erkennen, wonach diese Goten ursprünglich von Skandinavien nach Westpreußen gekommen wären, und die der jüngeren,

---

[1]) S. Müllenhoff in Ersch und Gruber, Encyklopädie.

[2]) Germ. 44.

wonach sie von da aus die „ehemaligen“ Sitze der Goten und Skythen in Besitz genommen hätten, um fortan mit einem Spiel der Namen ihre eigenen und die nordischen Schriftgelehrten zu foppen; denn jene hielten sie irrigerweise für Goten und diese nannten sie immer noch Skythen. Wie wären doch auf einmal mitten aus finnischen Jägervölkern heraus germanische Nomaden von solchem Machtumfange erwachsen? Woher denn so plötzlich die relativ hohe, von griechischen Einflüssen zeugende Kultur, von welcher die eigentlichen Goten trotz ihrem Beduinentum Zeugnis gaben? Alles das ließe sich in anderer Weise unendlich leicht und einfach erklären, wenn nicht festgestellt worden wäre, daß dagegen in unversöhnlicher Weise die Sprache sich sträube, eine Sprache, die bis auf einige Dutzend Namen — niemand kennt.

Ein triftigerer Einwand ließe sich in der socialen Stufe finden, welche die Agathyrsen, die wir von den Skythenvölkern im weitern Sinn nicht ausschließen können, noch zur Zeit Herodots[1]) einnahmen. Diese war eine so niedrige, daß wir in ihrer Schilderung ein ziemlich getreues Bild der Urfamilie wieder erkennen. Sie lebten nicht im Einzelbesitze von Frauen, „damit alle einander Brüder und Verwandte seien“. Im Gegensatze zu diesem Urzustande erscheint aber bei den Germanen des Tacitus die väterliche Gewalt schon hoch entwickelt. Aber einmal bildeten die Agathyrsen den vorgeschobensten Zweig des Skythentums, dem die fördernde Berührung mit griechischen Kolonisten, die nach Herodots Erzählungen für die „königlichen“ Skythen soviel Anziehungskraft hatte, nicht zuteil wurde, und andererseits finden wir auch unter den späteren „Germanen“ Stämme von sehr verschiedener Kulturstufe, insbesondere mit Bezug auf die sociale Entwickelung. Wir treffen bei ihnen noch sehr lebenskräftige Ueberreste einer Familienverfassung, die der der väterlichen Gewalt voranging, die väterliche Stellung des Oheims mütterlicherseits und bei den an der Ostsee zurückgebliebenen Stämmen einen öffentlichen Kult einer mütterlichen Urgottheit. So vermindert sich gar wesentlich das Maß des Fortschrittes, das den Agathyrsen in dem Zeitraum eines halben Jahrtausendes zuzuweisen wäre. Wurde auch dieser Stamm zu Unternehmungen fortgerissen, wie sie die nachmalige Geschichte des Germanentums ausfüllen, so war ein solcher Umschwung, wie sich uns noch zeigen wird, ganz unausbleiblich.

Er müßte uns selbst motivierter erscheinen als derjenige in der Wirtschaftsweise, wie ihn jene Annahme ebenfalls einschließen müßte. Die Skythen sind ausgesprochenermaßen ein Reitervolk und ihre Hauptwaffe ist der Bogen. Sie sind aber nicht bloß Reiter, sondern Rossenomaden im wahrsten Sinne; sie kennen die Kunst, die Milch der Stute zu gewinnen und Butter zu bereiten. Dieser Brauch ist den jüngeren Germanen fremd, und daß sie ihn wieder verlernt haben sollten, nachdem sie ihn einmal

[1]) Herodot IV, 104.

gekannt hätten, scheint nicht annehmbar. Sie sind auch kein eigentliches Reitervolk wie die Kelten, sondern kämpfen im Süden und Westen wenigstens — da wo wir ihre Kämpfe genauer kennen lernen — vorzugsweise zu Fuß. Dabei blieb aber das halbwilde Roß in ihrer Viehzucht immer noch bedeutsam als Nahrungstier. Allein auch diese Wandlung ließe sich mit dem Einflusse neuer Lebensverhältnisse, insbesondere im deutschen Mittelgebirgslande, zur Not erklären. Ist ja auch jenes Reiterwesen der Skythen nur eine Anpassung an ihr dermaliges Land, wie Herodot nicht unterläßt ausdrücklich hervorzuheben. „Sie haben aber dies erfunden, weil das Land dazu paßt und die Flüsse ihnen dazu behilflich sind. Denn es ist dieses Land ganz eben, mit Gras bewachsen und wohl bewässert." Daß sie den Bogen mehr beiseite legten, als sie von der fluchtweisen Verteidigung, die sie den Persern gegenüber mit Erfolg übten, zum Angriffskampfe gegen organisierte Völker übergingen, möchte ebenfalls nicht auffallend sein. Neben diesen allenfallsigen Schwierigkeiten überrascht uns eine große Uebereinstimmung in einigen wirtschaftlichen Momenten.

Die Skythen besitzen außer Rossen auch Rinder, und Herodot wundert sich so sehr über den eigentümlichen Schlag derselben, dessen auffallendstes Merkmal die Hörnerlosigkeit ist, daß er seine naturphilosophischen Betrachtungen darüber anstellt [1]), und dasselbe auffallende Merkmal findet bekanntlich Tacitus bei dem Rinderschlage der Germanen [2]).

Eine andere Eigentümlichkeit, welche den Alten die Wirtschaftsweise der Skythen ganz besonders kennzeichnete, war das Zelt auf Rädern oder der Wagen mit dem Zeltdache von Häuten oder Filz. Während den Mann das Roß unmittelbar trug, führte er seine Habseligkeiten und den schwächeren Teil der Familie auf solchen Wagen mit sich, die schon Herodot als seine beweglichen Häuser bezeichnet [3]). Die Erfindung der an dem zu schleifenden Gegenstande befestigten Walze hat der Skythe wahrscheinlich selbständig gemacht, und auch sie trug dazu bei, die Vermehrung des Volkes günstig zu beeinflussen; man brauchte nur die Allerelendesten zurückzulassen. Mit vollem Rechte zählt Herodot diese Einrichtung zu den wertvollen Erfindungen des Volkes, und die Alten kennzeichneten diese ganze Wirtschaftsweise als die der Hamaxoeken, der „Wagenbewohner" [4]). Als ein solches Wagenvolk erscheinen die ersten mit Kelten vermischten Germanen beim Einfalle der Cimbern und Teutonen, und eben solche Wagenvölker sind es noch zur Zeit Strabos — kurz vor Christi Geburt — welche das eigentliche Germanien bewohnen [5]). Wenn später der Gebrauch des Wagens

---

[1]) Herodot IV, 29.
[2]) Germania 4.
[3]) Herodot IV, 46.
[4]) Strabo Cas. p. 126, 294, 307.
[5]) Strabo C. p. 291.

zurücktritt, so hatte das sichtlich denselben Grund, durch welchen sich die Beschränkung des Reitens und der Bogenführung erklären läßt.

Der Hanf ist dem semitischen Zweige unbekannt; die Bibel wenigstens nennt ihn niemals; die Griechen kennen ihn nur als eine Anbaupflanze der Barbaren und den Pfahlbauern der Schweiz ist er in allen ihren Kulturschichten fremd geblieben, während sie wahrscheinlich römischen Einflüssen den Lein verdankten. Im Gegensatze zu diesem Kulturkreise kennzeichnet er als Genuß- und Gespinstpflanze den südrussisch-skythischen. Herodot meldet es wie etwas Wunderbares, daß ein thrakischer Stamm der Faser dieser Pflanze statt des Leines sich bediene und hebt ganz ausdrücklich hervor, daß er im Skythenlande sowohl wild wachse als auch angebaut werde. Mit den Germanen aber erscheint auch der Hanf in Germanien und in denselben Gegenden, in welchen er zur Zeit der Pfahlbauten unbekannt war. Bis ins frühe Mittelalter blieb er die gemeine fettende Zukost der Bauern zu ihren Fastenspeisen[1]) und bei den Slaven im Osten erhielt sich in dieser Benützung seine hohe Bedeutung bis auf den heutigen Tag. Dagegen ist der Lein den alten Germanen unbekannt gewesen, in einer Weise, daß, wie eine Sage bezüglich der Longobarden bei Paulus Diakonus gedeutet werden muß, man sich über diese Unkenntnis der Barbaren lustig machte. In ähnlicher Weise deuten die Hauptanbaufrüchte der ältesten Germanen und ältesten Slaven auf dasselbe verschiedenartige Verhältnis zurück, in welchem die jener Annahme zufolge nachmals germanischen Skythen und die entfernteren nachmals slavischen zu den griechischen Kolonien standen. Wir werden noch sehen, daß sich der griechisch-italisch-pelasgische Volksstamm, der über Kleinasien einwanderte, von dem nördlicheren Zuge, dem Kelten, Germanen und Slaven angehören, durch den Anbau von Gerste oder Spelt als Hauptfrucht unterscheidet, während den nördlicheren Völkerzug in gleicher Weise der Hirse kennzeichnete. Wieder hat Herodot schon in Thrakien einen Stamm von „Hirse-Essern" entdeckt; ebenso gehört diese Frucht den Skythenvölkern an und zwar allen, wie sie der Reihe nach durch Rußland zogen: Germanen, Slaven, Bulgaren und Hunnen. Während nun von den Skythen berichtet wird, daß sie für den Handel mit Griechen, also zweifellos griechisches Getreide, d. i. Gerste, bauten, sind es gerade wieder die Germanen, welche im Gegensatze zu allen sie umwohnenden Völkern dem Hirsebau in auffallender Weise untreu geworden sind und frühzeitig den Gerstenbau betrieben.

Während es uns also unter diesen Umständen, um die Fortschritte der wirtschaftlichen Kultur in Europa zu erklären, nicht nötig scheinen kann, zur Besiedelung Germaniens im Laufe des ersten halben Jahrtausends vor Christi ein unbekanntes Skythenvolk aus Asien herbeizuholen, verkennen

[1]) Seifried Helbling VIII, 880 f. Herausg. von Th. v. Kerajan, Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum IV.



wir doch auch keineswegs die Ungewißheit und Schwierigkeit der Sache. Daß abgesehen von den sprachlichen Verhältnissen, welche uns keine befriedigenden Aufschlüsse geben, schon den Alten der historische Faden zwischen Skythen und Germanen zerrissen ist, dafür wird der Leser leicht einen mehr geographischen als historischen Grund erkennen können. Es waren gleichsam zwei ganz verschiedene Weltenden, an welchen man nur die Endpunkte der Völkerentwickelung wahrnehmen konnte, während sich die verbindenden Mittelglieder jeder Kenntnis entzogen. Man sah die Spitze der Völkerpyramide vom Rhein aus, die Basis am Pontus; man gelangte allmählich von dort aus bis an die Elbe, von hier aus bis an die Quelle des Bug; aber niemand sah Land und Völker zwischen diesen Endpunkten. Dort erschienen die westlichsten Stämme in der Nachbarschaft der Kelten, zeitweilig zu gemeinsamen Unternehmungen mit ihnen vereint, in der Lebensweise ähnlich, daß man sie für Zwillingsbrüder jener halten konnte; hier im Osten zeigen die anderen eine Halbkultur unter griechischem Einflusse, aber auch wieder in engen Beziehungen zu dem ungefälschten Barbarentum finnisch-mongolischer Völker. Wir dürften uns also nicht wundern, wenn die Alten, auf deren Berichte wir angewiesen sind, von einem verwandtschaftlichen Zusammenhange von Völkern nichts gewußt hätten, die ihnen so antipodisch erscheinen mußten.

Und doch sind sie von einer solchen Verbindung beider Endpunkte nicht allzu entfernt gewesen. Herodot freilich weiß noch nichts von Völkern jenseits der Neuren, aber daß das Land dort menschenleer sei, gibt auch er nur an mit der Einschränkung „soweit wir es wissen". Vierhundert Jahre später, nach den Kämpfen des Augustus, Germanicus u. a. in Germanien hatte sich die Kenntnis seiner Völker von Westen her schon außerordentlich erweitert, so daß Strabo wenigstens sprungweise die Völkerreihe von da bis in die Gegenden des Pontus verfolgen kann. Er nennt nun im unmittelbaren Anschlusse an die „königlichen" Skythen landeinwärts, etwa da, wo Herodot die Androphagen und Melanchlänen kannte, ein Volk der „Bastarnen", dessen germanische Verwandschaft er schon vermutet[1]), während er dessen Nachbarn weiter nordwestwärts ganz bestimmt als „Germanen" bezeichnet. Wenn wir nun die „königlichen Skythen" als einen Herrenstamm der „Goten" übersetzen wollten, so scheint zunächst wieder im Wege zu stehen, daß Strabo zwar in unmittelbarer Nachbarschaft Germanen anführt, aber neben solchen die königlichen Skythen noch ausdrücklich nennt. Aber dem hält die Wage, daß Strabo auch überhaupt den Gotennamen noch gar nicht kennt. Erst mehr als ein Jahrhundert später nennt ihn Tacitus zum erstenmale.

Wir werden seinerzeit noch sehen, wie mit jedem Nomadentum ursprünglich Beduinentum verbunden ist. und als Beutekrieg geübt wird,

---

[1]) Strabo Cas. p. 306.

soweit nicht Friedensverträge binden. Als Beduinen zeigen sich auch die Skythen und in dem Augenblicke, da sie den Nachbarn die Kunst ablernen, das Meer zu befahren, verwandeln sich die Wanderhirten, Homers „verehrliche Rossemelker und Milchesser und Habelose, die rechtlichsten Menschen“ [1]) genau wie die baltischen und skandinavischen Brüder in kühne Wikinger. Dieser Uebergang hat sich in betreff der eigentlichen Skythen nach des Zeitgenossen und gleichsam Augenzeugen Strabo Zeugnis kurz vor unserer Zeitrechnung bereits vollzogen: die Skythen sind Seefahrer und Wikinger geworden. Strabo [2]) klagt: „Seitdem sie sich aufs Meer wagten, sind sie, Seeraub treibend und die Stammfremden ermordend, schlechter geworden, und mit vielen Volksstämmen verkehrend, nehmen sie an der Verschwendung und dem Kleinhandel dieser teil.“ Soweit kennen wir die Geschichte der Skythen engeren Sinnes; nun aber — eines der größeren Wunder der Geschichte und Geschichtschreibung — verschwindet dieses ausgebreitete und mächtige, einen hohen Grad von Kultur mit der ungebrochenen Kraft des auf günstigem Boden entfalteten Nomadentums verbindende merkwürdige Volk — am merkwürdigsten durch dieses sein Ende — ohne jeden Anlaß, und niemand weiß wohin. Und nun unternehmen ganz von denselben Gestaden aus seit dem 2. Jahrhundert „Goten“ Wikingerfahrten zu Land und zur See in das römische Reich, mehrmals, darunter auch einmal zur See in Gesellschaft jener Bastarnen, die wir kurz vorher als Nachbarn der echten alten Skythen kennen lernten, und als jene ins römische Reich Aufnahme gefunden, liegt die Führung des ganzen Völkerbundes unbestritten in den Händen der Goten, und auch diese sind in ihrer Hauptstärke ein Reitervolk und führen ihr Gut und Weib und Kind auf Wagen durch die Steppe; kurz, sie gleichen so sehr den alten Skythen, in deren Sitzen sie wohnen, deren Lebensweise sie führen, daß sie bei den „alten Schriftstellern“ auch deren Namen erbten. Sie sind zugleich unter allen germanischen Völkern dasjenige, welches der klassischen Kultur am nächsten stand, das erste, das ein in der eigenen Sprache geschriebenes Buch besaß — Ulfilas Bibelübersetzung. Wie dem nun aber auch sei: wenn es gestattet ist zu glauben, daß ein gleichsam aus dem Boden herausgewachsenes Volk in so kurzer Zeit auf eine solche Stufe sich emporschwingen kann, so kann bei Abgang positiver Zeugnisse die Annahme nicht wissenschaftlich unzulässig sein, daß eine scheinbar erschreckend tiefstehende Kultur in jahrhundertelanger Berührung mit einer höheren zu jener Stufe sich erhoben habe. Daß Kult- und Religionsvorstellungen sich in derselben Richtung bewegen können, daß ein Fortschritt von einem skytischen Schwertfetisch auf einem Holzstapel zu einer Irminsäule oder welcher Art germanischen Malzeichens immer sehr gut denkbar sei, werden wir an seinem Orte zeigen. Wir

---

[1]) Ilias XIII, 3.
[2]) Strabo Cas. p. 301.

können nicht umhin, für die so allgemein acceptierte Abweisung eines verwandtschaftlichen Zusammenhanges von Skythen und Germanen zu einem gewissen Teil die eingewurzelte Vorstellung prädestinierter und prädestinierender Rassentypen verantwortlich zu machen, eine Vorstellung, deren Richtigkeit von der Kulturgeschichte nur in sehr enge Grenzen verwiesen wird; im allgemeinen setzt vielmehr alle Kulturgeschichte als Entwickelungsgeschichte die Umbildungsfähigkeit aller Stammestypen voraus.

Als das alte Skythentum dem Gotenvölkerbunde das Feld räumte, bewahrten die nomadischen Nachbarn, die uns Herodot östlich davon an der großen Handelsstraße zu den Jägervölkern gezeigt, ihren alten Namen; ja er trat jetzt als Kollektivname an die Stelle des skythischen im weiteren Sinne: Sauromaten oder Sarmaten hießen nun ohne Rücksicht auf Verwandtschaft und Abstammung die östlich und nordöstlich vom Gotengebiete nomadisierenden Völker. Herodot hatte uns zwei solcher genannt: Sauromaten und Budinen. Sie saßen noch jenseits des Don, nach damaliger Auffassung in Asien. Eine „Wüste" trennte sie nach Norden zu von den finnischen Jägervölkern; sie aber führten die Lebensweise der Skythen und waren nicht finnischen Stammes. Während es Herodot unterließ, uns den äußeren Rassentypus der Skythen anzudeuten, vielleicht, weil er im allgemeinen zu bekannt war, stellt er uns die Budinen als blauäugige und blondhaarige Menschen vor; über ihre Angehörigkeit zur hellweißlichten Rasse bleibt also kein Zweifel.

Obgleich von skythischer Lebensweise sind die Sauromaten Herodots doch nicht Skythen engeren Sinnes; sie gehören, durch den großen Strom geschieden, nicht dem Völker- und Friedensverbande jener an, stehen in keiner Abhängigkeit von den königlichen Skythen. In ihrer Sprache glaubten die Hellenen die skythische wieder zu erkennen, aber in einer abgeänderten Weise. Nach dem Vorgange Šafařiks vertritt die slavische Forschung die Anschauung, daß jene Budinen als die Stammväter der slavischen Völkerschaften zu betrachten seien. Es läßt sich auch kaum ein anderer Zusammenhang mit weniger Zwang in die Geschichte einfügen, nur darf uns die „skythische" Sprache der Sarmaten engeren Sinnes nicht abhalten, sie den Budinen beizugesellen, denn jener beschränkende Zusatz Herodots kennzeichnet genügend die Unterscheidung beider Sprachstämme, des germanischen und slavischen. Die Geschichte jener Sarmatoslaven ist dann ebenso wie die skythische die der natürlichen Expansion eines Nomadenvolkes, nur mit dem Unterschiede, daß dieser Gruppe in dem Maße durch Friedensverband auch finnische Bestandteile zugefügt wurden, in welchem Nomadenbesitz und Nomadenwirtschaft mit untergeordnetem Anbau auch bei diesen infolge des Tauschverkehrs und nachahmungsweise eingeführt wurde. Es sind die wirtschaftlichen Bedürfnisse, welche dann diesen Völkern einen engeren Anschluß an die fremdsprachigen und rassenfremden geboten. Wie wenig aber in solchen Verkehrsverbänden minder entwickelte und wenig

fixierte Sprachen ihre Selbständigkeit zu erhalten vermögen, dessen erleben wir gerade auf diesem Gebiete ein belehrendes Beispiel.

Wir haben oben angeführt, daß südlich vom alten finnischen „Biarmaland" zu Herodots Zeit die Jägerstämme der Iyrken und Thyssageten wohnten, während Jahrhunderte später gerade hier das finnische Volk der Bulgaren sich ausbreitete. Es ist kein Grund vorhanden, hier nicht eine ähnliche Entwickelung vorauszusetzen, welche durch den Uebergang jener alten Jägerstämme zur Nomadenwirtschaft angebahnt werden mußte. Aber die Geschichte verzeichnet nun auch die merkwürdige Thatsache, daß dieses große finnische Volk im Verbande mit dem slavischen Nachbarstamm seine alte Sprache gänzlich verlor und die slavische annahm, beziehungsweise durch den Verkehr eine neue Form derselben schuf. Volksverbände solcher Art wurden überhaupt nicht mit Rücksicht auf die Gleichheit der Sprache oder die Verwandtschaft geschlossen, wenn auch letztere nach der Art wie die Emanation neuer Stämme vor sich ging, gewöhnlich die Gruppierung selbst am wesentlichsten beeinflußte. Wenn überhaupt eine Sprachgemeinschaft wie zwischen den Urgermanen und Urslaven — in diesem Falle in einem älteren asiatischen Verkehrscentrum — geschaffen war, so konnte auf jener weiteren Stufe des sprachlichen Bedürfnisses eine Verständigung zwischen Stämmen beider Gruppen in betreff dessen, was Gegenstand des Friedensverkehres war, nicht schwer sein.

Während so nachmals auf der einen Seite die Sarmatoslaven die finnischen Bulgaren in ihren Verband aufnahmen, sehen wir ihnen bei Ptolemäus in einer früheren Zeit (2. Jahrh.) jene Bastarnen beigezählt, die wir durch den älteren Strabo als germanischen Stamm und nachmals wieder im Bunde mit den Goten kennen lernten. Es ist nicht schwer, die Bedingungen zu ermessen, unter welchen ein Stamm gleich den Bulgaren in solchem Verbande sein Sprachgut allmählich gegen das der anderen Bundesglieder vertauschen konnte. Der germanische Stamm wird keinen Anlaß dazu gehabt haben, denn was der Sarmate dem Skythen an Begriffsvorräten etwa bieten konnte, das besaß jener bei dem gleichen Stande der Wirtschaftsverhältnisse selbst; wo aber ein Stamm des relativen Urvolkes der Finnen in ein solches Verhältnis zu den Sarmaten trat, da erneuerte sich durch dessen Einfluß sein ganzes wirtschaftliches Leben auf dem Fuße des ihm vormals fremden Nomadentums und mit dieser Erneuerung mußte allmählich ein neues Sprachgut bei ihm eindringen.

Ptolemäus zählt ferner auch die Jazygen, deren Name später zum Gemeinnamen für Bogenschützen (Jaszok, Jassus) wurde, und die Aestuer vom Frischen Haff bis zum Finnischen Meerbusen der Sarmatengruppe zu. Beide Stämme dürften dasselbe Verhältnis, wie die nachmaligen Bulgaren darstellen. Dagegen bezeugen uns die nach Ptolemäus von der Weichsel bis zur Memel wohnenden Weneden, wie weit bereits im zweiten Jahrhunderte n. Chr. die Expansion der arischen Sarmaten fortgeschritten war.



Wir sehen hier in allem einen vollständigen Parallelismus mit der Entwickelung des skythisch-germanischen Volkstums, und auch dieser Parallelismus macht es uns schwer, an die Verdunstung der Skythen zu glauben; denn wenn nun schon nach der gangbarsten Zurechtlegung jenes Skythentum schließlich im Sarmatentum aufgegangen sein sollte, so wäre ja nun doch diesem unabweislich zuzugestehen, was jenem angeblich unmöglich sein sollte, der Uebergang des Naturvolkes zum Kulturvolke. So wie wir uns durch nomadenhafte Expansion die Völkersäule von der Basis der Pontusküste von der Donau bis zum Don in der Hauptrichtung aller Flußbetten schräg hinauf wachsend dachten über die Wasserscheiden hinweg bis an die Mündungen der Elbe, Oder und Weichsel, so erscheint jetzt in diesem Anschlusse die slavische Völkersäule emporwachsend von den nordwestlichen Ufern des Kaspischen Meeres bis an das Ostseegestade zwischen Weichsel und Düna. Wie sich dann das anwachsende Germanentum gleichsam einen vorgeschobenen und verjüngten Volksherd im Suevenstamme mit den Hauptsitzen in der heutigen Niederlausitz gründete, von dem dann wieder die Emanation neuer Stämme nach Westen und Südwesten hin ausging, so bilden im Slavenbereiche die Ptolemäischen Weneden, die nachmaligen „Wenden“ jenseits der Weichsel einen zweiten Stammherd für die spätere Besiedlung des Westens.

Aber gerade in diesem Parallelismus mit seinen Nebenumständen liegt die so verschiedenartige Zukunft beider Stämme, wenn man so sagen will, ihre gesonderte Zukunftsmission eingeschlossen, und jene Linie vom Don zur Weichsel scheidet das so nahe Verwandte, wie mitunter ein unbedeutender Hügelrücken das Wasser benachbarter Quellen nach verschiedenen Oceanen sendet. Das Germanentum berührte erst an seinen beiden Enden, bald auf der ganzen südwestlichen Seite seiner Völkersäule das Bereich der Kultur. Schon jene zweiseitige Berührung war es, welche das Römerreich aus seiner Schwerpunktlage rückte, in ein westliches und östliches zerriß. Wie es dann seine Aufgabe in dem Eindringen in das Bereich der Kultur in jedem Sinne des Wortes fand, und wie es sie löste, wie in anderen Stammesverbindungen neue Sprachherde mit neuen Sprachbildungen und neuen Kultursaaten jeder Art entstanden, das füllt die Blätter der Geschichte der „Völkerwanderung“.

In diesen großen Völkerprozeß konnte das Slaventum wegen seiner Lagerung nur spät und einseitig eingreifen. Als die Germanen ihren Wikingserwerb ins Große ausdehnten, in wohlgeplanten Unternehmungen das Reich der mittelländischen Kultur stürmten, wie einst die Ostsemiten und nach ihnen die Arier des östlichen Zweiges das Kulturreich der südasiatischen Stromniederung überwältigt hatten, verbreiteten sich die Slaven noch in jener primären Expansionsweise des Nomadentums und nahmen größtenteils in dieser Weise die von den Germanen geräumten Niederungen und Mittelgebirgslandschaften bis in die untere Wesergegend und nach dem

heutigen Thüringen hin geräuschlos in Besitz. Aber diese räumliche und zeitliche Verspätung des Slaventums auf dem Schauplatze der europäischen Geschichte ist nicht der einzige Unterschied, der für seine Zukunft maßgebend wurde. Während das Germanentum auf seiner Wirtschaftsstufe fertig und gefestigt dasteht und von da aufnehmend mit der höheren Kulturstufe in Berührung tritt, erscheint das Slaventum um dieselbe Zeit ohne solche Berührung gleichsam abgebend von seinem Kulturschatze an die Völker niederer Stufe, in deren erziehender Beeinflussung schon damals seine geschichtliche Aufgabe lag. Dieses schwere Zugewicht ist eine zweite wichtige Ursache seiner relativen Kulturverspätung. Schon in des Ptolemäus Völkertafel sehen wir es an dieser Kulturaufgabe arbeiten, einen Beweis des Gelingens führt uns nachmals die Slavisierung der Bulgaren vor Augen.

Wenn nun auch beiderseits der Kulturstand durch dasselbe Merkmal der gleichen Wirtschaftsstufe gekennzeichnet erscheint, so steht doch wieder dem hohen Alter der skythischen Kultur bezüglich vieler Stämme, die wir nachmals im sarmatischen Verbande finden, nur ein sehr jugendliches gegenüber. Dieser Unterschied wird sich uns noch insbesondere auf dem Gebiete der socialen Organisation darstellen.

Wie wir oben beispielsweise in dem großen Suevenstamme mit seinem Centralherde in der deutschen Niederung oder in dem Wendenstamme an der Weichsel dem alten Skythen- und Sarmatenstamme am Pontus gegenüber junge Sprossen, im Verhältnisse zu einer jüngeren Gruppe von Völkern aber gleichsam neue Keimzellen erkennen mußten, so führt auch wieder vom pontischen Nomadenstamme durch die heutige Kirghisensteppe ein Wurzelfaden weiter zurück zu einem noch älteren Wurzelstocke.

Dieses echte Nomadenstammland in Hochasien nennt Ptolemäus das asiatische Skythenland; es liege zwischen jenem Sarmatien im Westen, Indien im Süden und Serica, dem „Seidenlande" China, den Norden aber schließt das „unbekannte" Land; ein großes Gebirge teilt es in zwei Teile. Auf dieses ausgedehnte Land Turan einschließlich Ostturkestans weist von allen Seiten die Geschichte als auf die Geburtsstätte der großen Rassendifferenzierungen; ebenso zeigt sie uns dasselbe zuletzt als die Wiege des echten Nomadentums und als die Heimat der wichtigsten Nährpflanzen des nordischen Anbaus. Seine unermeßlichen wasserreichen Ebenen boten der ersten Expansion Raum, und die unübertroffene Mannigfaltigkeit seiner Lagen aufsteigend von den Tiefen des Kaspischen Sees bis zu der Alpenlandschaft von Kaschmir und den Gipfeln des Thian Schan, von dem Breitengrade Algiers bis in die Region des sibirischen Winters bot einen ausreichenden Anlaß zu jenen Differenzierungen. Ihr Einfluß bekundet sich zugleich in dem Reichtum an Arten der Tierwelt, der von jetzt ab eine große Rolle im Wirtschaftshaushalte des Menschen zugeteilt war.

Zugleich zeigen uns die geschichtlichen Berichte und Denkmäler, daß



von hier aus, die Nordrichtung ausgenommen, eine ähnliche Verbreitung jüngerer Rassen strahlenförmig vor sich gegangen sein muß. Was wir soeben genauer betrachten konnten, war nur einer dieser Wege; aber die Art, wie auf diesem Wege die Stämme staffelweise vorrückten, wie immer wieder gleichsam aus dem äußersten Leitauge des letzten Zweiges ein neues Reis hervortrieb, um vorläufig wieder mit einem solchen Auge abzuschließen, bis auch das, doch erst nach längerer Ruhe, sich wieder öffnete, diese Art dürfte für die Völkerbewegung auf allen ihren großen Radialstraßen typisch gewesen sein. In dem Maße, als die vorgeschobenen Stämme unter Einflüsse gerieten, von welchen jene in den Ruhepunkten verbliebenen nicht berührt wurden, setzte sich die Differenzierung der Völkertypen selbst noch auf diesen Wegen fort. Darum mußten im Völkerleben die Söhne den Vätern und Großvätern immer wieder unähnlich werden; darum ist es ein vergebliches Bemühen, den Typus des Niederdeutschen oder den des Hellenen irgendwo in ihrer Urheimat entdecken zu wollen, und wir glauben, daß das selbst mit Bezug auf die in der Zucht des Menschen mitverbreiteten Tierrassen zumeist vergeblich bleiben dürfte.

Nur hier in dieser „asiatischen Skythia" kann es gewesen sein, wo einst die Urstämme der arischen Sprachenfamilie in jener Art Friedensverkehr standen, welcher bis zu dem Grade der durch den praktischen Bedarf benötigten Einheit das Sprachgut austauschte. Die strahlenförmig geordneten Wege bezeichnen die Wanderzüge der Kelten, der Skytho-Sarmaten, der pelasgischen Völker, der Perser und der indischen Arier. Von diesen bleiben die Skytho-Sarmaten am längsten dem echten Skythentypus treu, nicht weil sie notwendig die jüngste Wanderungsschicht sein mußten, sondern weil sie am längsten in den von ihnen betretenen Flachländern für ihre Wirtschaftsweise ein Genügen finden konnten, und weil sie auf ihrem Wege keinen älteren Kulturherd fanden. Es mußte sich erst das Hellenentum zu ihnen ausbreiten, um ihnen zu gewähren, was es selbst einst durch die Berührung mit den Phöniziern empfangen hatte.

Aus der gegenwärtigen Völkerverbreitung ersehen wir, daß eine ähnliche Ausstrahlung der weißen Rassen nach Norden zu nicht stattgefunden haben dürfte. Wir haben vielmehr ein Recht, hier eine Berührung mit der gelben Rasse uns in ähnlicher Weise vorzustellen, wie wir sie an der Fortsetzung der Grenze nach Westen hin, zwischen Slaven und Finnen stattfinden sahen. Nur war hier auch für die gelbe Rasse — für Turanier und Mongolen im engeren Sinne — der Boden zweifellos günstiger als in ihrem nördlicheren Verbreitungsgebiete, und wie sie im Osten zu einer eigenartigen Kultur gelangte, so wird sie auch im alten „Skythenlande" Asiens sich leichter auf die Höhe der Kultur des Nomadentums gehoben haben. Da nun aber, wie wir sahen, die wirtschaftlichen Verhältnisse und nicht Abstammungsfragen es sind, welche die Friedensverbände der Einzelstämme ihrem Bestande nach beeinflussen, so kann hier in Bezug auf die

Sprachausgleichung auch das umgekehrte Verhältnis, wie wir es zwischen Slaven und Bulgaren kennen lernten, nicht unbedingt ausgeschlossen sein. Es wäre wenigstens möglich, daß hier beispielsweise Türken und Magyaren, deren körperlicher Typus so wenig mit dem mongolischen gemein hat, auf diesem Wege, gleichsam als umgekehrte Bulgaren, zu ihren turanischen Sprachformen gelangt wären.

Sicher aber ist, daß wie an der Wolga, so auch hier der Fortschritt der höher entwickelten Wirtschaftsweise auch zur gelben Rasse überging, und nun innerhalb dieser dieselben Expansionserscheinungen stattfanden; darum öffnete sich dasselbe Thor in der Kirghisensteppe, das einst die arischen Skythen nach Europa geführt, fortan im Laufe der Geschichte so oft auch den Nomadenhorden mongolischer Farbe oder Sprache: Hunnen, Awaren, Magyaren, Mongolen, — oder solche wählten, wie Seldschukken und Türken, die südlichere Pforte, die über Armenien nach Kleinasien führt, denselben Weg, den wahrscheinlich Jahrtausende vor ihnen die pelasgische Wanderung gegangen war.

Auch von diesen Horden kamen viele nicht ganz mit leeren Händen. Wir haben ihnen nur den Schaden, den sie in den bestehenden Organisationen anrichteten, besser gemerkt, als die kleinen Angebinde, die sie dem aufgespeicherten Schatze der Kultur zulegten. Wer will, wenn sich sein altväterisch Hausgärtchen im ersten Frühlingsschmucke zeigt, noch daran erinnert sein, daß vor ihm ein Stückchen von der Steppe Turkestans erblüht! Es wäre nun am Platze, uns den Umwandlungen des Kulturbodens zuzuwenden, wie wir diesen Abschnitt mit der Betrachtung der ersten Kulturversuche begonnen haben. Es besteht ein Meinungswiderstreit unter den Fachgelehrten, ob auf germanischem Boden — und daher ließe sich auf die Allgemeinheit schließen — der Landbau die älteste Kulturerscheinung als Wirtschaftsform sei, oder ob ihm das Nomadentum voranging [1]). Thatsache der Ethnographie ist, daß die Versuche des Anbaus dem Nomadentum der Zeit nach lange vorangingen, der räumlichen Ausdehnung nach weit jenes überragen. In dieser Form haben wir sie eingangs betrachtet. Wollen wir ihnen nun aber auf ihren weiteren Fortschritten folgen, so zeigen sie sich in denjenigen Gebieten, in denen sie überhaupt zu hervorragender Bedeutung gelangten, von jenen des Nomadentums so abhängig, daß wir uns dieses in seiner Entstehung und in seinem unvergleichlichen Einflusse auf die Kultur vorführen müssen, ehe wir zu der Entwickelung des Anbaus in seinem Zusammenhange mit den großen Völkerbewegungen, die wir oben zu skizzieren versuchten, zurückkehren können.

---

[1]) Vergl. Inama-Sterneggs Werk über die Geschichte der deutschen Landwirtschaft und dessen Besprechung durch A. Meitzen.



Das Nomadentum und die Verbreitung der Zuchttiere.

Die große Völkerbewegung, die uns der vorangehende Abschnitt übersichtlich zeigte, war in der Art, wie sie sich vollzog, gänzlich abhängig von der verstärkten Expansionsfähigkeit der Stämme infolge des Ersatzes der Mutternahrung durch tierische Milch, infolge der Reichlichkeit der Ernährungsmittel überhaupt, welche die im Naturzustande herrschende Unterdrückung des Zuwachses hemmte, und endlich infolge der Verwendung von Tieren als Transportmittel, einer Erfindung, welcher allmählich der erweiterte Gebrauch von Tieren als Motoren zu verschiedenen Arbeitsverrichtungen folgte. Indem die Ernährung der Nutztiere im Gegensatze zu dem mühsamen Sammeln der Pflanzenvorräte keine andere Arbeit als die der Hütung beanspruchte, diese bei Nachtzeit aber durch das Feuer im Dienste des Menschen besorgt wurde, so mußte diese Summe von Fortschritten einen immer größeren Ueberschuß menschlicher Thatkraft, den einst gänzlich die Nahrungssorge gefangen gehalten hatte, frei werden lassen.

Aus der Art, wie sich diese Befreiung zunächst äußerte, könnte vielleicht nur wieder einer der Beweise dafür entnommen werden, daß die Natur des Menschen von Haus aus böse sei und jede Entfesselung demnach nicht zum Fortschritte, sondern nur zur Häufung des Bösen führen könnte; denn in der That ist Raub und Krieg, ein blutiges Ringen der Völker auf dieser Stufe in einem Umfange hervorgetreten, welchen die Stammfehden der alten Urfamilien keineswegs erreichten. Allein den Zustand der Fremdheit — Hostilität würde vielleicht bezeichnender sein — der Urfamilien untereinander, jenen Zustand, der an sich der natürliche war, solange er nicht gleichsam social-künstlich in den des bedingten Friedens umgewandelt wurde, diesen Zustand, der nur der primitive Gegensatz eines Rechtszustandes ist, hat das Nomadentum nicht geschaffen; es hat ihn vorgefunden. Und weil es ihn so vorfand, so hat sich sein großer Ueberschuß freigewordener Energie auf diesem Boden bewegt; zum Nomadentum ist das Beduinentum, oder mit gut germanischem Worte bezeichnet, das „Wikingtum“ als ein wesentlicher Bestandteil hinzugetreten. Das letztere Wort — von wîh, wîc, zu eigen gemacht, oder heilig, geweiht —

bezeichnet den Beutekrieg ganz treuherzig richtig als den „Eigentumserwerb“ dieser Stufe. Die Turkmanen im alten Stammlande unserer Vorfahren sind diesem Erwerbe treu geblieben, bis sie vor wenig Jahren das Zarentum gebändigt, in seinen Friedenskreis gezwungen hat. Der Wiking ist übrigens keine neue Erfindung des Nomadentums; er ist ganz und gar die alte Art der Besitzergreifung des Notwendigen, das noch niemand gehört; der „niemand“ aber ist jedermann außer dem Stamme, ein „Nichtmensch“; im Stamme aber leben „die Menschen“, wie wir bereits zeigten. Nur mit neuen und weitreichenden Mitteln betreibt der Nomade diesen alten Erwerb, und er richtet sich gelegentlich auch auf neue Objekte, wenn sie sich ihm bieten.

Das Nomadentum negiert also zwar keineswegs den alten Grundsatz der Rechtlosigkeit des Stammfremden, es hält im Principe den alten Begriff der Hostilität aufrecht; trotzdem aber bahnt sich durch dasselbe ein gesellschaftlicher Fortschritt an: es liegt seinem ganzen Erwerbsbereiche einerseits das Princip der Konzentrierung großer Massen zu Grunde, und es empfindet andererseits in der Gegenseitigkeit des feindseligen Handelns mit verstärkten Mitteln die Unzulänglichkeit der Familienisolierung; es schafft sich die Freiheit und Sicherheit der eigenen Bewegung in größeren Räumen durch immer weiter reichende Friedensbündnisse von Stamm zu Stamm und bereitet auf diese Weise, ohne seinen Erwerb aufzugeben, der Kultur des Friedens einen immer weiter sich erstreckenden Raum. Der scheinbare Widerspruch, der darin liegt, kennzeichnet auch den sittlichen Charakter des Nomaden und des Wikingers. Welche Ehrbarkeit und biedere Rechtlichkeit spricht nicht aus den nordischen Sagen, und wie treulos, gewaltthätig und grausam erscheint derselbe Mensch in seinen Berührungen mit der Außenwelt! Die Seinen loben nach beiden Richtungen hin seine Tüchtigkeit und Tugend.

Noch nach einer andern Richtung hin müssen wir des Vergleiches wegen unseren Blick wenden, wenn diese rauhen Seiten des Nomadentums unser moralisches Urteil verleiten wollen, den Kulturfortschritt zu verkennen, der dennoch in ihm liegt. Die nordamerikanische Rasse, die kein Nomadentum und keine Viehzucht kennt, hat in einem einzigen großen Staatsgebiete — in Mexiko — den Versuch gemacht, eine Kultur der Seßhaftigkeit, des Ackerbaus und Gewerbes zu gründen — mit großem Erfolg nach jener Richtung hin; aber zugleich unter Wahrung und Großziehung eines wahrhaft barbarischen Elementes, des Kannibalismus. Die bezwungenen Stämme bildeten selbst die Herde, aus welcher die Sieger ihren Fleischbedarf griffen — die blutigste Reaktion gegen die Einseitigkeit der Ernährung in den der Jagd entzogenen Gebieten der ausschließlichen Landbaukultur. Wir werden allerdings sehen, daß der Kannibalismus an sich in denselben Vorstellungen wurzelt, welche auf einer bestimmten Stufe die Einrichtungen des Kultes bestimmen und daß insbesondere der altmexikanische Kannibalismus den Kult



zu so entsetzlicher Blüte brachte; aber wir wissen andererseits bereits, daß der Kult nichts aufnimmt und schafft, was nicht vorher schon im Leben irgendwie begründet war. Wir behaupten nicht, daß gerade Menschenfraß die notwendige Folge sei, wenn der männliche Teil einer Bevölkerung die ihm in langer Uebung zum Bedürfnis gewordene Fleischnahrung sich vorenthalten und sich ausschließlich auf Pflanzennahrung angewiesen sieht; aber wenn einmal durch welche Vorstellung immer vermittelt, der Mensch im Menschen selbst eine Nahrungsquelle gefunden hat, dann muß jene Beschränkung dahin führen, diese unheimliche Quelle öfter und immer öfter aufzusuchen, auch außerhalb der Anlässe, die ursprünglich dahin führten; es tritt an die Stelle einer gleichsam legalen Befriedigung des Fleischhungers eine illegale und gerade ein dunkles Bewußtsein dessen erhöht die betäubenden orgiastischen Formen dieses Genusses — ein trauriger Abweg, von welchem die im übrigen hohe und schöne Kultur Altmexikos nicht mehr zurückfinden konnte.

An diesem gähnenden Abgrunde führt das Nomadentum den Menschen mit rauher aber fester Hand glücklich vorbei. Spuren und Zeugnisse, daß man einst auch auf dem heutigen Kulturboden der alten Welt vor dem Genusse von Fleisch seiner Gattung nicht zurückgeschreckt, treffen wir freilich überall; wo aber das Nomadentum zu einiger Blüte gelangt, da schrumpft die Uebung zu einem Rudimente zusammen oder verschwindet. So zeigt uns auch Herodot noch jenseits der Skythen an der Grenze seines Gesichtskreises „Androphagen"; wie sich aber das Nomadentum über sie hinaus verbreitet, verschwindet im germanischen und slavischen Bereiche das Menschenessen bis auf geringe Spuren und Rudimente. In genetischer Verbindung mit dem Menschenessen steht das Menschenopfer; es ist lediglich die Uebersetzung des ersteren in den Kult, schwindet aber nicht wie jenes mit dem Bedürfnisse, sondern wird durch die konservierende Macht des letzteren lange darüber hinaus erhalten. Aber auch diesen Bann bricht die fortgeschrittenere Wirtschaftsfürsorge; gerade innerhalb des Nomadenbereichs und seiner Kultur treten die „Lösungen" und Lösungssagen auf, deren bekanntesten Typus die Abrahamssage darstellt: das Opfermesser droht über dem Erstgeborenen; da tritt der Widder an seine Stelle. Die Phönizier, deren in anderer Richtung weit höhere Entwickelung weniger zur Viehzucht hingedrängt wurde, haben keine Lösung und keine Lösungsmythen erfunden.

Trotzdem die beiden Strömungen so weit auseinander führten, kommen sie doch aus derselben Quelle: aus dem Ungenügen an ausschließlich vegetabilischer Nahrung, welches sich, wie wir annehmen müssen, gerade beim Manne durch den vereinzelten Genuß warmblütiger, tierischer Kost immer mehr steigerte. Kaltblütige Tiere als Zukost, Muscheln, Fische, Reptile, Insekten und ähnliches erreichte auch noch die Frau mit ihren Mitteln und von ihrem durch das Feuer befestigten Standplatze aus; aber zu Erlegung der warmblütigen Tiere des Feldes und der Luft gelangte der Regel nach

nur der Mann, und nur in seiner Hand sehen wir das Urgerät zur leistungsfähigeren Waffe fortschreiten. Wie so häufig wurde nun gerade das Unterscheidende, das warme Blut selbst, der Gegenstand der Betonung. Vielleicht liegt auch ein uns unbekanntes physiologisches Moment einem wirklichen Bedürfnisse zu Grunde; vielleicht hat auch hier wieder die Sucht des Menschen, sich auszuzeichnen, ihre Hand im Spiele, ehe eine volkstümliche Deutung der physiologischen Verhältnisse den Genuß des Blutes als den übermenschlich kräftigenden Seelentrank bezeichnete und dem gern mit ausgezeichneter Stärke prahlenden Urmenschen empfahl. Kurz, wie immer diese Momente sich kombiniert haben mögen, das warme Blut wurde nun einmal der ausgezeichnete und auszeichnende Genuß des Mannes. Die größeren Anforderungen, welche seine gefahrvollere Lebensweise an seine Kräfte stellte, verlangten einen kräftigen Ersatz, den er in übereinstimmender Weise auf der ganzen Erde — wir werden noch sehen, wie die Ausnahmen die Regel bestätigen — in dem Lebensarkanum des warmen Blutes suchte.

Ein anderes Bedürfnis, das nach dem Genusse von Fettstoffen, war jedenfalls physiologisch begründet. Es mußte weniger hervortreten bei dem gleichmäßig fleißigen Walten der Frau, als bei den sprunghaften Ueberanstrengungen des Mannes und mußte sich steigern mit der Verbreitung des Menschen in höhere Lagen und nördlichere Breiten. Ein geringeres Maß dieses Bedürfnisses deckten auch vegetabilische Stoffe; es war aber, wie wir noch sehen werden, nur wenigen Kulturbereichen gegönnt, auf einen entsprechenden Anbau — wie Olive und Sesam — ein belangreicheres Kulturmoment zu gründen. Seit einmal der Mann in dem erlegten Tiere eine reichlichere Quelle des erwünschten Stoffes entdeckt hatte, wendete sich seine ganze Bemühung nach dieser Richtung hin.

„Blut und Fett“ ist daher ein Losungswort der Urzeit, das uns von da her in hundertfacher Weise in die Ohren klingt — am längsten natürlich wieder im Kult erhalten, als das Leben schon in einer kunstvolleren Kombination das Ziel der Ernährungstechnik erkannte. Die eigentliche Fettquelle im tierischen Leibe aber ist die Umhüllung der Nieren, bei gewissen Tieren das Mark der Knochen. Zersplitterte Röhrenknochen in den Resten der Vorzeit haben die Archäologen wiederholt als Zeugnisse der Gourmandise jener Zeit gedeutet. Wie man diese Köstlichkeiten roh genoß, haben wir schon oben angeführt.

Je mehr sich diese Richtung entwickelte, die Handlungsweise sich mit Vorstellungen verband oder gar anfing, ins Symbolische auszuweichen, desto mehr trat symbolartig die Bedeutung von „Herz und Nieren“ hervor. Das war es, was man eigentlich im erlegten Tiere als das köstlichste suchte — und nicht bloß im Tiere, solange man den Stammfremden nicht in seine eigene Gattung einschloß, ja selbst dieser gegenüber eine Scheu vor einem „Aufessen aus Liebe“, von dem die Redensart noch spricht und die wir bereits

als eine seltenere Art von Bestattungsweise kennen lernten, nicht empfand. Weit über die Thatsachen hinaus erhielt uns oft der fixierte Sprachausdruck ein Zeugnis der Geschichte: „Und das Schwert Sauls ist nie leer wiedergekommen von dem Blut der Erschlagenen, von dem Fett der Helden [1])." Ebenso verklingt es in eine Allegorie, wenn der Griechen Ares sich mit dem Blute der Gefallenen sättigt [2]), und fast wörtlich übersetzt die Redensart der Edda [3]):

„Da saugt Nidhöggr
Der Verstorbenen Leichen,
Der Menschenwürger."

Aber jedenfalls weniger allegorisch meint es Herodot: „Wenn ein Skythe seinen ersten Gegner erlegt hat, so trinkt er von dessen Blut [4])" — obgleich auch hier schon in der Beschränkung ein Uebergang zum Rudimentären und Symbolischen unverkennbar wird. Wir werden seiner Zeit auch die unbeschränkte Sitte dieser Art kennen lernen. Einen Einwand gegen die oben besprochene Stammesverwandtschaft von Skythen und Germanen wird man schon im Hinblicke auf jenen Nidhöggr in diesem barbarischen Zuge nicht erblicken dürfen. Im Gegenteil, wenn man aus solchen allgemein menschlichen Dingen, die nur Kulturstufen, aber nicht Rassentypen kennzeichnen, schließen wollte: — die germanischen Sagen sind voll von ganz übereinstimmenden Zügen. Als wollte die Edda Herodot illustrieren, erzählt sie [5]), wie Regnir Fafnir erlegte „und schnitt das Herz aus mit dem Schwerte, das Ridil heißt, und trank dann das Blut aus der Wunde". Und „Sigurd hieb Regni das Haupt ab und aß Fafnis Herz und trank beider Blut, Regnis und Fafnis [6])".

Oder:

„Bemeistert Euch Högnis,
Daß ein Messer ihn teile,
Reißt ihm das Herz aus [7])!"

Hier ist es allerdings die Beimischung der Feindschaft, die Sättigung des Hasses, welche hineinspielt; aber man bediente sich in gleicher Weise auch des Blutes der Tiere und zwar, worin ja für uns auch allein das Besondere liegt, des rohen, warmen Blutes. So erzählen dänische Sagen von dem Genusse von Bärenblut, und der Geschichtschreiber [8]) setzt erklärend

[1]) 2. Samuel. 1, 22.
[2]) Ilias V, 289.
[3]) Völuspá 45.
[4]) Herod. IV, 64.
[5]) Fafnismál 26.
[6]) Ebend. 39.
[7]) Atlamál 55.
[8]) Saxo Gramm. ed. Stephanii II, p. 31.

hinzu, daß die Alten geglaubt hätten, es liege etwas besonders Stärkendes in solch einem Trunke. Von diesem Glauben stammt endlich noch das Volksheilmittel des Blutgenusses ab, gegen das auch in Deutschland noch im 11. Jahrhunderte die Kirche ankämpfen mußte [1]).

Nach einer zweiten Richtung hin blieb die Erinnerung im Volksaberglauben erhalten, zum Teil bis auf den heutigen Tag, ja diese Richtung ist eigentlich von der oben berührten des Mythentums nicht streng zu scheiden. Der „Teufel" Grendel, der im christianisierten Beowulf sein Wesen treibt [2]), trinkt den Menschen das Blut aus den Adern und benimmt sich dadurch wie ein „Vampyr". Solche Vampyre sind die Sorte von „Hexen", welche Menschen durch das „Ausessen" des Herzens töteten.

Die beste Konservierung hat wie immer der Kult dem Blutgenusse angedeihen lassen; das Ausgießen des Blutes auf Gräber und in Grablöcher, auf Altäre, das Sprengen und Streichen desselben auf Kultobjekte aller Art, das alles hält einen Genuß aufrecht, der einst den Menschen der höchste war. Eine ähnliche Rolle hat sich das Nierenfett im Kulte erhalten und unter den Bräuchen des Kannibalismus [3]). Wenn sich aber schließlich auch im Kulte dessen Widerstandskraft geringer zeigte, als die des Blutes, so lag das sichtlich an der erleichterten Möglichkeit eines Ersatzes. So hat in Indien das Sesamopfer seine Stelle eingenommen; Blut aber ist so einziger Art, daß es dafür im Kult keinen Ersatz gab oder gibt.

Das Ernährungsbedürfnis, welches sich in solcher Weise äußerte und aus seinem ersten Stadium derartige Denkzeichen zurückließ, war eines der Momente, welche zunächst durch die Vervollständigung der Waffen und Fangmethoden der Jagd nach Tieren einen immer größeren Umfang gaben. An die Jagderlegung schloß sich in einzelnen Fällen der Fang lebender, an die Begrenzung und Bewachung der Jagdgebiete eine Hegung derselben, an die Hegung der Tiere unter besonders günstigen Umständen die Zucht, der bedeutendste Fortschritt der Fürsorge auf dem Gebiete der Ernährungstechnik.

Aber dieser Weg und dieses Absehen sind nicht die einzigen, welche jenen Uebergang zur Tierzüchtung und im glücklichen Falle zur eigentlichen Viehzucht anbahnten. Von den übrigen mögen als die wichtigeren zwei genannt werden. Ein Motiv dieser Art bietet eine natürliche Freude des Menschen an den Bewegungen oder dem Farbenspiele verschiedener Tiere, und die Vorliebe, mit solchen sich gleichsam schmuckweise zu umgeben. Manchmal wird diese Beziehung auch geradezu in dem Gebrauche ausgedrückt,

---

[1]) „Qui sanguinem aut semen biberit, tres annos poeniteat." „Uxor, quae sanguinem viri sui pro remedio gustaverit, XL dies poeniteat". Höfler, Concilia Pragensia XI, XII.

[2]) Beowulf v. 1478.

[3]) S. Andree, Anthropophagie. S. 58, 59.



welchen er von solchen Tieren macht. Ein viel seltsameres, aber auch viel folgenreicheres Motiv beruht in einer sehr verbreiteten Kultvorstellung, welche Tiere und Kultobjekte in die engste Verbindung bringt. Wir werden die eigentümlichen Resultate dieser kultlichen Tierzucht und der unbeabsichtigten aber erfolgreichen Domestizierung bestimmter Arten auf diesem Wege kennen lernen. Wenn wir als Repräsentanten jener Gruppe etwa den Papagei nennen können, so sehen wir in der Hauskatze das bekannteste Resultat der Domestizierung des Kultes, im Pferd das verbindende Glied zwischen beiden Gruppen.

So haben die Indianer mit einer sehr geringfügigen Ausnahme kein Tier der Nahrung oder eines besonderen Nutzens wegen gezähmt, liebten es aber sehr, junge Tiere jeder Art aufzuziehen und zu Schmuck und müßiger Unterhaltung bei der Hütte zu halten. So traf man auf Long-Island [1]) Raben, Elstern, Kraniche, Adler, aber auch Füchse, junge Wölfe und selbst Bären in der Gesellschaft der Menschen. In dem Prozesse der Zähmung lag nicht einmal die Schwierigkeit und das Wesen des Fortschrittes dieser Art. Dieser beruhte vielmehr in jener Fürsorge, welche von der Zähmung zu Gunsten der Wirtschaftsvorräte umfassenderen Gebrauch machte. Die Gelegenheit, junge, unbehilfliche Tiere an sich zu nehmen und aufzuziehen, ergibt sich dem Jäger oft. Selbst ein nicht gerade verwundeter Wisent oder Auerochs (Bos Bison) gilt nicht für so unbändig, wie er allerdings aussieht; „ein einziger Hund kann ihrer viele verjagen". „Wird eine Büffelkuh geschossen, so bleibt ihr Kalb bei derselben ruhig stehen, bis ihr der Jäger die Haut abgezogen hat, folgt ihm dann in seine Jagdhütte nach und verläßt ihn nicht mehr [2])." Es wäre also auch für den Indianer kaum schwer gewesen, dieses Tier von jung auf zu zähmen und etwa in offenen Gehegen im Vorrat zu halten; aber ihm fehlte lediglich der wirtschaftliche Antrieb hiezu. Irokesen und Delawaren jagten nicht einmal gerne dieses Rind, weil sie das Fleisch von Hirschen und Bären vorzogen und an solchem keinen Mangel hatten. Andere Stämme fanden in der Prärie die Bisonherden so sicher, als ob dieselben in ihrer Hegung grasten, und statt sie nach Vorbedacht und Ortskenntnis auf die besten Weiden zu treiben, hielt sie vielmehr nichts ab, dem unentwegten Instinkte der Tiere zu folgen. Es fehlte in dem unermeßlichen Bereiche der ununterbrochenen Grassteppen an Komplikationen, welche zur Erhaltung des Rindes in ausgiebiger Zahl den leitenden Verstand des Menschen zu Hilfe gerufen hätten.

In ähnlicher Weise halten die südlicheren Indianer [3]) eine Menge Hühner, ohne einen anderen Nutzen daraus zu ziehen, als ihren Kopfputz stets mit bunten Federn spicken zu können und sich an dem nächtlichen

---

[1]) Waitz a. a. O. III, 87.
[2]) Loskiel a. a. O. S. 102.
[3]) Appun a. a. O. II, 183.

Krähen zu erfreuen. Ebenso hielten es schon vor hundert Jahren die Puristämme Brasiliens, welche eine Menge Hähne — ursprünglich von den Portugiesen eingehandelt — hegten, aus den Hühnern sich aber nichts machten [1]). Daß es kein wirtschaftlicher Vorbedacht ist, welcher unter diesen, aber auch unter einer Menge afrikanischer Völker, das importierte Huhn als Haustier beliebt gemacht hat, zeigt am besten der eigentümliche Abscheu, welchen sowohl jene Südamerikaner gegen das Fleisch als auch die Eier der Hühner als Speise haben. Wir treffen diesen Abscheu auch bei den afrikanischen Waniamwesi und den Galla. Hier aber hat er seinen Grund wahrscheinlich in einer „heiligen Scheu", die noch darauf zurückweisen dürfte, daß die Zähmung dieser Gruppe von Vögeln, wie wir noch sehen werden, einem Kultgedanken entsprang. Die rationalistische Deutung der Galla gibt dafür die Verwandtschaft der Hühner mit den Geiern an. Dagegen ist es auf Polynesien und Melanesien ein einheimisches Huhn, welches daselbst von den Eingeborenen gezähmt wurde.

Während nach der einen Richtung hin der wirtschaftliche Fortschritt immer neue Tierarten einbezog, hatte sein immer ausschließlicheres Ueberwiegen zur Folge, daß die Zähmung anderer Tiere, welche von einem anderen Gesichtspunkte aus unternommen worden war, wieder entfiel. In Aegypten zeigen uns die Denkmäler in mehreren Fällen eine eintretende Beschränkung der gezähmten Arten. Marder, Frettchen, Hermeline waren früher Haustiere oder wurden wenigstens gleich solchen in Gewahrsam gehalten [2]). Affen und Meerkatzen kamen hinzu. Heute haben wir kaum noch ein rechtes Verständnis für den Schmuck, mit dem noch im 16. Jahrhunderte nach Garzonis Schilderung eine vornehme Courtisane ihr Boudoir ausstattete. „Ein Affe oder eine Meerkatze sitzt am Fenster an einer und ein Marder auf der anderen Seite." Aeneas Sylvius fiel seiner Zeit in Wien die Menge von Vögeln auf, die man in den Sälen und Sommerstuben zu halten pflegte. Je geringer der Haushalt des Naturmenschen ist, desto unentbehrlicher scheint ihm die kleine Freude der Umgebung durch die Munterkeit der Tierwelt. Wir gewahren die letzten Ausklänge ebensowohl in den Stubenvögeln des armen Gebirgshäuslers, wie in den stattlichen Hirschen und Bären der Burg- und Stadtgräben, in dem Interesse an weither eingeführten Tieren.

In einzelnen Individuen lassen sich Tiere aus allen Gattungen, selbst solche der großen Katzengeschlechter zähmen. Wenn nun schon jener Hang einen der Antriebe dazu bildete, so ist jener erstere der menschlichen Auszeichnungssucht nicht zu übersehen. Nicht nur am Hofe des Negus von Abessinien wurden zahme Löwen gehalten, wir sehen sie wiederholt auf ägyptischen und assyrischen Denkmälern in Begleitung der Könige. Wenn

[1]) v. Eschwege a. a. O. I, 114.
[2]) A. Schultz a. a. O. I. 347 f.

uns dann gezeigt werden soll, wie sich diese Bestien bei der Jagd und im Kampfe für ihren Herrn nützlich machen, so hat dabei der Künstler das Leben wohl nicht ganz genau kopiert. Das Wesentliche war jedenfalls die ganz außerordentlich seltene Auszeichnung, die sich ein Mensch durch den Besitz solcher Tiere erwarb, der schreckhafte Eindruck, den sie zu Gunsten ihres Herrn auf die Menge machen mußten, also ganz dasselbe Motiv, welches die Geschichte des Schmuckes in Bewegung setzte. Daß das Ziel häufig genug erreicht wurde, bezeugen die auszeichnenden Beinamen von Personen und Ortschaften, welche ein solches Verhältnis verewigen.

Da nun dieser Trieb im Menschen, wie wir wissen, ein sehr ursprünglicher ist, so wird es an Fällen von Tierzähmungen auch in frühester Zeit nicht gefehlt haben; schwieriger ist es aber bekanntlich, das gezähmte Tier im Zustande der Gefangenschaft zur Zucht zu bringen und so den Anfang zur Zähmung der Art zu machen. Aber gerade die Lebenshaltung des vorzeitigen Menschen erleichterte wesentlich diesen Uebergang; auch das an den Menschen gewöhnte Tier vermißte kaum die Freiheit. Gerade bei den eigentlichen Nutztieren bestand die erste Zähmung nur in einer Art Hegung; wir erfahren noch im frühen Mittelalter von einer eigenen Art von Schweinen, welche immer wieder aus dem Zulauf wilder Eber zu den zahmen Herden hervorging; so gering war noch die Scheidung. Ebenso sehen wir Antilopenarten in der Hegung der Altägypter, die nachmals wieder völlig in den wilden Zustand zurückfielen.

Das wichtigste Mittel der weiteren Zuchtfortschritte war ein zwar nur sehr allmählich aber in einfachster Weise sicher wirkendes. Es ist ein Princip, das Kapitän Galton [1]) bei den jetzt Viehzucht treibenden Wilden Südamerikas als aus frühesten Zeiten „von Geschlecht zu Geschlecht bis auf den heutigen Tag" erhalten beobachtet und dargestellt hat, und überraschend vielleicht durch seine Einfachheit. Machen jene Stämme den Versuch, wild lebende Herdentiere durch Bewachung zu hegen und in ihrer Freiheit zu beschränken, so entspringen gewöhnlich die wildesten Stücke einer solchen Herde von selbst „und sind vollständig verloren". Von den zurückgebliebenen sind es dann immer die relativ wildesten, welche man zum Schlachten zunächst aufs Korn nimmt, so daß allmählich nur immer zahmere Stücke ihre Eigenschaften einer künftigen Generation mitteilen können.

Dieselbe Auswahl traf aber der Mensch nach Zeugnis der ägyptischen Geschichtsquellen auch wieder unter den einzelnen Tierarten selbst. Er versuchte es zunächst auswahllos so gut wie mit jedem jagdbaren Tiere, hielt aber schließlich nur an der Züchtung jener Arten fest, bei welchen jene engere Auswahl von Erfolg gewesen war. Er wurde also selbst ebenfalls nur stufenweise vom Jäger zum Viehzüchter. Von größtem Vorteil für

---

[1]) Ethnological Society's Transactions vol. III, p. 137; W. Bagehot, Ursprung der Nationen. Leipzig 1874. S. 60.

diesen Wirtschaftsbetrieb wurde der Fangstrick, den wir, wie schon angeführt, ebensowohl bei den Sarmaten [1]), als auch den Altägyptern antreffen. Mochte dazu auch ein Lederstreifen genügen, so war doch wohl das Vorkommen der Hanfpflanze im Skythenlande vielleicht nicht ganz ohne Einfluß auf die weitere Entwickelung.

Eine solche Viehhegung mußte nicht unbedingt zum Nomadentum führen. Wir können den Aufschwung, den sie nahm, vorzugsweise an zwei Punkten beobachten: Aegypten ist gleichsam das Prototyp und mehr als wahrscheinlicherweise auch der Ausgangspunkt der afrikanischen Viehwirtschaft, Turan im weitesten Sinne das der asiatischen. Erstere ist ein seßhafter und halbseßhafter, letztere der echt nomadische Betrieb; zwischen beiden veranlaßten die lokalen Umstände Uebergänge der mannigfaltigsten Art. Der Charakter der ägyptischen Viehzucht wurde sichtlich durch das Vorherrschen des in der Flußniederung frühzeitig zu hoher Blüte gelangten Getreidebaus bedingt. Hier lag zweifellos einer der Anlässe der Hegung der wilden Wiederkäuer des Landes und ihrer Einschließung in bestimmt begrenzte Gebiete in dem gebotenen Schutze der Anbauflächen vor den Verheerungen der Herden, deren Nahrungswert man doch keineswegs unterschätzen konnte. So entstanden „Gehege", welche dem Wesen nach nichts anderes gewesen sein können, als unsere altdeutschen „Bannforste". Nur enthielten sie in den Antilopen-, Ziegen- und Rinderherden des afrikanischen Bodens ein dankbareres Zuchtmaterial als unsere heimischen Urwälder.

Als nachmals Vertreter des hochasiatischen Nomadentums ein Kompromiß mit der Landbaukultur schließen mußten, sehen wir ganz ähnliche Erscheinungen hervortreten; es entstehen aus dem Kulturlande ausgeschiedene freie Weiden und „Gehege" des Viehs. Von solchen sprechen die Volksrechte [2]).

Diese Art Viehzucht der Seßhaftigkeit oder der Halbnomaden hat sich wahrscheinlich erst von Aegypten aus in verschiedenen Uebergangsformen über einen großen Teil von Afrika verbreitet, findet sich aber überhaupt auch nördlich und östlich vom Indischen Ocean in irgend einer Weise vertreten, ohne daß wir erraten könnten, ob sie hieher verbreitet oder hier in ähnlicher Weise entstanden sein müßte. Kennzeichnend ist ihre Beschränkung auf die im indisch-afrikanischen Gebiete einheimischen Tiergattungen. Während Aegypten selbst mehrmals seinen Viehstand mit dem des hochasiatischen Nomadentums tauschweise ergänzt hat, bildet der Sudan heute noch die Grenzmark wie für nordisches Getreide, so für die Gattungen des echten

---

[1]) Pausanias I, 21, 6.

[2]) So Lex Rothari: „ex gaio regis", Lex Bajuv. t. 6: „kehaio". Daraus, nicht aus Gau, entstand die Bezeichnung „Gai", in welches heute noch der Fleischhauer nach seiner Ausdrucksweise das Vieh holen geht.

Nomadenviehs; jenseits desselben kennt man weder Kamele, noch Esel, noch Pferde.

Auch das asiatische Hochland, Turan und Ostturkestan mit seinen Alpenlandschaften bot einen großen Artenreichtum von Tieren, darunter sich mehrere außerordentlich bewährten. Hier aber folgte der Mensch, durch keine belangreichere Pflanzenkultur gefesselt und durch den größeren Wechsel der Jahreszeiten gezwungen, seinem lebenden Proviante und wählte für diesen nach Erfahrung und Ortskunde die wechselnden Weiden; er wurde Nomade. Nicht in der Viehzucht an sich, sondern in dieser Form derselben lag der große Gegensatz zwischen Aegyptern und „Hirten"; nur diese Wanderhirten verachtete der Kulturmensch der „schwarzen Erde" als „Barbaren". Man macht sich aber von dem „Wandern" der Nomaden gewöhnlich eine zu unbeschränkte Vorstellung. Die alte Familie als Stamm hat ebenso gut ihr bestimmtes Weidegebiet, wie die viel niedriger stehende Australierfamilie ihr Jagdgebiet in anerkannten Grenzen besitzt. Nur innerhalb jenes, allerdings im Verhältnisse zu den Bedürfnissen der Kulturmenschen außerordentlich weiten Gebietes wandert sie von Weide zu Weide, nur in diesem Gebiete kennt sie jede Stelle der wegelosen Steppe, vornehmlich von bestimmten Wahrzeichen und Wasserplätzen geleitet, nur hier ist sie zu Hause, und sie hängt nicht ohne Heimatsgefühl an diesem Lande, dessen Orientierungs- und Mittelpunkte die Malzeichen der Gräber des Stammes sind, auf welche auch die Skythen den Perserkönig in ihrem städtelosen Lande hinwiesen.

Es ist uns von Kennern russisch-asiatischer Nomadenvölker wiederholt versichert worden, daß eine solche Horde nie ohne zwingenden Grund diesen Boden der Väter verlasse; aber es ist eben das Charakteristische dieser Lebensweise mit so mächtig erhöhter Fürsorge, daß dieser Grund mit zwingender Notwendigkeit immer wieder eintreten muß. Durch Vermehrung und Lostrennung von Familien entstehen immer wieder neue Mittelpunkte der Bewegung an der Peripherie der alten Gebiete, und so schiebt sich in der oben betrachteten Weise die Nomadenbewegung staffelweise zur Besiedelung immer weiterer Strecken vor, bis irgend ein Widerstand vor ihr oder irgend ein drängendes Ereignis hinter ihr zu geplanten Unternehmungen zwingen. Sehr viel des Bestimmenden liegt naturgemäß in der Beschaffenheit des Landes; diese entscheidet, ob der Familienstamm bis zu größerem Anwachsen beisammenbleiben und als eine volkreiche Einheit ein entsprechend großes Gebiet durchkreisen kann, oder ob gleichsam immer nur kleinere Splitter in beschränkteren Bereichen ihre Kreise ziehen dürfen.

Die vorzugsweise günstige Beschaffenheit der hochasiatischen Steppen für die Entwickelung großer Verbände bei einer Menge von differenzierenden Einflüssen ist von welthistorischer Bedeutung geworden. Das Gegenstück bilden Nomadenvölkchen in den Berglandschaften Südindiens. So ziehen die Stämmchen der Toda nur je zwischen zwei bis drei sogenannten „Mands"

oder Dörfchen in einem kleinen Kreise umher, so daß von den hundert Mands des Volkes je sechzig leer zu stehen pflegen. Man wagt es noch kaum, diese „Dorfwechselwirtschaft" Nomadentum zu nennen [1]). Zur Bereicherung der Kulturschätze haben die echten Nomaden in doppelter Weise beigetragen; sie haben die in ihrer Urheimat gezähmten Tiere weit über diese hinaus verbreitet und einige der wichtigsten, wie das Roß, gleichsam der ganzen Welt zum Geschenke gemacht, andererseits aber auch, wohin sie kamen, an den wilden Tieren einheimischen Schlages ihre Zucht erprobt.

Von einem anderen Standpunkte aus müssen wir innerhalb der Kulturstufe der gezüchteten Tiere, von Schmuck- und Kultusmotiven abgesehen, drei verschiedene Grade unterscheiden. Die Tierzucht der Fleischnahrung wegen hat, wie sich voraussetzen ließ, die weiteste Verbreitung. Sie gehört, die arktischen und ihnen nahe verwandten Stämme und den Buschmann im Süden ausgenommen, in irgend einer Form so ziemlich der ganzen Alten Welt an. Auch Australien ist die unterste Stufe derselben nicht unbekannt, auf Polynesien erstreckt sie sich um einen Grad weiter. — Die Zucht des Tieres zur Arbeitshilfe gehört den beiden letztgenannten Gebieten nicht an, und ihnen dürften in dieser Hinsicht auch noch einige Gebiete Afrikas anzuschließen sein. Dagegen erstreckt sie sich weiter nach Norden zu bis einschließlich zu der arktischen Rasse, und in Amerika hat ein einziges Volk, das altperuanische, aus eigenem Antriebe den Versuch gemacht, eine Lamaart zum Lasttragen abzurichten. Noch beschränkter und zweifellos jünger als alle anderen Zuchtarten ist die zur Gewinnung der tierischen Milch. Australien, Neuseeland, Neuguinea, Polynesien im weitesten Sinn, kurz das ganze Gebiet der Südsee, ganz Amerika und das Bereich der Arktiker, ja selbst das der finnisch-mongolischen Stämme Europas und wahrscheinlich auch Nordasiens ist, soweit es sich nicht um Entlehnungen jüngerer Zeit handelt, davon ausgeschlossen. Wenn, wie feststeht, die Finnen des Rentierbereiches die Zähmung des erwähnten Tieres erst durch Beeinflussung der Nordgermanen versuchten, während sie vorher dasselbe nur jagten, so ist selbstverständiich von einer früheren Kenntnis der Milchgewinnung nicht die Rede. Um so weniger können dann aber jene Urbevölkerungen Europas, deren Rassenzuteilung uns unsicher blieb, im Besitze dieser Kenntnis gedacht werden. Wir können also diese Erfindung nur in eine Zeit setzen, in welcher sich bereits eine rote Rasse losgelöst und über die Erde verbreitet hatte, dann aber dürfte sie bei Aegyptern und asiatischen Nomaden selbständig gemacht worden sein. Von dort aus dürfte sie dann bei der schwarzen Rasse Afrikas Eingang gefunden haben, wo sie jedoch zum Teil noch in so primitiven Methoden geübt wird, daß es zweifelhaft erscheint, ob nicht auch da noch an eine selbständige Erfindung

---

[1]) Marshall a. a. O.

jüngster Zeit zu glauben sei. Daß sich über die Art derselben nirgends eine historische oder auch nur sagenhafte Erinnerung erhalten hat, ist um so wunderbarer, als sie doch einer so verhältnismäßig späten Zeit angehört. Wieder nur auf ein engeres Gebiet innerhalb des der Milchgewinnung beschränkt erscheint die Uebung, Stuten zu melken. Alle die Völker, welche das Roß nur aus zweiter Hand bezogen, Aegypter, Semiten, Pelasger, blieben der Uebung fern, auch wenn nachmals seine Zucht sich unter ihnen besonders ausbreitete. Dagegen gehört sie den eigentlichen Rossenomaden in den pontischen Niederungen und von da durch Asien hinein an, und wurde hier schon zu Homers Zeiten geübt, wie sie heute noch daselbst ihre Heimat hat, wie immer die Völker seither gewechselt haben mögen.

Auf die außerordentliche sociale Tragweite jenes Fortschrittes im allgemeinen, der Einführung tierischer Milch als Nahrungsmittel des Menschen nämlich, haben wir schon wiederholt hingewiesen. Es ist nicht zu viel gewagt mit der Behauptung, daß von dem Momente an, da dieser Fortschritt gemacht wurde, alle Rassen und Völker der Erde aus dem Mitbewerbe um die Herrschaft über dieselbe ausschieden und die Hoffnung auf ihre Zukunft begruben, die sich demselben nicht anschlossen, an seinem Segen nicht teilnahmen. Alle diese Rassen blieben fortan von untergeordneter Bedeutung und viele sehen heute ihrem Aussterben entgegen, während fortan der Herrscherstab mit dem Hirtenstab vereinigt blieb und Homers „verehrliche Rossemelker" in ihren Nachkommen als Kelten und Germanen von der einen, als Slaven von der anderen Seite aus die Erde umspannen.

Auf die besondere Mission einzelner Nomadenstämme können wir am besten einen Blick werfen, wenn wir die eigentümliche Geschichte der wichtigeren Zuchttiere skizzieren. Sie ist freilich vielfach noch recht lückenhaft und vielleicht auch in dem, was wir bis jetzt als positives Resultat betrachten müssen, noch nicht über jede Einwendung erhaben; dennoch ist uns zum großen Teil dank den vortrefflichen Arbeiten V. Hehns ein orientierender Ueberblick ermöglicht [1]).

Der älteste Begleiter des Menschen aus dem Tierreiche ist ganz unbestritten der Hund. Nur höchst selten erfahren wir von einem Menschenstamm, der in so ärmlichen, entblößten Umständen lebte, daß ihm nicht einmal ein Hund diente. Dahin zählte die „Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches" (1777) die Bewohner einiger Inseln der Beringsstraße östlich von Kamtschatka. Es ist aber auch möglich, bei überseeischen Besiedlungen an einen Verlust zu denken. Im übrigen repräsentiert der Hund die unterste und erste Stufe menschlichen Wohlstandes, und wie man heute noch bei Verschlechterung der Umstände „vom Pferde auf den Esel"

---

[1]) V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergange aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie das übrige Europa. 4. Aufl. Berlin 1883.

kommt, so kommt der ganz Verarmte wieder „auf den Hund". Die außerordentliche Anzahl seiner Rassen entspricht seiner unbegrenzten Verbreitung durch alle Himmelsstriche, seinem großen Anpassungsvermögen und wohl nicht zu allermindest auch der seit Jahrtausenden fortgesetzten launenhaften Auswahl, die der Mensch gerade an diesem Tiere wie an keinem anderen übte. Bei jedem Zuchttiere steht so ziemlich die Rassenmenge mit der Dauer seiner Domestizierung im Einklange; aber gemeiniglich ist es irgend ein objektiveres Ziel, auf welches sich die Auswahl richtete. Dagegen zeugt die zügellose Mannigfaltigkeit der Hunderassen von einer subjektiven Willkür des Ausmusternden und das deutet immer noch darauf hin, daß schon frühzeitig bei der Züchtung des Hundes jene menschliche Eigenschaft im Spiele war, welche die Schmuckkleidung schuf. Ehe noch der Mensch irgend eine Zweckbestimmung des Hundes kannte, mag er sich seiner Begleitung gefreut und ihn wegen seiner relativen Harmlosigkeit vor allen jenen Tieren bevorzugt haben, welche von Natur aus Aasverzehrer wie dieser den Spuren des Jägers folgten, um an dessen Rastplätzen die reichlichen Fleischüberreste zu gewinnen. Es ist nichts wahrscheinlicher, als daß der Mensch der Vorzeit gerade auf diesem Wege die Bekanntschaft des Hundes gemacht hat und daß es die geringere Scheu und Bösartigkeit, die dieses Tier auch in der Wildheit neben Hyänen, Schakalen, Hyänenhunden und ähnlichen Schmarotzern auszeichnet, war, welche das Verhältnis allmählich freundschaftlicher gestaltete. Wir müssen uns dasselbe zunächst von der Art denken, in welchem heute noch im Oriente die Scharen herrenloser Hunde zu den Wohnstätten der Menschen stehen. Sie schließen sich an keinen Einzelnen, aber die Gesamtheit bindet sie, weil man ihnen da gerne den Vorzug vor anderen Tieren einräumt, welche sonst allenfalls noch das Vernichten der faulenden Abfälle besorgen würden. Waren die Lagerstätten des Menschen keine ständigen, so folgten ihm diese Schwärme der Nahrung halber auf seinen Zügen; so traf man oft den Australier, von Scharen seines einheimischen Hundes (Canis Dingo) begleitet, durch die Steppe ziehen.

Dann freute sich wohl der Mensch mitunter, ein einzelnes Tier besonders an sich gewöhnt zu sehen, oder er griff auch bei Nahrungsmangel nach dem fettesten Stücke des Rudels, das die Horde begleitete. Das Gekläff dieser futterneidischen Schmarotzer warnte ihn vor der Nähe eines anderen Raubtieres und das nächtliche Geheul zeigte ihm den unheimlichen Besuch der Geister an. Denn frühzeitig brachte der Mensch seine eigene Vorstellung von der Wesenheit des unsichtbar Wirkenden in einen Zusammenhang mit den Stimmäußerungen des Hundes gegenüber dem Menschen unsichtbaren Anlässen; er schloß daraus nicht ohne Logik, daß der Hund Unsichtbares zu sehen die Begabung habe, und da er nur eine Kategorie des Unsichtbaren und Wirkenden kannte, so besaß ihm der Hund die sehr schätzenswerte, wenn auch zugleich etwas unheimliche Befähigung, Geister zu sehen. Auch Homer gibt Zeugnis für diesen allgemein verbreiteten

Glauben [1]). Als Pallas Athene nur Odysseus sichtbar erscheint, da sieht und merkt auch Telemachos neben ihm nichts von der Göttererscheinung:

„Denn nicht allen sichtbar erschienen die seligen Götter;
Nur die Hunde sahen sie und bellten nicht, sondern entflohen
Winselnd und zitternd vor ihr nach der andern Seite des Hofes.“

Diese Vorstellung lebt im Volksglauben bis heute. Das nächtliche Heulen des Hundes bedeutet einen Todesfall in der betreffenden Richtung, d. h. der Hund sieht die Annäherung des Geistes, welcher als Todesursache betrachtet wird. Diese Eigenschaft mußte dem Urmenschen den Hund so wertvoll machen, wie nach dieser Richtung hin das Feuer. Indem der Hund aus bekanntem Futterneid auch den Kampf mit zudringlicheren Raubtieren aufnahm und diese vom Lager weg verfolgte, zeigte er dem Menschen eine andere Art von Verwendbarkeit; zuletzt wohl erst gelangte dieser dazu, ihn Lasten durch den Schnee schleifen zu lassen. Jeder dieser Züchtungszwecke hat irgend ein besonderes Hauptgebiet seiner Verbreitung, wie auch natürlich seinen entsprechenden Einfluß auf den Typus der so begrenzten Rasse gehabt.

Zu den wenigen Bevölkerungen, die noch in keinerlei solchen Beziehungen zum Hunde standen, zählen die vorzeitlichen Bewohner der Höhlen von Périgord, wenn sich aus dem Mangel an Ueberresten ein solcher Schluß ziehen läßt; dagegen findet sich der Hund bereits in der Gesellschaft des Menschenschlages, von welchem die dänischen Muschelhalden herstammen, und die Fundstücke lassen nicht verkennen, daß er diesen Menschen gelegentlich zur Nahrung diente, nachdem er sich von den Resten ihrer Mahlzeiten genährt hatte.

In derselben Stellung finden wir den Hund noch im Südseegebiete, einschließlich Australiens und Neuseelands, wohin er jedoch erst in Begleitung von Menschen gelangt sein dürfte; in einigen Gebieten, wie in Neuseeland, besteht darüber kein Zweifel. Der wolfartige „Dingo“ Australiens ist den halbwilden Hunden Indiens nicht unähnlich und treibt sich in kleinen Rudeln teils in der Wildnis, teils um die Lagerplätze der Schwarzen herum, die ihn ebenso zärtlich lieben, wie gerne essen. Die kleinen und unschönen Hunde, welche die Entdecker auf Neuseeland trafen, waren dagegen schon Haustiere im engeren Sinne, indem sie ihres Fleisches wegen dem Insulaner höchst wertvoll waren. Ebenso geschätzt war wegen des Mangels anderer Tiere ihr Pelz als Schmuck [2]). Dieselbe Stellung nahm der Hund auf den Gesellschaftsinseln und vielen anderen Gruppen der Südsee bis gegen den Ostindischen Archipel hin ein, wobei sich bezüglich der Nahrung ein Anpassungsvermögen ausspricht, das nur noch dem Menschen

[1]) Odyssee. XVI, 163 f.

[2]) Hawkesworth a. a. O. II, 309, 318; III, 29; IV, 165.

in ähnlicher Weise eigen ist. Während der neuseeländische Hund nur noch von Fischen lebte, war der tahitische vollständig Vegetarier geworden. Ebenso sehr zeigte sich aber auch eine Typendifferenzierung je nach dem Zwecke der Zähmung. Der Naturforscher Georg Forster spricht dem Masthunde der Südsee und insbesondere dem Neuseelands all die schönen Eigenschaften ab, welche die Hunderassen anderer Erdteile empfehlen, und vergleicht ihn wegen seiner Dummheit und Ungelehrigkeit unseren Schafen [1]). Dagegen wurde das Fleisch der Hunde sehr geschätzt und auf Tahiti beispielsweise dem der Schweine vorgezogen [2]).

Es bleibt aber unbestimmt, ob es die erste schwarze Besiedelungsschicht oder die nachfolgende der braunen Eroberer war, welche den Hund in das Südseegebiet brachte, dessen ursprünglicher Fauna er gewiß nicht angehörte. Sicher aber hat die schwarze Rasse in Afrika den Hund der Fleischnahrung wegen gezüchtet. Bei den Niam-Niam, Monbuttu und Mittu findet diese Zucht jetzt noch statt und Hundefleisch gilt als der größte Leckerbissen [3]), während andere Negerstämme dieses Fleisch mit Abscheu zurückweisen. Merkwürdig genug hat Schweinfurth darauf hinweisen können, daß in diesem innerafrikanischen Gebiete ein Zusammenhang des Genusses von Hunde- und Menschenfleisch bestehe. Dieselben Stämme, welche den Hund als Masttier züchten, sind entweder wie die Niam-Niam berüchtigte Kannibalen oder wie die Mittu des Menschenfressens verdächtig, „während im Gegenteil Bongo und Dinka das eine wie das andere aufs tiefste verabscheuen und zu beteuren pflegen, daß sie eher Hungers sterben als das Fleisch von Hunden genießen wollten". Auffallenderweise trifft beides auch im Gebiete der Südsee bezüglich der älteren Bevölkerungen in derselben Weise zusammen, und je ausschließlicher dort ein Volk auf die Hundemast sich verlegte — wie die Neuseeländer — desto länger und umfassender erhielt sich bei ihm auch der Heißhunger nach Menschenfleisch. Zweifellos liegt aber der Grund dieser Erscheinung in ihrem negativen Teil. Die Niam-Niam, denen „Fleischkost als das höchste aller irdischen Güter" gilt, züchten eben nichts, außer diesen kleinen spitzähnlichen Hunden und einigen Hühnern. „Ziegen und Kühe sind ihnen meist nur vom Hörensagen bekannt", für das Schaf haben sie keinen Namen und Esel, Pferde und Kamele gehören in ihren Vorstellungen zu den sagenhaften Tieren. Dabei muß aber hervorgehoben werden, daß die Jagd „zu gewissen Jahreszeiten" eine außerordentlich ergiebige ist. Es zeigt sich also, daß diese bei einer nicht andauernden Ergiebigkeit das einmal erweckte Fleischgelüste nicht zu befriedigen vermag und daß auch die niederste Stufe der Tierzucht, die des Hundes, für sich allein kein ausreichendes Genügen bietet. Erst ein weiterer Fortschritt auf demselben Wege überwand den Kannibalismus und ließ fortan zugleich mit

[1]) Ebend. IV, 178.

[2]) Ebend. II, 150.

[3]) Schweinfurth in „Globus" 1872. I, 131, 200, II, 226 und 1873 I, 5.

ihm die verwandte Stufe des Hundezüchtens verächtlich erscheinen. Unter diesem Urteile steht der Genuß des Hundefleisches bei weiter fortgeschrittenen Nationen bis heute.

Auch unter den Indianern haben es einige Stämme mit der Zucht des Hundes versucht, sowohl um ihn bei der Jagd zu benützen, als auch um sein Fleisch zu essen. Diejenigen im Quellengebiete des Mississippi richteten ihn sogar zum Schlittenziehen ab [1]), eine Verwendung, welche im übrigen die arktische Rasse kennzeichnet.

Die finnischen Völker lernten wir bereits in einem wirtschaftlichen Zustande kennen, der ebenfalls durch die Zucht des Hundes als des alleinigen Haustieres gekennzeichnet wird [2]). Wenn sich nun hierin die Menschen der Muschelhalden anschließen, so fehlt uns in betreff des Mittelmeergebietes eine ältere Bevölkerung von gleicher Wirtschaftsstufe. Daß aber auch diese vor den Pelasgern einst vorhanden war, dessen haben wir sichere Zeugnisse im Kulte. Das Hundeopfer, welches in Sparta der altübernommenen und gefürchteten Gottheit Enyalos dargebracht wird, hätte keinen Sinn, wenn diese Gottheit, die, einer älteren Bevölkerung angehörend, nach althergebrachter Weise verpflegt sein wollte, diese Speise verschmäht, d. h. wenn jene Bevölkerung nicht ebenfalls den Hund als Nahrungstier betrachtet hätte. Und sehr merkwürdigerweise knüpft sich wieder gerade an diese veraltete Gottheit mit dem Hundeopfer die Nachricht, daß sie in besonders wichtigen Fällen, so beim Ausbruche eines Krieges, auch Menschenopfer geheischt habe [3]). Wieder gehen also die Spuren einer wirtschaftlichen Stufe der Hundezucht mit der des Kannibalismus Hand in Hand. Dem Pelasgertum dürfen wir diese Vorbevölkerung nicht zuzählen, denn ein Volk, das auf seiner Wanderung Schafe, Rinder u. dergl. mit sich führt, pflegt kaum noch gleichzeitig jene Zucht zu wahren. Es bleibt nur die Wahl, an Völkerschaften von der Stufe der Finnen oder der dänischen Muschelesser oder endlich der Iberier, Ligurier u. dergl. zu denken. Einen genaueren Aufschluß kann uns leider auch die Sprachverwandtschaft nicht geben; denn von einer solchen dürfen wir auf dieser Stufe eine weitere Verbreitung nicht erwarten. Jedenfalls bewohnten damals Europa viele Stämme mit vielen Sprachen, die uns nur durch die gleiche Wirtschaftsstufe als eine Einheit erscheinen.

Wie wir von da aus in das Gebiet der eigentlichen oder höheren Viehzucht treten, sei es auf dem Boden Aegyptens, sei es auf dem des Nomadentums in Hochasien, wird die Stellung des Hundes eine wesentlich andere. Er hört auf, Nahrungstier zu sein, während seine sonstigen Fähigkeiten und Dienste besondere Beachtung finden.

---

[1]) Waitz a. a. O. III, 87.
[2]) Schiefner-Ahlquist a. a. O.
[3]) Pausanius. III, 14.

In ungefälschtester Weise brachte der arisch-persische Wanderzug diese uns eigentümlich anmutenden Anschauungen aus der Steppe, um sie hier dem Werke des Abschlusses nationaler und religiöser Einheit, das wir an den Namen Zarathustras (Zoroasters) knüpfen, zu Grunde zu legen. Dadurch bekamen sie anderen Religionsvorstellungen gegenüber jenen schroffen und einseitigen Ausdruck, der einen Zwiespalt setzte zwischen das im Kulturbereiche herrschende Volk der Perser und selbst die nächstverwandten Stämme in der Nomadenheimat.

Der Leser erinnere sich der der Identifizierung bis auf einen Schritt genäherten Beziehungen, in welchen wir auch bei dem fortgeschrittenen Volke der Hellenen der Vorstellung nach die Geister des Hauses zu der Feuerflamme desselben gedacht sahen. Wie die Menschenseele an all dem Ihrigen hing, so auch am Feuer ihres Herdes; wenn irgendwo, so hatte man die heimgekehrte in seiner Nähe zu suchen; kurz der Geist und das Feuer des Hauses wurden in der Vorstellung Eines, Eines wenigstens in dem Sinne, wie der Mann und seine Waffe oder die Person und ihr kennzeichnender Schmuck, oder inniger noch wie Leib und Seele eines Menschen. Wir sahen, wie dem Griechen [1]) diese Verbindung unter den Umständen seiner Lebenseinrichtungen eine unliebsame werden konnte, die zu unterbrechen er darum immer wieder das Feuer erneuerte. Aber der echte Nomade, der seinem Wirtschaftsbetriebe treu geblieben war, sah in dem ewig genährten Feuer seinen mächtigsten Schutz gegen jede Art Unholde der Nacht, und wenn es ein Geist war, der in dieser Verbindung mit der Flamme jenen Schutz übte, so war es ein gütiger, wohlwollender Geist. In dieser Anschauung waren viele Nomadenstämme Innerasiens einig; sie lebt heute noch fort in dem „Feuerkulte" mongolischer Stämme. Sie vereinigte auch noch die beiden arischen Zweige, welche ihre Unternehmungen nach Süden hin lenkten, die indischen Arier und die arischen Perser. Aber bei jenen blieb der Kult Agnis oder des Feuers immer nur einer neben vielen anderen Kulten, getragen von einer einzelnen Priesterzunft. Bei den Persern gelangte er in jener Einheitsbestrebung zum Siege über jeden anderen Kult; neben dem im Feuer wohnenden Geiste Ormuzd war jeder andere ein Unhold.

Neben dieser auf seiten der Perser gleichsam fortschrittlichen Unterscheidung lief nun die andere, welche in einer merkwürdigen Konservierung uraltertümlicher Vorstellungen bestand, die aber durch ein verbindendes Mittelglied jener als Parallelismus an die Seite gestellt wurde. Neben dem Feuer war es der Hund in seiner Eigenschaft als Erspäher der nächtlichen Unholde jeder Art, welcher dem Nomaden in derselben Weise unentbehrlich erschien, wie das Feuer; und insofern nun jeder Naturvolksstamm die Seinen „die Menschen", jeder seine Welt „die Welt" nennt, begreifen

[1]) S. oben S. 270.

wir den Satz des Nomaden, daß durch den Verstand des Hundes die Welt besteht [1]). Aber dieser „Verstand des Hundes" ist eben dem Altperser kein gewöhnlicher Hundeverstand, so wenig wie es in seiner Auffassung die Flamme an sich allein ist, welche vor Unholden schützt. Der Hund sieht die Geister und steht in einem geheimnisvollen Rapport mit ihnen nur, weil er selbst ein Geistwesen ist. Und wie die Vorstellung des Menschen dahin gelangte, das, was bei anderen Völkern, die nur mit der Zähigkeit aller Kultvorstellungen das Resultat festhielten, längst vergessen war, das hat wieder zum unterscheidenden Merkmale allen fortgeschritteneren Völkern gegenüber gerade das persische durch die Uebung urältester Sitten festgehalten.

Der Leser erinnert sich, daß wir in der Darstellung vorläufig bei der untersten Stufe menschlicher Kultvorstellung stehen bleiben mußten [2]). Auf dieser Stufe kam es dem Menschen nur darauf an, die scheidende Seele irgendwie zu bergen, daß sie verhindert werde, als Geist Unheil zu stiften. Ein Mittel glaubte man in der Aufnahme des Leibes durch Tiere zu finden; diese Tiere traten aber dann in einer weiter unten noch näher darzustellenden Weise als heilige Tiere in eine ähnliche Verbindung mit dem Geisterreiche, wie die Feuerflamme, — Gegenstände heiliger Scheu oder der Verehrung. Der persische Stamm hielt nun an dem Brauche jener ältesten Stufe der Bestattungsweise fest, wenn auch seine Vorstellungen von dem Schicksal der Seele mit denen anderer Völker sich zu höheren Stufen emporhoben, und das bekannte Gesetz der Kompatibilität hinderte ihn auch dann nicht, in dem leichnamvertilgenden Tiere ein heiliges und verehrungswürdiges Wesen zu sehen. Diese Verehrung für den Hund als ein heiliges Tier blieb nach Zeugnis des Zendavesta eine außerordentliche und hatte ein Verhalten gegen denselben zur Folge, das nicht ohne Einfluß auf den Typus des Thieres bleiben konnte, das immer noch in Rudeln halbwilder Individuen nicht bloß die Mahlzeitsabfälle an den Wohnplätzen, sondern vorzugsweise die offen hingelegten Leichen an den Bestattungsorten umschwärmte.

Es war ganz richtig, wenn Herodot nach seinen Erkundigungen die Hunde der Perser deren Totengräber nannte. Nur im Angesichte eines ihm vorgehaltenen Hundes konnte der Altperser ruhig sterben; er konnte dann darüber beruhigt sein, daß ihm kein anderes Los als das seiner Vorfahren bevorstehe. Der Vendidad nennt auch die Arten von Hunden, welche zu dieser unentbehrlichen Ceremonie verwendbar sind [3]). Nach Bun-Dehesch [4]) ist der Hahn — bekanntlich auch ein Aasfresser und

[1]) Vendidad XIII.
[2]) S. o. S. 93 ff.
[3]) Vergl. Kleuker, Zend-Avesta III, p. 250.
[4]) Bun-Dehesch XIX.

Wächter der Nacht — in allen Dingen der treue Genosse des Hundes. Unter den Weltgeschöpfen, welche von Darudj — den unholden Geistern — geplagt werden, „vereinigen Hahn und Hund ihre Kräfte". Es sind aber schon geschiedene Hunderassen, welche die Herden und wieder jene, welche die Wohnhäuser beschützen. Der Hahn aber „soll Wache halten über die Welt, gleich als wäre kein Hund der Herden und kein Hund der Häuser geschaffen". „Wenn der Hund mit dem Hahn gegen Darudj — den bösen, ahrimanischen Geist — streiten, so entkräften sie ihn, der sonst Menschen und Vieh peinigt; daher heißt es: durch ihn werden alle Feinde des Guten überwunden; seine Stimme zerstört das Böse." Einer solchen Bedeutung des Hundes entspricht dann natürlich auch die Verpflichtung zu seiner Pflege. „Der Hund verlangt vom Menschen nichts wie Fleisch und Fett; ihm es geben ist Quelle der Gesundheit, die Ormuzd schenkt. Nichts Schädliches muß ihm gegeben werden." Wer ihm, auch unbewußt, Faules gibt, der müsse von den Priestern gestraft werden. „Nährt man ihn aber mit dem, was vorgeschrieben ist, so macht man alle Dews — bösen Geister — zu schanden." Das „Gesetz" der Parsen ist voll Fürsorge für den Hund. Es verbietet unter großen Strafbedrohungen, ihm die Jungen zu nehmen, ihn zu schlagen oder hungern zu lassen [1]), und rechnet seine Pflege besonders den Jungfrauen, die sich damit abgeben mochten, als verdienstliches Werk hoch an [2]); ja es verrät noch die alte Kultbedeutung des Gegenstandes, indem es die Pflege des Hundes der Bewachung des heiligen Feuers gleichsetzt.

Es bedarf kaum mehr als der Andeutung, daß diese Art Behandlung eines Thieres, das an sich durch seinen Ernährungsinstinkt in die Gefolgschaft des Menschen gewiesen ist, von größtem Einflusse für dessen Zähmung und nicht minder auch für den Typus der aus solcher Zähmung hervorgegangenen Rassen sein mußte. Dagegen wollen wir noch einige begleitende Erscheinungen ins Auge fassen, welche geeignet sind, nach anderen Richtungen unser Verständnis vorzubereiten.

Die eben angeführte Gleichstellung des heiligen Feuers mit dem Hunde sichert auch letzterem eine Art von Heiligkeit, — ein Begriff, welcher dem vorzeitigen und dem Naturmenschen ebenso geläufig und in seiner Grundwesenheit verständlich war, wie er späteren Geschlechtern unfaßbar wurde. Wir werden noch die Sache selbst in ihrem inneren Zusammenhange besprechen müssen; hier schicken wir nur voraus, daß jene „Heiligkeit" ursprünglich in beiden Fällen ganz denselben Sinn hatte: auch den Hund begleitet wie das Feuer unsichtbar ein Geist; er ist ein von einem solchen in Besitz genommenes und darum „heiliges" Wesen; er kann ein „gött-

---

[1]) Vendidad, Fargard XVI, XIII.

[2]) Ebend. Farg. XV.

liches" sein, wenn jener Geist göttlich gedacht wird. Weil nun aber diese Heiligkeit des Tieres nur von dieser Verbindung abhängt, nicht aber der Tierspezies als solcher innewohnt, beziehungsweise in der Vorstellung des Menschen nicht von irgend einer Idealisierung an sich tierischer Eigenschaften abgeleitet ist, so muß auch nicht notwendig jedes Tier derselben Art in jener Verbindung stehen, nicht jedes ein heiliges oder göttliches sein. Eine kultartige Verehrung wird sich deshalb nur auf einen engeren Kreis zu erstrecken haben, während aber eine gewisse „heilige Scheu" allen gegenüber am Platze sein wird, weil dem in solchen Dingen vorsichtig furchtsamen Naturmenschen die stete Ungewißheit den Grundsatz empfiehlt, lieber mehr als weniger zu leisten. So scheidet sich die Tierverehrung in zwei Gruppen, in einen wirklichen Kult, der nur Individuen gezollt wird, und in jene vorsichtige Scheu, mit welcher der Naturmensch eine ganze Spezies von Tieren betrachtet. Die letztere Vorstellung erhält sich dann im Volke durchwegs länger als der thatsächliche Kult, der allerlei Verdrängungen ausgesetzt ist, und jene gibt dann in der Regel als zurückgebliebenes Rudiment Zeugnis von der ehemaligen Anwesenheit des letzteren. So haben uns unsere eigenen Volksüberlieferungen noch die Vorstellung bewahrt, daß es mit Hunden und Katzen oft „nicht richtig" sei, während ein wirklicher Kult solcher Tiere bis auf geringe Spuren in Vergessenheit gesunken ist.

Ist das Alles nun mit logischer Notwendigkeit die Folge der urzeitlichen Geistvorstellung des Menschen, so tritt, wie so oft, der Praxis zuliebe auch wieder ein mehr willkürliches Moment hinzu. Je mehr die Kultthätigkeit des Menschen sich entwickelt, desto wertvoller muß es ihm werden, wirklich zu wissen, in welchem Individuum einer Tierspezies er einen Geist besonderer Art zu suchen und zu respektieren habe, und in welchem nicht. Er gerät nun auf den Gedanken, in irgendwelchen äußeren Zeichen einen Fingerzeig für seine Wißbegierde zu erkennen. Wir werden an seinem Orte noch sehen, daß es in den verbreitetsten Fällen Albinismus der Tiere ist, hinter welcher in der That auffälligen Erscheinung der Mensch, dessen älteste Denkweise nun einmal diese besondere Richtung genommen hat, eine solche Andeutung sucht; die Zucht vieler Albinostiere verdankt dieser Auffassung ihre Fortschritte. Wie aber diese Annahme im Grunde doch eine willkürliche, d. h. nicht notwendig aus der einfachen Geistvorstellung abgeleitete ist, so teilt sie auch mit verschiedenen anderen das Feld. Gleich in unserem Falle ist es nicht der weiße Hund, in welchem das Zendvolk mit Sicherheit den geistbewohnten erkannte, sondern eine besondere Art, die sich durch „gelbe Augenbrauen, weiß und gelbe Ohren" auszeichnet; diese ist es, welche die Dew's, die bösen Geister, aus der Nähe des Menschen vertreibt [1]). Diese Art ist es, welche den Toten dreimal ansehen muß,

[1]) Vendidad Farg. XIII.

ehe man sich dem Leichnam nähern darf; andere Hundearten gewähren bloß durch ein mehrmaliges Ansehen einige Sicherheit [1]).

Nun verschwindet aber in historischer Zeit mit den Einheitsbestrebungen des persischen Volkes zu Gunsten des alleinigen Feuerkultes der wirkliche Kult des Hundes, beziehungsweise eines höheren Geistes in Verbindung mit ihm aus der Staatsreligion des Persers; jene Scheu und Verehrung aber bleiben zurück. Wie heute der dem gesamten sogenannten Tierkult zu Grunde liegende Gedanke unserem Vorstellungskreise völlig entfallen ist, so haben ihn auch früher schon zu höheren Stufen der Auffassung emporsteigende Völker, je nachdem dieser Fortschritt eintrat, zu verschiedenen Zeiten verlassen. Mit diesem Verlassen aber entfiel dem Menschen die Erklärbarkeit dessen, was davon in Brauch und Erinnerung fortlebte. Aber gerade mit solchen Fortschritten hielt das Erwachen des Forschens nach anderen Arten von Ursächlichkeit, als welche einst ausschließlich und alles in allem die Kultvorstellung geboten hatte, gleichen Schritt. Brauch und Sitte verlangten also als etwas thatsächlich Bestehendes eine Erklärung, und diese schuf nun jede fortgeschrittenere Zeit aus ihren Vorstellungen heraus, sei es, daß diese überhaupt jüngere und neue, oder der jeweilige Restbestand der alten waren. Es ist der älteste Rationalismus, welcher diese Erklärungen geschaffen hat, die, insofern sie in den Restbestand alter Kultvorstellungen zurückgreifen, wiederum als Mythen bezeichnet werden. Von solchem Umfange und solcher Bedeutung ist diese Art Mythenbildung, daß sie bis auf unsere Tage die Wissenschaft der Mythologie und Religionsgeschichte irregeleitet hat, indem sie sich ihr mit gefälschtem Taufscheine als das Ursprünglichste auf diesem Gebiete vorzustellen wußte. Deshalb konnten wir den Leser hier, wo wir die Spuren dieser Erscheinung zum erstenmale treffen, nicht stillschweigend an ihnen vorüberführen, obwohl sie uns von unserem Gegenstande ein wenig ableiten.

Der Zend-Avesta zeigt uns in hübschester Auswahl kleine Muster für jede Stufe solch rationalistischer Erklärung mit Bezug auf den Hund. Daß er einst, wofür immer noch die uraltertümliche Bestattungsweise zeugte, die Seelen in sich aufgenommen hatte, diese Vorstellung hatte durch die jüngere von einem besonderen Geisterreiche, das ein Gewässer von dem der Lebenden trennte, notwendig verdunkelt und schließlich verdrängt werden müssen. Woher nun dann die Heiligkeit des Tieres? Eine jüngere Zeit antwortete, die disparaten Thatsachen sich zurecht legend: über jenes Gewässer muß notwendig eine Brücke ins Totenreich hinüberführen, und da nun der Hund beim Tode eines „Gerechten" so unerläßlich ist, so muß er es sein, durch welchen jener Uebergang über die Brücke bewerkstelligt wird, mit anderen Worten: der Hund schützt den Gerechten beim Uebergang über die Brücke [2]); daher seine Verehrungswürdigkeit. Wieder eine jüngere Zeit

[1]) Vendidad Farg. VI und VIII.

[2]) Ebendas. XIX.

sucht in einem nur noch halb mysteriösen Zusammenhange die Erklärung für die überkommene Thatsache, daß von der entsprechenden Behandlung des Hundes — d. h. wie vom Kulte überhaupt — das Wohlergehen des Menschen abhänge: wenn man den Hund schlägt, vermehren sich die Uebelthaten der Wölfe und Räuber [1]). Endlich weiß eine relativ jüngste Zeit für die Hochschätzung des Hundes den sehr dürren Grund, daß seine Haut die erste Kleidung des Menschen gewesen sei [2]).

Ganz ähnlich verläuft die Geschichte des zahmen Hundes im altägyptischen Kulturgebiete; auch hier ist er nach Zeugnis der Denkmäler seit unvordenklicher Zeit der Gefährte des Menschen. Während aber die Zähmung sich in ältester Zeit auf eine größere Zahl von Arten erstreckte, als nachmals beibehalten wurden, war sie, was im Grunde damit zusammenhängt, nach der anderen Seite hin eine wenig intensive, vielmehr sehr unvollkommene. Ganz zutreffend rechnet F. Lenormant [3]) gerade den Hund unter diejenigen zahmen Tiere, welche „viel mehr unabhängige und fast freiwillige Gefährten als wirkliche und gelehrige Diener" des vorzeitlichen Menschen waren. Aber gerade diese Anlage und Neigung des Tieres führte zur Zähmung, und so entdeckte der Mensch am Hunde gleichsam das Princip derselben.

Eine Auslese des Nützlichsten hatte sich auch im alten Aegypten noch nicht vollzogen; noch im „mittleren" und „jüngeren Reiche" sehen wir vielmehr ihr allmähliches Fortschreiten. So findet sich in ältester Zeit in einzelnen Fällen auch der Schakal und viel häufiger der Hyänenhund (Canis pictus) in der Gefolgschaft des Menschen. Wie der Mensch auf den Einfall kommen konnte, sich der Hilfe eines solchen Tieres überhaupt bei seinen Jagden zu bedienen, das zeigen uns recht deutlich die Lebensgewohnheiten gerade dieser wilden Hunderasse. Während der Hyänenhund gleich anderen seiner Verwandtschaft den Menschengruppen der Nahrungsüberreste wegen gleichsam als Bettler folgte und sich ihnen aufdrängte, zeigte er auf der anderen Seite die Gewohnheit, rudelweise die Gazellen und Ziegen der Wüste zu verfolgen und zusammenzudrängen. Indem dies der Mensch beobachtete, folgte er ihm, um sich seiner Beute zu bemächtigen; so erscheint uns das Verhältnis beider auf dieser niederen Stufe gleichsam noch als ein gegenseitiges, nicht aber als das der unbedingten Herrschaft des Menschen. In der Richtung nach dieser hin aber fand fortan die Auswahl der Rassen statt. Indem es der Mensch mit verschiedenen in gleicher Weise versuchte, entdeckte er auch diejenigen, welche sich seiner wirklichen Herrschaft unterwerfen ließen, und diese verdrängten

---

[1]) Vendidad, Farg. XIII.

[2]) Bun-Dehesch XV.

[3]) Fr. Lenormant, Die Anfänge der Kultur. Jena 1875. I, 229.

dann die anderen minder fügsamen aus seiner Nähe. So verschwindet nach den Untersuchungen, die Lenormant an den Denkmälern anstellte [1]), der Hyänenhund in der Zeit der zwölften Dynastie gänzlich aus der Gesellschaft des Menschen, aber bald auch als wildes Tier aus der Nähe Aegyptens, zu dessen Fauna er heute nicht mehr gehört. Dieselben Instinkte, die ihn einst dem Menschen nützlich gemacht hatten, machten ihn jetzt nur noch zum gefährlichen Rivalen, und indem sich der Mensch nun, von qualifizierteren Gefolgstieren unterstützt, gegen ihn wandte, beschränkte er, so weit sein Arm reichte, das Verbreitungsgebiet des ehemaligen Gefährten.

Auch in diesem Prozesse, für den uns hier die Geschichte des Hundes nur als Paradigma dient, spielt die Durchmischung der Völker durch Wanderungen und Eroberungen eine bedeutende Rolle. Jeder Wanderzug bringt aus der Fremde wenigstens eine oder die andere neue Spielart des dienstbaren Tieres, und vor solcher Konkurrenz verschwinden die einheimischen Rassen von minderer Vortrefflichkeit. Auch diese, zweifellos mit vielem Ungemach für die Kulturvölker verbundenen Fortschritte müssen sich darum notwendig in viel rascherem Tempo unter Einfluß von Nomadenvölkern vollziehen, als unter solchen der niedereren Stufe. Darum verblieb umgekehrt die alte finnische Bevölkerung Nordeuropas so geschichtslos auf ihrem Standpunkte, bei ihrer armseligen Hundezucht stehen, und als auch sie sich vorwärts bewegte; verdankte sie alle Fortschritte der Berührung mit Nomadenvölkern.

Aber diese für die Kulturgeschichte nach vielen Richtungen hin so einflußreiche Völkermischung ist nicht die einzige Art von Einfluß, welche auf die Auswahl der tierischen Diener des Menschen geübt wird. In dem Falle des Hyänenhundes hat vielmehr Lenormant gezeigt, daß derselbe schon vor dem „Einfalle der Hirten", welcher im übrigen einen auslesenden Einfluß der besprochenen Art übte, aus der menschlichen Gesellschaft zu verschwinden begann. Den Grund, den wir also notwendig in einer anderen Richtung suchen müssen, bietet wahrscheinlich der Fortschritt der menschlichen Lebenshaltung selbst. Bei dem Fortschritte des Lebens zu immer größerer Seßhaftigkeit mußte ein Zeitpunkt eintreten, in welchem das nur halb dienstbar gemachte Tiergefolge dem Menschen mehr lästig als nützlich wurde, und von dem Augenblicke an begann der Kampf.

Dagegen gelang es den Aegyptern, den großen einheimischen Windhund Nordafrikas so vollständig zu zähmen, daß er mit dem Menschen den Uebergang zur festen Häuslichkeit vollzog, ein wirkliches „Haustier" wurde. Seine Rasse erhielt sich daher auch dann noch, als — seit der Zeit der zwölften Dynastie — ein fremder, stärkerer Jagdhund in Aegypten Eingang fand.

---

[1]) Ebend. S. 235.

Neben diesen für die praktischen Zwecke des Lebens, vorzugsweise für die Jagd gezähmten Hunden hat die Rasse des Fuchshundes „mit rotgelbem Pelz, zugespitzter Schnauze, spitzen Ohren und buschigem Schwanz" eine ganz andere Geschichte. „Er wird seit den frühesten Zeiten des alten Reiches auf den Denkmälern aller Perioden dargestellt. In den Scenerien des Alltagslebens auf den Wänden der Gräber versieht er die Stelle eines Haus- und Herdenwächters, er begleitet seinen Herrn oder dessen Leute; niemals findet man ihn aber bei Jagden angewandt, wie denn auch seine heutigen Abkömmlinge für diesen Dienst zu träge sind. Man findet Mumien von dieser Art in mehreren alten Grabstätten" [1]). Wir sehen zunächst, daß das veränderte Motiv der Züchtung auch einen anderen Charaktertypus des Tieres als Zuchtergebnis zur Folge hatte; dieser Hund ist gleich dem neuseeländischen Masthunde faul und untüchtig geworden. Die Geschichte dieser Domestikation des Kultes ist dieselbe, wie jene des heiligen Hundes des Zendvolkes, nur daß sie nicht die gleiche Verdunkelung erlitten hatte. Der Altägypter wußte es noch, daß in dieser Art des Hundes ein göttlicher Geist seinen Sitz aufzuschlagen liebt, und zwar ursprünglich die Gottheit desjenigen Stämmchens, das diese als Anubis zu bezeichnen pflegte. Darum trägt Anubis auf den ägyptischen Bildwerken den Kopf des Fuchshundes oder des nahe verwandten Schakals, und die Römer nannten ihn den „bellenden" — latrator Anubis. Dabei hat sich auch die Erinnerung an jene Beziehung erhalten, welche bei den Persern dem heiligen Hunde seine Bedeutung in Urzeiten verschafft hatte; auch Anubis galt noch immer als der „Beschützer der Gräber" [2]). Dieser religiöse Respekt vor dem Tiere hatte natürlich eine entsprechende Behandlung und diese eine eigene Art von Domestikation desselben zur Folge.

Ein Restchen solcher Verehrung hat sich im Orient von einem Volke auf das andere vererbt; man weiß nicht mehr recht warum, aber man hegt und schont mit heiliger Scheu in Städten und Bazaren Herden herrenloser Hunde.

Den Vorgang bei der allmählichen Zähmung der eigentlichen Schlachttiere von der Art der Ziegen und Schafe läßt uns die altägytische Geschichte mit Bezug auf verwandte Tierarten einheimischen Schlages nicht undeutlich erkennen. Wir gewahren den allmählichen Uebergang von der Jagd zur Hegung und von dieser zur Züchtung und Mästung, und es zeigt sich uns wieder, daß die ersten Versuche des Menschen viel weiter und wahlloser ausgreifen, während eine jüngere Zeit nach Maßgabe der gesammelten Erfahrungen und der Ansprüche der fortschreitenden Lebenshaltung das alte Inventar des Viehzüchters durch immer kritischere Auswahl

[1]) Lenormant a. a. O. S. 230.

[2]) Ebend.

auf immer weniger Sorten beschränkt. So haben [1]) die Aegypter in den ältesten Zeiten, in welche die Nachrichten der Denkmäler zurückreichen, nicht bloß die einheimischen Arten des Schafes und der Ziege, sondern außer den drei Arten von Antilopen — Antilope leucoryx, Pall., Antilope dorcas, Pall., und Ant. ellipsiprymna, Gray. — auch einen Steinbock — Capra sinaitica, Hempr. Ehrenb. — in ihrer Hegung gehalten. Aus Grabinschriften geht hervor, daß diese Tiere zur Zeit der vierten, fünften und sechsten Dynastie — etwa 4000 bis 3500 vor Chr. — auf den Gütern der Fürsten große Herden bildeten und mit Schafen, Ziegen und Rindern weideten. Zur Zeit der zwölften Dynastie aber, während der Zeit des sogenannten „mittleren Reiches" — ungefähr um 3000 v. Chr. — bildet nur noch die eine der drei Arten, Antilope leucoryx, von Hirten bewachte Herden, während die beiden anderen samt dem Steinbocke wieder wie in Urzeiten als Wild gejagt werden, und wieder ein Jahrtausend später, zur Zeit des „neuen Reiches" verschwindet auch die letzte Gazellenart aus der Zucht, und außer Rindern bleiben nur Schafe und Ziegen zurück. Lenormant [2]) glaubt, daß der „Hirteneinfall" dieser national-ägyptischen Zucht ein Ende bereitet habe; uns aber dünkt, daß auch dieses Ereignis nur den Schlußmoment in einem ganz natürlichen Ausleseprozesse bildete.

Wir dürfen uns diese älteste Art „Zähmung" großer Herden, die niemals die freie Weide verließen, nicht anders vorstellen, als etwa die Hegung des Wildes in unseren „Tiergärten", nur daß die großen Besitzer etwa die gegen die Wüste hin offene Grenze ihres Geheges durch ein Ueberwachen mit Hirten und Hunden abschlossen, während gegen das fruchtbare Land hin Wassergräben die Grenze bildeten. Welche Verwendung zur Güterbegrenzung solche fanden, das bezeugt unter anderem die ägyptische Vorstellung vom Jenseits, das nicht ohne solche Begrenzung gedacht werden konnte. Nach der Wüste hin aber mochten den Hirten natürliche Terrainverhältnisse zu Hilfe gekommen sein, abgesehen davon, daß die oasenartig gelegenen Weiden selbst Anziehungspunkte für die wilden Herden der Grasfresser bildeten. Darstellungen von Jagdscenen zeigen uns, wie die so von Hunden zusammengedrängten Tiere lebendig ergriffen wurden, während man andere durch die Fangleine zu Falle brachte. Während sich dieser Stufe von Hegung noch eine große Anzahl von Weidetieren willig anbequemte, mußten bei einer näheren Heranziehung an das stabile Haus des Menschen immer mehr Gattungen ausscheiden, während Schaf und Ziege als die ausgesiebten Arten auch dann noch zurückblieben.

Wie in diesen Zuchtversuchen Aegypten sichtlich selbständig vorging, so ist auch, abgesehen von der Verschiedenheit der Spielarten, nicht anzu-

[1]) Lenormant, „Ueber die Zähmung einiger Antilopenarten zur Zeit des alten ägyptischen Reiches" a. a. O. S. 217.

[2]) a. a. O. S. 219.

nehmen, daß die Ziege von dorther zu den alten europäischen Bevölkerungen gelangt sei. Sicher erscheint nur, daß sich gerade dieses Tier im südlichen Europa frühzeitig dem gezähmten Hunde wirtschaftlich beigesellte und als Schlachttier diesen hier früher, dort später verdrängte. Ziegenartige Tiere hatten, soweit sich noch erkennen läßt, vom Himalaja und Hindukusch bis Kleinasien, Nordafrika und einigen griechischen Inseln ihr natürliches Verbreitungsgebiet. Während hier die Hegung denselben Weg wie in Aegypten gehen konnte, gelangte das gezähmte Tier wohl vorzugsweise durch die Wanderungen der Völker nach dem südlichen Europa; Semiten, Griechen, Römer und Iberier hielten das Tier bereits in Zucht. Bei letzteren bildete es das Hauptnahrungstier der ärmsten Stämme; Ziegenfleisch gesellte sich zum Eichelbrot mit Ziegenbutter [1]).

Leider fehlt es an historischen Ueberlieferungen über die selbständige außerägyptische Verbreitung dieser für die ältesten Zeiten offenbar sehr belangreichen Zucht, in deren Gefolge wahrscheinlich zuerst die Gewinnung und Benützung der tierischen Milch auftrat, ein oft erwähnter Anlaß für ein außerordentliches Uebergewicht des betreffenden Volksstammes. Nur der griechische Mythus läßt uns wie durch einen Schleier eine solche Erinnerung erblicken [2]). Nach dem, was wir in betreff des Hundes bei Altpersern und Aegyptern kennen lernen konnten, werden wir — auch außerhalb des erst später herzustellenden Zusammenhanges der auf dieses Gebiet fortschreitenden Kultvorstellungen — unschwer deuten können, was ein Mythus sagen will, der ein Volk unter der Repräsentanz und Leitung der „Ziege“ auftreten läßt. Jene Analogie lehrt uns, daß in diesem Falle die Ziege dieselbe Stellung einnahm, wie bei Aegyptern und Altpersern der Hund, und dieses Verhältnis kann nicht außer irgend einer Verbindung mit der Zucht dieses Tieres gedacht werden, sei sie nun Ursache oder Folge desselben. Wir neigen aber dahin, das erstere vorauszusetzen und nach ebenfalls gegebenen Analogien anzunehmen, daß es innerhalb der genannten ihres Nutzens halber hochgeschätzten Tiergattung immer nur einzelne Individuen waren, welche sich einer besonderen kultlichen Bedeutung erfreuten. Eine besonders zutreffende Analogie für dieses Verhältnis gewährt uns, abgesehen von dem bekannteren Apis-Stiere, der Bock Binebdad zu Mendes in Aegypten [3]). Auch dieses Volksstämmchen im Gau von Mendes würde man nach dieser Art seines Kultobjektes ein „Ziegenvolk“ nennen können, ohne daß dieses Zusammentreffen auch auf einen verwandtschaftlichen Zusammenhang zu deuten braucht.

Ein solches „Aeg-“ oder „Ziegenvolk“ — Aix, die Ziege — ist es

---

[1]) Strabo, Casaub. p. 155.

[2]) Leipzig 1876. Vergleiche Lippert, Priestertum. II. S. 490 ff. Quellenangaben hiefür bei Hofmann, „Kronos und Zeus“.

[3]) Vergl. ebendas. I, 445.

nun, das uns der Mythus neben anderen und im Kampfe mit diesen in Altgriechenland vorführt; als das Centrum seines Besitzes läßt er uns jenes Inselmeer erkennen, das im Anschlusse an jene Thatsache noch den Namen des ägeischen — ägäischen — führt. Auf die Spuren eines Kultverhältnisses, das dieser Bezeichnung zu Grunde liegt, führen Denkmäler, wie sie Aegypten bewahrt hat. Noch Pausanias [1]) sah das Kultbild in Ziegengestalt auf dem Markte zu Phliasia, und Amalthea ist als „göttliche Ziege" genug bekannt. Auch Aegipan, die alte Gottheit, ruht noch auf Ziegenfüßen, und er besaß bei Marathon als Heiligtum eine Höhle mit ziegenähnlichen Steingebilden [2]). Im delphischen Mythus ist ein Aex ein Sohn des Python, zu Athen ein Aegaion Stammvater eines attischen Geschlechtes, und Aegeus ein mythischer König — sämtlich Personifizierungen jenes vorzeitigen Volkes mit dem unerklärbar gewordenen Namen. Sein Andenken bewahrte auch noch ein attischer Gau, der der Aigikoren, die man sich nachmals als Ziegenhirten deutete.

Nach einem älteren Mythus nun, dessen Andeutungen wir aus Hesiod herauslesen können, stehen im Osten des hellenischen Gebietes folgende Elemente im Kampfe: Menschen unter einer mütterlichen Organisation — das sind die Titanen oder „Söhne der Gäa" — Menschen unter Führung eines väterlichen Hauptes — die Mannen des Zeus — und, emblematisch ausgedrückt, jenes Aegvolk. Die beiden letzteren im Bunde besiegen die ersteren: Zeus siegt mit Hilfe der Aex. Deutlicher stellt eine jüngere Recension des Mythus die alte Erinnerung dar [3]). Die „Aegis" als ein verheerendes Ungeheuer repräsentiert ein Volk, das weithin zum Schrecken der anderen geworden ist: von Phrygien aus durchrast es den Taurus gegen Indien hin und wieder zurück alle Länder bis an die Küsten des Mittelmeeres und Epirus. Wo es einherzog, kamen die Menschen um oder flüchteten aus dem Lande. Endlich trat Athene — ein attischer Stamm — ihm widerstandskräftig entgegen; als Siegerin trug sie fortan — wie Zeus nach anderer Lokalisierung der Sage — das Ziegenfell, die Aegis, in ihrem Waffenschmucke. Mit anderen Worten: das einst gefürchtete Volk, ob besiegt oder nicht, trat endlich in einen friedlichen Verkehr und Verband mit den kräftigeren Stämmen der alten Bevölkerung des Landes. Wir aber dürften aus jener übersättigten Schilderung seiner Furchtbarkeit leicht jenen Eindruck nachempfinden können, den das erste Auftreten eines echten Nomadenstammes unter den Völkern älterer Wirtschaftsstufe hervorrufen mußte.

Einen dem entsprechenden Vorsprung würde einem Volke, das vorzugsweise und zunächst vielleicht ausschließlich die Ziege züchtete, ein solcher Fortschritt wohl nur unter der Voraussetzung gewährt haben, daß nicht

---

[1]) Pausanias, II, 13.

[2]) Pausanias, I, 32, 7.

[3]) Diodor, III, 70.

bloß der Fleisch-, sondern vorzugsweise der Milchgenuß zur Ernährung der Kinder in Betracht kam. Eine Tierzucht in Verbindung mit dieser Erfindung konnte dann allerdings dem betreffenden Stamme in Anbetracht seiner Beweglichkeit wie seiner Volksvermehrung ein großes Uebergewicht einräumen. Soviel der Mythus andeutet, kam der Anstoß zu der durch solche wirtschaftliche Differenzierung hervorgerufenen Bewegung, soweit sie Griechenland in ihre Kreise zog, aus Kleinasien, und wir müßten das betreffende Volk zweifellos der dunkel-weißlichen Rasse zuteilen, sofern es aber schon für ein „arisches" angesprochen werden soll, jenem Zweige dieser Völkerfamilie, welcher auf dem Wege südlich vom Kaspisee und Pontus nach Westen vordrang. Da aber schon zu Homers Zeiten jene Völkerbewegung ein Gegenstand des dichtenden Mythus geworden war, der seinem historischen Kerne nach kaum noch eine klare Auffassung fand, so steht chronologisch nichts im Wege, sie mit jener großen semitischen in Verbindung zu bringen, sei es, daß wir in jenen sogenannten Pelasgern einerseits, in den Semiten andererseits nur dem Sprachkreise nach getrennte Gruppen gleicher Wirtschaftsstufe, welche nebeneinander herzogen, erkennen wollen, oder annehmen, das Vordringen jener „Ziegenvölker" nach Europa sei durch die sich fortpflanzende Bewegung der fremdartigen Semiten veranlaßt worden. Movers[1]) glaubt dagegen, das Geschenk dieses Haustieres, dessen Heimat er in den Gebirgen Nordafrikas sucht, phönizischer Vermittlung zuschreiben zu können. So unsicher das aber auch bleiben möge, gewiß ist, daß die Ziege in den Gebirgsländern Südeuropas eine neue Heimat fand und von den wie immer genannten Einwanderern des Ostens bis zu den Iberiern des Westens etwa in der Weise sich verbreitete, wie im Norden durch die Berührung der echten Nomaden mit den Finnen die Viehzucht auch zu diesen gelangte, und sicher, daß durch diese Zucht namentlich infolge der Milchgewinnung in dem betreffenden Bereiche der Beginn einer neuen Kulturperiode eingeleitet wurde, einer Kulturperiode, welche sich weit über die der Hundezucht erhob. Diesseits der Alpen hat die Entwickelung der Viehzucht einen anderen Verlauf oder wenigstens einen anderen Anfang genommen. In den Berichten über die Funde in den Schweizer Pfahlbauten vermissen wir die Erwähnung der Ziege; sie dürfte nur im Gefolge römischer Landwirtschaft nach dem Norden vorgedrungen sein.

Der Ziege erscheint fast überall das Schaf beigesellt, nur daß sein ursprünglicher Ausbreitungskreis nach Norden zu weit weniger beschränkt ist und sonach das leicht zähmbare Tier wohl an verschiedenen Kulturherden zugleich und in selbständiger Weise in den Dienst des Menschen gelangt sein mag. Europa und Afrika besitzen je eine einheimische Schafgattung, Asien hegt deren in seinen Berglandschaften mehrere. In diesen Verbreitungskreisen konnte es überall leicht den Hund als Schlachttier ersetzen,

[1]) Movers, Die Phönizier, II, 2. S. 366 ff.

sobald sich nur die Aufmerksamkeit der Menschen auf diese Art Versorgung gelenkt sah. Während, wie wir annehmen, die Ziege eine Art epochalen Kultureinflusses durch die Milchgewährung übte, wirkte die Hegung des Schafes dadurch auf das Leben umgestaltend, daß es den Menschen veranlaßte, die ausgerupfte Wolle statt des Vließes — zunächst als Filz, dann als Gewebe — zur Bedeckung zu verwenden. Die primitive Art des Rupfens der Schafe dauerte auch noch zu des Plinius Zeiten [1]) an manchen Orten neben dem jüngeren Scheren fort und war ursprünglich zweifellos allgemein. Auf Island erhielt sich der alte Vorgang bis heute [2]). Wollgewänder wurden überall als wesentliche Zeichen des Fortschrittes gegenüber der Tierhautbenützung aufgefaßt, bis sie wieder in gleicher Weise wie jene durch das Gespinst aus vegetabilischen Fasern zurückgedrängt wurden. Im alten Aegypten treffen wir sie bereits in frühester Zeit in diesem Stadium der Verdrängung, in Griechenland in dem des Ringens mit dem Flachsgespinst, das ihnen bereits die besten Positionen abgewonnen hat, in Rom noch auf der Höhe ihrer Herrschaft, bei den Germanen im noch ungleichen Kampfe mit der Fellkleidung.

Von diesen Anfängen aus schreitet die Zähmung von Tierart zu Tierart und als Zweck derselben tritt nach einer dritten Richtung hin die Benützung der motorischen Tierkraft hinzu. In dem Maße aber, in welchem sich dieser Fortschritt vollzieht, verengt sich zunächst auch der Kreis derjenigen Völkerschaften, welche annähernd an dem Gesamtergebnis desselben teilnehmen; diejenigen mit relativ stärkerem Anteil aber erscheinen als die zur Kulturherrschaft auf Erden Berufeneren. Bleibt schon in betreff der Zucht des Hundes zu Nahrungszwecken der größere Teil der amerikanischen Rasse ausgeschlossen, so lassen wir, abgesehen von dem Nordsaume der Alten Welt, das ganze große Südseegebiet mit Australien hinter uns, wenn wir das Gebiet der Ziegen- und Schafzucht begrenzen wollen. In dem Restgebiete verteilen sich zwar die eigentlichen Lasttiere sehr verschieden nach klimatischen Zonen, die ihnen die begrenzte Anpassungsfähigkeit ihrer Natur nicht zu überschreiten gestattete; aber genau genommen gehört keines derselben dem Afrika der schwarzen Rasse an. So beschränkt sich die engere Konkurrenz auf die gelblichen und weißlichen Rassen.

Erst die Zähmung der Tiere zu motorischen Zwecken inauguriert das eigentliche, echte Nomadentum, mit welchem eine besondere Befähigung zur Schaffung größerer Organisationen verbunden erscheint. Der Dienst, den das Nutztier dieser Art dem Menschen leistete, ermöglichte einen Betrieb der Wanderviehzucht in größerem Maßstabe und mit Benützung der Wechselweide in ausgedehnterem Umfange — der Mensch begann in seiner Erkenntnis wie der Thatsache nach ein größeres Gebiet der Erde zu

[1]) Plinius, H. N. VIII. 2, 73.

[2]) Keilhack, Reisebriefe aus Island.

beherrschen; die Zähmung solcher Tiere war eine Erfindung, welche ihren Folgen nach in dieser Richtung der der Schiffahrt an die Seite zu stellen ist.

Aber nicht unbedingt mußte diese Art Tierzähmung, wie man gewöhnlich annimmt, zum Nomadentum führen; sie wirkte vielmehr befruchtend auf jede gegebene Wirtschaftsform, zu der sie als neues Moment hinzutrat, und nur in derselben Weise, wie dies allgemein der Fall war, hob sie auch die kleine Viehwirtschaft der Wanderhirten auf jene höhere Stufe. Wir haben keine durchschlagenden Beweise dafür, daß die pelasgischen Italiker und Griechen jemals eigentliche Nomaden größeren Stiles gewesen wären, solange sie ihre Sitze in Europa inne hatten. Als sie in den Besitz von Haustieren gelangten, die ausschließlich ihrer motorischen Leistungen wegen bei ihnen Eingang fanden, hielt wahrscheinlich ihr Landbau der Kleinviehzucht schon die Wage. Ein ganz eigentümliches Bild gewährt in dieser Art die Kultur des japanischen Volkes. Dieses lernte durch irgend eine Fügung seiner Geschichte die Zähmung und Benützung des Tieres überhaupt nur in dieser letzten Kategorie kennen, während es sich zu seiner Ernährung teils auf Fischfang und Landbau, teils ausschließlich auf letzteren angewiesen sah. Hier haben darum die eingeführten Haustiere lediglich als Motoren zur Hebung des Landbaues beigetragen. Der Japaner, der sie zweifellos nur als ein Geschenk einer anderen Kultur empfing, ist trotz ihrer vollendeter Vegetarier geblieben und hat nicht einmal den Genuß der tierischen Milch angenommen. Als Folge solcher Ablehnung bestehen daher auch in diesem eigenartigen Kulturreiche drei- bis fünfjähriges Nähren der Kinder und Polygamie fort, und es ist ein ziemlich verkehrtes Beginnen, letztere durch gute Lehren zu bekämpfen, ohne die wirtschaftlichen Grundlagen des Lebens umgestalten zu können. Trotz dieser Einseitigkeit hat die Kultur des Japaners durch Einführung des Arbeitstieres gerade in ihrer auf den Landbau gegründeten Art eine wesentliche Förderung erfahren. In ähnlicher Weise hat die Kultur des Arktikers nur die motorische Kraft des Tieres in Beschlag genommen, indem sie die Erfindung machte, den Hund vor den Schlitten zu spannen. Der Leser möge aus diesen wenigen Andeutungen ersehen, daß es die Kulturgeschichte mit einer weit größeren Mannigfaltigkeit von Erscheinungen zu thun hat, als sie in der landläufigen Annahme von der staffelförmigen Aufeinanderfolge von Fischer-, Jäger-, Hirten- und Landbauvölkern zum Ausdrucke kommt.

Das kleinere der eigentlichen Lasttiere, der Esel, gehört dem Ursprunge seiner Zähmung nach ausschließlich dem ägyptisch-semitischen Kulturkreise an. Ob das Tier von den Aegyptern zu den Semiten gelangt, oder von beiden Rassen selbständig gezähmt worden sei, bleibt dabei unentschieden. Eine wilde Art, der afrikanische Steppenesel, hat in Nordostafrika seine Heimat, eine andere — Equus Onager — in den Hochländern von Kleinasien bis an den Indus. In beiden Gebieten kann seine Zähmung erfolgt sein; im asiatischen Gebiete wird der Wildesel von Kirgisen, Persern

und Arabern heute noch gejagt, und in Aegypten begann seine Zähmung zweifellos in der gleichen Weise wie die der Antilopen. Wenn auf Denkmälern dieses Landes Eselsherden nach Hunderten, ja Tausenden von Köpfen im Besitze eines Einzelnen angeführt werden, so müssen wir an eine Hegung zu Nahrungszwecken denken, an welche sich erst die Auswahl einzelner Stücke als Lastträger anschloß. In derselben Verwendung zeigen uns denn ägyptische Bilder den Esel auch schon als Diener semitischer Völkerschaften. Araber und Juden bedienten sich seiner frühzeitig, während sie damals das Pferd nicht kannten, und wenn in Mesopotamien — in akkadischer Sprache — dieses „das Lasttier des Ostens" genannt wurde [1]), so setzt das die Kenntnis eines anderen Lasttieres mit westlicher Heimat voraus. Die Zucht des Esels als Lasttier beherrscht sonach das ganze Bereich der semitischen Völkerschaften, und es ist kein Zweifel, daß sie unter anderem dem Besitze dieser kleinen Kraftmaschine, wohl der ältesten dieser Art, ihre Ueberlegenheit über die Landbewohner dunklerer Rasse verdankten.

Diese Bedeutung des Tieres scheint denn auch im Bewußtsein des semitischen Volkes eine richtige Schätzung gefunden zu haben. Es war nach biblischem Zeugnis der Stolz eines patriarchalischen Hauptes, alle seine Söhne auf Eseln beritten zu sehen, und als Arbeitsgehilfe wurde der Esel ausgesondert von allen anderen Zuchttieren. Nach demselben Grundsatze, an dem heute noch der Japaner streng festhält, sollte das Arbeitstier nicht zugleich auch zur Nahrung dienen. Vergleichen wir aber diese Enthaltung der Juden vom Fleische des Esels mit der ähnlichen von dem des Schweines mit Bezug auf die rituellen Umstände, so scheinen uns diese zu verraten, daß auch bei Semiten nicht von allem Anbeginn an dem Esel diese Schonung zuteil wurde. Das Schwein hat allen Anzeichen nach der Ursemit gar nicht gekannt und der jüdische als das charakteristische Zuchttier von Barbaren und Feinden mit Stolz und Verachtung abgelehnt. Darum spielt es im Kulte gar keine Rolle, sondern ist „unrein" in einem besonderen, mit dem gewöhnlichen nicht zu verwechselnden Sinne. Dagegen hat der Mensch die Verpflichtung, von jedem Tiere, das er zur Nahrung züchtet, den Erstling zu Kultzwecken darzubringen. Innerhalb dieser Bestimmung aber nimmt der Esel, hierin das einzige unter allen Zuchttieren, dieselbe Stellung ein, wie der Mensch selbst. Er ist nicht „unrein" in jenem Sinne, wie auch der Mensch nicht als Opfer angenommen wurde; aber er wird j e t z t — zur Zeit des Gesetzesabschlusses — n i c h t m e h r angenommen, sondern muß wie der Mensch selbst durch ein Aequivalent anderer Gaben „gelöst" werden. An Stelle des Esels soll ein Lamm gegeben werden [2]). Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß einst im Gegensatze zum Schweine auch der Esel geopfert, und daraus, daß er g e g e s s e n wurde. Des Pferdes gedenkt

---

[1]) Nach Lenormant a. a. O. S. 216.

[2]) Exod. 13, 13.

das „Gesetz“ gar nicht, weil es die alten Juden nicht besaßen; wenn es aber das Kamel ausdrücklich nennt, ohne jedoch eine Lösung auf dessen Erstgeburt zu setzen, so beweist das, daß dem Westsemiten dieses Tier schon zum Lasttier abgerichtet zukam, während er in der Zucht des Esels gleich dem Aegypter alle Stadien von dem der Jagd und Hegung zur Fleischnutzung an zurückgelegt haben mußte. Wir sehen daher keinen Grund für die Annahme Lenormants [1]), daß der Esel der Semiten notwendig aus Aegypten stammen müsse. Im Gegenteil kann die erste Berührung der Semiten mit Aegypten nur in eine Zeit fallen, da in letzterem Lande der Esel längst den Schutz eines Arbeitsgenossen des Menschen genoß und das Schlachten desselben dem Aegypter ein Greuel war. Hätte nun der Jude das gezähmte Tier von daher genommen, so wäre ihm jener Rückfall wohl ebenso wenig möglich gewesen, wie bezüglich des Kameles und Pferdes, die ihm beide überhaupt keiner Ablösung mehr bedurften. Wir neigen also mehr dahin, dem Semiten neben dem Aegypter die Selbständigkeit der in Rede stehenden Züchtung zuzuerkennen. Ob dann die Verbreitung dieses Lasttieres nach Afrika hinein ägyptischem oder arabischem Einflusse zuzuschreiben sei, bleibt uns eine offene Frage. Interessant ist aber, daß der Esel auch dahin schon mit jenem Geleitsbriefe der Unantastbarkeit gelangte. Auch der schwarze Zambesianwohner, der das Fleisch der verwandten Zebras und Quaggas genießt, entsetzt sich vor dem Gedanken, „seinen vertrauten Gefährten“ zu verspeisen [2]). Dieses Princip sehen wir allmählich überallhin sich verbreiten; wo irgend ein als Schlachtvieh gezähmtes Tier in der Verwendung zum Arbeitstier aufsteigt, da pflegt man den Genuß seines Fleisches aufzugeben. Am konsequentesten erscheint seine Durchführung in Altägypten und Japan. Bei uns haben Hund und Roß von diesem Umschwunge Vorteil gezogen, nicht so das Rind. Allmählich wurde sogar das Schmucktier in das Princip eingeschlossen, das uns zeigt, wie ein Grad von zarterer Humanität entstand, sogar noch ehe unter Menschen ein Gefühl von Verpflichtung über die Grenzen der Organisationsverbände hinausreichte. Vielmehr gerade, weil das Tier gleichsam in den Familienbestand aufgenommen war, konnte es an solcher Liebe teilnehmen, und in dieser Erstreckung trat ein sinniges und uneigennützigeres Gefühl zum erstenmale aus den engen Grenzen heraus. Auch nach dieser gemütlichen Richtung hin hat also der wirtschaftliche Fortschritt einen solchen der Kultur angebahnt.

Von den Semiten verbreitete sich der Esel zu den „arischen“ Völkern, ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, aber nicht über die Scheidegrenze des Pontus hinaus; nach Osten hin also zu den Medern und Persern, die ihn gleichsam mit der ganzen mesopotamischen Kultur ererbten, und nach Norden

[1]) Lenormant a. a. O. S. 216.
[2]) Livingstone, N. Miss.-R. II. S. 22.

hin zu jenen kleinasiatischen Stämmen, mit denen die Italiker und Griechen in Verbindung standen.

Daß diese Völker nicht etwa wie in einem dritten Kulturcentrum selbständig dieselbe Züchtung nacherfanden, hat die Sprachforschung unter Führung Benfeys durch den Nachweis der betreffenden Lehnworte mehr als wahrscheinlich gemacht [1]). Hebräer, Aramäer und Araber hatten für „das langsam schreitende" Tier eine und dieselbe Bezeichnung (âtôn, âtanâ, atan), die in dem altgriechischen ὄτνος deutlich wiederkehrt, das sich in den Formen ὄσνος und ὄνος findet. Der vorletzten entspricht das lateinische asinus, und diese Form haben von den Römern Kelten, Germanen und Slaven auch dann übernommen, wenn sie das Tier selbst nicht kennen lernten. Schon um der biblischen Geschichte wegen mußten sie wenigstens einen Namen dafür haben.

In der homerischen Zeit scheinen die Griechen dem Esel das Maultier vorgezogen zu haben, dessen Zucht bei den Enetern, einem paphlagonischen Volke im pontischen Kleinasien, aufgekommen sein soll [2]). Anakreon nennt die jenen nahe wohnenden Myser als Erfinder derselben. Den Esel selbst, dessen Vermischung mit dem Pferde die Israeliten und in analoger Weise auch die griechischen Eleer nicht zuließen, nennt die Odyssee niemals, die Ilias aber nur in einem einzigen, wahrscheinlich noch dazu eingeschobenen Gleichnisse [3]). Er mochte vielleicht dem Heldenzeitalter, das durch phönizische Vermittelung den stolzen Streitwagen erhalten hatte, in keiner Weise mehr anstehen. Auch zu den Arbeiten der Wirtschaft benützt eine Königstochter, wie Nausikaa, nicht das kleine Langohr, sondern das stolzere Maultier. Desto wichtigere Dienste leistete jenes dem Italiker beim Landbau und in der Hauswirtschaft, wo es bei der ersten Maschine — der Getreidemühle — zuerst die menschliche Arbeitskraft ablöste.

Völker, welche den uns bekannten zweiten Weg, nördlich vom Pontus, einschlugen, indem sie aus dem asiatischen Hochlande nach Europa vorrückten, kannten die Zucht des Esels nicht. Herodot [4]) berichtet ausdrücklich, daß er im Lande der Skythen nicht vorkäme, und Aristoteles [5]), der dies bestätigt, fügt hinzu, daß er auch in Gallien nicht daheim sei. In betreff dieses Landes aber reicht die Erklärung durch die Kälte des Klimas nicht mehr zu; es erscheint vielmehr als Thatsache, daß ihn die Kelten überhaupt nicht kannten, woraus wir wieder schließen müssen, daß auch sie einst ihre Einwanderung vom Skythenlande her und nicht über das südlichere Gebiet semitischen Einflusses unternommen haben.

---

[1]) Vergl. Lenormant a. a. O. S. 215 und Hehn a. a. O. S. 107.

[2]) Ilias 2, 872.

[3]) Ilias 11, 558 ff.

[4]) Herodot IV, 129.

[5]) Aristoteles, de animal. generat. 2, 8, Hist. anim. 8, 25.

Noch ein zweites Geschenk dieser Art verdankt die Kultur den Semiten: das Dromedar. Reichten auch Unternehmungen der Aegypter zeitweilig in die arabische Steppe hinüber, die wir als die eigentliche Heimat jenes Tieres betrachten müssen, so haben sie sich doch desselben nicht in ähnlicher Weise bemächtigt, wie des Wildes in den ihnen nächst angrenzenden Steppen. In Nordafrika erscheint das überaus nützliche Tier, das sich nirgends mehr im Zustande der Wildheit vorfindet, erst im dritten Jahrhunderte nach unserer Zeitrechnung. Während aber die Semiten den Esel mindestens schon auf einer der ersten Etappen ihrer Verbreitung nach Süden zu in ihre Zucht nehmen mußten, ist es aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein einziger Zweig des Semitentums gewesen, welcher zum Züchter jenes Tieres wurde, das in seinem allerdings scharf begrenzten Verbreitungskreise gleichsam der Repräsentant einer eigenartigen Kultur wurde. Wir schließen das aus dem Unterschiede, der in Bezug auf die Benützung desselben zwischen Arabern und Juden als Repräsentanten der nördlicheren Semiten hervortritt. Daß der Araber das Kamel nicht bloß als Last- und Reittier benützte, sondern auch dessen Milch und Fleisch genoß, deutet uns nach oben angeführten Analogien an, daß er die Zucht desselben, von Jagd und Hegung angefangen, durchgeführt habe. Indem dagegen der jüdische Brauch den Genuß des Kamelfleisches nicht zuließ [1]), können wir in gleicher Analogie annehmen, daß es der Jude von seinen südlicheren Stammesgenossen schon als gezähmtes Arbeitstier im Wege des Handelsverkehrs erworben habe. Auch der Umstand, daß das Gesetz keine Lösung der Erstgeburt dieses Tieres vorschreibt, läßt darauf schließen, daß die Juden die ersten Stadien seiner Züchtung nicht geleitet haben, daß dasselbe ursprünglich ihnen fremd gewesen sei.

Das doppelhöckerige oder „baktrische“ Kamel gehört dagegen dem Kulturkreise des Zendvolkes und eines Teiles der gelben Rasse an, die seine Zähmung in selbständiger Weise vollbracht haben. Auch dieses dient dem Kalmücken zugleich als Nahrungs- und Lasttier.

Es ist gewiß kennzeichnend, daß von den vorgenannten Arbeitstieren keines der schwarzen Rasse ursprünglich angehörte; von der roten Rasse aber beteiligte sich, wenn wir von der Benützung des Lamas in Altperu absehen, nur der ägyptische Stamm an der Kulturarbeit der Zähmung eines solchen Lasttieres, während wir bei den punischen Völkern nur den Gebrauch einer überkommenen Domestikation voraussetzen können, bis die Nachahmung auch dieses Volk zu eigenen Leistungen solcher Art führte. Erstrecken wir nun unsere Betrachtung auf das edelste und dermalen verbreitetste der Arbeitstiere, auf das Roß, so verengt sich uns sofort wieder der betreffende Völker- und Kulturkreis in beträchtlichster Weise; er schließt nun auch die letzten Reste der roten Rasse, von der gelben die nördlich

[1]) Levit. 11, 4.

und östlich vom turanischen Hochlande, von der weißen die südlich von diesem wohnenden Völker aus. Wie jener Teil der weißen Rassen, welcher seine Verbreitung südlich vom Kaspisee fand und seine Westwanderung südlich vom Pontus unternahm, durch die Begleitung des Esels gekennzeichnet wird, so wird das Roß mehr oder weniger hervortretend und ausschließlich der Kulturgehilfe jener Stämme, welche aus der turanischen Heimat nordwärts vom Pontus durch die russischen Steppen sich nach Westen verbreiteten. Es gehören dazu vom weißen Stamm die Kelten und sämtliche Völker der hell-weißlichten Schattierung, die wir als Skythen und deren „skythisch" lebende Nachbarn am Nordgestade des Schwarzen Meeres trafen, außerdem diejenigen, welche aus der turanischen Heimat ihre Wanderzüge als „Zendvolk" nach Medien, Persien und Baktrien und als „Arier" engeren Sinnes nach dem Indusland leiteten. Die gelbe Rasse erscheint uns, je nachdem sich ihre Wohnsitze von dem Centrum dieser Kulturgestaltungen entfernten, in drei Gruppen scheidbar: den weiten Norden bewohnten Jägervölker, von denen einige erst in jüngerer Zeit nachahmungsweise die Wirtschaftsmethode der Nachbarn auf das heimische Rentier anwandten. Gleichsam eine Specialität an der Grenze dieser Gruppe bilden die Japaner als Fischer- und Landbauvolk, das die domestizierten Tiere aus der Fremde entlieh. Eine zweite Gruppe der gelben Rasse bilden die Kamelnomaden des Ostens, und eine dritte die Rossenomaden des Westens, welche gleich ihren weißen Nachbarn und abwechselnd und untermischt mit diesen ihre Züge nach Westen und in grauer Vorzeit vor diesen noch nach Süden unternahmen — immer vorausgesetzt, daß in der Deutung der „akkadischen" Kultur und in der Bestimmung dieses Volkes nach den Gesetzen seiner Sprache die Wissenschaft nicht etwa einen Irrtum sanktioniert hat.

Während diese Thatsachen bezüglich der ursprünglichen Verbreitung des gezähmten Rosses feststehen, verhehlen wir uns nicht, daß eine derselben schwer zu erklären scheint; das ist der Mangel des Rosses bei den Ursemiten. Es ließe sich die Erklärung versuchen, daß die Differenzierung zu einer weißlichen Rasse, wie sie ja auch als hellere und dunklere verschieden ist, ebensowohl nördlich im eigentlichen Gebiete der Rossezucht, wie südlich außerhalb desselben vor sich gegangen sei. Dann zwingt aber doch die Sprachverwandtschaft, wenn sie auch nach unserer Auffassung [1]) kein Zeugnis für eine genetische Verwandtschaft abgeben kann, einen lang dauernden Verkehr der beiden Gruppen anzunehmen, durch welchen aller Wahrscheinlichkeit nach ein bei der nördlichen Gruppe domestiziertes Tier auch bei der südlichen Eingang gefunden haben müßte. Da aber die Notwendigkeit dieser Annahme nur bezüglich des pelasgischen Stammes besteht, während das Semitentum eben nach Zeugnis seines fremdartigen Sprachbaues nur in einem wenig intensiven Verkehr mit der nördlicheren Gruppe gestanden

[1]) S. oben S. 129 ff.

haben kann, so scheint uns dieser Erklärungsversuch unter den möglichen der annehmbarere. Wir würden dann bei dem pelasgischen Stamme während seines Aufenthaltes südlich vom Pontus eher von einer Vernachlässigung als Unkenntnis der Pferdezucht sprechen müssen, wozu die Verhältnisse des Landes um so eher Anlaß bieten konnten, als sich in dem viel leichter zu zähmenden Esel des benachbarten Kulturkreises ein Ersatz fand. Die Einflüsse des Landes und Klimas müssen wir nämlich um so höher anschlagen, je niedriger die Stufe der Tierzucht sich darstellt. Zu einer Zeit, wo diese über eine Art Hegung des halbfreien und halbwilden Tieres kaum hinausgeht, ist es schwieriger als heute, ein solches in einem minder zusagenden Himmelsstriche einzubürgern. So ist es nach Zeugnissen des Kultes ganz außer Zweifel, daß die Arier des östlichen Zweiges sowohl nach Indien, wie nach Persien als Rossenomaden kamen und zwar als solche, die den Skythen gleich das Roß nicht nur als Lasttier, sondern daneben immer noch der Fleischnahrung wegen züchteten; und dennoch war im Altertum in Indien die Rossezucht wegen des minder zuträglichen Klimas völlig zurückgegangen und selbst in der eigentlichen Landschaft Persis im Verschwinden begriffen [1]). Diese Fälle beweisen, daß nicht unter allen Umständen ein schon gezähmtes Tier seinem Herrn auf allen seinen Wanderungen folgen mußte, daß es vielmehr aus seiner Wirtschaft verschwand, wenn das Land nicht die für sein Freileben erwünschten Verhältnisse bot oder nicht der fortgesetzten Zuchtmethode des Menschen eine einheimische Spielart gleichsam unterschieben konnte. Dieses ist eine derjenigen Erwägungen, welche uns zwingen, uns in einigen Auffassungen des von V. Hehn in so vortrefflicher Weise gebotenen Materials [2]) von den seinigen zu entfernen.

Darüber herrscht vollkommene Uebereinstimmung, daß in Altägypten zur Zeit des „alten" und „mittleren Reiches" keinerlei Denkmal des Rosses Erwähnung thut, und das ägyptische Wort für Pferd dürfte nach Brugsch [3]) semitischen Ursprungs sein. Erst im „neuen Reiche" nach der Vernichtung der Nomadenkönige tritt unter der achtzehnten und neunzehnten Dynastie das Roß auf den Denkmälern hervor, dessen Verwendung aber vorzugsweise den Zwecken des Krieges dient, indem es den nach assyrischem Modell gebauten Streitwagen zieht, während es seltener als Reittier, niemals als Nahrungstier dient [4]). Während daraus mit Bestimmtheit gefolgert werden kann, daß das Tier nicht wie Esel und Gazelle von den Aegyptern selbst stufenweise gezähmt, sondern nur als ein zu bestimmtem Dienste abgerichtetes aus der Fremde erworben sein könne, finden wir mit Hehn

---

[1]) Xenophon, Cyropädie 1, 3, 3.
[2]) Hehn a. a. O. Das Pferd. S. 19 ff.
[3]) Brugsch, Geschichte Aegyptens. S. 198, 273.
[4]) Lenormant a. a. O. S. 205 ff. Hehn, S. 26.

den scheinbar naheliegenden Schluß, daß es die Hyksos — die semitischen Nomaden — gewesen seien, welche dem Lande dieses Kulturgeschenk hinterlassen hätten [1]), nicht genügend vorbereitet. Wir finden vielmehr in jener Zeit das restaurierte Königtum Aegyptens in näheren Beziehungen zu den Assyriern selbst, und zweimal werden letztere unter den Königen der 18. Dynasti „als Ueberbringer von wertvollen Pferden an den Pharao" abgebildet [2]). Es liegt darum wenigstens eben so nahe, an einen unmittelbaren Bezug dieses Tieres von dorther zu denken, wo wir es thatsächlich seit den Akkadierzeiten in gleicher Weise in Verwendung finden, wenn wir nicht etwa phönizische Vermittelung vermuten wollen.

Mit Recht schließt Lenormant aus der Thatsache, daß die älteren Aegypter, deren Erwerbsverbindungen sich über einen Teil Arabiens und Südpalästinas erstreckten, das Roß nicht kannten, daß es damals auch in diesen letztgenannten Gegenden nicht zu finden sein konnte, daß also auch die Südwestsemiten, welche dort wohnten, es noch nicht besaßen. Deren Wirtschaftszustand wird freilich sehr verdunkelt durch die sehr verschiedenen Zeiten zufallende Redaktion ihrer historischen Schriften. Aber dennoch hat auch die letzte Redaktion der „Bücher Mosis" der historischen Erinnerung die Konzession gemacht, daß sie in den eigentlichen Patriarchengeschichten der Urzeit wohl von Kamelen, Eseln, Rindern und Schafen, aber niemals von Pferden spricht, was freilich wieder hätte geschehen können, wenn die behauptete Abstammung der Juden von den assyrischen Ostsemiten eine Thatsache gewesen wäre. Umgekehrt aber wäre dann das Kamel nicht am Platze gewesen. Aber die historische Färbung der Erzählungen schließt sich hierin weit mehr der Thatsächlichkeit als der Substruktion einer Urverwandtschaft mit den nachmaligen Besiegern des Volkes an, mit denen es seinen Frieden zu machen suchte. Dagegen tritt im Exodus und einmal auch in der Genesis [3]) sofort das Pferd in die Erscheinung, sobald die Erzählung Beziehungen zu Aegypten zur Voraussetzung hat. Sie hat also natürlich schon das Aegypten des „neuen Reiches" im Auge. Aelter als die Gewandung der historischen Berichte ist natürlich der zum Gesetze gewordene Brauch, und dieser weiß nichts vom Pferde. Es gehört nicht zu den Nahrungstieren, auch nicht zu denen, welche eine Ablösung erheischen, und ist selbst unter den verbotenen nicht namentlich aufgeführt. Auch jenes Verbot des Begehrens, das die ganze Habe des Nachbars — sein Weib, seine Ochsen und Esel — namentlich anführt, nennt nicht das Roß, das doch seinem Werte nach an erster Stelle wäre zu erwarten gewesen, wenn es den jüdischen Semiten der ältesten Zeit bekannt gewesen wäre.

Wohl aber lernte der Jude einer jüngeren Zeit, seit er sich zum

---

[1]) Ebers, Aegypten und die Bücher Moses 1, 121.

[2]) Lenormant. S. 209.

[3]) Gen. 47, 17.

Schutzherrn des kanaanitischen Landes erhob, das Roß von zwei Seiten her kennen, immer aber nur als Streitroß und immer nur in mittelbarer Beziehung zu ein und derselben Urquelle — Altassyrien. Von da aus hatten durch die Hand der Phönizier die meisten Völker Vorderasiens den rollenden Streitwagen mit dem feurigen Gespann erhalten, und die ägyptischen Bildwerke des jüngeren Reiches bestätigen in genauer Uebereinstimmung mit anderen Berichten diese Verbreitung in der asiatischen Nachbarschaft, einen Fortschritt, dem sich endlich auch die Westsemiten nicht entziehen konnten, wollten sie den Wettstreit mit so gerüsteten Völkern nicht aufgeben. So erscheinen im Zeitraume vom 17. bis 14. Jahrhunderte vor Chr. die „Khali“ und „Kheta“ — kanaanitische Völkerschaften Palästinas — auf Streitwägen, in einzelnen Fällen auch reitend. Doch scheint letztere Verwendung des Rosses noch weniger für den Kampf, als für den Ordonnanzdienst im Gebrauche zu sein. Auch die Assyrier — Rotennu — selbst verewigen die Bildwerke in solcher Ausrüstung, während sie zugleich zeigen [1]), daß das Roß zu der schwarzen Bevölkerung am Obernil wenigstens über eine bestimmte Grenze hinaus noch nicht gelangt war, und daß die Rossezucht der Libyer, deren Herodot [2]) erwähnt, erst durch ägyptische Vermittelung aufkam. Auch erfahren wir, daß Aegypten damals kriegerische Vorteile, die es in der Eroberungslaufbahn des neuen Reiches über Assyrien errungen, dazu benützte, Rosse als Tribut zu verlangen [3]).

Wenn nun auch Hand in Hand mit der Eroberungspolitik Aegyptens die Pferdezucht immer mehr in Aufnahme kam, so daß schließlich Aegypten selbst wieder ein Land des Exportes wurde, das eine besonders große Rasse in den Handel brachte, so zeigt doch noch gerade die Art dieser Zucht, daß sie nichts weniger als einen alten volkstümlichen Erwerbszweig bildete, denn sie wurde damals als ein königliches Regal betrieben, dem die Herrscher alle Aufmerksamkeit zuwendeten. Ein Denkmal aus der Zeit von ungefähr 745 v. Chr., in welcher der äthiopische Pianki-Meriamun in Aegypten regierte, bezeugt, daß die Herrscher damals ihre Gestüte auch zum Zwecke des Exporthandels hielten. „Jeder kleine König des Landes besaß sein Gestüt; das kostbarste, das er dem Eroberer anbieten konnte, sind ‚die Erstlinge seines Gestütes, die vorzüglichsten Pferde seiner Stallungen.‘“ Die Hauptsorge jenes äthiopischen Königs ist, je nach der Eroberung eines Distriktes in eigener Person das königliche Gestüt zu inspizieren. Zu Hermopolis in Mitteläggypten findet er eine schlecht verwaltete Anstalt, die Pferde in traurigem Zustande; er drückt sein Mißfallen mit den Worten aus: „Bei meinem Leben, bei der Liebe des Gottes Ra, der in meinen Nasenlöchern den Atem erneuert, es gibt vor meinen Augen kein größeres

---

[1]) Lenormant a. a. O. S. 208.

[2]) Herodot IV, 178.

[3]) Lenormant nach Chabas a. a. O. S. 212.

Vergehen, als meine Pferde verhungern zu lassen!" — Hier war also die andere Quelle, wo Israel-Juda die Mittel hernehmen konnte, sich auf die gleiche Höhe mit den Nachbarvölkern zu stellen.

Die nächste Bezugsquelle wäre allerdings in dem besiegten Kanaan selbst gelegen, denn übereinstimmend mit jenen ägyptischen Denkmälern bestätigen auch die biblischen Berichte — am unverfänglichsten das alte „Deborah-Lied" —, daß die Phönizier daselbst mit Rossen und Streitwagen kämpften [1]). Aber noch zeigt sich eine große Abneigung der Semiten gegen die Benützung des die Kultur des Feindes kennzeichnenden Tieres, eine Abneigung, die in weiter Ausdehnung für die Juden recht charakteristisch geworden und als Zug des Volkscharakters für ihre spätere Abschließung nicht ohne Einfluß geblieben ist. Es entsprach diesem Zuge der Volksseele, vom Helden Josua, der gegen so viele Rosse und Wagen siegreich gekämpft habe, zu erzählen, er hätte es verschmäht, die Beute der Barbaren sich zu nutze zu machen, sondern alle erbeuteten Pferde verlähmt, die Wagen verbrannt. Und auch eine jüngere historische Zeit hielt an dieser Tradition: David habe mit Tausenden von Pferden noch ebenso gehandelt; aber zugleich tritt mit ihm, mit dem sich befestigenden Königtume ein Umschwung ein: hundert Wagenpferde verschonte er [2]). Wie er es war, der die Schleuder seines Volkes durch Bogen und Pfeil zu verdrängen begann, so ist er auch der erste, der das syrische Streitroß versuchsweise in seinen Dienst nahm. Fortan schwindet die alte Scheu: sein Sohn Absalon „schaffte sich Wagen und Pferde an", und Salomo schickte Gesandtschaften nach Aegypten zum Ankaufe von Rossen. Wie dort war es also auch hier das Königtum, das zunächst zu militärischen Zwecken diesen Kulturzweig einführte; wir begreifen also, warum das Gesetz auf ein solches Tier keine Rücksicht nahm, warum es unter solchen Umständen überhaupt auch nicht zum Nahrungstiere werden konnte.

Wären die Juden, wie uns die Patriarchengeschichten beweisen sollen, wirklich ein Volkszweig aus dem ostsemitischen Kulturlande — mit der Urheimat zu Ur in Chaldäa — so könnte sich dieser Entwickelungsgang unmöglich so darstellen. Wenn sie auch selbst schon auf der Wanderung das von den Ostsemiten im Lande ihrer Eroberung ererbte Roß wieder eingebüßt hätten — wofür es ja nicht an Analogien fehlt — so könnten sich doch, wie andere Analogien lehren, ihre Traditionen unmöglich bis zu einer solchen Scheu umgewandelt haben; wir müßten ganz anders geartete Spuren wenigstens in ihren Kulterinnerungen vorfinden. So haben thatsächlich auch die Arier in Indien das Roß als Herdentier eingebüßt und sein Fleisch aus ihrer Ernährungsweise völlig ausgeschieden; aber trotzdem blieb in ihrem Kulte das Roßopfer das höchste und nächste neben dem Menschen-

[1]) Richt. 4, 7 ff; 5, 22, 28. — 2 Sam. 8, 4.

[2]) 2 Sam. 8, 4.

opfer, und auch als beide nicht mehr dargebracht wurden, erhielt sich doch die Tradition, daß alle anderen Opfer nur minderwertige Stellvertretungen für jene wären [1]).

Dagegen finden wir die stammverwandten Araber in der nämlichen Lage, wie die Juden; auch sie besitzen das Pferd ursprünglich nicht, und wenn nachmals gerade bei ihnen die Pferdezucht zu hoher Blüte gelangte, so widerspricht das dieser Thatsache ebenso wenig, wie bezüglich der Aegypter. Nach den biblischen Berichten kennzeichnen nur Kamel und Esel das arabische Nachbarvolk, und damit stimmt Herodots Angabe [2]) bezüglich der Araber in Xerxes' Heere: „die Araber waren alle auf Kamelen beritten." Ebenso werden auf assyrischen Bildwerken [3]) die Araber als Kamelreiter gekennzeichnet, während die Assyrier auf Rossen reiten. Auch zu Strabos Zeit [4]) fehlten Arabien noch Pferde, Maultiere und Schweine. Erstere werden immer noch durch Kamele vertreten [5]). Auch in der Schlacht bei Magnesia kämpften die Araber im Heere Antiochus des Großen noch als Pfeilschützen von Kamelen herab [6]). Edle Rassepferde bezogen die Römer damals auch nicht aus Arabien, sondern aus dem kelt-iberischen Spanien. Erst ein Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. — Ammianus Marcellinus — erwähnt zum erstenmale neben der Kamelreiterei rosseberittene „Saracenen", in welchem Namen er sich die Araber eingeschlossen denkt [7]). Erst von da an wiederholen sich dann diese Nachrichten, und das Roß beginnt sich, wie bei den Aegyptern und Juden, zuletzt auch bei den Arabern einzubürgern, um unter zuträglichen Bedingungen zu hohem Rufe zu gelangen.

Im Mittelpunkte der bis jetzt wahrgenommenen Ausbreitung der Rossezüchtung steht, wie mehrfach erwähnt, Assyrien. Seine Skulpturen [8]) zeugen von der frühen und ausgebreiteten Verwendung des rossebespannten Kriegswagens in diesen Flachländern. Wie wir oben [9]) sahen, ist der Bogen die bevorzugte Waffe dieses Kulturvolkes, und in einer engen Verbindung mit dessen Gebrauche scheint die Erfindung des Streitwagens zu stehen, etwa so, als böte er eine lang gesuchte Vermittelung zwischen der Anwendung des schon vorhandenen Bogens und dem Gebrauche des neuerworbenen Rosses. Denn während der echte Skythe nach Herodots

---

[1]) Lassen, Indische Altert. I, 934 f.; M. Müller, Histor. of Anc. Sanscr. Lit. p. 419 nach Stellen des Aitareja Brahmana II, 8.

[2]) Herodot VII, 86.

[3]) Bei Layard a. a. O.

[4]) Strabo S. 16, 4, 2.

[5]) Ebend. S. 16, 4, 26.

[6]) Livius 37, 40.

[7]) Weitere Belege bei Hehn a. a. O. S. 29.

[8]) Layard, Ninive and its remains II, 4.

[9]) Seite 307.

Zeugnis gleich dem späteren Parther es verstand, sein Roß mit den Füßen zu lenken und beide Arme für die Waffe frei zu behalten, wollte eine solche Kunst dem semitischen Assyrier, der das Roß erst mit der Herrschaft überkommen hatte, nicht sogleich gelingen. Allenfalls verstand er — nach Zeugnis der Skulpturen — mit der Rechten den Speer zu führen und mit der Linken das Reitpferd zu lenken; sobald er aber seine Lieblingswaffe, den Bogen, führte und doch der Schnelligkeit des Rosses sich bedienen wollte, da bedurfte er eines zweiten Nebenreiters, der, während er schoß, an seiner Seite das Pferd hielt. Vielleicht war es nun gerade die Unvollkommenheit dieses Aushilfsmittels, welche die Spekulation eine vollkommenere Vermittelung zwischen Roß und Bogen suchen und im Streitwagen finden ließ, auf dem die beiden sich ergänzenden Kämpfer — als Lenker und Schütze — den gewohnten festen Stand in aufrechter Haltung fanden, während nach wie vor die Hand des Einen die beiden vorgespannten Rosse lenkte. Fortan war es diese Vorrichtung, welche überall hin das Kriegsroß begleitete, wohin dieses als solches von jenem Centrum aus in älterer Zeit wanderte, auch dann, wenn das betreffende Volk, wie die Griechen, den Speer dem Bogen vorzog; aber auch darüber hinaus noch verbreitete die Nachahmung den Kriegswagen.

Die Frage nun, woher wieder der semitische Altassyrier vor seiner Berührung mit Medern und Persern das Roß erhalten habe, hängt in ihrer Beantwortung auf das engste mit der Bestimmung des, wie uns scheint, doch nicht ganz jeder Rätselhaftigkeit entkleideten Volkes von „Akkad und Sumir" zusammen. Gehörte dies wirklich einem Stamme der turanischen Rossenomaden an, dann ist es unnötig, nach der Herkunft des Rosses in Mesopotamien noch weiter zu suchen; dann sind die Ostsemiten, indem sie sich der Herrschaft über diese Länder bemächtigten, auch Herren dieses Tieres geworden; sie sind aber dann auch naturgemäß eher zu diesem Besitze als zu den individuellen Fertigkeiten seiner Verwendung gelangt und haben darum dem Streitwagen den Vorzug gegeben. Sollte aber dieser ihre eigene Erfindung sein? Daß sie ihn als Nomaden nicht mitbrachten, kann als feststehend betrachtet werden; aber auch den Turaniern werden sie ihn kaum entlehnt haben. Auch die nachmaligen Skythen haben kein solches Gerät aus der turanischen Heimat mitgebracht, denn der Familienwagen, auf dem sie ihr Zeltgerät führten, hat mit dem Kriegswagen nichts gemein, als die unterseits befestigte — zu Rad und Axe ausgestaltete — Walze, zu welcher nach Zeugnis der Bildwerke Assyrier und Aegypter noch zurückgriffen, wenn es sich um das Fortschieben ungeheurer Lasten handelte. Im Gegenteil wissen wir bestimmt, daß die skythischen Kombattanten zu reiten pflegten, und solches müssen wir auch bei den turanischen Akkadiern voraussetzen. Das Princip der befestigten Walze aber brauchte wieder der Ostsemit nicht dem Rossenomaden zu entlehnen; gehörte doch zu der älteren Besiedelungsschicht des Landes seiner Herrschaft ein in allerlei Gewerb-

thätigkeit geübtes Volk, dem die neue Aufgabe nur gestellt zu werden brauchte, um eine passende Lösung zu finden. Daß die Beimischung dieses Bevölkerungsteiles — wir meinen natürlich den punischen — auch in der semitischen Zeit nicht gering gewesen sein kann, möchte man unter anderem daraus schließen dürfen, daß ägyptische Darstellungen immer noch die Assyrier durch einen Typus mit roter Gesichtsfarbe charakterisieren, während sie andere Asiaten als gelblich bezeichnen.

So lange uns nicht neue Quellen eine andere Aussicht erschließen, dürfen wir als das wahrscheinlichste annehmen, daß es dieser auf den Gewerbebetrieb zurückgedrängte ursprünglich punische Bevölkerungsteil des mesopotamischen Kulturlandes war, der, wie er wahrscheinlich für dieses Kulturgebiet den Bogen als Waffe erfunden hatte, nun auch die technische Aufgabe löste, die Verwendung des Rosses mit der dieser älteren Waffe in einer Weise zu verbinden, welche den neuen semitischen Herren entsprach. Von da fand dann der Streitwagen samt dem Rosse Verbreitung zu denjenigen Teilen der punischen Rasse, die nach allgemeiner Annahme durch eine Wanderung gegen das Mittelmeer ihre politische Selbständigkeit gerettet hatten, also zu den Phöniziern und Kanaanitern, bei denen ihn die aus der arabischen Steppe vordringenden Südsemiten vorfanden; von Assyrien gelangten Roß und Wagen zugleich nach Aegypten, durch phönizische Anregung und ägyptische Vermittelung zu den Juden. Wie kam es nun wohl, daß dieser sich radial verbreitende Fortschritt gerade vor Arabien Halt machte, daß Roß und Wagen bei diesen den Juden so nahe verwandten Südsemiten nicht zu gleicher Zeit Eingang fanden? Es ist kaum zweifelhaft, daß diese Erscheinung durch die gerade dem Araber eigentümlich zuzuschreibende Zähmung des Kamels (Dromedars) als Reittier bedingt war. Die Eselsreiterei blieb hinter den Rossen weit zurück; aber das schnelle Kamel machte das Roß entbehrlich. Als aber endlich doch auch das Roß in Arabien in Aufnahme kam, da war dem an das Reiten längst gewohnten Krieger der Wagen entbehrlich.

In den Kreis dieser assyrisch-phönizischen Beeinflussung, deren Kennzeichen wir in dem Kriegswagen erblicken, treten aber auch noch die kleinasiatischen und pelasgischen Völker, alle jene „Arier", welche durch ihre Verbreitung südlich vom Pontus dem semitisch-phönizischen Kulturkreise überhaupt näher stehen. Daß diese Arier in diesem Kulturkreise ehemaliger Rossezucht entfremdet werden mußten, haben wir erwähnt. Als eine einzige Spur einer solchen konnten wir bei Italikern ein Pferdeopfer entdecken, das ausnahmsweise dem Mars dargebracht wurde. Da wir aber nicht wissen, welchem Teile der Bevölkerung dieser Brauch ursprünglich angehörte, so können wir jene nicht weiter verfolgen. Das Gleiche gilt von dem lakedämonischen Rosseopfer [1]. Um so sicherer ist, daß in Hellas die Rosse-

[1]) Pausan. 3, 20, 5.

zucht überhaupt nicht in allen Landschaften Eingang gefunden hatte, was zum Teil mit deren Beschaffenheit begründet wurde, wie Telemach ein Geschenk von Rossen ablehnt, weil sie für sein Ithaka nicht passen. Sicher ist ferner, daß das Roß damals nicht als Nahrungstier gehalten wurde und daß die Reitkunst im Heroenzeitalter keineswegs volkstümlich war, obgleich das Vorherrschen des Speeres vor dem Bogen die Aushilfe des Wagens entbehrlicher gemacht hätte. Um so kennzeichnender ist die ausschließliche Verwendung des Rosses zu Kriegszwecken in steter Verbindung mit einem Kriegswagen nach dem assyrisch-phönizischen Modelle. Dasselbe gilt außer den Hellenen auch von den kleinasiatischen Stämmen: auch die Trojaner und ihre Bundesgenossen, Päoner und Phrygier, üben dieselbe Kampfweise.

Rosse und solche Wagen, deren sichtbare Bestandteile von Erz gebildet sind, zeigen schon die Gefäßbemalungen auf der vorhistorischen Veste von Tiryns [1]), mit deren Geschichte phönizische Beziehungen eng verbunden scheinen. Wenn aber jemand mit noch so sicherer Fachkenntnis aus diesen Abbildungen [2]) die Rassen der Pferde studieren und darnach den Weg ihrer Verbreitung finden wollte, so müßte er fast unausweichlich in die Irre geführt werden. Die Rosse (auf Tafel XIV, XVIII, XXI) fallen allerdings durch die Schlankheit ihrer hohen Beine wie durch einen Rassentypus auf, aber es bleibt zu beachten, daß auch ihre Herren (auf Taf. XIV und XVIII) auf genau ebenso unmöglich dünnen Beinen stehen.

Auch neben dem Speerkämpfer steht ein zweiter Grieche als Rosselenker auf dem Wagen, und in so unbequemer Weise im Wagen stehend, fuhr man auch außer dem Kriege über Land [3]), wo doch das Reiten vorzuziehen gewesen wäre.

Dunkler bleibt die Geschichte des Rosses in Italien. Verhältnismäßig frühzeitig erscheint es hier als Reittier, während der Kriegswagen uns nicht begegnet; vielleicht sind es Berührungen mit einer älteren einheimischen Kultur oder mit keltischen Völkerschaften, welche hier frühzeitig andere Verhältnisse geschaffen haben. Wir werden daher von hier aus den Leser in das zweite große Gebiet originaler Nomadenwirtschaft auf Grund der Rossezucht führen müssen.

Es sei gestattet, die Grenzen derselben wiederholungsweise in Erinnerung zu bringen, um sie nach jenem ersten Gebiete hin zu vervollständigen. Der Ausströmungsmittelpunkt ist auch für diese zweite Gruppe das turanische Steppenland, die Zeit aber eine jüngere, die Rasse in erster

---

[1]) Schliemann, Tiryns. Abbildungen.

[2]) Vergl. Wl. Stassoff, Chambre sépulcrale avec fresques découverte en 1872 près de Kertch. St. Pétersbourg 1875, in der Note 13 bei Hehn a. a. O. S. 446 ff.

[3]) Odyss. III.

Reihe die weiße, die Art der Zucht die mit dem Absehen auf Fleischnahrung beginnende, die der Benützung für Kriegszwecke eine unmittelbare, nicht durch den Streitwagen bedingte. Das Schicksal dieses Rossenomadentums und die Geschichte seiner Stämme sind verschieden je nach der Eigenart der Landschaften, in welche die von Turan aus strahlenförmig versuchte Ausbreitung jener vor sich ging. Nach zwei Richtungen hin war sie, vom Standpunkte der Roßzucht gesprochen, eine glückliche, nach Süden und Nordwesten zu. Dorthin zu öffneten sich die grasreichen Ebenen des alten Medien bis nach Armenien hin, welches eine zweite Heimat des halbseßhaften Rossenomadentums wurde. Dieses Land bildete gleichsam das asiatische Vorwerk desselben, einen neuen, jüngeren Mittelpunkt für die weitere Verbreitung der Rossezucht in Asien. Die nordwestliche Filiale lernten wir bereits [1]) als das südrussische Skythenland kennen; eine nördliche und nordöstliche dürfte es aber gewesen sein, welche von Völkern gelber Rasse gebildet wurde, während sich das Gebiet zwischen der südlichen und nordwestlichen — das Bereich des gezähmten Esels — wie wir sahen, zunächst in seiner natürlichen Beschaffenheit ablehnend gegen jenen Wirtschaftsfortschritt verhielt.

Aber auch von jenen Filialen aus stieß nach den verschiedenen Richtungen hin die natürliche Propaganda, die ein solches Vehikel der Beweglichkeit naturgemäß machen mußte, auf ein sehr verschiedenartiges Entgegenkommen, demgemäß sich ihr Erfolg verschiedenartig gestaltete. Darauf wollen wir nun noch unser Augenmerk richten.

Mit den Ariern engeren Sinnes wanderte das Roß nach Baktrien und in das Fünfstromland des Indus, wo auf dem Grunde einer verdrängten schwarzen Vorbevölkerung ein Kulturbereich, ähnlich dem am Nil und am asiatischen Doppelstrom entstand. Noch blieb das Roß hier ein Faktor der wirtschaftlichen Kultur, doch immer mehr durch die Gaben des Landes aus seiner ursprünglichen Stellung verdrängt, allmählich im Vorrücken nach Osten und Süden immer mehr durch die ungünstigen Einflüsse des Landes bekämpft und in seinen Beständen reduziert, bis es auch hier ausschließlich noch als ein königliches Tier dem Prunke und dem Kriege diente, wozu seine Herren den Wagen, aber in diesem Falle diesen allein, aus dem benachbarten Kulturgebiete Assyriens erborgten. Dieser Streitwagen der vedischen Zeit gleicht so vollkommen sowohl dem homerischen wie dem assyrischen, daß die Entlehnung unverkennbar ist [2]).

Daß aber nicht auch das Roß selbst eine solche Entlehnung sei, dafür spricht, wie oben schon erwähnt, die treu bewahrte Tradition des Kultus. Daß aber die alten Arier das Tier ihrer Gottheit opferten, beweist ganz zweifellos, daß sie es selbst einst als Nahrungstier verwendet und gezogen

---

[1]) Siehe oben S. 456 ff.

[2]) Zimmer, Altindisches Leben. S. 245 ff.

hatten. Das Roßopfer aber blieb bei ihnen stets von höchster Bedeutung [1]). Als das Tier selbst und mit ihm auch eine solche Art Opfer immer seltener wurden, blieb es immer noch der oft erzählte Ruhm alter Könige, solche Opfer gebracht zu haben. Die Ausscheidung des Tieres aus der Wirtschaft konnte um so leichter erfolgen, als zum Ersatze Rind und Elefant die im Zähmen geschulte Hand des Ariers fühlen mußten.

In ähnlicher Weise vertauschten die Arier in Baktrien und nach Xenophons Zeugnis zeitweilig auch in der Landschaft Persis immer mehr das Roß mit den Tieren des Landes. Aber zu Herodots Zeiten [2]) war das Roß bei den Persern sogar noch Schlachtvieh. Dagegen blieb Medien in Bezug auf die Rossezucht gleichsam das diesseitige Turanien. Auf seinen Grasflächen sollen einst den Perserkönigen 50000 Stuten geweidet haben [3]). Hier lag auch die nisäische Ebene, aus der die berühmten starken Rosse gleicher Bezeichnung stammten [4]). Von ähnlicher Bedeutung war nach Strabo [5]) die Rossezucht Armeniens. Wie aber die Perser den Medern verwandtschaftlich verbunden sind, so schließt sich dasselbe Band wieder zwischen den letzteren und jenen Turaniern, welche im Zend-Avesta in die mannigfaltigsten, nicht immer friedlichen Beziehungen zu den Persern treten, gleichsam immer noch den Mutterstock bildend, von welchem die arischen Völker Irans ausgeschwärmt sind. Unter diesem Namen wird aber nicht ein Bruchteil der gelben Rasse, sondern die rossetummelnde Bevölkerung des Steppenlandes dieses Namens verstanden, deren einzelne Völkchen — Parther, Massageten, Daher rc. — der Perser eben als Rossenomaden mit dem Gesamtnamen Saker bezeichnete; und derselbe Name reicht auch herüber nach dem nordwestlichen Gebiet des Rossenomadentums und schließt daselbst die Sarmaten und Skythen ein. Von Iran aus führt uns nun wieder ein zweiter Zugang zu jenem „asiatischen Skythenlande" des Ptolemäus, zu dem wir früher [6]) von Europa aus gelangten. Wunderbar möchten wir es aber nennen, daß uns die Etappen der Völkerverbreitung aus diesem Skythenlande nach Iran über Baktrien bis Indien hinab wohl bekannt sind, während ein Völkernebel über der Straße nach dem Westen liegt, — wie wir glauben, die Folge einer Richtung der Wissenschaft, welche zu der Ueberschätzung einer prädestinierten Stabilität in den Rassentypen, die man obendrein nicht genug mit allen Aeußerungen des Gefühls- und Geisteslebens ausstatten konnte, geführt hat. Der Schatten dieser Grundvorstellung scheint uns auch die sonst so lichtvollen Darstellungen Hehns

---

[1]) Rigveda I, 161, 162. Lassen, Indische Altertumskunde. I, 930.
[2]) Herodot I, 133.
[3]) Strabo XI, 13, 7.
[4]) Herodot VII, 40.
[5]) Strabo XI, 14, 9.
[6]) S. oben S. 475 f.

fleckenweise zu bedecken [1]). Indem er sich die echten Rossenomaden Turans als jene mit dem Tiere verwachsenen Kentauren vorstellt, wie sie etwa aus der Schilderung der Hunnen durch die Alten vor uns treten, als Reiter, die den Gebrauch der Füße auf dem Boden verlernt haben und in gegorener Stutenmilch sich berauschen, kann er unmöglich unsere ehrbaren Vorfahren mit solchen Horden in genetische Verbindung setzen — es bleibt dann nur noch das Tier selbst, das diese Verbindung herstellt. Er wendet — mit Erfolg — seine ausgezeichnete Litteraturkenntnis auf, um zu zeigen, daß nicht einmal die Kelten, geschweige denn die Germanen ein solches Kentaurenvolk waren; nur bei einem Volke gelber Rasse kann ihm der Urtypus eines solchen Reitervolkes zu finden sein. „Wir haben", sagt er nach Aufzählung jener Belege, „daher keinen Grund, uns die Indogermanen bei ihrer frühesten Einwanderung als ein Rossevolk zu denken, das mit verhängtem Zügel über Europa dahergesprengt kam und Menschen und Tiere mit der Schlinge aus Pferdehaar einfing. Begleitete sie aber das Roß auf ihrem großen Zuge durch die Welt noch nicht, so müssen die dem Ausgangspunkte nahe gebliebenen iranischen Stämme diese Kunst erst später erlernt haben — von wem anders, als von den hinter ihnen hausenden, allmählich im Laufe der Zeit näher gerückten Türken? Diesen und hinter ihnen den Mongolen verbliebe der Anspruch, den flüchtigen Einhufer auf der weiten Steppe zuerst gefangen und überwältigt und zur Jagd und zum Kriege abgerichtet zu haben."

Wie uns scheinen will, nur wieder zu Gunsten dieser Meinung wird es dann nötig, nur eine einzige Heimat des wilden Rosses, und zwar die in den Steppen der mongolischen Rasse anzunehmen, und darum versucht Hehn die vielen Beweise des Vorkommens wilder Rosse in Europa bis ins spätere Mittelalter hinein, die er selbst verdienstvoll zusammengestellt hat, auf die Verwilderung des importierten, von Mongolen entlehnten Rosses zu beziehen. Dies dürfte auch in vielen Fällen zutreffend, aber kaum in allen beweisbar sein. Namentlich scheint uns die Ausscheidung der letzten geologischen Epoche in diesem Falle nicht ganz richtig zu sein. Allerdings schweigen die Fundberichte über die Schweizer Pfahlbauten wie die über die dänischen Muschelhalden vom Pferde, aber damit ist ein Beweis für alle Gegenden Europas noch nicht hergestellt. Man könnte daraus höchstens schließen, daß die Annahme keltischer Abstammung auch für die jüngsten Pfahlbauer unzutreffend sein müsse, weil der Kelten Rossezucht allgemein bekannt ist. Aber selbst in dieser Hinsicht kann, wie wir bereits mehrfach sahen, die Beschaffenheit einer Gegend die Wirtschaftsweise völlig umgestalten; auch der „fußlose" Hunne wird schließlich durch solche Umstände so gut zu Fuß gehen lernen, wie es der Türke thatsächlich gelernt hat. Dagegen scheint uns doch die bekannte Thatsache sehr ins Gewicht zu fallen,

[1]) Hehn a. a. O. S. 34 ff., und 50.

daß der Höhlenmensch in Frankreich nach den Fundzeugnissen unter anderem Fleische das des als Wild erlegten Rosses genossen hat. Allerdings wird dessen Existenz in eine vorangegangene geologische Periode, und zwar in diejenige verlegt, in welcher die Vergletscherung Mitteleuropas sich allmählich nach dem Norden hin zurückzog. Wenn nun auch der Abschluß dieser Periode eine Anzahl Tierarten arktischen Charakters aus unseren Gegenden verdrängte, so liegt doch nichts in der Natur des Pferdes, das bezüglich seiner zu der gleichen Voraussetzung führen müßte. Wenn das Pferd schon in der früheren Periode offene Thäler zwischen den vergletscherten Höhen zu seiner Weide fand und in diesem Klima aushielt, wie ehedem allerdings auch auf Island Pferde und Schafe selbst den ganzen Winter über im Freien blieben [1]), und wie sie heute noch in der kirghisischen Steppe ihr karges Futter unter dem Schnee hervorscharren [2]), so ist nicht einzusehen, wie sie eine allmähliche Milderung des Klimas vernichtet haben sollte. Was hier das nach den Zeugnissen der Höhlen von Périgord einmal vorhandene wilde Roß beschränken und örtlich selbst vernichten konnte, das kann nur die fortschreitende menschliche Kultur oder eine Eigenart derselben gewesen sein. Es kann als Jagdwild wie manches andere einer zunehmenden Bevölkerung das Feld geräumt haben, ja es kann selbst vor einem viehzüchtenden Volke und, was paradox klingen mag, selbst vor einem ursprünglich rossezüchtenden zurückgewichen sein.

In den Schilderungen der mongolischen Reitervölker [3]), die, unfähig zu gehen, zu Rosse aßen, tranken, schliefen, handelten und ratschlagten, läuft sichtlich viel Uebertreibung mit. Ganz so entstand wohl dem Hellenen durch einen Grad poetischer Uebertreibung das Bild des Kentauren. Reitervölker solcher Art wird es so wenig innerhalb der gelben wie innerhalb der weißen Rasse gegeben haben. Es zeugt von dem hohen Grade der Vertrautheit mit den Rossen, welche die echten Skythen gewonnen hatten, daß sie ohne eine jener oben [4]) erwähnten Beihilfen den Bogen zu Rosse führten; aber ein Reitervolk jener Art waren auch sie nicht. Skythische Große freuten sich nach Herodot, einen Teil der Zeit in den engen Städten unter den Lebensformen der griechischen Kolonisten zubringen zu können, sie führten, nur selbst reitend, ihre Familie auf Wägen, und wenn sie auch Stutenmilch besonders schätzten, so hatten sie doch daneben nach demselben Zeugnisse noch Herden von Rindern. Es kann also nur auf äußere Anlässe angekommen sein, um dieses Verhältnis im Bestande der Nahrungstiere weiter zu verschieben. Das in der Freiheit gezogene Steppenroß ist im Vergleiche der Milchergiebigkeit zu dem Umfange der beanspruchten

---

[1]) Strinnholm a. a. O. I, 205, 207.
[2]) Wereschagin in „Globus" 1873. S. 355.
[3]) Hehn citiert Suidas, Ammian. Marc. 31, 2, 6. Zosimus 4, 20.
[4]) Seite 519.

Weiden jedenfalls eines der anspruchvollsten Tiere und muß, sobald es in Anbetracht dieses Verhältnisses mit dem Rinde oder der Ziege verglichen wird, weit hinter diesen zurückstehen. Es kam nur darauf an, daß der Mensch veranlaßt wurde, diesen Vergleich zu machen, um auch sofort die wirtschaftliche Wahl nach der einen Seite hin fördernd, nach der anderen beschränkend zu lenken. Dieser Anlaß aber war bei einem Vordringen des Skythentums aus der russischen Steppe nach Nord- und Westeuropa hin sichtlich in reichlichster Weise gegeben. Immer mehr beengt nach Westen hin das Bergland das Ausmaß der grasreichen Weiden, und im Zusammenhange dieser Erscheinung mit dem allmählichen Anwachsen der Volkszahl, dem durch die Stauung an der immer weiter vorgeschobenen römischen Grenze notwendig eintretenden Zustande der Seßhaftigkeit mit seinen räumlichen Einschränkungen trat die immer dringlichere Nötigung an den Menschen heran, im Sinne jener wirtschaftlichen Berechnung die Wahl zu treffen: die Rinderzucht überwog die Rossezucht. So erzählt es ja auch die Geschichte: die Goten am Pontus lernten die Römer als ein Reitervolk kennen, bei den Germanen am Rhein lag die Hauptstärke im Fußvolke, indes aber immer noch die batavische Niederung ihre trefflichen Reiter stellte.

Was uns oben [1]) noch unerklärbar scheinen mußte, die völlige Aufgabe des Genusses von Stutenmilch, das erklärt sich uns jetzt aus dem Principe dieser Konkurrenz und Auslese. Je mehr sich überdies in der Zukunft die Auswahl des Rindes auf die Milchergiebigkeit richtete, der Schlag sich infolgedessen nach dieser Richtung hin verbesserte, desto mehr mußte die Haltung des Pferdes zur Milchgewinnung abnehmen, bis endlich diese relativ undankbare und überdies schwierige Wirtschaftsmethode ganz abkam und in Vergessenheit geriet. Ueberdies verschwindet der alte Brauch keineswegs plötzlich, sondern wir können ihm vom alten Skythien her bis an das Samland und die Weichselniederung, ja vielleicht bis Skandinavien hin und bis in das Mittelalter hinauf folgen. Die als „Altpreußen“ bezeichneten Bewohner daselbst — „Esten“, „Sembi“, „Pruzzi“ — haben wir oben [2]) als die Spitze der sarmatischen Völkersäule betrachtet und von ihnen berichten übereinstimmend Adam von Bremen [3]), Peter von Dusburg [4]) und Wulfstan bei König Alfred, daß sie immer noch die Milch der Stuten als Getränk und in gährigem Zustande als ein Berauschungsmittel benützt hätten. Aber auch hier hat sich schon der Rückgang angebahnt. Nach Wulfstan ist auch hier Stutenmilch schon so kostbar geworden, daß nur noch Fürsten und Wohlhabende an diesem Berauschungstranke sich laben, während das ärmere Volk mit Honigmet den Genuß ersetzt. Ein

[1]) Seite 467.
[2]) Seite 472 ff.
[3]) Adam v. Brem. 4, 18.
[4]) Script. rerum pruss. I, p. 54.

jüngerer Erklärer hat bei der Stelle Adams von Bremen[1]) angemerkt, daß **Goten** und Samber (Samländer) auch noch zu seiner Zeit in Stutenmilch sich berauschten. J. **Grimm**[2]) hat aber diese schwedischen Goten als auf Verschreibung beruhend eliminiert, und **Hehn** stimmt ihm bei[3]), weil „das Melken der Stuten bei **reinen** Germanen nie Brauch gewesen sei". Woher will man denn aber so etwas wissen, wenn man auf diese Weise die Texte korrigiert? Wir haben oben gezeigt, wie Ideale der Volkstypen entstehen, und halten es für einen erfreulichen Kulturfortschritt, wenn ein Volk dazu gelangt, auch die Züge seines Geistes- und Gemütslebens in jenes Idealbild seines Typus hineinzusetzen; — aber geschichtliche Thatsachen kann man daraus nicht erschließen; das lehrt eben die Geschichte des Ideals selbst. Dennoch war und ist das eine sehr verbreitete Art der Geschichtschreibung.

Wir würden überhaupt die Aufgabe einer alten Ernährungsweise in einem neuen Lande leicht erklärbar finden, wenn wir nicht wüßten — ein Beleg ist uns das indische Soma — wie zäh der Mensch gerade an dem Genußmittel eines Berauschungstrankes festhält, wie es wenigstens die Erinnerung auch im neuen Lande Jahrhunderte lang nicht fallen läßt. Trat die Bedrohung des alten Getränkes in unserem Falle aber erst mit dem Fortschreiten nach Westen zu hervor, so sorgte hier die Kultur in gleicher Weise für einen Ersatz: der Römer hielt seinen Wein, der Kelte sein Bier bereit. Während also die Kuh und die aus dem südlicheren Bereiche herübergebrachte Ziege zur Milchgewinnnung gehalten wurden und im allgemeinen bis ins späte Mittelalter das Fleisch des Rindes nur selten genossen wurde, blieb das auf freier Weide gehaltene Pferd zunächst noch Schlachttier, um allmählich durch Einfluß römisch-kirchlicher Sitte nur noch als Last- und Reittier zu dienen.

Diese Andeutungen mögen dem Leser zeigen, daß die Mannigfaltigkeit der Schicksale eines einzelnen Wirtschaftsbetriebes groß genug sein kann, um von vornherein Fragen auszuschließen, wie diese: Sind die „Indogermanen" ein Reitervolk gewesen oder nicht? Wir haben gezeigt, daß ein auf der Sprachverwandtschaft beruhender Begriff, wie der der „Indogermanen" nicht notwendig bloß Stammverwandtes und nicht notwendig ein genetisches Ganze umschließt, aber wenn das auch schon für einen Augenblick zugegeben werden dürfte, so hieße es doch aller kulturgeschichtlichen Entwickelung die Adern unterbinden, wenn mit irgend einer Stammform auch schon bestimmter Wirtschaftsbetrieb als Rassentypus verbunden werden sollte. Umgekehrt bilden die steten Differenzierungen innerhalb des auseinanderlaufenden Verzweigungsgebietes den Inhalt der Kulturgeschichte, und eine Rasse ohne solche hat keine Geschichte.

---

[1]) **Scholion.** S. 129.

[2]) **Grimm**, Geschichte d. d. Spr. S. 721.

[3]) A. a. O. S. 45.

Wenn auch Griechenland das Roß besaß, dessen Schöpfer und Spender, der Meeresgott Poseidon, die phönizische Vermittelung anzuzeigen scheint, so machten doch schon die Griechen Homers einen großen Unterschied zwischen ihrer Rossezucht und der der vorgenannten Völker, die sie als Hippomolgen, Roßmilchtrinker oder Rossemelker kennzeichneten. Die Grenze dieser beiden Kulturkreise reichte aber noch über Thrakien gegen Griechenland herab, indem jenes von der Donauniederung her noch in das Wirtschaftsbereich der Rossenomaden einbezogen erscheint. Schon Homer und Hesiod[1]) verkünden den Ruf der thrakischen Rossezucht, und wohl der Nähe des Gesichtskreises wegen galt das Land den Griechen als die Heimat des Rosses. Das erste Volk von Rossenomaden, das diese Wirtschaftsform nach dem fernen Westen hin trug, waren, soweit die Nachrichten reichen, die Kelten. Sie vermochten länger als die nachfolgenden Germanen bei ihrer Wirtschaftsweise zu verbleiben, weil zur Zeit ihrer Verbreitung die beengende Kulturgrenze, welche nachmals die Römer den Barbaren setzten, noch weit jenseits der Poebene lag, eine Verdichtung der Bevölkerung durch Aufstauung, eine Besitznahme des ungeeigneteren Berglandes also noch nicht einzutreten brauchte. Erst als sie den Römern unterlagen und von ihnen zur Seßhaftigkeit gezwungen wurden, bahnte sich auch bei ihnen jener Umschwung an, nicht aber so, daß man in ihnen das alte Reitervolk nicht immer noch erkannt hätte. „Alle sind nun zwar von Natur streitbar, aber doch bessere Reiter als Kämpfer zu Fuß, und die Römer haben den besten Teil ihrer Reiterei von ihnen“ [2]). Mit den Kelten kam die Rossezucht zu den Keltiberiern, von diesen mag sie sich auch zu den Iberiern und über die ganze Halbinsel von Spanien verbreitet haben, wo nachmals, ehe die Pferdezucht in Arabien Eingang fand, die edelsten Rassen vorkamen. Ferner finden wir die Rossezucht mit den Kelten zugleich auch in Britannien, wo merkwürdigerweise — der einzige Fall in diesem Kulturkreise — auch ein Wagen wieder in Verwendung trat, welcher die Streiter vor den Feind trug, mit dem sie abspringend zu Fuß kämpften [3]).

Der Pferdezucht des Kelten wie des nachfolgenden Germanen kam die Verbreitung eines einheimischen, wilden Pferdes, die sich von Asien her durch alle größeren Ebenen Mitteleuropas erstreckte, zu Hilfe. Wie wir schon vorausschickten, können wir im Gegensatze zu Hehn den von ihm selbst beigebrachten Belegen keine andere Deutung geben. Nach den Beschreibungen scheint es allerdings ein und derselbe Pferdeschlag gewesen zu sein, den Strabo bei den Skythen, Cäsar und Tacitus bei den Germanen sahen: klein, unansehnlich, aber schnell und ausdauernd, ein Tier, dem unter den jetzt lebenden vielleicht das ungarische Steppenpferd am

---

[1]) Werke und Tage. S. 507.
[2]) Strabo, Cas. p. 196.
[3]) Caesar d. bell. gall. 4, 33.

nächsten stand. Diese Uebereinstimmung ist aber auch dadurch erklärbar, daß die wandernden Stämme überall auf denselben wilden Landschlag stießen und eine veredelnde Auswahl nicht übten.

Die Alten waren von dem Vorkommen wilder Pferde jenseits der Alpen überzeugt [1]), und selbst in Spanien kamen sie nach ihrer Meinung noch vor [2]), wenngleich ihre Zähmung durch die Kelten beeinflußt wurde. Nach Italien wurden zum erstenmale unter der Herrschaft des Longobardenkönigs Agilulf wilde Pferde gebracht [3]), und Papst Gregor III. unterscheidet 732 in seiner Epistel an Bonifazius in Deutschland wilde und zahme Pferde, und der Apostel selbst hatte hierin in Bezug auf den altüblichen Genuß des Fleisches zunächst einen Unterschied gemacht, wohl um die römische Sitte allmählicher anzubahnen. In Skandinavien wurde unter den Germanen des Flachlandes noch lange das Roß als Schlachttier behandelt [4]); aber sogar die frommen Väter von St. Gallen hielten wenigstens das Fleisch des „wilden" Pferdes noch für erlaubtes Wildbret [5]). Eine Urkunde aus dem Münsterschen rechnet noch 1316 die wilden Pferde zu den Tieren des Wildbanns [6]), und der „Sachsenspiegel" scheint wenigstens solche von halber Freiheit im Auge zu haben. Es scheint sich also gerade in Westfalen das wilde Roß lange erhalten zu haben. Hehn führt weiter Beweise dafür an, daß sich in den Vogesen wilde Pferde bis ins 16. Jahrhundert erhielten; für den Osten des heutigen Niederdeutschland aber reichen die Beweise ebenso hoch herauf und bezeugen eine allgemeinere Verbreitung. Zur Zeit Ottos von Bamberg gab es in Pommern noch viele wilde Pferde [7]), ebenso in Schlesien und Preußen, wo man sie in den Ordenszeiten als Wild jagte und noch 1543 einen Jagdschutz für dieselben verordnete. Für Polen und Litauen aber reichen solche Verordnungen bis ins 17. Jahrhundert. Ebenso ist aber auch von dem Einfangen solcher Tiere einzeln und in ganzen Rudeln die Rede; es setzte sich also hier die Zähmung in allen ihren Uebergängen von der Hegung zur Bändigung immer noch fort; man fesselte das Tier für den Dienst und erlegte es des Fleisches wegen — aber bei all dem geht in Deutschland im frühen Mittelalter die Pferdezucht merklich zurück.

Schon zur Zeit Karls des Großen war das Roß bei den Kleinwirten recht selten geworden, und der Heerbann bestand der Masse nach aus Fuß-

---

[1]) Plinius H. N. 8, 39; Strabo C. 207.

[2]) Varro de r. r. 2, 1, 5, und Strabo p. 163.

[3]) Paul. Diac. 4, 11.

[4]) Rühs, Skandinavien. S. 175.

[5]) Hehn a. a. O. S. 22, nach F. Keller.

[6]) Kindlinger, Münstersche Beiträge 1787. S. 21; auch bei Anton, Geschichte der Landwirtschaft.

[7]) Vita Ottonis. Pertz XX, p. 745.

soldaten. Zu den oben angeführten Gründen dieser Erscheinung kam noch ein socialer: die offenen Gründe wurden in Anbau genommen, die unberührten Markgebiete aber fielen bei den sich neubildenden Rechtsverhältnissen in das Eigentum des Königs, der sie entweder an Beamte vergab oder in „Bannforsten" verwandelte. So entging mit dem ehedem „gemeinen" Grunde dem kleinen Manne der Anteil an jenem edlen Wilde; so nahm auch in Preußen die wilden Pferde der Orden in Beschlag. Aus der Einhegung solcher Bannforste mit Rücksicht auf die Pferde derselben wurden Stutereien großen Maßstabes, und in diese fiel nun der Schwerpunkt der Pferdezucht, während dem Kleinwirte bei dem Entgang ausgedehnter Weiden die Fortsetzung der alten Wirtschaft unmöglich wurde. Es war die fortgesetzte Folge der Umwandlung des Grundes und Bodens in Privateigentum, welche schließlich auch diese Umwälzung herbeiführte; die Zucht in engeren Grenzen aber hatte ihr Absehen fortan nur auf Kriegs- und Arbeitstiere.

Während aber die Entwickelung dieser neuen Verhältnisse in Deutschland von Westen nach Osten vorwärtsschritt, verblieben, wie angeführt, zum Teil die nordgermanischen und die sarmato-slavischen Völker sogar noch „Rossemelker", wie sie es zu Homers Zeiten gewesen. Wir haben oben gesehen, wie sich die Wirtschaftsstufe des Rossenomaden und die Kulturstufe überhaupt von den Sarmato-Slaven auf die benachbarten Finnenvölker verbreitete, wie aus den finnischen Bulgaren Slaven wurden. Bei diesen ist dann am längsten das Pferd ein Schlachttier geblieben [1]). Die Stämme gelber Rasse, welche, dieselbe Wirtschaftsweise teilend, im Steppenlande Asiens zurückblieben, hatten keinen Anlaß zu irgend welcher Umformung jener. Die Kirghisen, welche heute den alten Paß besetzt halten, durch welchen vordem der nordarische Völkerzug nach Europa strömte, melken heute noch, wie damals die Skythen gethan, ihre Stuten und der Nachkomme jener hat den ihm durch seine Geschichte anerzogenen Abscheu abgelegt und sucht in der Sommerfrische der Steppe bei „Kumys" Genesung.

So oft sich aber das jetzt nach der Besiegung der Turkmenen wohl für immer geschlossene Völkerthor im Mittelalter wieder öffnete, waren es immer echte Reitervölker, welche wie verheerende Lawinen über die Gefilde der Kultur hinrollten.

Auch an der Zucht des Rosses hat schließlich die Domestikation des Kultes ihren Anteil. Wenn das aber oft übersehen wurde, so hat man auch den Begriff wieder zu weit ausgedehnt. Die Verwendung des Rosses zu Opferzwecken gehört nicht in diese Kategorie; sie beweist nur, wo sie vorkommt, daß in dem betreffenden Bereiche das Roß zu Nahrungszwecken verwendet wurde. Anders verhält es sich schon mit jenen Herden von

---

[1]) Vergl. „Globus" 1872. II. S. 110; 1874, I, 55.

Rossen, welche bei westslavischen Völkern bei den Malstätten gehalten wurden. Sie sind ursprünglich als ein geliebter Besitz der Gottheit zu betrachten, dessen sie sich gerade so freut, wie es der Stolz des Menschen war, mit solchem Reichtum prahlen zu können. Aber ein solches Besitzverhältnis ist es im Grunde doch wieder, welches den Geist zu Feuer, zur Waffe u. s. f. in eine so untrennbare Beziehung gesetzt hat, daß man gleichsam notwendig den Geist mit und in jenem Gegenstande gewinnt. In dieses nähere Verhältnis tritt nun auch das einzelne ausgewählte Roß, neben der Leibwaffe das „Leibroß“ des Gottes, sein Sitz oder „Fetisch“. Diese Auffassung und eine entsprechende Uebung findet sich bei den Persern und Slaven, und Reste einer solchen haben sich bei den Germanen erhalten. Auch in diesem Falle wurde die Spezialität des Tieres durch die seltenere weiße Farbe gekennzeichnet; weißgeborene Rosse galten als die von der Gottheit für sich gewählten. Seltener ist es auch die ganz schwarze Farbe, welche zu einer solchen Voraussetzung Anlaß gibt. So wagten bei den Altpreußen einige kein schwarzes, andere kein weißes Roß zu reiten „wegen ihrer Götter“ [1]). Rosse der Gottheit begleiteten den Perserkönig auf seinen Feldzügen und wurden bei den Slaven — in Arkona, in Stettin — bei den Tempeln gehalten. Die deutsche Volkserinnerung stellt sich die Fürsten der Vorzeit auf weißen Rossen vor, gerade auf einem solchen soll nach einem alten Rechtsbuche der Papst als oberster Priester erscheinen und alle die Heiligen, welche an die Stelle alter Göttergestalten getreten sind, S. Michael, S. Georg denkt sich das Volk als „Schimmelreiter“; ein echter Schimmel im Stalle aber verwehrt allen Kobolden den Eintritt.

Die Erscheinung, daß die einmal erlernte Methode der Tierzähmung, die Ueberwindung von Scheu und Furcht leicht auf andere Spezies übergeleitet werden kann, führen uns die Phönizier in Afrika und die Arier in Indien vor, indem beide Völker, mit der Zucht des Rosses vertraut, sich an die Aufgabe wagten, das kolossalste aller Tiere, den Elefanten, zu zähmen und zum Lasttiere zu machen. Daß sie dazu insbesondere die Vorschule der Rossezähmung befähigt hat, scheint aus dem Umstande zu entnehmen zu sein, daß sich die Aegypter, welche in älterer Zeit des Rosses entbehrten, an eine solche Zucht nicht wagten, obwohl der afrikanische Elefant noch in viel späterer Zeit bis nach dem Norden des Erdteils verbreitet war und so auch irgendwo den Aegyptern in den Gesichtskreis kommen mußte. Nur die phönizischen Karthager, bei ihrer Einwanderung von Assyrien her mit der Rossezucht vertraut, zähmten und benützten den afrikanischen Elefanten; durch sie lernten ihn die Römer kennen, aber nur noch zu Kampfspielen benützen. Nach dem Untergange der phönizischen Kultur in Afrika hat kein afrikanisches Volk dieses Tier wieder gezähmt. In ähnlicher Weise waren es die eingewanderten Rossenomaden, welche den

[1]) Peter von Dusburg a. a. O.

indischen Elefanten bändigten und abrichteten; doch ging hier diese Kunst von ihnen auch auf die dunkle Vorbevölkerung über, die sie bis heute übt. In beiden Fällen diente das Tier vorzugsweise zu Kriegszwecken, und in beiden Fällen mag es ein willkommener Ersatz für das seltenere Roß geworden sein. Durch die Eroberungszüge der Perser nach Osten gelangte die Verwendung des Kriegselefanten auch zu ihnen und in den Bereich der assyrisch-babylonischen Kultur. Nach Alexander d. Gr. Tode kamen Elefanten aus seinem Besitze nach Syrien, Aegypten und andere Länder, und Pyrrhus führte zuerst 20 Stück den Römern entgegen. Die Abbildungen der Kriegselefanten finden wir auf assyrischen und babylonischen, aber nicht auf ägyptischen Denkmälern, obwohl Herodot das wilde Tier in dem benachbarten Libyen kennen lernte.

Auch dem Elefanten widerfährt in einzelnen Exemplaren die Zucht des Kultes, und wieder sind es die selteneren, angeblich „weißen", welche in Siam bis heute als geheiligte Sitze der Gottheit gepflegt werden. Aber auch schon in älterer Zeit war ein Elefant das Leibtier Indras, des alten Gottes im Fünfstromgebiet, und Gott Ganesa trägt das Haupt eines Elefanten in derselben Beziehungsweise, in welcher sich uns in Aegypten ein hunde- oder schakalköpfiger Gott darstellte. Eine vorzügliche Rolle aber spielt dieses Fetischtier in der Legende des Buddhismus. Buddha selbst ist als ein weißer Elefant in die Welt gekommen.

Die Zucht des Rindes, welche den auf den vorangehend genannten Wirtschaftsstufen sich aufbauenden Kulturzustand der Seßhaftigkeit so wesentlich beeinflußt hat, daß wir uns unsere heutige Kulturlage unter Ausschaltung dieses Faktors gar nicht denken können, entbehrt im Gegensatze zu den letztgenannten Kulturarten eines einheitlichen Centrums ihres Ausganges. Es schließen sich von derselben ganz Amerika, Australien und die Südseeländer, von dem Kontinent der Alten Welt aber weniger begrenzbare Gruppen Innerafrikas und der Südspitze dieses Erdteils, sowie die arktische und subarktische Zone aus. Innerhalb des geschlossenen Restgebietes scheint die Rinderzucht in ganz Afrika mit Ausnahme des Bereiches altägyptischer Kultur eine importierte zu sein, und eben das ist sie im Gebiete des japanischen Inselreichs. Sonst läßt sich nur ungefähr feststellen, daß das wilde Material für diese Zucht in den angegebenen Grenzen ein von Natur aus in vielen Arten und Spielarten weit und reichlich verbreitetes gewesen sein muß, so daß es sich dem Menschen in einer derselben überall anbot, wo einmal sein Trachten nach lebenden Fleischvorräten, nach Milchgenuß oder nach Arbeitsunterstützung geweckt worden war. Wo man das Gazellenwild der Wüste in Hegung nahm, da trat das Rind in verschiedenen Arten hinzu und erfuhr dieselbe Beeinflussung — wenn wir so sagen dürfen, dieselbe Erziehung — mit besserem Erfolge. Wo Ziege und Esel im Dienste des Menschen sich erprobt hatten, da versuchte dieser eine Staffel höher zu steigen und die ergiebigere Nahrung der wilden Kuh, die

Arbeitskraft des Stieres zu gewinnen; wo aber das Roß den Menschen trug, da wurde es ihm überall leicht, die grasenden Rinderherden zu umzingeln und mit der Fangleine, sei's von Roßhaar-, sei's von Hanfgeflecht, das auserseheneStück herauszufangen, um es zu melken, vor den schweren Steppenwagen zu spannen oder zu schlachten. Eine solche Stufe von Hegung des Rindes gesellte sich daher so gut wie überall als ein Gemeinsames zu jenen nach bestimmten Grenzen geschiedenen Kulturarten. Unmöglich aber dürfte es unter diesen Verhältnissen sein, die einzelnen Rassen des Rindes in ihren Schicksalen, Fortschritten und oft weiten Wanderungen zu verfolgen. Das phlegmatischere Temperament dieser Tiergattung schien sie für die Zähmung zu prädestinieren, und darum ist sie dieser auch fast nirgends entgangen, wo überhaupt das Princip dieser Art Fürsorge erfunden war.

Die Altägypter haben ihre Hegung auf zwei verschiedene Rassen erstreckt, von denen das Buckelrind in nahe verwandten Formen auch in Indien wiederkehrt, wo es vielleicht erst die Arier in Zähmung genommen haben, um die Aufgaben ihres verdrängten Rosses zwischen ihm und dem Elefanten zu teilen. Hier war es vorzugsweise die Priesterkaste, deren selbstsüchtige Fürsorglichkeit den neuen Wirtschaftszweig emporhob. Von den Kultgaben des Volkes lebend, zogen diese passionierten Milchesser die milchende Kuh jedem anderen Geschenke vor; der erst zu bestellende Acker war ihnen gleichsam kein fertiges, kein volles Geschenk. Nach ihrer Lehre stand darum der Landbau weit hinter der Viehzucht zurück; ja es war eigentlich gar nicht recht, „Mutter Erde mit dem Eisen zu verwunden". Sie hüteten sich darum, selbst in diese Sünde zu verfallen; die Kühe aber melkten sie dreimal des Tages zu aller Welt Nutzen zu ihren Opfermahlzeiten. Sie waren es auch unter diesen Verhältnissen zuerst, welche auf die Veredelung der Rasse, die sonst bei solcher Zucht nur in der Richtung auf die Zähmbarkeit hingeleitet wird, einen bestimmenden Einfluß nahmen. Nur sie erkannten nämlich bei jedem neugeborenen Kalbe an gewissen Zeichen, ob es die Gottheit für ihren Besitz bestimmt habe oder den Menschen überlassen wolle. Erst wenn der Priesterspruch darüber entschieden hatte, hatte der Besitzer der Kuh auch einen Anspruch an das Kalb. Die gezeichneten aber nahmen die Priester für die Gottheit in Besitz und Verwahrung — es waren die „Götterkühe"; man nannte sie wohl auch „Priesterkühe", weil die Priester die Mühe des Melkens für die Gottheit übernahmen. So entstand allmählich im Besitze der Priesterkaste eine eigene Rasse von Rindern, die sich heute als „Zebu der Brahmanen" von dem Landschlage vorteilhaft abhebt.

Auch im Kulturkreise der Ost- und Westsemiten trat das Rind frühzeitig zu Esel, Ziege und Schaf hinzu, und die pelasgische Völkerfamilie schloß sich in gleicher Weise an. Bei der Seltenheit der Rosse bei Westsemiten und Pelasgern und vor deren Ueberhandnehmen bildete der Stier

das wichtigste Arbeitstier, das, sich vor dem Esel durch größere Stärke auszeichnend, in hohem Grade die Hebung des Ackerbaues förderte. Sobald sich der Mann dessen annahm, bildete der Stier seinen Arbeitsgefährten, auf den sich nun sein Mitgefühl in ganz besonderer Weise zu erstrecken begann. Das Gesetz der Juden hat uns schon ein ganzes System von Pflichten gegen die Tiere aufbewahrt, in dessen Mittelpunkte die Rücksicht auf jenen Arbeitsgehilfen stand [1]). Auch in Griechenland soll in alter Zeit Lebensstrafe auf die Tötung eines Ochsen gesetzt gewesen sein [2]). Sicher war in Rom, wo sich frühzeitig der Ackerbau mit dem Stolze des Mannes zu vertragen verstand, die Hochhaltung des Arbeitsochsen eine sehr große. Die Tötung eines Ochsen hätten die Alten nach Columella [3]) nicht geringer geachtet, wie den Mord eines Menschen, und Varro [4]) bestätigt das mit dem Beisatze, weil der Ochs der Genosse des Mannes bei der Feldarbeit und der Diener der Ceres sei. Plutarch [5]) gesteht, daß er nie imstande gewesen wäre, einen in seinem Dienste altgewordenen Ochsen zu verkaufen, und Ovid [6]) erklärt den für einen Undankbaren und Unwürdigen, der seinen Feldbesteller vom Pfluge weg zu schlachten vermöchte. Wenn wir jene Fürsorge der Juden und diese Zartheit der Empfindung Tieren gegenüber bei einem nichts weniger als verzärtelten Volke mit der kalten Grausamkeit vergleichen, welche die Rothaut kennzeichnet, so können wir nicht verkennen, wie sehr die erziehliche Beeinflussung des Gemütes gefördert wurde durch den Fortschritt zu der besprochenen Wirtschaftsform.

In Bezug auf die Rindviehzucht bildeten Alpen und Balkan mit dem Pontus als Fortsetzung einst jene Wirtschaftsscheide, wie sie in anderer Beziehung zwischen halbsemitischer und skythischer Kultur lag. Auch im Bereiche des Rossenomaden hat sich der Mensch überall das Rind unterworfen, nur hat er es hier viel weniger auf dessen Arbeitsleistung, als auf die Nahrung abgesehen, und gewiß ist es hier — wenn wir nach Analogien im heutigen Südamerika schließen dürfen — das Pferd, welches den Jagderfolg in einer Weise gesichert hat, daß jede wilde Herde gleichsam schon im Besitze des Menschen steht. Bemächtigt er sich einerseits überall des wilden Schlages — wie ja auch der grimme Auerochs als Stammtier zahmer Rassen angesehen wird, — so treibt er andererseits auch die aus fortgesetzter Züchtung hervorgegangenen Rassen vor sich her, wie wir ja schon das hörnerlose Rind des Skythenlandes einige Jahrhunderte später am

---

[1]) Vergl. Exod. 20, 10; 23, 5, 12; Levit. 19, 19; 22, 24, 28, 27; 23, 19; 24, 26; Deuter. 5, 14; 14, 21; 22, 4, 6—7.

[2]) Lecky, Sittengeschichte II. S. 130, nach Legendre II, p. 338.

[3]) Columella VI.

[4]) Varro de r. r. II, 5.

[5]) Plutarch, Vita Marc. Cat.

[6]) Metamorph. XV, 120 ff.

Rheine wiederfanden. Auf diese Weise stellte sich allmählich einer zusammenfassenden Kultur eine kleine Schöpfung von Nutztieren zur Sichtung vor. Die italische Landwirtschaft hat frühzeitig darauf Bedacht genommen, neue Rassen von jenseits der Kulturgrenze einzutauschen, und der Durchzug und die Ansiedelung von Barbaren zur Zeit der Völkerwanderung gaben dazu wiederholt Gelegenheit [1]). Varro nennt gerade die Rasse, welche in Italien zumeist zur Feldarbeit verwendet wurde, eine gallische, als ob sie durch die Kelten dahin gekommen wäre. Plinius wieder rühmt den Milchreichtum der kleinen Alpenrasse, von der wir wissen, daß sie auch die Pfahlbauer neben anderen schon züchteten. Einwandernde Alemannen brachten wieder einen großen Rinderschlag in die norische Provinz [2]). Das hornlose Rind ist heute sowohl in Südrußland wie in ganz Deutschland spurlos verschwunden, doch bewahren nach Hehns Angabe [3]) noch die Germanen Skandinaviens einen Rest desselben, und von ihnen sei er in die Gegend des Weißen Meeres — also wohl auf dem Wege der erwähnten Biarmafahrten [4]) — gebracht worden. Auch diese Erscheinung spricht gewiß weniger für die Sage von der Wanderung der Germanen aus dem Norden nach Südrußland, als für eine solche umgekehrter Richtung.

In den wasserreichen Niederungen Indiens hat der Büffel seine ursprüngliche Heimat; auch er fiel hier dem arischen Nomaden in die Schlinge, und seine Zucht nährt heute in den heimischen Verbreitungsgebieten auch die ältere Bevölkerungsschicht. Es ist ein Beweis, wie sehr die nomadenhaften Völkerbewegungen die Fortschrittsergebnisse der Wirtschaft durcheinandermischten, daß auch dieses Tier in Europa eine zweite Heimat gefunden hat; aber sein Itinerar ist derzeit noch unbekannt. Aristoteles [5]) beschreibt als schon diesseits des Indus wohnend ein Tier, das unserem Büffel entspricht. Von da dürfte er, doch erst nach Alexanders Zeit, im Wege des Austausches in die Ebenen Mesopotamiens, an den Orontes und nach Aegypten versetzt worden sein, wo er in geeigneten Sumpfstellen gedieh. Italien sah die ersten erst 600 n. Chr. [6]), zur Zeit des Longobardenkönigs Agilulf. Hehn [7]) nimmt an, daß dieses Schauspiel den Römern etwa durch eine avarische Gesandtschaft geboten wurde. Auf alle Fälle beweist die Zeitangabe, daß es nicht der arische, sondern erst der mongolische Nomadenstrom sein konnte, durch welchen dieses Tier, das immer noch nach alter Art in großen Herden durch die Reiter mit

---

[1]) S. Hehn a. a. O. S. 385.
[2]) Cassiod. Var. 3, 50.
[3]) A. a. O. S. 386.
[4]) S. oben S. 458 f.
[5]) Aristoteles, Histor. animal. 2, 1.
[6]) Paul. Diac. 4, 11.
[7]) A. a. O. S. 384.

dem Speer bewacht und mehr in Hegung als Zähmung gehalten wurde, nach Europa gelangte. Jetzt bewohnt es noch in ähnlichem Zustande die Niederungen des Pontus und der unteren Donau — das alte Skythenland — einschließlich Ungarns, die Gegend an der Tibermündung, die pontinischen Sümpfe in Italien, die Landes in Frankreich, und fügt sich wie der gemeine Stier dem Arbeitsjoche.

Im Gebiete der semitisch-ägyptischen Kultur, dem wir in dieser Hinsicht das phönizisch-griechische anschließen müssen, nahm auch der Kultus einen bedeutenden Anteil an der eigentümlichen Gestaltung der Rinderzucht. In Aegypten galt die Kuh an so vielen Gaukultstätten als ein lebender Fetisch altmütterlicher Gottheiten — Nut, Sati, Hathor, Isis u. a. — daß es von da aus im ganzen Lande aus religiöser Scheu unmöglich wurde, Kühe überhaupt als Schlachtvieh zu verwenden [1]). Daher rührte eine der jüdischen nach Effekt und Motiven ähnliche Abschließung des Aegypters vor Fremden, und die Scheu vor der Lebensgemeinschaft mit solchen; ein „Kuhesser“ war dem Aegypter ein Abscheu, und darum küßte er keinen Hellenen auf den Mund und vermied es, dessen Messer oder Kochgeschirr zu benützen. Anders verhielt es sich mit dem Stier. Auch er galt als Fetischtier, welchen Terminus wir der Kürze wegen beibehalten wollen, aber immer nur an einigen wenigen Gaumalstätten — Memphis und Anu — und nur individuell je ein einzelner Stier, der sich als solcher durch bestimmte Kennzeichen darstellte. Während das ägyptische Vieh der betreffenden Rasse weiß oder weißscheckig war, galt nun hier umgekehrt die seltenere, die schwarze Farbe als das Zeichen der Gottheit [2]). Auch daraus folgte notwendig wie in Indien eine Tierschau der Priester, damit nicht etwa ein gottbesessenes Stück zur Arbeit oder gar zur Nahrung verwendet würde, was natürlich über das ganze Land Unheil gebracht hätte. Erst wenn der Priester dem jungen Rinde das Siegel an die Hörner gedrückt, welches bestätigte, daß das Stück „rein“ sei von den Zeichen des Gottbesitzes, durfte es der Mensch in Besitz nehmen [3]); aber auch dann durfte er den jungen Stier als Nahrungstier nur verwenden, wenn er noch kein Joch getragen, noch nicht Arbeitsgenosse des Menschen gewesen. Dasselbe Princip erkennen wir auch in den Opferbestimmungen des jüdischen Gesetzes wieder. Jene Auswahl aber, welche allmählich auf die Zuchtergebnisse, mindestens in Bezug auf das Aeußere, namentlich die Farbe, nicht ohne Einfluß bleiben konnte, ist uns ein Fingerzeig für die wirtschaftlichen Folgen der Kulteinflüsse überhaupt.

Daß sich der Stier in gleicher Eigenschaft auch bei den Phöniziern vorfand, ist bekannt, und ebenso bezeugt in Assyrien der Stier auf Assurs

---

[1]) Herodot II, 46.
[2]) Strabo C. p. 807.
[3]) Herodot III, 28.

Standartenbilde, sowie die an den Pforten der Paläste wachende Figur des geflügelten Stieres dieselbe Auffassung. Diese assyrisch „Kerubu" genannten Idole sind aber nach Wort und Sache leicht in den jüdischen „Cherubim" wiederzuerkennen, die ja auch wie jene nicht die Gottheit, sondern den Sitz derselben vorstellten. Auch Israels „goldene Kälber" gehören gewiß hieher. Wie wir also im jenseitigen Gebiete überall Spuren und Reste einer Kultbeziehung von einzelnen Roßindividualitäten vorfanden, erstreckt sich durch das ganze semitisch-phönizische Gebiet einschließlich Aegyptens dieselbe Beziehung zum Rinde, während in beiden Fällen von der zweiten Art keine Spur zu finden ist, worin sich wieder die Thatsache spiegelt, daß letzterem Kulturkreise das Roß nicht ursprünglich eigen war, und daß in jenem die Rinderzucht ursprünglich als das geringwertigere Moment zur Rossezucht hinzutrat, bis allmählich im Westen Europas ein Ausgleich stattfand und die semitisch-pelasgische Wirtschaftsform die skythische in dem Momente besiegte, in welchem der auf jener aufgebaute Staat der wilden Kraft des Skythentums erlag. Auch hier vollzog sich also in anderer Weise derselbe Vorgang, der im hohen Altertume im Tieflande des Euphrat eine neue Epoche der Weltgeschichte begründete.

Daß derselbe Kultgebrauch mit Bezug auf das weibliche Rind auch nach Griechenland herüberreichte und auch hier wie in Aegypten ursprünglich wenigstens gauweise die Kuh als Fetischform galt, darin stimmen wir mit Schliemann[1]) umsomehr überein, als diese Erscheinung durch die Vergleichung so unanfechtbarer Thatsachen in einem noch nach vielen anderen Seiten hin so nahe verwandten Kulturgebiete aufhören muß, durch Eigenartigkeit und Sonderbarkeit Unglauben und Widerspruch herauszufordern. Wenn auch die Zeit Homers sich die βοῶπις Hera nur noch im Schmucke großer, brauner Augen gedacht hat; ursprünglich zeigte das Wort auf eine Göttergestalt mit dem Antlitz des Rindes, wie sie uns die ägyptischen Denkmäler in der Gestalt der Isis vorführen. Dafür zeugen gewiß die Hunderte von Idolen in Kuhgestalt, welche in neuerer Zeit in Mykenä, Nauplia, Athen, Jalysos und Tiryns gefunden wurden.

Die zuletzt öfter genannten drei Kulturkreise, der ägyptische, semitisch-pelasgische und der skythisch-mongolische umschreiben das eigentliche Gebiet der Viehzucht, als deren einflußreichste Folge wir den Gebrauch tierischer Milch als Ersatznahrung bezeichnet haben. Nun hat sich die Viehzucht aber auch noch über diese Kreise hinaus verbreitet, ohne daß sie jedoch überallhin von der Kunst der Milchgewinnung begleitet worden wäre, wie andererseits auch die Ausbeutung der Milch für Ernährungszwecke der Erwachsenen selbst innerhalb jenes Viehzuchtbereiches auf sehr verschiedenen Stufen stehen blieb.

Daß das östliche Inselreich Asiens, welches die Arbeitstiere von der

---

[1]) Schliemann, Ilios 318 ff.; Mykenä 11 ff.; Tiryns 185 f.

mongolischen Rasse entlehnte, nicht auch zugleich die Milchnahrung erborgte, wurde schon angeführt; auch die Eskimos haben niemals den Versuch gemacht, das Rentier zu melken, und die arktisch-finnischen Stämme erst infolge germanischen Einflusses. Auch nach Afrika muß sich von Aegypten und Arabien aus Viehzucht und Milchgenuß nicht immer gleichzeitig verbreitet haben. Livingstone[1]) fand westlich vom Nyassy große Herden von Buckelrindern im Besitze eines Häuptlings, die doch niemals gemolken wurden, und auch die Bambarra im Westen lassen die Milch ihrer Herden unbenützt[2]). Daß sie zuerst allgemein nur als ein Notbehelf zur Ernährung des Kindes Anwendung finden mochte, dürfte noch die Scheu ausdrücken, welche die meisten südafrikanischen Völker vor der süßen Milch an den Tag legen, indem sie glauben, daß sich der Erwachsene solchen Genusses zu schämen habe. Nur die Hottentotten kennen diese Scheu der eigentlichen Viehzüchter unter den Nachbarstämmen nicht[3]). Auch aus der höchst primitiven Art, wie die Zulu — mit dem Munde saugend — melken, müssen wir entnehmen, daß sie sich nicht gleichzeitig mit der Erwerbung von Viehherden auch in den Besitz dieser Kunst setzten, sondern diese wohl erst selbst aufs neue erfanden. Dies ist um so leichter erklärlich, als die Verbreitung von halbzahmen Viehherden von Stamm zu Stamm seltener auf dem Wege friedlichen Verkehrs als auf dem von Raub und Diebstahl erfolgte. Auch die alten Germanen haben nach Tacitus[4]) nicht süße, sondern saure Milch genossen, während es wahrscheinlich auch bei den Skythen die leicht angesäuerte und in diesem Zustande schwach berauschende Stutenmilch war, die sie liebten.

In Herstellung und Verwendung der Milchprodukte trennte sich wieder der semitisch-pelasgische Kulturkreis wesentlich von dem skythisch-germanischen in verschiedener Wahl der Bestandteile, in welche die Milch sich zerlegen läßt — des Fettes und des nährenden Käsestoffes. Jenes Kulturbereich besaß in Sesam und Olive vortreffliche Gewährer des begehrten Fettstoffes und schätzte darum in der Milch nur den festeren Nährstoff; im nördlicheren Bereiche erschien jener weit begehrenswerter. Die älteren Schriften der Juden kennen noch keine Butter, erst in den „Sprichwörtern" findet sie einmal Erwähnung. Auch dem Römer der alten Zeit ist sie unbekannt und der Grieche lernte Gegenstand und Bezeichnung erst durch seine Berührung mit dem anderen Kulturkreise kennen; von jener sprach zuerst Herodot als von dem Erzeugnisse einer skythischen Kunst, die er scheinbar für komplizierter hält, als sie ist[5]); während das Wort „Butyron" erst

[1]) N. Miss. S. 250.
[2]) Waitz a. a. O. I, 85.
[3]) Fritsch a. a. O. S. 110, 325.
[4]) Germ. 23.
[5]) Herodot IV, 2.

der Arzt Hippokrates als ein angeblich skythisches einführte. Nur Arabien, das die Olive nicht besaß, machte wenigstens ein Jahrhundert vor Chr. schon eine Ausnahme, indem es kaum ohne äußere Beeinflussung Butter gewann.

Dagegen reicht deren Bereitung und die Verwendung des Milchfettes innerhalb jenes Bogens, mit welchem die arisch-skythischen Völker jenen ersten Kulturkreis umspannten, von einem Ende zum andern. Obgleich die Arier in Indien in den Besitz vegetabilischer Fette gelangten, gaben sie doch die Butter keineswegs auf, sondern trieben sogar damit Handel nach den Häfen des Roten Meeres; auf diese Weise lernten sie vielleicht die Araber und durch sie die Juden kennen. Am anderen Ende jenes Bogens aber bedienten sich, wie Strabo[1]) von seinem Standpunkte aus hervorhebt, die Keltiberier „statt des Oeles" der Butter. Die Germanen hatten — in anc und smero, ancsmero — ebenso wie die Slaven ein einheimisches Wort für Butter, welches dieselbe übereinstimmend ursprünglich nicht als Speise, sondern als Salbe bezeichnete, so daß wir annehmen müssen, daß sie als Einreibung oder als Zuthat zur Bemalung des Körpers[2]) die hauptsächlichste Verwendung fand, wie sie ja noch in einigen Gegenden als Haarsalbe dient. Es ist der oft hervorgehobenen Eitelkeit des Naturmenschen ganz entsprechend, gerade diesen Gebrauch in seiner Schätzung und Benennung hervorzukehren. Wenn auch dem Römer der Genuß der Butter seitens der Germanen als ein Barbarismus besonders ins Auge fiel, so entspricht es doch jenem Verhältnisse, daß eigentlich noch im 12. Jahrhunderte, wo sich uns schon von anderer Seite her ein Einblick in die Küche unserer Vorfahren eröffnet, der Butter als Nahrungsmittel selten gedacht wird. Schultz[3]) sagt: „Butter dagegen scheint nur selten vorgekommen zu sein. Wenn sie auch bekannt war, so wurde sie doch gewiß nicht oft bei Tische gebraucht; sonst würden unsere Dichter sie jedenfalls erwähnen."

Wenn wir außerdem im Althochdeutschen die Bezeichnung chuosmero — Kuhschmer — treffen, so könnte vielleicht diese Determinierung auf eine andere Art Butter zurückdeuten, die mittlerweile aus dem Gebrauche verschwunden ist, jene Stutenbutter, von welcher Herodot spricht. In der Mitte jenes Bogens der arisch-skytischen Nomadenvölker treffen wir von Griechenland aus zunächst wieder in Thrakien, wie schon bei früheren Gelegenheiten, auf die Kulturscheide. Wie dem Römer der Keltiberier und der Germane durch seine Butter auffällt, so nennt der Hellene seinen thrakischen Nachbar einen „Butteresser", und hinter diesem sind es dann die Skythenvölker, die auch aus der Pferdemilch das begehrte Fett gewinnen.

---

[1]) Strabo C. p. 155.
[2]) S. oben Seite 377.
[3]) A. Schultz a. a. O. I, 292.

Herodot, dem noch kein Name dafür bekannt ist, umschreibt das noch durch das „was sich absetzt“, während Hippokrates hiefür den Namen Butyron nennt, der erst wieder durch den Gebrauch der Römer als „Butter“ zu uns zurückgekehrt ist. Das Unklare der Stelle [1]) verschwindet, wenn wir uns das Buttern der Skythen durch Umrühren der Milch in hölzernen Bütten richtig vorstellen. Man besorgte dieses zweifellos sehr langwierige Umrühren der Milch jedenfalls durch kriegsgefangene Sklaven, welche mit irgend einer Art in die Flüssigkeit getauchten Rührscheites beständig im Kreise wie ein Tier im Göpel um die Bütte herumgehen mußten; und wie man noch später mit solchen Tieren that, „deshalb nun blenden die Skythen einen jeden, den sie fangen“. Nur so konnte Herodot die sonst gänzlich unverständlichen Worte schreiben: „Es blenden aber die Skythen alle ihre Sklaven um der Milch willen“.

Dieser umständliche, wiewohl wenig zweckmäßige Apparat läßt erkennen, daß sich die Butterbereitung der Skythen nicht mehr in ihren Anfangsstadien befand. Dagegen halten ostafrikanische Stämme heute noch an einem Vorgange fest, der vielleicht zuerst zu der Erfindung hingeführt hat, indem sie die angesäuerte Milch in einer Kalabasse schütteln. Irgend ein Gefäß mit Milch, das der Reiter bei sich führte, konnte zu solchem Verfahren den Anlaß geben [2]). Bei den Hottentotten sah Cook [3]) dasselbe Verfahren: „sie schüttelten nämlich die Milch in einem aus Tierfellen verfertigten Sacke“ tüchtig hin und her. Das Produkt wird uns aber als wenig verlockend geschildert. Diese Butter ist dünn und farblos und in der That eher zum Salben als zum Genusse geeignet. So fand es auch Livingstone [4]) bei den Makololo: „Der Hauptgebrauch, den sie davon machen, ist, den Körper damit einzusalben.“ Käse wird in diesen ostafrikanischen Buttergebieten in der Regel nicht bereitet [5]). Will man einen Grund für eine Thatsache erpressen, die natürlich gar nicht durch rationelles Denken geschaffen wurde, so wird man allenfalls erfahren, daß anders zu handeln „unzuträglich“ wäre.

Neben diesem Princip des Schüttelns scheint nun das skythische des Rührens das fortgeschrittenere gewesen zu sein, und daß es auch die Altgermanen gleich den Skythen anwendeten, dafür läßt sich wenigstens eine Schlußfolgerung anführen. Es ist Thatsache, daß die finnischen Lappen den nomadischen Wirtschaftsbetrieb erst von ihren germanischen Nachbarn gelernt haben, und insbesondere haben die halbseßhaften „Seelappen“ Kühe, Schafe und Ziegen von jenen erhalten, gewiß also auch die jener

[1]) Herodot IV, 2.
[2]) Andree, Burton-Speke. S. 325.
[3]) Hawkesworth a. a. O. III, 405.
[4]) N. Miss. I, 320.
[5]) Andree a. a. O. S. 325.

Zeit übliche Methode des Butterns. Diese bestand aber vor hundert Jahren noch darin, daß sich die Lappin vor das Gefäß mit Rahm auf die Erde setzte und darin solange mit der Hand herumrührte, bis die Butter sich absonderte [1]).

Im Gebiete der semitisch-pelasgischen Wirtschaftskultur lag dagegen die Betonung auf der Bereitung des Käses, den, wenn die Sprache hier ein richtiges Zeugnis abgibt, die skythisch-arische Gruppe gar nicht kannte; wenigstens bedienen wir uns bis heute des römischen Lehnwortes dafür. Doch wurde im frühen Mittelalter die einmal erlernte Produktion sehr umfangreich betrieben.

Wir sahen an einzelnen Beispielen, daß sich die skythisch-nomadische Kultur übertragungsweise zu den benachbarten Westfinnen verbreitete, indem diese Methode und Gegenstände zugleich von den Skytho-Sarmaten übernahmen. Wie weit sich dieser Ausgleich ursprünglich erstreckte, dafür gibt die Sprache insofern einen Fingerzeig, als er kaum in anderer Weise gedeutet werden kann, wenn zwei ganz verschiedene Sprachen desselben Stammes, wie die baltisch-finnische und die magyarische, gezwungen erscheinen, für ein und dieselben Gegenstände Lehnworte von ihren jeweiligen Nachbarn aufzunehmen. Aus einem solchen Vergleiche ergibt sich, daß auch jenen Westfinnen die Käsebereitung noch unbekannt blieb [2]). Außerdem fehlten ihnen noch das Schwein und das Huhn, das Schaf und die Ziege, in Bezug auf den ihnen nicht ganz unbekannten Landbau die Begriffe des Feldes, des Pfluges und der Egge, in Bezug auf die Einrichtung die von Schloß, Fenster, Hof, Ziegel, Bank, Tisch und Kessel. Diese Begriffe besaß wahrscheinlich alle außer vielen anderen die Sprache weder, als die Magyaren in ihre Gemeinschaft traten, noch als sie sich südwärts wandernd von ihr trennten; denn die magyarischen Worte für solche erscheinen zum Teil in anderer Weise als die baltisch-finnischen einer jüngeren slavischen Sprache entlehnt, deren Bekanntschaft die Magyaren erst in Pannonien machen konnten.

Dagegen erstreckte sich wieder germanischer Einfluß in einer jüngeren Zeit auf die Nordfinnen in der Weise, daß er sie die Methode der Tierzüchtung in der Anwendung auf ein unter ihnen heimisches Tier, das Rentier nämlich, lehrte. Noch im 9. Jahrhundert waren nach Frijs [3]) die Lappen keine Rentiernomaden, sondern Jäger und Fischer, die nur den Hund bereits in Zähmung hatten, das Rentier aber als Wild jagten. Dagegen übertrugen die germanischen Skandinavier ihre Zähmungsweise auch auf das vorgefundene Rentier und von ihnen erst überging diese Zucht

---

[1]) K. Leem a. a. O. S. 56.

[2]) Ausland 1871. 2. S. 743.

[3]) J. A. Frijs, Professor in Christiania. Wanderungen in den drei Lappländern. Aus dem Norwegischen von Dr. Mähwald. S. „Globus" 1872, 2. S. 1 ff.

an die Lappen, als deren Verbreitungsgebiete anfingen eingeengt zu werden. Erst dann wurden sie Nomaden, während sie vorher ein Leben geführt hatten, das uns wahrscheinlich das der alten Bewohner Dänemarks aus der Zeit der Muschelhalden getreulich wiederspiegelt. Sie blieben bis 20 Jahre und darüber, und überhaupt so lange an einer Stelle, als sie daselbst Fische, Jagdwild, Torf und Brennholz bis zu einer gewissen Entfernung um die Hütte vorfanden. Erst wenn diese Entfernung ins unbequeme anwuchs, verließen sie jene, die dann gewöhnlich daran war, von den gehäuften Küchenabfällen überdeckt zu werden. Da sich nun auch bei jenen Menschen der Muschelhalden kein anderes Haustier außer dem Hunde vorfindet, so erscheint die Zusammengehörigkeit dieser Stämme sehr wahrscheinlich; mit anderen Worten: ehe das Sarmaten- und Skythentum zur slavischen und germanischen Volksmasse auswuchs und so die Küste des Baltischen Meeres und der Nordsee erreichte, lagerte wahrscheinlich eine Volksschicht gelber Rasse bis nach Jütland hin über Europa, eine Annahme, die mit allen betrachteten Thatsachen im Einklange steht.

Den Uebergang vom Jagdleben zum Nomadentum und von diesem zu den Stufen der Seßhaftigkeit lernen wir hier gleichsam mit eigenen Augen wahrnehmen. Noch vor hundert Jahren konnte der Missionär Leem [1]) aus eigener Anschauung von Scharen wilder Rentiere sprechen, die es im nördlichen Norwegen gab und auf welche die Lappen Jagd machten. Daneben gab es aber auch zahme und davon wieder von zwei verschiedenen Stufen der Zähmung oder Behandlung. Die einen blieben auch im Winter gleich dem Wilde im Freien und der „Besitzer" beschränkte sich darauf, sie mit seinen Hunden vor dem Raubwilde zu schützen. Die andern aber wurden — und das thaten zunächst nur die norwegischen Bauern — den Winter über in Stallungen eingeschlossen und mit eingesammeltem Rentiermoos gefüttert.

Aber auch jene Lappen, welche ihre Rentiere stets im Freien hatten, standen vor hundert Jahren wieder auf zwei verschiedenen Stufen des Wirtschaftsbetriebes. Die „Berglappen" waren als richtige Nomaden mit ihren Herden beständig unterwegs und schlugen ihr Zelt immer wieder an einer anderen Stelle auf. Die „Seelappen" dagegen wurden durch den Gewinn der Seenahrung an einen ständigen Winterplatz in der Nähe des Meeres gefesselt, von wo aus sie nur den Sommer über ihr Zelt herumtrugen. In solcher Weise differenziert sich die Wirtschaftslage ein und desselben Volkes, gewiß nicht ohne den einzelnen Zweigen einen abweichenden Typus aufzudrücken, trotzdem daß die Einheit des Volkstums nicht anzuzweifeln ist.

Auf ähnlichem Wege gelangte vielleicht von dem mongolischen Nomadenzweige die Rentierzucht zu den Tschuktschen, die man wieder nach

---

[1]) Leem a. a. O.

dem Vorherrschen der Wirtschaftsform in Jäger- und Rentiertschuktschen hat einteilen wollen; v. Naumann widerspricht dieser Einteilung, weil dieser doppelte Typus noch kein ständiger sei, es ist aber außer Zweifel, daß auf solchem Wege ständige Typen entstehen.

Die Zucht des Schweines schließt sich als eine der primitiveren Zuchtweisen der des Hundes an, aber, so weit wir sehen können, mit einer einzigen Ausnahme nur in jenen Gebieten, in welchen das Tier zugleich in wildem Zustande als Jagdtier anzutreffen war. Mit dem Hunde haben die verschiedenen Spielarten des Schweines mehr oder weniger einen natürlichen Anschluß an den Menschen gemein, wenn er auch von anderer Art ist. In der Wahl der Wohnplätze in wasserreicheren Lichtungen des Waldlandes mußte der Mensch oft den Rudeln dieses Tieres begegnen und die Nahrungsabfälle um seine Wohnstätten mußten es gleich dem Hunde anziehen, ohne daß es sich doch in gleicher Zutraulichkeit wie dieser dem Menschen anschloß, ohne daß es ihm folgte. Während ihn darum der Hund auf den weitesten Wegen seiner Verbreitung über die Erde begleitete, scheint sich im großen die Hegung des Schweines nur da erhalten zu haben, wo sie in den vorhanhenen wilden Herden eine Reserve fand. Hier erfolgte dann die Zähmung in der Weise des oft beobachteten Ueberganges von der Jagd zur Hegung, von dieser zur Einzelnfütterung.

So besitzen wir sehr sichere Anhaltspunkte dafür, daß der semitische Kulturkreis das Schwein nicht züchtete und in seiner älteren Heimat wohl auch nicht kannte; obwohl sich aber im übrigen die pelasgische Kultur so eng an ihn anschloß, wie wir das nach so vielen Richtungen hin gewahren mußten, so erscheint doch im Widerspruche dazu das Schwein bei Griechen und Römern ältester Zeit neben Hund und Ziege von größter wirtschaftlicher Bedeutung. Es hilft wahrscheinlich wesentlich zur Verdrängung des Hundes als Nahrungstieres, ohne selbst wieder durch andere Zuchttiere verdrängt zu werden; doch widerfährt ihm dies bis zu einem gewissen Grade bei den Griechen eher als bei den Italikern. Daraus wird sich wohl kaum ein anderer Schluß mit mehr Berechtigung ziehen lassen, als der, daß diese Züchtungsart weniger mit dem Volksherkommen als mit der Landesbeschaffenheit im Zusammenhange stand; daß der südliche Strom der West-Arier nicht in Begleitung von Schweineherden wanderte, wohl aber solche in Hegung nahm, wo das betretene Land sie ihm bot. Ein ganz ähnliches Verhältnis zeigt sich in dem Kulturkreise der nördlicheren Arier: die Skythen Herodots trieben keine Zucht des Borstenviehs, sei es, daß dieselbe durch die höheren Zuchtarten auf dem so außergewöhnlich gedeihlichen Boden verdrängt wurde oder daß sie dieselbe überhaupt nicht kannten; die Germanen des Westens und Nordens aber entnahmen eine Zeitlang ihren Fleischbedarf ganz vorzugsweise gerade diesem Wirtschaftszweige. Diese Umstände halten uns ab, aus dem Vorhandensein einer vielen arischen Sprachen gemeinschaftlichen Bezeichnung für das in Rede stehende Tier — σῦς, sus,

sû — den Schluß zu ziehen, daß schon in der Urheimat der Arier Schweinezucht einer der Wirtschaftsbetriebe der letzteren hätte sein müssen. Wir müssen vielmehr aus den gegebenen Thatsachen schließen, daß diese Uebereinstimmung außer den angedeuteten auch noch andere Wege der Erklärung offen lassen müsse. So könnten wir unser althochdeutsches sû — engl. sow, schwedisch und dänisch so, altnordisch sŷr — samt der im Slavischen wiederkehrenden Form suin, swin als eine Entlehnung aus dem Lateinischen betrachten, was der Thatsache entspräche, daß Griechen und Römer die betreffende Zucht viel früher kennen lernten, als die Germanen, falls man deren Zusammenhang mit den Skythen gelten läßt. Dem scheint nur der Sanskritname çukara in den Weg zu treten, mit welchem nach der Erklärung der Sprachforscher [1]) das Schwein als das Tier, „welches çû macht," als das grunzende bezeichnet worden wäre. Aber auch zugegeben, daß die ganze eben angeführte Wortverwandtschaft mit diesem çû-Laute in Verbindung stehe, so wäre aus dieser Thatsache noch immer nicht mit Sicherheit auf eine schon vor der Trennung der arischen Verkehrsgemeinschaft bestehende Zucht des so bezeichneten Tieres zu schließen; ja es scheint uns, daß damit noch nicht einmal die Identität der Spezies festgestellt sein müßte. Der Begriff des grunzenden Tieres läßt noch für viele Spezies Raum, deren engere Auswahl erst in jüngerer Zeit auf das Schwein geführt haben kann.

Das eine Gebiet ursprünglicher Schweinezucht scheint sich um Hinterindien als Centrum zu gruppieren; hier ist es vorzugsweise die malaische Rasse, welche durch diese Wirtschaftsweise gekennzeichnet wird; sie wahrscheinlich hat zuerst der Zucht des Hundes die des Schweines hinzugefügt. Von da aus reicht sie nach Norden hin über ein Gebiet der gelben, nach Westen über ein solches der schwarzen Rasse, und ihre Verbreitung in der Südsee fällt direkt mit den Unternehmungen einer erobernden Rasse daselbst zusammen. Während aber in der Heimat der Fortschritt die ältere Zucht des Hundes zu Nahrungszwecken zu verdrängen begann, blieb auf den tierarmen Inseln der Südsee beiderlei Zucht nebeneinander bestehen. Es ist zweifellos, daß das Schwein in diese Inselwelt erst durch die jüngere Besiedlungsschicht eingeführt wurde, am wahrscheinlichsten in der Weise, daß die braunen Seefahrer dasselbe gleich dem Hunde als lebenden Proviant bei sich führten und die Ueberreste auf den Inseln in einen halbwilden Zustand geraten ließen. Doch hat dieser Import Neuseeland nicht mehr erreicht; hier fand die Entdeckung ausschließlich den Hund als Zuchttier [2]). Dagegen bildete das Schwein in Polynesien einen hochgeschätzten Besitz der herrschenden Rasse und auf den Ladronen zur Entdeckungszeit schon Herden in verwildertem Zustande [3]).

[1]) S. Lenormant a. a. O. S. 227.
[2]) Hawkesworth a. a. O. II, 368.
[3]) Ebend. I, 116.

Ein zweites Centrum alter Zucht entstand in den Ländern nördlich und südlich vom Mittelmeere; den ältesten Spuren begegnen wir auch hier wieder in Aegypten. Hier wo das wilde einheimische Schwein in den wasserreichen, vor aller menschlichen Kulturarbeit einst zweifellos sumpfigen Niederung vortrefflich gedieh, muß es in unvordenklicher Zeit ebenso in Hegung genommen worden sein, wie ehemals die flüchtigeren aber edleren Tiere der angrenzenden Wüstenlandschaften. Die uns überlieferten Thatsachen lassen in ihrer Isolierung eine zweifache Erklärung zu. Entweder stammt die in historischer Zeit bestandene Abneigung des Aegypters gegen die Zucht des Sumpftieres, wie in so vielen Fällen, daher, daß jener in ältester Zeit diese Zucht gar nicht kannte und erst später in Verbindung mit einem gehaßten Barbarenvolke kennen und zugleich hassen lernte, oder diese Verachtung hat sich einem in jüngerer Zeit überwundenen Standpunkt der Viehzucht angehängt, etwa so, wie sie heute den Hundeesser unter Völkern trifft, die einst selbst ihre Existenz zum guten Teil auf die Hundezucht gebaut hatten. Die erstere Möglichkeit ist seit Pictet[1]) und Lenormant[2]) zur allgemein geltenden Annahme erhoben worden; wir aber können uns nur für den andern Teil entscheiden. Eine Thatsache, deren Deutung für uns durch zahllose Analogien außer Zweifel gestellt ist, fällt dabei ausschlaggebend ins Gewicht. Zur Zeit Herodots[3]) wird das Schweinefleisch in Aegypten für gewöhnlich nicht genossen, weil das Tier als ein unreines in Verachtung steht. Gleichzeitig aber bezeugt uns derselbe Bericht, daß das Tier nicht bloß in Aegypten vorkommt, sondern auch in Zucht gehalten wird von einer Klasse „eingeborener" Aegypter, einer Klasse, die darum freilich auch dieselbe Verachtung wie das von ihr gehaltene Tier auf sich gezogen hat. Unter den ägyptischen Göttern — denn es ist wieder der konservierende Kult, der uns hier als verläßlichste Urkunde dient — unterscheiden wir deutlich drei Kategorien[4]): die einen, deren bekannteste Vertreter Isis und Osiris sind, bezeichnen das Göttliche in der uraltertümlichsten Form ohne irgend eine Ranganbeutung; jede männliche Seele kann ein Osiris, jede weibliche eine Isis sein. Die zweite Kategorie erhebt schon einen Ranganspruch: sie besteht aus jenen auserlesenen Gottheiten, die durch ihren Sitz an einer Gaumalstätte zu einer Art Primat in engerem Bezirke gelangt sind. In die dritte Kategorie, deren bekanntester Repräsentant Ammon ist, gehören diejenigen Dynastengötter, welche zugleich mit dem Hause ihres Kultes zur Herrschaft über eine Gesamtheit von Gauen gelangt sind. Der Zusammenhang dieser Folge mit der der Organisationsformen ist nicht zu

---

[1]) Pictet, Les origines indo-européennes I.

[2]) Lenormant, Die Einführung und Züchtung des Schweines bei den alten Aegyptern, a. a. O. S. 220 ff.

[3]) Herodot II, 47 f.

[4]) S. Lippert, Priestertum, I. S. 460 ff.

verkennen. Die ranglosen Götter, welche zugleich die allgemein verehrten, an keine Lokalität gebundenen, sondern gleichsam überall gegenwärtigen sind, muß man ebenso bestimmt der älteren Familienorganisation zusprechen, wie die Kategorie der gauvorstehenden Götter der der beginnenden Friedensverbände um gemeinsame Malstätten und die zuletzt genannten der Zeit der erweiterten Königsherrschaft angehören.

Nun erklärt aber Herodot weiter, wie im allgemeinen niemand in Aegypten vom Schweine essen möge, so lade man auch keine Gottheit zu einem solchen Mahle, oder, was dasselbe ist, so opfere man auch keiner der letztgenannten Gottheiten Schweine — außer Isis und Osiris an ihren Festen, welche auf einen Vollmond fallen. Und auch dabei zeigt sich wieder ein Unterschied, je nachdem das Opfer der weiblichen oder männlichen dieser populärsten Gottheiten gilt, wo dann jene, wie wir noch sehen werden, der ursprünglichen Mutterfolge der Urfamilie entsprechend wieder älter ist als diese. Galt das Opfer der weiblichen Urgottheit, so versammelten sich die Opfernden wie bei einem anderen zum Mahle und aßen das sonst verachtete Schweinefleisch; brachte man es aber der männlichen dar, so war die Handlung bereits symbolisch geworden: man schlachtete nur noch ein Ferkel vor seiner Thür und ließ es dann von dem Schweinezüchter, von dem man es für diesen Zweck gekauft hatte, wieder abholen.

Daraus geht mit aller Bestimmtheit hervor, daß man in Aegypten zu einer Zeit, da die Urfamilien noch außer Verband und Staatenbildung und unter mütterlicher Vorstandschaft lebten, Schweinefleisch als allgemeine Fleischnahrung verwendete, daß solches aber schon bei den ersten Fortschritten zu höheren Organisationsformen nicht mehr in solchem Umfange Geltung hatte, vielmehr allmählich in den meisten Teilen des Landes abkam und nur noch als Kult ältester Form sich erhielt. Der Grund dieser Erscheinung kann naturgemäß nur in jenem inneren Zusammenhange gesucht werden, in welchem die Fortschritte der Organisation unter Vaterherrschaft zu denen des männlichen Wirtschaftsbetriebes, auf dieser Stufe also der Tierzähmung stehen. In dem Maße, in welchem der Besitz der Vornehmen in Gazellen, Ziegen, Schafen und Rindern zu bestehen anfing, verschwand zunächst der Hund vollständig aus der Gruppe der Nahrungstiere und das Schwein folgte ihm in minder umfassender Weise in proletarische Verachtung, aus der es keine anders geartete Dienstleistung gleich dem Hunde retten konnte.

Unter dieser Voraussetzung stimmen die Berichte Herodots und der Denkmalsurkunden; es stimmen dann auch untereinander die Thatsachen, daß im alten und neuen Reiche die Darstellungen des Alltagslebens, wie sie zur Verherrlichung der Gestorbenen in deren Grüften angebracht wurden, niemals Herden von Schweinen aufweisen, ja nicht einmal das Schwein als Jagdwild anführen, während es doch in wildem Zustande immer noch vorkam, und daß andererseits doch wieder einmal in einer Inschrift der

vierten Dynastie, also in sehr alter Zeit [1]), das Bild des Schweines neben dem des Esels den Begriff der Viehherde andeutet. Es wäre auch unter Lenormants [2]) Voraussetzung [3]) nicht nötig, mit ihm anzunehmen, daß die Wiedergabe des Schriftbildes einen Irrtum der Zeichnung enthalte, denn jene Darstellungen in den Grüften, welche zur Verherrlichung des Toten und zu dessen Ruhme bei der Nachwelt dienen sollen, können natürlich in einer Zeit, da ein Schweinezüchter schon anfing, ungefähr in dem Rufe zu stehen, wie bei uns ein Hundeesser, keine Betonung darauf gelegt haben, daß der zu Verherrlichende auch im Besitze von tausend Schweinen war, wie uns sonst Esel, Rinder, Gazellen auf- und vorgeführt werden; aber darum konnte man doch immer noch durch den Begriff einer Herde im allgemeinen in alter Weise zu demjenigen Tiere zurückgeführt werden, das ehedem den Grundstock der Herden bildete.

Schwerer begreiflich scheint nur, wie jene Scheu, mit dem Besitze von Schweineherden zu prahlen, in einer jüngeren Zeit wieder überwunden sein sollte; und doch ist dem so. Von der Zeit der achtzehnten Dynastie an erscheinen in Wirklichkeit da und dort Schweineherden in den Darstellungen der Gräber. Man kann zwei Rassen wahrnehmen, deren eine vom ägyptischen Wildschwein noch kaum zu unterscheiden ist, indem sie selbst noch dessen Hauer trägt, während sich die andere etwas weiter entfernt, ohne jedoch noch die hängenden Ohren unserer heutigen Hausschweine zu besitzen. Man hat nun den scheinbar zunächst liegenden Schluß gezogen, daß das Schwein, da es seit der 18. Dynastie als Herdentier abgebildet erscheint, auch erst unter dieser als solches nach Aegypten gekommen sei, und hat dann zu weiterer Erklärung an die asiatischen Kämpfe dieser und der nächstfolgenden Dynastie angeknüpft oder mit Lenormant das Schwein wie das Pferd „zu denjenigen neuen Haustieren gerechnet, welche mit dem Einfalle der Hirten aus Asien eingeführt und während der Herrschaft der Fremden aus der syrischen Wüste an den Ufern des Nil einheimisch wurden“. Wir haben aber diese fremden Gäste als Semiten kennen gelernt, und diese waren selbst nicht im Besitze des Schweines; von Ariern aber, die man hypothetisch um des Zusammenhanges mit dem Pferde wegen an ihre Stelle setzen könnte, gilt dasselbe; woher nun sollte den Aegyptern jenes Tier zugetrieben worden sein?

Dagegen versichert uns Herodot, daß es allerdings „eingeborene“ Aegypter waren, welche auch diese Zucht betrieben, dafür aber in solcher Verachtung bei den übrigen standen, daß sie mit diesen keine Tempelgemeinschaft und kein Connubium hatten. Da nun die Tempelgemeinschaft, wie wir noch sehen werden, wenigstens soweit es sich um die Gaumalstätten handelt, der Ausdruck jenes Friedensbündnisses einzelner Urfamilien ist,

---

[1]) Lepsius, Denkmäler, II, Taf. 5. [2]) A. a. O. S. 221.

[3]) Dagegen aber A. Thaer, Altägyptische Landwirtschaft. S. 533 f.

das wir als einen der wesentlichsten socialen Fortschritte kennen lernen werden, so kann jene Wirtschaftsform gerade von einer älteren Bevölkerung betrieben worden sein, welche nachmals von den in Gauverbänden vereinigten Familien über die Achsel angesehen, wenn auch im Lande geduldet und zu Kultzwecken sogar benötigt wurde. Wäre aber das Schwein erst durch eine fremde Invasion in Aegypten eingeführt worden, dann hätte ja auch erst die Kultform der populärsten und ältesten Gottheiten als Einführung der gehaßten Fremdlinge betrachtet werden müssen, eine Annahme, die sich mit dem konservativen Wesen des Kultes absolut nicht verträgt. Was aber ganz besonders auf eine ältere Stufe des Wirtschaftslebens zurückdeutet, das ist die schon erwähnte Beziehung dieser Zuchttierart zur urmütterlichen Gottheit, eine Beziehung, die wir in Griechenland in ganz gleicher Weise wiederkehren sehen werden. Demeter hier und Isis dort vertreten eben ein und dieselbe niedere sociale Stufe, einen Familienverband, dem noch die Zeichen der Verwandtschaftsfamilie ältester Zeit anhängen. Jene eigentümlich differenzierte Opferform sagt aber: So lange die ältesten Aegypter in einer der Urfamilie mit einem mütterlichen Mittelpunkte ähnlichen Familienform lebten, da aßen sie noch Schweinefleisch als ihr Hauptgericht, indem sich ihnen noch kein anderes als ständiger Vorrat — infolge der Tierhegung — darbot; als aber an Stelle der Familie unter Mutterfolge eine jüngere Organisation unter väterlicher Vorherrschaft getreten war, da war das Schwein bereits das verachtetste unter den mittlerweile um manche Arten vermehrten Zuchttieren, verachtet vielleicht gerade als Repräsentant einer der Mannesherrschaft gegenüberstehenden älteren Wirtschaftsstufe, deren sich die neuere Zeit zu schämen begann. Man aß nun in den Kreisen der Familienväter, bei der Versammlung an der Gaumalstätte das Fleisch jenes Tieres nicht mehr, um aber doch auch den göttlichen Repräsentanten dieser Organisation — Osiris — in altherkömmlicher Weise zu ehren, deutete man ein solches Opfermahl nur noch symbolisch an.

An einer anderen Stelle [1]) bezeugt Herodot indirekt auf das deutlichste, daß, was nur mit jenen Voraussetzungen übereinstimmt, Schweinefleisch in Aegypten auch als das wertloseste galt, indem man es als Köder beim Tierfang verwendete, wie man heute Pferdefleisch ungefähr zu ähnlichen Zwecken wählt. Auch das deutet nicht auf ein aus der Fremde eingeführtes, sondern auf ein zahlreich vorhandenes, aber gering geschätztes Tier, eine Schätzung, die allerdings wieder für den wirtschaftlichen Reichtum jenes ältesten Kulturlandes charakteristisch ist. Dagegen gehalten bleiben Italien und Germanien für immer arme Länder.

Allein wenn zur Zeit Herodots ein ähnlicher Bericht über die wirtschaftliche Lage schon das ganze ägyptische Land in seinen drei Hauptteilen und seinen etwa zweiundzwanzig Gauen einschließen konnte, so kann eine

[1]) Herodot II, 70.

solche Einheit nicht auch für eine ältere Zeit gelten, da sich die Gauverbände erst gruppenweise zu den Bestandteilen des späteren Einheitsstaates krystallisierten. In diesem Prozesse erscheinen Ober- und Unterägypten frühzeitig wahlverwandtschaftlich angezogen, während sich ein der Vereinigung widriges Element zwischen beide sperrt — das nachmalige Mittelägypten mit dem Kernpunkte in der Binnenseelandschaft des Fayums, am Mörissee. Man darf nicht vergessen, daß das hier selbständig sich organisierende Volkstum bis in die Zeit des „neuen Reiches" seine eigenen Wege ging, daß es in politischer Hinsicht an dem Kampfe des vereinigten Ober- und Unterägypten gegen die Nomadenherrschaft der Semiten nicht teilnahm, vielmehr jener Vereinigung als der Verbündete des äußeren Feindes galt und als solcher behandelt wurde. Set (Typhon), die repräsentierende Gottheit jenes mittelägyptischen Stammes, wurde darum in der mythisierenden Redeweise alter Zeit das böse Princip des echten Aegypters und zur Zeit der Invasion äußerer Feinde Sutech, dem repräsentierenden Gotte dieser gleichgesetzt. Dieser selbe Gegensatz zeigt sich nun auch in Bezug auf den wirtschaftlichen Gegenstand, der uns hier beschäftigt. Während auf der einen Seite das Schwein und seine Zucht in Verachtung sinken, erhält sich auf der anderen, in Mittelägypten, sogar jene Art der Behandlung desselben, die wir in betreff anderer Tiere als die Domestikation des Kultes kennen lernten; wenigstens ringt unter den verschiedenen Gaugottheiten Mittelägyptens mit anderen zeitweilig mit Erfolg jene um den Vorrang, welche mit dem oftgenannten Tiere, beziehungsweise auserwählten Individuen desselben, in der nämlichen Beziehung steht, wie eine unterägyptische Gottheit zum Apisstiere. Diese feindliche „setische" oder „typhonische" Gottheit — wenn auch nicht Set selbst, welche die Seele des echten Aegypters nach ihrem Hinscheiden zu verschlingen droht, darum die „große Verschlingerin" genannt, erscheint im Totenbuche bald als weibliches Nilpferd, bald als Sau [1]), und in den von Naville [2]) herausgegebenen Reliefs des Edfu-Tempels erscheint Set selbst bald als Nilpferd, bald als Schwein. In einer Verbindung damit steht auch die Bedeutung des aus glasiertem Thon gebildeten Tieres, das sich in den Gräbern wiederholt vorgefunden hat.

Wenn nun dann im „neuen" Reiche jene Scheu vor dem Schweine nicht mehr allgemein erscheint, wenn uns seit der Zeit der 18. Dynastie Bilder entgegentreten, welche zur Auszeichnung des vornehmen Verstorbenen auch Herden zahlloser Schweine vorführen, so genügt zur Erklärung dessen vollauf die Vergegenwärtigung der Thatsache, daß mittlerweile nach Beendigung der Kämpfe mit dem äußeren Feinde auch Mittelägypten in die Einheit eines jüngeren ägyptischen Volkstums aufgegangen war. Als sich

---

[1]) S. Lenormant a. a. O. 222 f.

[2]) Textes relatifs au mythe d'Horus, recueilles dans le temple d'Edfou. Genf 1870.

jetzt das völlig geeinigte Reich in bisher unbekannter Weise zu Macht und Wohlstand erhob und in seinen Denkmälern uns die Zeugnisse dessen hinstellte, da fehlte unter diesen auch das einer lokal erhaltenen Wirtschaftsstufe nicht mehr.

Dem semitischen Völkerzuge, dessen Steppenheimat durch Esel und Ziege charakterisiert ist, war das Schwein ursprünglich fremd, und die Westsemiten machten die Bekanntschaft mit demselben erst unter Umständen, welche es zu einem Nahrungstiere bei ihnen nicht mehr werden ließen. Die Juden haben es sicher in ältester Zeit als Nahrungstier nicht verwendet, weil andernfalls selbst bei später eingetretener Abwendung irgend ein Rudiment im Kulte zurückgeblieben wäre, was nicht der Fall ist. Als sie es aber, am wahrscheinlichsten von Aegypten her, kennen lernten, fand eine Aufnahme nicht mehr statt. Als ein Hauptgrund dieser Ablehnung ist außer der Macht der Gewohnheit das Verhältnis der nicht durch Friedensband verbundenen Stämme beziehungsweise Rassen untereinander zu betrachten. Ohne jedes religiöse Motiv hegt auch der Lappländer von heute noch denselben Abscheu gegen das Schweinefleisch, wie ihn der Altjude hegte, bloß weil ihm das Tier eine fremde und zum Teil verhaßte Kultur repräsentiert, der gegenüber er seinen Typus in möglichst schroffer Weise aufrecht zu erhalten bestrebt ist. Dieses Moment liegt auf dem Gebiete der allgemeinen Auszeichnungssucht des Menschen und gipfelt in der Abschließungsidee des jüdischen Volkstums. Ein Kultmoment kann allerdings noch förderndhinzutreten. Jede Sitte, auch die der Ernährung, kann durch den Kult ihre Sanktion finden, und dies liegt in betreff letzterer besonders nahe. Die Gottheit ist, wenn wir in der naiven Art des vorzeitigen Menschen uns die Sache vorstellen dürfen, gewohnt, mit dem Menschen mitzuessen. Es ist darum eine Rücksicht der Pietät auf seiten des Menschen, sich dessen zu enthalten, was die Gottheit in alter Gewohnheit nicht zu genießen pflegt. Wohl aber darf der Mensch von einem so altgewohnten Genusse abstehen, wenn er ihn immer noch der Gottheit bietet. Indes wußte die Praxis doch auch einen Uebergang zu finden. Man aß in Israel-Juda auch Hirsch und Gazelle und die ihnen verwandten Wildarten, ohne daß die Gottheit an solchem Mahle einen anderen Anteil nahm, als das ihr vorbehaltene Blut [1]); mit anderen Worten: man fand einen Ausweg zu essen, was man nicht auch opfern durfte. Wir müssen daraus schließen, daß Hirsch, Gazelle, Damhirsch, Steinbock, „Weißsteiß" (Reh?), „Bergziege" (Luther: Auerochs) und „Samer" (Luther: Elend) [2]) in der alten Heimat der Semiten oder doch im Gebiete ihrer früheren Wanderzüge nicht Tiere der gewöhnlichen Nahrung waren, sondern das erst in der neuen Heimat, in den Bergen Syriens und Arabiens angetroffene Wild dar-

---

[1]) Deuter. 12, 21 f.

[2]) Deuter. 14, 5.

stellten, das zwar in den Opferbrauch nicht mehr eingefügt werden konnte, gegen das man aber doch nicht jene Scheu trug, weil man es nicht aus der Hand des Stammfremden nahm, sondern dem eigenen Lande abgewann. Da sich nun jenes Vermittelungsverhältnis nicht auch auf das Schwein erstreckt, so kann man annehmen, daß dasselbe den Juden nur als ein domestiziertes Tier der ägyptischen und vielleicht auch phönizischen Nachbarn bekannt wurde.

In Bezug auf letztere können wir aber bei widersprechenden Nachrichten unser Urteil nicht abschließen. Die nahen Beziehungen, in welchen die Phönizier in jeder Hinsicht zu den stammverwandten Aegyptern erscheinen, als deren Kommissionäre und Geschäftsagenten sie den Verkehr nach außen besorgen, würden eher auf ein gleiches Verhältnis wie in Aegypten schließen lassen; dem entgegen glauben Movers [1]) und Lenormant [2]), das jüdische Verbot, abgesehen von den alten Arabern, auch auf die Phönizier, Cyprier, Phrygier und Syrier erstrecken zu dürfen. Daß es später aus dem Mosaischen Gesetze in den Islam überging und mit diesem eine große Verbreitung fand, ist bekannt. Immerhin deuten alle diese Fingerzeige darauf hin, daß das Schwein ursprünglich dem ganzen Gebiete der westsemitischen Volksverbreitung einschließlich dessen des südwestarischen Zweiges fehlte, während es die Ostsemiten ohne Scheu mitsamt ihrem neuen Lande und ihren neuen Unterthanen in Besitz genommen haben müssen, wie uns babylonisch-assyrische Denkmäler bezeugen. Wahrscheinlich war es in den Marschen des Doppelstromes ebenso heimisch wie in denen Aegyptens, während es den Hochsteppen der regenarmen Zone fehlte, gerade deren Fauna aber den Kulturkreis des Westsemitentums kennzeichnet.

Aber auch die Arier brachten es aus dem Hochlande Asiens nicht mit — entgegen den Vermutungen, auf welche uns die Sprachforschung führt — sei es, daß es auch nicht einheimisch war oder nicht in genügend reicher Anzahl vorkam, oder etwa, daß sich Herden desselben aus irgend einem Grunde als lebender Proviant für geplante, mit der Schnelligkeit der Kommunikation durch Rosse ausgeführte Wanderzüge nicht eigneten. Wir ersehen aus den Darstellungen der Opferkategorien der Arier in Indien, daß diese bei ihrem Einrücken daselbst das Schwein als Zuchttier nicht kannten, und nach anderen Nachrichten hätte ihnen wirklich dieses Tier als ein Wild gegolten, dessen Fleisch ungenießbar wäre.

Daß es sich nun mit den Ariern, welche der semitischen Kulturgrenze entlang ihren Weg durch Kleinasien nahmen, ähnlich verhalten haben müsse, fanden wir bereits angedeutet, und dazu kommt die Angabe Herodots, daß auch die Skythen, nach unserer Auffassung also jene Arier, welche, von der letztgenannten Gruppe durch den Pontus getrennt, nach Westen

---

[1]) Movers, Phönizier I, 218 ff.

[2]) Lettres assyriologiques II, 241.

sich verbreiteten, keine Schweinezucht trieben. Dem widerspricht gerade nicht die spätere Angabe Strabos[1]), die Skythen und Sarmaten hätten in den Sumpfgegenden ihres Gebietes den wilden Eber gejagt. Fügen wir dem noch hinzu, daß der finnischen Rasse die Zucht des Schweines und der Genuß seines Fleisches völlig fremd war und den nördlichsten Stämmen sogar fremd blieb, so erscheint Süd- und Mitteleuropa in solcher Begrenzung als das dritte große Verbreitungsgebiet dieser nirgend eigentlich nomadischen Wirtschaftsweise; sie tritt hervor, wenn das eigentliche Nomadentum durch eine Art Aufstauung zum Stehen gebracht und zur intensiveren Ausnutzung der Landesprodukte gezwungen wird. In Griechenland gehört diese Zucht bereits einem vorhistorischen, wiewohl wahrscheinlich „pelasgischen" Volkstume an, das sich auf einer Organisationsstufe befinden mußte, wie nach den oben erwähnten Andeutungen des Isiskultes das altägyptische: Demeter mit ihrem Kulte, ihren Attributen und Mythen kennzeichnet eine Zeit, da sich die altpelasgischen Familien nach ihren Beziehungen zur gemeinsamen Mutter ordneten, unter deren Leitung Gerste bauten und das Schwein züchteten. Darum ist Demeter die Erfinderin des Ackerbaues und trägt in den alten Bildnissen, deren Schliemann auch in der vorhistorischen Veste von Tiryns mehrere aufgefunden hat, das junge Tier im Arme. Darum blieb auch in spätesten Zeiten das Schwein ihr eigentliches Opfertier, während seine Bedeutung im Wirtschaftsleben abgenommen hatte. Damit stand vielleicht außer dem Aufschwunge anderer Zuchtarten die Einführung des vegetabilischen Fettes der Olive nicht außer Zusammenhang. Der Mythus weist diese gewiß mit Recht einer viel jüngeren Zeit zu: Pallas Athene, der Repräsentant einer mit der Olive einwandernden Bevölkerungsschicht, gehört gleich dem wahrscheinlich phönizischen Poseidon, welcher das Roß brachte, einem jüngeren Götterkreise an als Demeter.

Ebenso war den Altitalikern, nachdem der Masthund verdrängt, die Ziege entwertet worden war, das Schwein das wesentlichste Nahrungstier geworden, und wie es damals im Mittelpunkte der Wirtschaftsweise stand, so blieb es bei den Römern im Kulte das wichtigste und gewöhnlichste Opfertier in seiner mehr privaten und familienhaften Pflege. Das Schwein blieb den Göttern das wohlgefälligste Opfer und lieferte den Menschen den beliebtesten Festbraten[2]). Unerläßlich blieb er — als porca praesentanea — im Kulte der Toten und — porca praecidanea — zur Unterstützung der Bitte um Gewährung einer gesegneten Ernte[3]).

In gleicher Weise herrschte derselbe Wirtschaftsbetrieb diesseits der Alpen bis an die finnische Völkergrenze vor. Die Wirtschaftsverhältnisse der Kelten und Germanen scheinen uns zu zeigen, daß in diesem Gebiete

---

[1]) Strabo, Cas., p. 312.

[2]) Mommsen, Röm. Gesch. I, 174 f.

[3]) Belege bei Preller, Röm. Mythol. S. 406 f.

ausgedehnter Mittelgebirgslandschaften und beschränkterer Ebenen die Zucht des Rosses als Schlachttieres in dem Grade der Zucht des Schweines wich, in welchem die immer mehr beschränkten Weidegebiete der Familien zu Gemeindegemarkungen sich zusammenzogen, oder mit anderen Worten eine immer ausgebildetere Seßhaftigkeit an die Stelle des Wanderns trat und bei gleichzeitiger Familienvermehrung auf beschränkterem Gebiete treten mußte. Indem das Nomadentum jene so wesentlich förderte und bei der geographischen Gestaltung des Kontinentes dieses Vorrücken in seine verengten Gliedmaßen zur notwendigen Folge haben mußte, grub es sich gleichsam selbst sein Grab, vollendete den Kreislauf in seiner Art, um damit neue Wirtschaftsformen zu begründen. In dem Verhältnisse, in welchem die Zahl der anspruchsvolleren Rosse zur Ernährung der Massen ungenügend wurde, mußte das einheimische Schwarzwild zum Ersatze herantreten, bis es, in weitere und immer engere Hegung genommen, die eigentliche Stütze des materiellen Lebens wurde. Je mehr sich gerade dieses Tier der Haltung im Hofe und der Fütterung beim Hause anbequemte, desto mehr wurde seine Zucht zur Vermittlerin zwischen den getrennten Wirtschaftskreisen beider Geschlechter; indem dann in diesem Uebergange die Wirtschafsform der Frau zur Vorherrschaft gelangte, erscheint auch hier die letztere wieder in jener näheren Beziehung zur Zucht des genannten Tieres, in welcher wir sie durch die Repräsentation einer Isis und Demeter kennen lernten.

Die Schweizer Pfahlbauer züchteten im „Torfschwein" eine schon früh ausgestorbene, beziehungsweise verdrängte Rasse. Die Kelten Galliens lebten zu Strabos Zeit [1]) schon vorzugsweise von Schweinefleisch, das sie teils frisch, teils eingesalzen genossen. Mit letzterer Art trieben einige Stämme einen belangreichen Handel nach Italien und besonders nach Rom [2]). Ihre Zucht entsprach noch der primitiven Art von Hegung; die Schweine lebten in großen Herden im freien Felde und trugen noch sehr die Zeichen der Wildheit an sich: hoch, stark und behend, waren sie dem Unbekannten wie selbst dem Wolfe gefährlich.

Bei den Germanen nach der Völkerwanderung erscheint diese Zucht als die hauptsächlichste Nahrungsquelle des Volkes, indirekt wohl noch befördert durch den durch Reception fremder Kulturmomente mißleiteten Eifer der Kirche gegen das Schlachten der Pferde. Zudem gewährten die ausgedehnten Eichen- und Buchenwälder, in welche die Volksverdichtung eindrang, wohl jener, aber nicht dieser Zucht einen Vorteil. Die Hauptbetriebsart blieb die Weide im Freien, vom Herbste ab die Mast in jenen Waldungen. Da diese Tiere nicht zu jeder Jahreszeit mit gleichem Vorteil geschlachtet, vom Eintritte des strengeren Winters aber schwer erhalten

[1]) Strabo Cas., p. 197.
[2]) Ebendas. S. 192.

werden konnten, entwickelte sich ein System der Verproviſionierung der Haushaltungen mit eingeſalzenem und geräuchertem Fleiſche, während der Genuß des friſchgeſchlachteten den Typus des Feſtſchmauſes annahm.

Um das Bild der vorzeitigen Haushaltungen in ſeiner durch Raſſe, Lage und geſchichtliche Urſächlichkeiten bedingten Mannigfaltigkeit zu vervollſtändigen, mögen hier noch einige minder belangreiche Zuchtarten Andeutung finden. Von den heutigen Begleittieren des Kulturmenſchen fehlen in den Pfahlbauten den Spuren nach Katze und Huhn. Beide ſind auf dem Wege der Uebertragung und Zuchtnachahmung in verhältnismäßig ſpäter Zeit zu uns gekommen, beide verdanken ihre erſte Hauszüchtung jenem mehrmals beſprochenen Kultmotive. Als Wildbret hingegen war die einheimiſche Wildkatze (Felis catus) den ſchweizeriſchen Seedorfbewohnern nicht unbekannt. Die Bibel nennt die Katze niemals und auch die Oſtſemiten Babyloniens und Aſſyriens zählten ehedem Löwen und Panther dem Hundegeſchlechte zu „aus Mangel an einem mehr zutreffenden Vergleichsgegenſtande unter ihren Haustieren“ [1]). Die Arier der Zendſprache und die indiſchen des vediſchen Zeitalters kannten die Hauskatze ebenſowenig, während ſie nachmals auch in Indien Verbreitung fand. Dann bezeichnete ſie das Sanskrit mit umſchreibenden Namen, wie „Haustier“, „Hauswolf“, „Rattenfreſſer“, „Mäuſefeind“, während den übrigen ariſchen Sprachen alle dieſe Worte fremd blieben. Sie haben vielmehr alle ihre Bezeichnungsweiſe dem lateiniſchen „catus“ entlehnt, das nach Pictet wieder aus dem Syriſchen ſtammt und weiterhin auf afrikaniſche Sprachen zurückzuführen ſei, welche von den Schwarzen im Süden Aegyptens geſprochen werden.

Dorthin, als auf die eigentliche Heimat des Tieres, würde denn auch die ägyptiſche Geſchichte weiſen, ſoweit die Kenntnis der älteren Quellen, welche Lenormant vorlagen [2]), von einiger Vollſtändigkeit ſein könnte. Die hier abgebildete Katze zeigt die Species Felis maniculata, welche heute noch im ägyptiſchen Sudan wild vorkommen ſoll. Wenn ihr erſtes Vorkommen auf Denkmälern der zwölften Dynaſtie ungefähr der Zeit ihrer Einführung entſpräche, dann dürfte man annehmen, daß es die Eroberungen der Aegypter unter den kuſchitiſchen Völkern des Südens waren, welche dieſes Tier einführten und ihm als einem ſeltenen und ſeltſamen eine ſo merkwürdige Rolle zuwieſen. Es war vorzugsweiſe im Gaue der Göttin Baſt (in Bubaſt), wo ein ſolches Tierindividuum als Sitz der Gaugottheit verehrt wurde. Aber nicht dieſe Lokalgottheit allein ſtand in ſolcher Verbindung, und während ſonſt von einer Tierſpecies in der Regel nur einzelne gekennzeichnete Individuen für geheiligt galten, war dies in Bezug auf die Katze unbeſehen mit ihrer ganzen Nachkommenſchaft der Fall, was wohl auf eine beſondere Geſchichte dieſes Tieres ſchließen läßt. Man hatte für

[1]) Lenormant a. a. O. S. 244.

[2]) A. a. O. S. 243.

dasselbe keinerlei praktische Verwendung; denn wenn sie zu ihrem Zeitvertreib Mäuse fing, so kam der entsprechende Nutzen nur als ein nebensächlicher hinzu. Warum vielmehr jeder Aegypter bemüht war, in den Besitz eines solchen Tieres zu gelangen, das war die Gewißheit, daß in einem solchen irgend ein für den Segen des Hauses zu gewinnendes Geistwesen Wohnung genommen habe. Mit anderen Worten, man suchte eine Katze als einen sicher wirksamen Fetisch für jedes Haus zu erwerben, und die ganze Behandlung derselben war diesem Standpunkte angemessen. Es klingt märchenhaft, was uns Herodot und Diodor [1]) von der Verbreitung und Heilighaltung dieser Tiere in Aegypten erzählen, aber es liegt ganz in der Konsequenz des einst über die ganze Erde verbreiteten Fetischgedankens. Nach diesem Gedanken mußte mit jeder Mißhandlung eines solchen Tieres das Unglück über ein Haus oder eine Gemeinde herausgefordert werden und die so Betroffenen nahmen dann blutige Rache dafür. Die sorgfältig bestatteten Katzenmumien, welche in den Gräbern vorgefunden wurden, beweisen überdies die Richtigkeit jener Berichte.

Es ist nicht schwer, auch in unserer Hauskatze noch, die allerdings schon gemischten Blutes ist, Spuren jener eigentümlichen Züchtung der Unterordnung des Menschen unter die Laune des Tieres zu entdecken. Trotz der Anhänglichkeit am Hause, die eine Folge jahrtausendelanger Hauszüchtung ist, blieb die Katze das eigenwilligste aller Haustiere, und sie nimmt keine Dressur unter Strafanwendung an. Daß aber auch zu uns noch die Katze mit dem Geleitsbriefe derselben Kultvorstellungen kam, dafür gibt die mit ihm vererbte Volkstradition noch deutlich Zeugnis. Jener nach hängt nach Volksglauben von der Behandlung der Hauskatze des Menschen Wohlergehen ab; wer die Katze nicht gut füttert, erlebt einen schlechten Hochzeitstag. Und auch den inneren Zusammenhang ahnt das Volk noch in dunkler Weise: kein Tier ist geneigter, in Verbindung mit einem spukenden Geiste zu treten, als die Katze; davon wissen noch viele deutsche Märchen zu erzählen.

Hehn hat [2]) durch viele Zeugnisse nachgewiesen, daß man bei Griechen und Römern älterer Zeit Wiesel und Marder in Häusern hegte, um sich der lästigen Mäuse zu entledigen, und jene unterschiedlos mit Namen benannte, deren einige man später auf die eingeführte ägyptische Katze übertrug. Daß man solche Tiere bloß aus einem natürlichen Gefallen an ihrer Munterkeit zähmte und wie zum Schmucke des Hauses hielt, haben wir schon aus noch späterer Zeit nachgewiesen; man konnte ihnen aber um so mehr ein Maß der Freiheit zu jener nützlichen Jagd lassen, als auch der wesentlichste Teil der Geflügelzucht erst jüngerer Einführung ist. Daß in der bekannten Horazischen Fabel von der Feld- und Stadtmaus [3]) der Katze,

[1]) Diodor I, 83.
[2]) A. a. O. S. 376 ff.
[3]) Horaz Sat. 2, 6, 79.

die doch beim Schlußeffekte so sehr am Platze wäre, keine Erwähnung geschieht, daß sich bei den Ausgrabungen Pompejis alle möglichen Tiere, nur keine Katzen vorgefunden haben [1]), deutet Hehn wohl mit Recht dahin, daß auch damals die Römer die zahme Hauskatze nicht besaßen. Auch ihr Name Felis bezeichnete damals noch in großer Allgemeinheit Wiesel, Marder und Wildkatze. Er zeigt uns auch, daß in den erhaltenen Stücken der Aesopischen Fabeln die Katze so wenig auftritt, wie in denen des Babrios und Phädrus. Immer erscheinen da, wo wir sie erwarten müssen, Marder und Wiesel, welche mit den Mäusen im Kriege leben. Ein Wiesel ist es [2]), welches einmal dem Menschen vorhielt, daß es ihm das Haus von den lästigen Mäusen reinige. Erst um das 4. Jahrhundert n. Chr. und später erscheint bei römischen und griechischen Schriftstellern [3]) das entlehnte Wort catus (κάττα), das nur noch die mittlerweile auf unbekanntem Wege über Aegypten hinaus verbreitete zahme Hauskatze bezeichnet, während nach Zeugnis des Palladius daneben immer noch der zahme Marder gehalten wird und gemeiner ist als jene. Von da gelangte das Tier, das wahrscheinlich schon früher unter Vermittelung der schwarzen Rasse den Verbindungsweg nach Indien und von Afrika zu den Semiten gefunden hatte, im frühen Mittelalter auch nach Germanien. Hier drückte sich die alte Beziehung desselben zum Kulte außer in den angeführten Rudimenten auch darin aus, daß es zu der mütterlichen Gottheit Freya in eine ähnliche Verbindung trat, wie in Unterägypten zu Bast. Uebrigens muß, wie die Rassenverschiedenheit heute noch zeigt, diese Einführung einen Einfluß gehabt haben, der sich auf vielen verwandten Gebieten wiederholt und das Auftreten immer neuer Spielarten der domestizierten Tiere an seinem Teile miterklären dürfte: indem man jenen wenigen, welche in den Besitz eines importierten Tieres gelangen konnten, nacheiferte, gelangte man zu den Versuchen der Domestizierung der einheimischen Wildkatze und durch die Kreuzung beider zu neuen Spielarten.

Unter dem dermaligen zahmen Hausgeflügel sind es die schönsten und zum Teil die nützlichsten Vögel, die wir derselben Zucht des Kultes verdanken, und in einzelnen Fällen waren es wieder ganz bestimmte Heiligtümer, von deren Fetischauswahl das oft so folgenreiche Schicksal der Spezies abhing. Heute fast auf der ganzen Erde heimisch, ist doch das Haushuhn ursprünglich auf einen verhältnismäßig kleinen Raum beschränkt gewesen. Allgemein wird das indische Bankiva-Huhn für die Stammform der jetzt verbreitetsten Art des Haushuhns gehalten; aber dabei kann doch bestehen, was nach Athenaeus [4]) der Samier Menobolus in einer Schrift über den Tempel

[1]) „Ausland“ 1872. S. 167.

[2]) Phädrus 1, 22.

[3]) Palladius 4, 9, 4, und Evagrius Scholasticus 4, 23; siehe Hehn S. 379.

[4]) Athenaeus 14. S. 655; s. Hehn S. 261.

der samischen Hera behauptet hat, daß nämlich der Pfau sich ebenso von diesem Heiligtum aus in den umliegenden Gegenden verbreitet habe, wie der Hahn von der Landschaft Persis aus. Nur bleibt uns dann unbekannt, ob etwa das natürliche Verbreitungsgebiet dieses stolzen Vogels einst bis in jenes Standquartier des Zendvolkes gereicht habe oder auf welche andere Weise er andernfalls von Indien dorthin gekommen sei.

Sicher ist dagegen, daß er den Semiten unbekannt war — die Bibel A. T. nennt ihn niemals. Ebenso unbekannt war er den Altägyptern, die nach Zeugnis der Darstellungen häuslicher Betriebe vielerlei Geflügel in Hegung hielten, aber kein Huhn. Dagegen spielt der Hahn bei dem arischen Zendvolke ungefähr dieselbe Rolle, wie der Hund, und da auch heute noch das Verbreitungsgebiet des Bankivahuhns als von Hinterindien bis Kaschmir reichend angegeben wird, so liegt wohl die Annahme am nächsten, daß ihn ein Zweig jenes Volkes aus seiner hochasiatischen Heimat bereits im Zustande der Zähmung mitgebracht habe, während eine andere Art der Verbreitung von Hinterindien und seinen Inseln aus in die Gegenden der Südsee erfolgen mochte.

Im Zend-Avesta ist, wie in betreff des Hundes, so auch bezüglich des Hahnes der alte Begriff des Fetischismus schon verwischt; er mußte es werden infolge der Herstellung einer Kulteinheit im Zusammenhange mit einer nationalen. Aber der Hahn, dessen Lebensgewohnheiten manches mit denen des Hundes gemein haben und ihn so selbst dem Menschen näherten, blieb ein „geheiligtes" Wesen, ein Geistwesen von der Art, welches gegen die bösen Geister zum Schutze der Menschen ankämpft. So heißt es im Bun-Dehesch [1]): der Hahn sei den Dämonen und Zauberern feind, ein Gehilfe des Hundes. Er solle Wache halten über die Welt, als wäre gar kein Herden- und kein Haushund geschaffen. Das Gesetz sage: wenn Hund und Hahn gegen den Unhold streiten, so entkräften sie ihn, der sonst Menschen und Vieh plage. Und darum sage man: durch Hahn und Hund werden alle Feinde des Guten überwunden; ihre Stimme zerstört das Böse. Der Gang dieser Vorstellungen ist leicht zu verfolgen als derselbe, der uns bezüglich des Hundes entgegentrat. Das einheimische Huhn näherte sich dem Zendvolke seinem Instinkte gemäß auf dessen offenen Leichenstätten und trat so in eine denkbar innigste Vereinigung mit den Dahingeschiedenen: es wurde auf diesem Wege ein Fetischtier, als solches gehegt und gepflegt. Dann offenbarten sich seine Instinkte des weiteren als nützlich zur Bannung der ungemessenen Geisterfurcht des Urmenschen. Seine nächtlicherweile erhobene Stimme wurde diesem ein angenehmer Klang als Zeugnis der Wachsamkeit und des Kampfmutes, als Ankündigung der Erlösung von den dunklen Sorgen der Nacht. So bildeten Feuer, Hund und Hahn die schützenden Fetische dieses Nomadenvolkes und als der Gegensatz des nach

[1]) Kleuker, Bun-Dehesch XIX.

Herrschaft ringenden engeren Persertums zu dem weiteren Medertum und den unorganisierten arisch-turanischen Volksmassen in der Einheit des Kultobjektes — dem Feuer — seinen Ausdruck fand, traten Hund und Hahn als eigenartige Kategorien eines Göttlichen und Schützenden zurück.

Als eine solche Hilfe durfte dem Perser bei seinem Gehöfte der Hahn nicht fehlen und soweit seine Herrschaft reichte, so weit Perser als Organe derselben sich niederließen, mußte das leicht zu übertragende Tier gelangen. So kam es auch in die Hand der weitwohnenden Stammfremden und diese konnten leicht noch andere Momente seiner Nützlichkeit herausfinden. Das „Harpyenmonument“ von Xanthus in Lykien zeigt, wie einer Gottheit ein Hahn zum Geschenke dargebracht wird — so war also das Tier schon in sehr früher Zeit bis Lykien gelangt. Noch aber hatte es der pelasgische Volkszweig bei seiner Verbreitung durch Kleinasien kennen zu lernen nicht Gelegenheit gehabt. Homer und Hesiod kennen es nicht, wenn auch ersterer in anderer Verbindung den Namen — Ἀλέκτωρ — nennt, der nachmals dem fremden Tiere gegeben wurde. Wir stoßen so immer wieder auf Thatsachen, die uns gegen allzu hitzige Schlüsse der Sprachforschung vorsichtig machen müssen. Die erste Erwähnung des Tieres fand Hehn [1]) bei Theognis [2]), einem Dichter aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr., zu einer Zeit, da die kleinasiatischen Griechen und die Insel Samos schon die Herrschaft der Perser trugen. Allmählich erscheint es immer häufiger in der Litteratur, und zur Zeit des Aeschylos und Pindar muß es auch in Griechenland ein beliebter Hausgenosse gewesen sein; „der Kampf des Vogels auf dem Hofe“ [3]) wird ein öfter wiederkehrendes Gleichnis. Hahnenkämpfe wurden schon damals ein beliebtes Schauspiel bei den Griechen und finden sich auf Denkmälern verewigt. Seine Herkunft aber war der Zeit noch wohl bewußt; im Volksstücke wird es der „persische Vogel“ oder scherzweise „der Wecker“ genannt [4]).

Wenn auch nun bei solcher Verbreitung ein Grad von Heiligkeit mitwanderte, so zwar, daß wir schon oben von Naturvölkern sprechen konnten, welche das Huhn zwar übertragungsweise erhielten, aber immer noch zu essen sich scheuen, wie sie auch die Eier nicht benutzen, so muß doch in Griechenland, wo das Tier höchstens noch als ein göttliches „Emblem“ erscheinen konnte, diese Scheu früh verschwunden und das Huhn zu praktischen Wirtschaftszwecken übergeführt worden sein. Plutarch [5]) weiß von einem Opfer des Hahns in Sparta und aus Platos Phädon wissen wir, daß jener Zeit dem Asklepias Hühner geopfert wurden. Dies setzt aber not-

---

[1]) A. a. O. S. 263.
[2]) V. 863, 864.
[3]) Aeschylus, Eumen. V. 848.
[4]) Belege bei Hehn a. a. O. S. 264.
[5]) Plutarch, Marcell. 22.

wendig einen wirtschaftlichen Gebrauch des Tieres voraus. Dagegen erhielt sich sein fetischhafter Charakter auch in Griechenland noch in allerlei Zauberspuk, den man mit ihm trieb [1]).

Viel länger bewahrte das Huhn diesen Charakter bei den Römern. Die Uebertragung dahin war bei dem regen Schiffsverkehr zwischen Griechenland und den griechischen Kolonien in Italien eine sehr leichte. Zu einer Zeit, da in dem hochentwickelten Kulturleben Griechenlands die primitivnaiven Kultvorstellungen der Urzeit längst in mythologisierenden Rauch aufgegangen oder zu philosophierenden Niederschlägen sich gesetzt hatten, lebten sie bei dem ungebildeten Römer noch in aller Ursprünglichkeit fort. Er erkannte darum in dem neuen Geschenke aus Griechenland sofort wieder den alten Kultzweck, und ein zahmer, in der Gefangenschaft beliebig zu züchtender Vogel mit göttlicher Beseelung füllte ihm auf das trefflichste eine schwer empfundene Lücke. Der Römer that insbesondere in öffentlichen Angelegenheiten, für die kein Einzelner die Verantwortung zu tragen wünschte, nichts anders als nach vorher beobachtetem Winke göttlicher Wesen. Aber ein „Augurium" wilder Vögel ließ sich nicht auf den Wunsch bestellen, und doch verlangte gerade im Kriege so oft der Augenblick die Entscheidung. Hier also hatte sein trefflich praktisch eingerichteter Kultapparat eine böse Lücke — da spielte ihm das Glück in der Person irgend eines Griechen den trefflichen Propheten des fernen Ostens in die Hände; wie wäre da der Römer auf den Krämergedanken des Schlachtens gekommen! Ihm zeigte die Konsequenz des konservierten alten Kultgedankens eine viel wertvollere Verwendung, die seinem damaligen Kampfbetriebe trefflich zu statten kam. Führte man den beseelten Vogel im Käfige mit ins Feld, so mußte man jeden Augenblick gleichsam ein künstliches Auspicium schaffen können — das „auspicium ex tripudiis"; so oft man dessen bedurfte, stellte der „pullarius" die Vögel auf die Probe; fraßen sie gierig, so war das ein günstiges Zeichen für die geplante Unternehmung; Unlust hätte, so müssen wir interpretieren, auf eine Beängstigung des weiter hinausschauenden Geistes in den Fetischtieren schließen lassen. Daß das Princip an sich alt ist, bestätigt Cicero ausdrücklich [2]), und er hat ganz recht, das Neue daran [3]) als ein Erzwungenes und Erpreßtes zu bezeichnen. Wir sehen die praktischen Staatsmänner jener Zeit und die wissenschaftlich gebildeten Koryphäen derselben auf verschiedenen Standpunkten stehen; jener ist der altrömische, dieser der moderne griechische, und so darf Plinius [4]) sich darüber erstaunt stellen, daß die wichtigsten Staatsgeschäfte, die entscheidendsten Schlachten von Hühnern gelenkt, die Weltbeherrscher von Hühnern beherrscht würden. Die schnelle

---

[1]) Pausan. 2, 34, 3.
[2]) Cicero, de divin. 2, 35.
[3]) De nat. deor. 2 3, 7.
[4]) Plinius, H. N. 10, 49.

Verbreitung, welche das Huhn bei den Römern und darüber hinaus bei den angrenzenden Barbaren fand, hängt zweifellos mit dem großen Werte zusammen, den alle diese Völker auf solche Zaubermittel legten, denn noch Varro [1]) berichtet, daß auch die römischen Hausväter auf dem Lande Hühner zu Weissagungszwecken züchteten. Dennoch wurde allmählich auch hier, nicht zum geringsten Teile durch griechischen und litterarischen Einfluß, die alte Konsequenz des Kultgedanken erschüttert und zerrissen und man begann neben dem Kultzwecke, der ja im Grunde doch auch nur ein selbstsüchtiger war, auch den rein wirtschaftlichen zu verfolgen, die Hühner als eine Vermehrung des Fleischproviantes zu betrachten. So weiß bereits Cato von dem Stopfen derselben, und zur Zeit Varros [2]) und Columellas [3]) bildet die Hühnerzucht einen beachtenswerten Wirtschaftsbetrieb, und lokal entstandene Spielarten fanden bereits wie heute ihre Anpreisung.

Zu den europäischen Barbarenvölkern konnte das Huhn ebensowohl im thrakischen und Skythenlande von den Griechen aus, wie im jenseitigen Gallien von den Italikern gelangen; wie das geschah, wissen wir nicht, und die von Hehn [4]) aus den Sprachverhältnissen gezogenen Schlüsse scheinen uns schon deshalb unsicher, weil man ja auch bei all diesen Völkern wie in Griechenland einen schon vorhandenen Namen übertragungs- und determinierungsweise dem neuen Tiere beilegen konnte. So kann immerhin unser althochdeutsches hano das wilde Feldhuhn bedeutet haben und von einer Spezies desselben auf die anderen übertragen worden sein, je nachdem der Wechsel der Wohnsitze neue Arten in den Gesichtskreis des Menschen brachte. In der That hat man ja auch noch zu Karls des Großen Zeiten die Hegung des Rebhuhns auf den Höfen versucht. Je mehr aber das der Züchtung viel zugänglichere persisch-indische Huhn von diesen alle anderen Arten verdrängte, desto ausschließlicher blieb ihm der alte Name, während die seltener genannten, ursprünglich einheimischen Arten mit Unterscheidungsnamen genannt werden mußten. Wir wissen nur noch, daß zu Cäsars Zeit das Haushuhn über ganz Gallien und schon über den Kanal hinüber nach Britannien verbreitet war [5]). Aber auch dahin war der Vogel mit seiner Heiligkeit gewandert, denn gerade wie die Waniamwezi und andere Ostafrikaner [6]) hielten es jene Britannier für unerlaubt, das Huhn zu essen.

Aber auch in Germanien haben sich im Volksglauben ganz deutliche Spuren jener Verbindung erhalten, in welche der durch sein Aeußeres wie seine Instinkte so ausgezeichnete Vogel im Heimatlande seiner Domestikation

---

[1]) Varro 3, 3, 5.
[2]) Varro 3, 9.
[3]) Columella 8, 2 ff.
[4]) A. a. O. S. 269 ff.
[5]) Caesar d. b. gall. 5, 12.
[6]) Andree, Burton-Speke. S. 218 f.

getreten war. Wenn in Goethes Ballade es der Schlag der Uhr ist, welcher die erste Stunde des kommenden Tages ankündigt und damit zugleich die spukenden Geister und Gespenster unter die Erde bannt, so ist hier der moderne Zeitdeuter nur an die Stelle des älteren getreten: der Hahn ist es in der Volksüberlieferung, dessen Schrei, ganz wie es die Lehre des Zendavesta niederschrieb, die Dämonen verscheucht. Shakespeare hat diesen Volksglauben gezeichnet [1]) und Bischof Burchard von Worms kennt ihn noch in seinem ganzen Zusammenhange: man solle nicht nachts vor dem Hahnenrufe das Haus verlassen, weil die unreinen Geister vor diesem Rufe mehr Macht zu schaden hätten als nachher und weil der Hahn mit seinem Schrei jene besser zu vertreiben und zu bändigen vermöge als selbst das Kreuzzeichen. Daher — nicht aus irgend einer christlichen Allegorie — stammt denn auch die Kombination von beidem, das Bild des Hahnes über dem Kreuze auf Dächern und Türmen; jenes ist älter als dieses; beider Zweck aber ist, die bösen Geister, die ja auch das Christentum nicht negiert, sondern nur in ihrem Ursprunge anders erklärt, aus dem Kreise der menschlichen Ansiedelung fernzuhalten.

Ebenso erhielten die Wenden in der Altmark noch aus Heidenzeiten die Sitte, einen Hahn auf ihr Malzeichen zu setzen [2]). Damit hängt denn auch eine Art Verehrung des Hahns bei den slavischen Pommern zusammen, für die Panzer [3]) Belege gesammelt hat. Dasselbe deutet der Brauch der alten Litauer an, in einzuweihende Häuser zuerst einen Hahn und eine Henne hineinzulassen, die dann „gehegt und nicht geschlachtet noch gegessen, aber" — wie der vorsichtige Praetorius [4]) verwahrend hinzuzufügen sich genötigt sieht — „darum nicht vor Götter gehalten" werden.

Dieser Vorgang zeigt zugleich, wie sich auch hier allmählich das praktische Moment mit dem religiösen abfand: nur noch an auserlesenen Individuen haftete die Beschränkung. Daneben war es aber eine sehr glückliche Fügung, welche um die Zeit der Ausbreitung der Germanen nach Westen das leicht zu ernährende Tier ihnen entgegenbrachte. Bei dem großen Wirtschaftsumschwunge, den ihre Stabilisierung an den Grenzwällen des Römerreiches herbeiführte, kam jenes dem entstehenden Mangel an Fleischnahrung für die „kleinen Leute" in errettender Weise zu Hilfe. Welche Bedeutung es unter diesen Umständen als Nahrungstier einschließlich der Eier gewann, das zeigen am besten die mittelalterlichen Zinsregister der Gutsherrschaften. Hühner und Eier bildeten für die Herrschaften das Haupterträgnis ganzer Güter und oft den einzigen Wirtschaftsbestand der ärmeren Klasse, lebende Hühner in riesigen Käfigen zugleich den beliebtesten Proviant

---

[1]) Hamlet I, 1.

[2]) A. Kuhn, Märk. Sagen S. 332.

[3]) Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche I, 317.

[4]) Deliciae prussicae, herausg. v. Pierson 1871. S. 37.

für Heereszüge und größere Menschenansammlungen. Ohne die Einführung des Huhnes würden die wirtschaftlichen Verhältnisse und damit die Geschichte des deutschen Mittelalters ein anderes Gepräge angenommen haben. Wir sehen hier wieder ein einflußreiches Kulturmoment eine Bahn durchlaufen, deren Endpunkte ihm durchaus nicht ein bewußtes Zielstreben des Menschen gesteckt, und lernen dabei einen kulturgeschichtlichen Einfluß der ältesten Kultvorstellungen kennen, der sich weit weg von seiner Geburtsstätte entfernt hat.

Eine ganz ähnliche Geschichte haben auch noch andere Gattungen des Hausgeflügels; aber keine ist von solchem Belange geworden. Die Heimat des Pfaus ist Indien; hier traf ihn noch Alexander der Große in wildem Zustande[1]. Aber weit früher schon hatte ihn jene menschliche Auszeichnungssucht als Schmuckvogel eingefangen. Salomo, der gemeinschaftlich mit dem phönizischen Könige Hiram eine Seeverbindung — direkt oder indirekt — nach Indien unterhielt, bekam von dort alle drei Jahre außer Affen auch Pfauen[2], und auch diese werden jenen Kostbarkeiten zugezählt, deren Besitz das Ansehen Salomos über „alle Könige der Erde" hob. Daß das aber wirklich zahme, in der Gefangenschaft gezüchtete Vögel waren, ist sehr unwahrscheinlich, denn erst viel später entsteht für das Abendland ein Mittelpunkt der Zucht dieser Vögel auf der Insel Samos, und hier ist es wieder zunächst ausschließlich der Kultzweck, welcher die Unternehmung leitet[3]. Während eine mütterliche Gottheit des Namens Hera in Argos mit dem Fetischtiere der Kuh in Verbindung stand, ist die gleichnamige Gottheit von Samos in eine gleiche Beziehung zu dem auffallendsten aller Vögel gesetzt. Wie er ursprünglich wahrscheinlich als ein Weihegeschenk dahin kommen konnte, dafür ist uns die biblische Nachricht ein Fingerzeig, indem sie uns eine phönizische Handelsvermittelung andeutet. Dann aber kann aus der Pflege des lebenden Weihegeschenkes mit einer ganz leichten Wendung der Vorstellungsweise eine Kultform entstanden sein, wie sie in Aegypten so allgemein verbreitet war.

Von dieser Zuchtstation aus seien dann nach Menodotus' Versicherung die prächtigen Tiere in die ferneren Länder des Westens gekommen. Schon daß die Hera des griechischen Festlandes ursprünglich ein anderes Tierbild als den Pfau führte, obwohl dieser dann jenes im gesamten Junokultus aus dem Felde schlug, beweist, daß die Einführung des letzteren in den griechischen Kulturkreis nicht in ganz unvordenklichen Zeiten erfolgte und Hehns Schluß, daß zur Zeit des Polykrates der samische Tempel noch nicht im Besitze dieser seltenen Tiere war, scheint uns sehr berechtigt. Erst im 5. Jahrhundert v. Chr. tauchen sie als Gegenstand des ausschweifendsten

---

[1]) Curtius 9, 2.
[2]) 1 Könige 10, 22.
[3]) Athenäus 14, p. 655.

Luxus und einer Bewunderung, die die Menschen von fernher anzieht, in Athen auf[1]). Erst in dieser Weise fand der Pfau mit Abstreifung des Geleites von Kultvorstellungen eine größere Verbreitung in Griechenland und Italien, wo indes wieder die römische Juno mit Hera identifiziert das Tier zu ihrem „Symbole" machte. Erst ein Uebermaß des römischen Luxus jüngerer Zeit prahlte mit dem Pfau auf der Tafel; der Erste, der ihn braten ließ, soll der Redner Hortensius, ein Zeitgenosse Ciceros, gewesen sein[2]). Bald folgte auf eigenen „Pfaueninseln" eine größere Vermehrung des Tieres, das von da in die Provinzen und aus diesen im frühen Mittelalter auch nach Deutschland gelangte. Auf den Höfen Karls des Großen fand sich der Pfau als Schmuckvogel; bei höfischen Tafeln prahlte man mit seinem ziemlich wertlosen Braten wie vordem in Rom. Die Art, wie die christliche Symbolik den Pfau verwendete, konnte zur Empfehlung von dieser Art Genuß nicht gerade dienen. Augustinus[3]) gibt seinem Fleische das Zeugnis, daß es — so meint es wenigstens der Zusammenhang — auch in die Erde eingegraben nicht mürbe und morsch werde, weshalb es dazu dienen sollte, das Auferstehungsdogma zu verbildlichen.

Auch die Verbreitung des Perlhuhns, das in Nordafrika daheim ist, folgte einem ähnlichen Wege, wenn uns derselbe auch nicht mehr so klar vorliegt. Sein Name Meleagris sowohl, wie die an die doppelte Bedeutung desselben geknüpften Mythen von Metamorphosen von Personen in Vögel dieser Art deuten nach zahlreichen Analogien darauf hin, daß in irgend einer Gegend ein Heroenkult eines „Meleagris" mit dem Tierfetische dieses genug auffälligen und seltsamen Vogels verbunden war. Die Stelle dieses Kultes wird uns aber nicht genannt. Dagegen lernen wir die so nur folgerungsweise erschlossene Thatsache selbst in Verbindung mit einem anderen Kulte kennen: es gab nach Zeugnis des Clitus von Milet, eines Schülers von Aristoteles[4]), auf der kleinen Insel Leros, welche von den Miletern kolonisiert worden war, einen Tempel einer Parthenos, die man nachmals als Artemis in das System einreihte, und bei diesem Tempel wurden in jener mehrfach bezeichneten Weise Perlhühner gehalten. Der Kultzusammenhang wird ferner durch die Thatsache bezeugt, daß allenthalben diejenigen, welche sich im Kulte an die genannte Gottheit anschlossen, das Perlhuhn zu essen sich enthielten, und durch den Hinweis des Aelian[5]), daß die Bewohner von Leros wohl wüßten, warum dies geschehe. Nach Suidas alleinstehendem Zeugnisse wären solche Vögel auch auf der Burg zu Athen gehalten worden. Die Römer, welche eine solche Verbindung

[1]) Belege bei Hehn a. a. O. S. 289.
[2]) Varro de r. r. 3, 6, 6.
[3]) De civitate Dei 21, 4.
[4]) Athenaeus 14. p. 655; Hehn S. 296.
[5]) Aelian, Hist. animal. 4, 42.

nicht kannten, scheinen den Vogel nach Zeugnis des Namens — gallinae Numidicae, Africanae — unmittelbar aus Afrika erhalten zu haben, woher ihn auch die Portugiesen am Schlusse des Mittelalters neuerdings einführten, nachdem seine Zucht nicht gleich der des Haushuhns zu den Barbaren sich verbreitet, nicht gleich der des Pfaues die Völkerwanderung überdauert hatte. Der verwandte Truthahn oder „welsche Hahn" genoß in seiner nordamerikanischen Heimat eine ähnliche Auszeichnung, denn manches Indianerstämmchen verehrte ihn als seinen Ahnherrn. Da aber der Kult des Indianers entsprechend seiner wirtschaftlichen Fürsorglichkeit zu keiner Stetigkeit gelangte, so wurde er auch kein Anlaß einer eigentlichen Zucht; diejenige, durch welche er nach der Alten Welt gelangte, vollzog sich vielmehr auf wirtschaftlicher Grundlage.

Die verschiedenen Arten der heimischen Wildtaube haben gewiß immer als Wildbret die Beachtung des Menschen gefunden, und nur von solchen spricht Homer hie und da in seinen Gleichnissen; aber die der wilden Felstaube entstammende, zahme Art der Haustaube trägt in ihrer Scheu- und Arglosigkeit noch immer das Kennzeichen der Kultzüchtung an sich. Als die Heimat dieser Zucht hat Hehn [1]) aus litterarischen Zeugnissen das Gebiet der semitisch-phönizischen Kultur erschlossen. Als einstiges Fetischtier ohne die verwaschene Schminke einer jüngeren, ästhetisch gebildeteren Zeit diente der Vogel weiblichen Gottheiten aus dem Kreise der syrisch-assyrischen Kultur, die, wenn Diodor gut berichtet war, eben nach diesem Fetische den Gottesnamen „Semiramis" führten, gerade so wie etwa der ägyptische Gott Sebek mit dem Krokodil, das seinen gewöhnlichen Aufenthalt bildete, denselben Namen teilte. „Semiramis ist in der Sprache der Syrer also nach den Tauben benannt, die seit jener Zeit von allen Bewohnern Syriens als Göttinnen verehrt werden" [2]). Darum aßen denn auch die Syrer keine Taube und auch Xenophon kennt und bestätigt dieses reale Verhältnis: Tauben (und Fische) hielten die Syrer „für Götter" [3]). So durfte man in üblicher Gleichstellung des Gottes mit seinem Sitze sagen. Gerade dieser Tierfetisch muß aber im semitisch-phönizischen Gebiete sehr weit verbreitet gewesen sein, denn er gehört sehr vielen jener weiblichen Lokalgottheiten, jenen Astarten an, welche im griechischen Systeme in die Einheit einer uranischen Aphrodite zusammengeschmolzen wurden. Die Taube wurde daher bei vielen Tempeln dieser Art in sorgfältiger Hegung gehalten und ihre Heiligkeit diente ihr zum Schutze gegen jede mögliche Nachstellung. Schon Philo [4]) bemerkte, daß die Tauben zu Askalon eben deshalb eine so eigenartige Zahmheit angenommen hätten, daß sie mit dreistem Mut-

---

[1]) A. a. O. S. 277 ff.

[2]) Diodor 2, 4.

[3]) Xenophon Anabasis 1, 4, 9.

[4]) Bei Euseb. praepar. evang. 8, 14.

willen des Menschen Tischgenossen spielten. Bis Cypern läßt sich diese Kultzucht verfolgen, doch findet sie sich ursprünglich nicht in Griechenland, abgesehen davon, daß etwa die Turteltauben zu Dodona, deren Stammeltern nach Herodot ja auch keine einfachen Vögel waren, eine ähnliche Rolle spielten.

Wieder aber ist es nicht die Felsentaube im allgemeinen, welche den syrisch-phönizischen Göttern als Lieblingssitz dient, sondern in auffallender Analogie eine seltene, ausgezeichnete Spezialität derselben, die weiße Taube [1]). Ueber die Angabe Herodots [2]), daß die Perser in ihrem Lande gerade weiße Tauben nicht duldeten, ist erklärungsweise mancherlei gefabelt worden, zumal Herodot selbst schon in seiner Art zu rationalisieren den Weg dazu eröffnet hat. Die Sache selbst steht aber in klarster Weise in Verbindung mit der Kulteinheitsbestrebung der Perser, die kaum ohne inneren Zusammenhang eine so treffliche Parallele zur israelitisch-jüdischen gleicher Art bildet. Eben weil die Perser ihren Kult und ihren Feuerdienst konzentrierten und sich gegen fremde Kultelemente als unheilvoll dämonische abschlossen, bezeichneten sie auch gerade die weißen Tauben als solche, indem sie dieselben nicht duldeten.

Dennoch war es gerade die Flotte der Perser mit ihrem bunten Völkergemisch, welche die ersten dieser weißen Tauben nach Griechenland brachte. So wenigstens deutet Hehn wohl mit Recht die Nachricht des Charon von Lampsakos [3]), daß zu der Zeit, als die persische Flotte unter Mardonius beim Athosvorgebirge zu Grunde ging, zuerst jene früher in Griechenland unbekannten Tauben erschienen seien. Auch die Römer [4]) bezeichneten die weiße Taube als die paphische, indem sie damit die Erinnerung an ihre Herkunft aus dem cyprischen Venustempel festhielten. Fortan wurden diese Tauben sehr beliebte Vögel und ihre Beziehungen zu Aphrodite erlitten zwar einerseits eine völlige Verdunkelung, wie sie ja überhaupt mit fortschreitender Bildung in Bezug auf die meisten primitiven Vorstellungen des Kultgebietes eintreten mußte, erhielten dafür aber wieder weitausgreifende symbolische Deutungen, die heute noch in Versen und Bildern ausklingen.

In den Gesichtskreis der Römer mußte diese Zucht durch phönizisch-karthagische Vermittelung von Sizilien aus treten. Hier wohnten im Heiligtume auf dem Berge Eryx Scharen weißer und farbiger Tauben, die weithin als Luxusvögel im Rufe gestanden haben müssen. Hier bezeichneten die Griechen den ihnen fremden Vogel übertragungsweise als κόλυμβος, welchen Namen dann die Römer übernahmen.

---

[1]) Viele Belege bei Hehn S. 280 f.

[2]) Herodot I, 138.

[3]) Bei Athen. 9, p. 394.

[4]) Martial 8, 28.

Vielleicht folgte dieser Zucht des Kultes in ähnlicher Weise wie bei der Uebertragung der gezähmten Hauskatze Aegyptens nachahmungsweise eine zweite Art Zucht zu wirtschaftlichen Zwecken oder des Vergnügens wegen, das die Taubenscharen bei den Heiligtümern gewährten. So hat uns Galenus [1]) über eine in Kleinasien übliche Art der Hegung berichtet, welche auf dem Uebergangsstandpunkte unserer Fürsorge für Anlockung von Vögeln durch Anlegung von Nistkästchen stand. Indem man die Nistgelegenheit der Felsentaube künstlich vermehrte, baute man förmliche Türme als Brutstätten, in die sich dann die Tauben in einem zwar noch immer wilden Zustande zogen, aber doch so, daß man leicht den erwünschten Nutzen haben konnte. Diese Sitte war wahrscheinlich an der ganzen Küste von Asien bis einschließlich Aegypten verbreitet, denn auch in Palästina und Aegypten treffen wir Spuren einer Taubenzucht ähnlicher Art.

Auch in Rom hatte die neue Art der Zucht die anderen im Gefolge. Varro [2]) spricht noch von der Haustaube als einem Vogel, dessen Zucht relativ noch so neu sei, daß man erst in jüngerer Zeit angefangen habe, die Geschlechter in der Sprache auseinander zu halten, und er unterscheidet genau jene Felsentauben, die man angelockt hat auf den Türmen und Zinnen der Landhäuser zu nisten, ohne ihnen im übrigen ihre Freiheit zu beschränken, und jene andere Art von weißer Farbe, welche viel zahmer sei, die Nahrung sich nicht selbst vom Felde holt, sondern nur von dem ihr beim Hause gereichten Futter lebt. Dagegen hätte jene erstere ein gemischtes Gefieder ohne Weiß. Wir können hier sehr genau beobachten, wie weit die Zucht des Kultus und die der Wirtschaft in Anbetracht des hervorgebrachten Charaktertypus auseinandergehen. Man begann sie unterscheidungsweise als „Haus"- und „Feldtaube" zu bezeichnen und durch Zwischenzucht eine Kreuzungsrasse, ein „miscellum tertium genus" herzustellen, welches bald vorzugsweise die großen Taubenhäuser bevölkerte. Damit erscheinen uns die jüngeren Fortschritte dieser Zucht angebahnt. Beide Formen treten uns auch noch einmal in jüngerer Zeit in Palästina gleichsam im Nachklange erlöschender Erinnerung entgegen: die Wirtschaftstaube als das Opfer, das die jüdische Mutter darbringt, die heilige „weiße" Taube als die sichtbare Gestalt einer Gottheit; — die Scene spielt an der Grenze des jüdischen und syrischen Kulturkreises, und das specifisch Syrische tritt in der Reihe jener Thatsachen weit mehr hervor, als gemeinhin in einseitiger Betonung des Jüdischen anerkannt wird. Ein Restchen des Kultgedankens schlummert immer noch in der heiligen Unberührbarkeit, deren sich Taubenscharen in russischen Städten, die des heiligen Markus zu Venedig und die so mancher Moscheen im Bereiche des Islam erfreuen; auch zu Mohammed hatte ja der Geist aus einer Taube gesprochen.

---

[1]) Bei Hehn S. 283.

[2]) Varro 9, 38 und 3, 7.

Daß erst von den Römern aus die zahme Haustaube ihre Verbreitung unter den europäischen Barbarenvölkern fand, wird durch die Bezeichnungen des Keltischen (altirisch colum, welsch und altkornisch colon ꝛc.) und des Slavischen (golub, holub ꝛc.) angedeutet, die dem entlehnten columba entsprechen.

Aelter und verbreiteter als alle genannten Zuchtarten ist die Zucht der Gans. Sie ist zugleich nicht aus irgend einem besonderen Anlasse an einem einzigen Kulturherde versucht und von hier aus im Völkerverkehre weiter getragen worden, sondern hat fast überall, wo sie aufkam, an die heimischen, leicht zähmbaren Wasservögel sich anschließend, die Stadien von der Jagd zur Hegung und Züchtung durchgemacht. Dabei treten zugleich auch die verschiedensten Motive in Konkurrenz: das Streben nach Fleischproviant, das Gefallen an lebenden Tieren, Schmuck- und Auszeichnungssucht und religiöse Vorstellungen.

Die Altägypter pflegten eine Anzahl Wassergeflügel einzufangen und in bewachten oder gehegten Herden zu halten. Auch hiebei versuchte sich der Mensch erst ohne Wahl mit einer Menge von Arten, die nachmals, soweit es sich um einheimische Vögel handelt, keine Vermehrung, wohl aber eine bedeutende Einschränkung erfuhr. So erscheint auch die Gans noch in Gesellschaft von Reihern, Kranichen und ähnlichen Schicksalsgenossen. Die zierlichen Formen, welche einige fremde Gänsearten auszeichnen und in denen sich selbst unsere wilden Arten von den plumpen Mastfiguren ihrer gezüchteten Nachkömmlinge unterscheiden, machen uns begreiflich, daß es nicht bloß der Nutzen der Wirtschaft, sondern vorher auch das Gefallen an dem Tiere war, welches zu seiner Zähmung führte. Im älteren Kulte war es die nachmals als „Vater Erde" bezeichnete Gottheit Seb, welche Namen und Zeichen mit dem Gänserich teilte. Seb wird „der große Gackerer" (in vielleicht nicht ganz genauer Uebersetzung) genannt, und es sind noch Spuren der Mythe von einem Weltenei vorhanden, das er zerteilte oder ausbrütete [1]). Aber dieser Kult war ursprünglich nur ein lokaler; im größten Teile Aegyptens waltete der wirtschaftliche Züchtungszweck vor und Gänsebraten bildete eine Hauptspeise der Aegypter, wie er dann natürlich auch beim Opfer seine Rolle spielte [2]).

Zahme Gänse in kleinen Herden hielten auch die Griechen des homerischen Zeitalters. Im Hofe des Menelaos ist die sehr große „gemästete", weiße Gans, auf welche ein Raubvogel stößt [3]), wenn jene Bezeichnungen nicht willkürlich gewählt sind, ein Zeugnis dafür, daß sich hier verschiedene Züchtungsmotive schon in Vermischung befanden. Die „weiße" Gans ist

---

[1]) P. Le Page-Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwickelung der Religion der alten Aegypter. Leipzig 1882. S. 104.

[2]) Herodot II, 45.

[3]) Odyssee XV, 161.

fast mit Bestimmtheit als das Ergebnis einer alten Zucht des Kultes anzusprechen, indes die Mästung und Größe den jüngeren wirtschaftlichen Zweck der Hegung genügend ausdrückt. Auch Penelope hält zahme Gänse, nicht draußen bei der Oekonomie, sondern beim königlichen Palaste, und freut sich ihres Anblicks [1]), und die Zahl von zwanzig scheint einen nicht unbedeutenden Reichtum darzustellen.

Im Süden überhaupt und so auch in Italien insbesondere war die Gans seltener und darum wertvoller als im Norden, wo die wilden Arten ihre Brutplätze suchen und darum immer wieder neues Material für die Zähmungsversuche liefern. „Bei den Römern wurden sorgfältig die ganz weißen Gänse ausgewählt und zur Zucht verwandt, so daß sich mit der Zeit eine weiße und zahmere Abart bildete, die sich von der grauen Wildgans und ihren direkten Abkömmlingen merklich unterschied" [2]). Dieser „weiße" Vogel scheint uns nach vielen Analogien wieder auf eine Kultbeziehung hinzudeuten, und in der That sind ja die Gänse der Juno und ihre Verdienste um das Kapitol berühmt genug. Dennoch läßt sich nicht mehr genau unterscheiden, ob auch ihnen ein Fetischcharakter innewohnte. Juno ist eben die göttliche Hausfrau, die Mater familias, und freut sich als solche gleich Penelope des Besitzes solcher Herden, und darum werden sie bei ihrem Tempel gefüttert, ohne daß sie deshalb mit der Vorstellung der Göttin in einer Weise, wie auf anderem Boden der Pfau oder die Taube, verwachsen sein müßten. Wenn es also darauf ankäme, würde es möglich sein, das Andenken der Römer vor diesem rohen „Fetischismus" zu schützen. Wir können uns aber hier von diesem Gegenstande, den wir so oft vorausgreifend berühren mußten, nicht entfernen, ohne einen zusammenfassenden Blick auf das zu werfen, was uns bei der Streifung dieses Gebietes im einzelnen begegnet ist. Es kann uns das in dieser einen Richtung zugleich als eine Vorbereitung für den im zweiten Teile dieses Werkes zu behandelnden Gegenstand dienen; denn nur die Kenntnis der einzelnen Thatsachen eröffnet uns einen sicheren Ausblick über das Ganze.

Was wir hier nach dieser Richtung hin beiläufig besprachen, das läßt uns folgendes als gewiß erscheinen. Gewiß ist, daß schon in einer sehr frühen Zeit das Wesen dieser Beziehung zwischen Kultobjekt und Tier in einer Uebereinstimmung von beiderseitigen Eigenschaften, nicht aber in der geschichtlichen Form ihrer Annäherung gesucht wurde. Diese Thatsache selbst wieder entspricht einer sehr wichtigen, folgenreichen Erscheinung in der Kulturgeschichte; wir haben sie schon mehrmals gestreift. An der Kulturgeschichte bauen zwei ganz verschiedene Baumeister; wir könnten sie wie

---

[1]) „— und ich freue mich, wenn ich sie anseh'". Odyss. XIX, 537.

[2]) Hehn a. a. O. S. 302.

Objektivität und des Menschen Subjektivität unterscheiden. Als ein Objektives, seinerzeit durch des Lebens und Denkens Notwendigkeit Geschaffenes empfängt der Mensch eine Menge Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen von seinen Vorfahren; aber eine Geschichte ihres Entstehens ist ihnen nicht beigegeben; schon die Art der Ueberlieferung schließt eine solche Beigabe aus. Da greift der sinnende Mensch in sein eigenes Innere und sucht hier die Erklärung dessen, was als ein gleichsam angeborenes Wissen ein Teil dieses Inneren zu sein scheint. Hier kann er sie natürlich nicht in historischer Objektivität, sondern nur in der Vorstellungsphase seiner Zeit finden, und mit der leichten Färbung dieser seiner Auffassungsweise übergibt er seinen Nachkommen denselben Gedankenstoff, die ihn wieder als ein Objektives empfangen und doch nicht wieder ganz ohne subjektive Modelung weiter vererben. So entstehen allmählich Schätze von Vorstellungen, die endlich, von jeder Objektivität losgerissen, ein ganz neues Leben atmen, in ihrer neuen Form von keiner Lebensnotwendigkeit und keinem Vorbedacht geschaffen, dennoch ein wichtiges Ferment der Kulturgeschichte werden. Eine solche Schöpfung des erwachenden „Rationalismus“ sind jene oft berührten Kultvorstellungen jüngerer Zeit. Daß sie von der Stufe der Objektivität, auf der sie geschaffen wurden, unter allmählichen Umgestaltungen zu jener Subjektivität des Rationalismus sich erheben, das und der Grad, in welchem es geschehen kann, ist von der Entfaltung menschlicher Geistesthätigkeit über den Bedarf des Augenblicks und des materiellen Lebens überhaupt abhängig, von einem Freiwerden von Geistesthätigkeit über diesen Bedarf, das in der Regel die Folge fortgeschrittenerer Organisationsformen ist und zunächst wohl nur Gesellschaftsklassen von beschränktem Umfange zu teil wird. In diesen Klassen kann dann solche Geistesarbeit, als ein Genuß des Lebens erkannt, zum Selbstzwecke werden.

Wo nun dieser Fortschritt nicht stattgefunden, oder wo beispielsweise die Arbeitsteilung der fortgeschritteneren Organisation durch Unterjochung der schwächeren Frau nicht weiter geführt hat, als daß die freigewordene Kraft des Mannes in der Herbeischaffung größerer materieller Genüsse wieder gebunden wurde, also bei den Naturvölkern unterster Stufe, da finden wir jene Objektivität allein am Bau der Vorstellungen beschäftigt; hier wachsen sie gleichsam noch im freien Naturzustande und kein kritisch oder ästhetisch gebildeter Sinn des Menschen, dessen Trachten der Erwerb von Fleisch und Schmuck gefangen hält, beschränkt ihre Triebe. Der kulturlose Neger findet in seinem ganzen Begriffsvorrate noch nichts, was gegen die Vorstellung Protest erhübe, daß ein menschlich gearteter Geist, von dem es ja wie eine Erfahrungssache feststeht, daß er im Schlafe und im Tode den Leib wie einen ihm nur lose vereinigten Sitz beliebig verlasse, ebenso nach Belieben seinen Sitz in einer Schlange wie in einem Baume nehmen könne. Wohl aber glaubt er Anlaß zu haben, eine solche Verbindung anzunehmen, und darum hält ihn keinerlei Bedenken ab,

diese Vorstellung mit aller Konsequenz seines jungfräulichen Geistes festzuhalten und auf ihr als auf einem Axiom, an das gar kein Zweifel reicht, zu fußen. Dagegen dürfen wir nicht erwarten, dieselben primitivsten Vorstellungen in derselben Einfachheit, Klarheit und rücksichtslosen Konsequenz bei Völkern mit fortgeschrittenerem Denken wiederzufinden. Zwar muß die Thatsache der Verbindung eines Geistes mit irgend einem anderen Gegenstande als ein aus jener älteren Zeit übernommenes Axiom bestehen bleiben, schon deshalb bis auf weiteres bestehen bleiben, weil sie — und in vielen Fällen so lange sie — der Kult mit unablösbaren Verpflichtungen festhält und stetig vergegenwärtigt; aber unbenommen bleibt es dem Menschen, aus dem mittlerweile neu gewonnenen Vorrate kollidierender Begriffe einen resultierenden zu ziehen, durch welchen auch jene überkommene Thatsache in ihrer Auffassung und Erklärung von ihrer Stelle geschoben erscheint. Solches gestattet, so lange nur die Handlungen an ihrem Platze bleiben, der alte Kultbegriff; denn es ist ein völlig neuer, welcher durch das ablösende Princip des Glaubens auch die Gedanken in sein Verpflichtungsbereich bezieht.

So oft wir darum Kultauffassungen einer bestimmten Zeit zur Grundlage für unsere eigene Orientierung machen wollen, müssen wir immer unterscheidend erwägen, ob wir uns mit ihnen der Grenze der Objektivität der Naturvölker oder der jener Subjektivität der social und darum geistig fortgeschritteneren näher befinden. Es fehlt uns nicht immer an Anhaltspunkten, diese Grenze annähernd zu bezeichnen. So ist es für uns ganz zweifellos, daß die gebildeteren Griechen zur Zeit Herodots, also schon am Anfange der charakteristischen Litteraturperiode dieses Volkes, den Standpunkt der Objektivität der Naturvölker längst hinter sich gelassen, während sich ein Verständnis für denselben in den unteren Volksschichten — d. h. denjenigen, welchen die sociale Arbeitsteilung nicht in gleicher Weise entlastend zu gute gekommen war — noch zur Zeit des Aristophanes wohl erhalten hatte, der dieses Festhalten in seinen „Vögeln“ zugleich persifliert und bezeugt. Und Herodot hinwiederum bezeichnet in der bekannten Stelle [1]) die Dichter Homer und Hesiod, die etwa vierhundert Jahre vor ihm (im 9. Jahrh. v. Chr.) gelebt hätten, als diejenigen, welche zuerst den Uebergang vom Standpunkte alter Objektivität zu jener Subjektivität Ausdruck gaben — denn das ist im Grunde der Sinn seiner Worte. Es ist, als gäbe es auf diesem Boden ein Gesetz, welches den Menschen zwingt, zu irren; auch Herodot muß gleichsam notwendig irren. Er selbst bezeugt am besten durch seine erhabenere Anschauung vom Göttlichen, wie groß in der Zeit von Homer bis zu ihm wieder der Fortschritt auf dem Wege jenes Subjektivismus war; aber indem er nur seine Auffassung für die

---

[1]) Herodot II, 53.

richtige hält, muß er sie mit jener Objektivität umkleiden, die sie im Widerspruche mit der historischen Wahrheit weit zurückversetzt, müssen ihm die Neuerungen des Geistes, denen Homer und Hesiod Ausdruck gaben, wie bedenkliche Abweichungen oder Rückschritte erscheinen. Das ist einer jener Irrungsprozesse, welche die ganze Geschichte beherrschen und doch wieder so viel wesentlich Förderndes schaffen, einer jener Bildungsfaktoren, die wir unmöglich aus der Menschheitsgeschichte ausschalten und doch nicht als einen Ausfluß wirkender Naturgewalten diesen einreihen können.

Bei der Wichtigkeit dieses Prozesses wollen wir nicht versäumen, durch ein Beispiel klarer zu werden. In objektiver Weise war es die Vorstellung der Naturvölker, daß die Geister der Nahrung des Menschen bedürften. Es gab nur eine Möglichkeit, thatsächlich Wahrnehmungen über den Geist zu machen, und das war die während seines Aufenthaltes im menschlichen Leibe. So lange keine andere Wahrnehmung oder Vorstellung jener negierend entgegentrat, konnte der Urmensch keinerlei Anlaß finden, aus derselben jene Folgerungen nicht zu ziehen, welche die Logik gestattete. Er folgerte daraus auf dem Standpunkte der Kultentwickelung, den wir bereits kennen lernten, daß er ohne Gefahr dem Geiste die von diesem beanspruchte Nahrung nicht vorwegnehmen dürfe, und gelangte so zu den Opfern der Entsagung. Die wirtschaftliche Stufe der Selbstversorgung, der Vorratswirtschaft ließ den alten Schluß bestehen und ersetzte nur in der Ausführung die alte Form durch die neue: es entstand das Opfer der Darbringung, und nun bestand für den Menschen der jüngeren Wirtschaftsform die Thatsache, daß die Geister nicht geruhsam zu leben vermöchten, wenn ihnen nicht der Mensch Nahrung reichte, beziehungsweise „Opfer" darbrächte. Diese Objektivität ist aber schon dem Zeitalter Homers nicht mehr ganz erträglich; eine Menge neuer Wahrnehmungen, Urteile, Schlüsse haben sich zu einer neuen Anschauungsweise verdichtet, und diese hat die alte Auffassung, welche Opferpflicht und Opferübung im Gefolge hatte, schwankend gemacht — aber nicht auch jene Pflichten und Uebung. Diese bestehen als eine treu bewahrte Erbschaft fort, aber die Götter Homers sind in der Auffassung schon halb und halb losgelöst von dem Bedarfe der Opfer; sie leben von einer besonderen Götterspeise, die ihnen nicht die Menschen reichen. Aber darum weiß Homer doch noch recht gut, was das Opferfest in alt-objektiver Weise bedeutet. Poseidon wandert zu den Aethiopen, da diese die Stiere und Widder schlachten und „allda saß er des Mahls sich freuend" [1]). Herodot, der die Götter höher hinauf in jene Instanz zu heben versucht, die einst als das auch durch ihre Wirkungskreise unerklärt gebliebene Etwas, das als ursächlicher Zusammenhang alle Erscheinungen durchschimmert, als das unerklärbare „Schicksal" auch über

[1]) Odyssee I. 26.

ihnen stand, Herodot kann in solcher Weise vorgestellten Potenzen weder das Bedürfnis noch die Freude am Genusse menschlicher Nahrung im Ernste zuschreiben, wenn er auch, des Zwiespaltes sich bewußt, nur mit äußerster Vorsicht von den „göttlichen Dingen" spricht.

Nun steht dieser Mann, um zu unserem Beispiel zu gelangen, vor der Thatsache, daß die Massageten ihrer höchsten im Sonnensitze verehrten Gottheit Rosse geopfert hätten. Ein Grieche von so hoher Auffassung des Gegenstandes kann um so weniger zu der naiv-objektiven Erklärung des Gegenstandes zurückgreifen, als seinem Volke das Roß als Nahrungstier fremd geblieben ist. Er hat also nicht geruht, bis er den Zusammenhang erfuhr, der ihn befriedigte: „dem schnellsten Gotte das schnellste unter allen Tieren" [1]. Später gibt Ovid [2]) mit Bezug auf die Perser dieselbe Erklärung wieder, und diese ist typisch für die ganze Art des Fortschrittes auf diesem Gebiete. Fortan gewinnt diese Art der Auffassung immer mehr die Oberhand, und zwar, wie es in der Natur der Sache liegt, gerade in jenen Kreisen, in welchen litterarische Produktion und litterarischer Verkehr ihre Heimstätte finden, während jene Schichten, denen die ausführende Arbeit zugeteilt ist, an diesem Fortschritte nur in geringerem Maße teilnehmen können. Indem sich dann in beiden Schichten immer nur die eine oder die andere Anschauungsweise forterbt, tritt die Thatsache in die Erscheinung, daß es gerade der gebildeteren Klasse am Verständnisse der Auffassungen der anderen zu fehlen beginnt, während diese zunächst nicht den positiven Fortschritt der Anschauungsweise, sondern nur die abstrakte Negation der anderen sich von der gebildeteren Klasse anzueignen vermag. Dieser der menschlichen Natur gemäße und unaufhaltsame Prozeß des Fortschreitens erscheint dann natürlich von außen betrachtet als ein solcher der „Zersetzung"; es gibt aber nichts Unhistorischeres, als die ewige Klage über diese „Zersetzung"; sie ist die notwendige Begleiterscheinung des Fortschrittes. Ebenso unhistorisch ist es aber, die Zersetzung der antiken Weltanschauung, an der die Kultanschauungen einen so integrierenden Anteil haben, als eine einmalige Erscheinung zu schildern, die gerade um die Zeit der Entstehung des Christentums vorbereitend hervorgetreten wäre. Sie findet vielmehr selbst in dem höchst konservativen, weil der Völkerdurchsetzung relativ entrückten Aegypten ihre Begrenzung in dem Mythenballaste, der sich seit ungemessenen Zeiten an den Kern des im „Totenbuche" uns erhaltenen Volkskatechismus anzusetzen begann [3]). Diese Zersetzung findet bei den Griechen ihre Zeugnisse schon in Hesiod und Homer, und als die Litteraturanschauung jener Zeit gerade durch diese Gedichte Allgemeingut fast aller Volksschichten geworden war, da bezeugten wieder Herodot, Sokrates,

---

[1]) Herodot I, 216.

[2]) Ovid, Fast. I, 385.

[3]) Vergl. J. Lippert, Priestertum I, 393 ff.

Plato den weiteren Fortschritt in der Zersetzung dieser Anschauung. In Israel-Juda sind es die nichtzünftigen Propheten, die diesem zersetzenden Fortschritte Ausdruck geben.

Wie sollten wir uns nun inmitten dieser Erscheinungen gerade darüber wundern, daß uns die Urkunden über die Domestikation des Kultes in einer Weise verdunkelt erscheinen, daß der Blick bis jetzt nicht gewöhnt war, auf diesem Gegenstande von nicht geringer kulturgeschichtlicher Tragweite zu weilen. Während dem naiven Sinne eines Naturvolkes die reale Verbindung eines Geistes mit einem Kater oder Widder gar nichts Anstößiges hatte, sucht einer der priesterlichen Kommentatoren des ägyptischen Totenbuches eine solche Verbindung des Gottes Ra zu Anu (Heliopolis) mit einem Katerbilde schon dadurch zu erklären, daß sich einmal etwas zugetragen haben müsse, was dem Gotte diesen Namen verschaffte; was das gewesen sein müsse, blieb in diesem Falle vorläufig noch eine unbeantwortete Frage. Jedenfalls fand der grübelnde Scharfsinn, einmal in diese Richtung geleitet, allmählich Antworten auf solche Fragen [1]). Eine solche Antwort hat sich bereits Herodot von den Priestern des Ammon erzählen lassen, dessen Widdergestalt ihm schon nicht mehr begreiflich erschien, da doch schon sein Homer die Götter in Menschengestalt dargestellt und höchstens noch dunkle Erinnerungen an einen Eulenkopf der Athene, ein Kuhhaupt der Hera andeutungsweise festgehalten hatte. Er ließ sich also erzählen, wie jener Ammon einst, um von dem ihn besuchenden Herakles nicht gesehen zu werden, hinter der Verkleidung einer Widderhaut sich verborgen habe. Wirklich sind viele bis auf unsere Tage geneigt gewesen, wenn auch nicht gerade diesem etwas kindlichen Märchen, so doch dem Principe nach einer solchen Erklärungsweise den Vorzug zu geben. Aber wie könnte jemals von der Erdichtung eines solchen Märchens die bedrückende Sitte eines ganzen Volksstammes datiert werden, vom Genusse des Widderfleisches sich zu enthalten, während das als eine logisch richtige Folgerung aus der Annahme erscheint, daß irgend ein Individuum dieses Tiergeschlechtes möglicherweise von der Gottheit des Stammes in Besitz genommen sei; dann leitete selbst ohne Gebot und Gesetz Vorsicht und Scheu zu einem solchen Verfahren.

So verhält es sich also auch mit den Beziehungen der Taube zu Astarte, Aphrodite und Venus, mit jenen des Pfaues zu Hera und Juno und ähnlichen. Nicht das anschmiegende, buhlerische Wesen der Taube hat die Beziehung geknüpft, sondern die schon bestehende hat die Menschen gelehrt, diese Eigenschaften ins Auge zu fassen und in sinnigem Vergleiche den Boden für ein eigenartiges Bereich von Poesie zu schaffen. So würde also auch das Verhältnis der Gans — insbesondere der weißen — zur Juno des römischen Kapitols auf einen ähnlichen Untergrund schließen

---

[1]) Vergl. ebend. I, 433.

lassen, auch wenn uns nur noch ein wirtschaftliches Besitzverhältnis vorliegt. Uebrigens ist dieses Besitzverhältnis von jenem kultlichen gar nicht so wesentlich verschieden; es ist vielmehr eine der Quellen, aus welchen jene Art Fetischismus sich entwickelt. Es ist die Eigenschaft des ursprünglichen Besitzes, der Leibwaffen, des Leibschmuckes, von dem Besitzenden für unzertrennlich zu gelten, und wo des Menschen Schatz ist, da ist sein Herz — das gilt in ganz realer Weise, und zwar auch in jenem Sinne, in welchem die Aegypter unter Herz und Seele, beziehungsweise Geist, ein und dasselbe verstanden. Will man den unsichtbaren Geist auffinden, so ist er am sichersten bei seinem Leibbesitze zu treffen, und wir sahen ja schon, wie selbst das Feuer des Herdes in die Kategorie eines so unzertrennlichen Besitzes eingereiht wurde. Es bestand nicht die Auffassung, daß etwa der einem Tiere beigesellte Geist die Lebenskraft desselben, dessen Seele bilde; er ist ihm vielmehr beigesellt, wie er auch jedem beliebigen leblosen Gegenstande beigesellt sein kann, in einer Kategorie von Beziehungen, als deren eine gerade das Besitzverhältnis eine besondere Rolle spielt, daher auch der Name „Besessenheit“, der leider nur noch in einer gar zu engen Beschränkung gebräuchlich ist, so daß wir erst jenem fremden Namen die nötige Erstreckung geben mußten, um doch für eine verschollene Vorstellung einen Terminus zu besitzen.

Wir haben diese längere Einschaltung hier machen müssen, einmal weil der Gegenstand der Domestikation des Kultes hier überhaupt zum erstenmale der Beachtung empfohlen wurde, und dann weil es unserer Darstellungsweise im allgemeinen entspricht, daß der Leser gleichsam da und dort selbst mit uns jene Elemente der Erkenntnis sammle, welche nachmals im Gesamtbilde ihre Stelle finden sollen.

Verbreiteter als in Italien war die Gänsezucht bei Kelten und Germanen. Nach Rom kamen die Tiere zu Plinius' Zeit herdenweise aus Belgien, wo sie jedoch mehr gejagt als gezüchtet wurden. Wirklich zahme Gänse galten auch bei den Briten noch als Ziervögel [1]), wie ja auch die nordische Gudrun [2]) solche auf ihrem Hofe hält. Die Verwendung der Federn zu Kissen gehört diesen nördlicheren Ländern an, doch gelangte die Sitte von da aus schon zu des Plinius Zeit nach Rom; die erste Nachricht, daß eine Feder zum Schreiben benutzt wurde, hat Hehn bei einem Schriftsteller zur Zeit des Ostgotenkönigs Theodorich entdeckt; bis zum Untergang des römischen Reiches bildete das gespaltene Rohr das entsprechende Werkzeug, erst indem die Kultur des Schreibens zu den Menschen aus nördlichen Breitegraden vorrückt, tritt der Gänsekiel an seine Stelle.

---

[1]) Caesar B. G. V, 12.

[2]) Edda I, Gudr. 16.

Die Ente trat viel später als die Gans in den Zustand der Zähmung. Sie war noch zu Karls des Großen Zeiten neben der Gans verhältnismäßig wenig auf seinen Höfen vertreten, so daß sie noch mehr als Zier- denn als Nutzvogel galt, wie man etwa auch noch Kraniche, Störche, Schwäne neben ihr hielt. Vielleicht war es die größere Menge, in der sie an den mitteleuropäischen Gewässern vorkam, und ihr leichterer Fang, welche eine umsichtige Hegung nicht notwendig erscheinen ließen. Während die Abgaben an Hühnern im Mittelalter auf eine sehr ausgedehnte Hühnerzucht schließen lassen, geschieht der Enten auch in dieser Zeit nur selten Erwähnung.

Unter den Nutzvögeln besonderer Art verdient schließlich noch der Jagdfalk kürzerer Erwähnung. Der Ansicht Grimms, daß die Jagd mit abgerichteten Vögeln eine urgermanische Einrichtung sei, stellt Hehn einen Uebergang derselben von den Kelten zu den Germanen entgegen. Ueberhaupt waren es die Kelten Galliens, welche in ihrem gleichsam unvermittelten Uebergange von nomadenhaften Lebensgewohnheiten zu einer durch die glückliche Lage ihres Landes begünstigten Kultur die Schöpfer der ausgebildeteren Jagd als Sport wurden; Italien war dazu zu hochkultiviert, Germanien lange Zeit zu arm. Zur Zeit der „Volksrechte“ sind aber die gezähmten Jagdvögel verschiedenster Art schon bei den Germanen eingebürgert. Wenn nun auch ein solcher Einfluß der Kelten auf die Germanen zugegeben werden kann, so ist doch andererseits auch diese Kunst einer besonders schwierigen Tierabrichtung nicht von einem einzigen Kulturcentrum ausgegangen. Seit einmal der Mensch die natürliche Jagdweise des Hundes sich zu nutze gemacht, gelangte er schrittweise weiter, indem er je nach örtlichen Verhältnissen auch Tiere des Katzengeschlechtes, wie den Gepard, verwendete und zunächst ohne eigentliche Abrichtung aus dem Verhalten des Federwildes einem Raubvogel gegenüber für den Fang Nutzen zu ziehen versuchte. In einen Zustand von Zähmung hatten schon die Altägypter eine Sperberart, durch jene Kultvorstellungen veranlaßt, zu bringen gewußt [1]). Sie jagten aber das Wassergeflügel ohne seine Hilfe, indem sie noch nach Darstellungen aus der Zeit der 19. Dynastie jenes in den Papyrusdickichten, mit dem Kahne sich nähernd, aufscheuchten und nach dem auffliegenden Vogel ein Wurfholz, eine Art Bumerang, warfen. Zu dieser Jagdmethode sehen wir dann in einem Teile Thrakiens die Verwendung von zahmen Raubvögeln hinzutreten. Man trieb die Sumpfvögel mit Stöcken aus Rohr und Buschwerk, scheuchte sie aber zugleich wieder, indem man jetzt Habichte auffliegen ließ, zur Erde herab, um sich ihrer hier in irgend einer Weise leichter als im Dickicht zu bemächtigen [2]). Diese Verwendung des Raubvogels steht also von den späteren noch weit ab; doch können sowohl Kelten wie Germanen mit dem Volke der Thraker

---

[1]) Ael. N.A. 5, 36.

[2]) Aristot. H. anim. 9, 36, 4.

in Berührung gedacht werden. Die Inder scheinen hierin nach Ktesias einen Schritt weiter gegangen zu sein, indem sie auch Hasen durch Raubvögel jagten, also wohl diesen schon die Beute abnahmen, so wie heute in den chinesischen Gewässern der Kormoran für den Menschen fischen muß. In Rom findet erst in der Kaiserzeit die Falkenjagd Erwähnung, während sie von da ab bei den Kelten und Germanen zur Blüte gelangt, dann aber über Byzanz und vielleicht nicht ohne Einfluß ihres indischen Zweiges ganz Asien erobert, woselbst sie sich länger als in Europa in Ansehen erhielt.

Die Nahrungspflanzen im Gefolge der Kultur.

Wir haben dem Leser nicht verhehlt, daß die Pfade, die wir ihn geführt haben, um den verworrenen Fäden der vielgestaltigen Entwickelung eines wichtigen Kulturmomentes wenigstens auf einigen Hauptstrecken folgen zu können, auch auf diesen Strecken nicht immer die sichersten, keineswegs wohl ausgetretene sind. Indem in Bezug auf diese Materie die Kulturgeschichte bei zwei bis jetzt noch immer nicht recht befreundeten Wissenschaften Nachfrage halten muß, erfährt sie sehr häufig Widersprechendes, dessen Vereinbarung dann nicht mehr auf dem Wege der Induktion gesucht werden kann. Tritt zu diesen zwei Wissenschaften der Naturgeschichte und Geschichte auch noch die Sprachforschung als dritte, so pflegt sie selten zu dem gewünschten Ausgleiche, häufiger auf ein noch etwas unsichereres Terrain zu führen. Man wird es uns nun nicht verargen, wenn wir zum Wegweiser für jene hypothetischen Ausgleichsversuche dasjenige angenommen haben, was nach unserem Dafürhalten in unserer Wissenschaft bereits als feststehend betrachtet werden dürfte. Während wir uns gerade darum mehrfach von den Urteilen der Autoritäten jener Wissenschaften entfernen mußten, bleiben diese Vermittelungsversuche natürlich wieder in dem Grade hypothetisch, in welchem es etwa jene Voraussetzungen noch sein könnten.

Diese Ungewißheit ist aber, wie wir vorausschicken müssen, auf dem Gebiete der Pflanzengeschichte noch größer als auf demjenigen, das wir eben verlassen haben, und dies bezieht sich auf alle drei Wissenschaften, die wir zu Rate ziehen können. Wir sind selbst noch Zeugen, wie die Sprachbezeichnungen des Volkes weit entfernt sind von jener engen Begrenzung des Sinnes, in welchem jetzt die Wissenschaft die dem allgemeinen Sprachgute entnommenen Terminen anwendet; in derselben Weise ermangelt für uns der Sprachgebrauch einer längst vergangenen Zeit der nötigen Bestimmtheit. Die oft weitgehenden Schlüsse, welche man aus dem Vorhandensein derselben Sprachwurzeln bei verschiedenen Völkern gezogen hat, können wir daher nicht so unbedingt aufnehmen. Die geschichtlichen Zeugnisse aber können selbst in dem Lande, welches als das klassische für diese Art Beurkundung bewundert werden muß, durch die Lückenhaftigkeit ihrer Sammlung leicht irre führen; jeden Tag kann irgend eine negative

Annahme, auf welche weitreichende Folgerungen gebaut wurden, durch einen neuen Fund hinfällig werden, und der ganze Aufbau stürzt über ihr zusammen. Die Naturwissenschaft aber hat außer der Geschichte kaum noch ein recht verläßliches Mittel, in Bezug auf die meisten Pflanzen Urheimat und Einwanderungsgebiete auseinanderzuhalten. Viel leichter als Tiere wurden Knollen und Samen auf weite Strecken mitgetragen und verbreitet; zudem mußte es die älteste Art des Anbaues auf Verwilderung abgesehen haben, und viele Pflanzen ältester Auswahl waren dazu geeignet. Es konnte erst eine jüngere Zeit und Stufe sein, welche imstande war, die Ungunst des Bodens und Klimas durch eine geklügeltere Anbauweise zu korrigieren. Wenn auf solche Art viele Pflanzen in entfernten Gebieten erst durch den Menschen eingebürgert wurden, ohne daß irgend ein anderes Merkmal als die Art ihrer Benützung an ihre Urgeschichte erinnerte, so verschwand bei vielen endlich auch wieder dieses an sich schon unsichere Merkmal, indem uns die Geschichte zeigt, daß auch auf dem Gebiete der Pflanzenzüchtung bei immer neuer Zuerwerbung doch auch wieder dasselbe Princip immer strengerer Auswahl herrschte wie auf jenem der Tierzähmung. Die Herrschaft dieses Principes aber, das mit dem nur scheinbar gegenteiligen der stetigen Artenmehrung im Grunde auf das innigste verknüpft, weil durch dasselbe veranlaßt ist, hatte zur Folge, daß eine Reihe einst hochgeschätzter Pflanzen ganz außer Verwendung trat und somit das letzte Merkzeichen ihrer Domestikation wegfiel. Alle diese Umstände vermindern die Sicherheit, mit welcher der Naturforscher aus der derzeitigen Verbreitung selbst „wilder" Pflanzen auf deren Urheimat und Urgeschichte zurückschließen kann. Diese Unsicherheit ist durch die viele gelehrte Arbeit, die seit De Candolles Pflanzengeographie bis auf unsere Zeit [1]) auf den Gegenstand verwendet wurde, nicht behoben worden; ja es gibt außer dem zuletzt behandelten kaum ein Gebiet, auf welchem sich so leicht gegen jede Autorität eine andere ins Treffen führen läßt, wie dieses.

Wenn wir uns bei dem Versuche, den wir dennoch machen müssen, dieser Umstände wohl bewußt sind, müssen wir auch den Leser um Erwägung derselben bitten. Was wir selbst zur Lösung der schwierigen Aufgabe hinzuthun zu können glauben, beschränkt sich auf die Beachtung der Kultbräuche, in denen wir eine treue und verläßliche Urkunde vergangener Sitten empfehlen können; das scheinbar „Symbolische" an ihnen ist vielfach vorgeschichtliche Realität; die selteneren Fälle des Gegenteils aber sind nicht schwer zu unterscheiden.

Wie sehr das kurz vorher angeführte Princip das leitende war, demgemäß die Menschen aus einer unbeschränkten Vielheit der Versuche zu einer immer beschränkteren Auswahl des individuell und social Zuträg-

[1]) A. De Candolle, Der Ursprung der Kulturpflanzen. Uebers. v. E. Göze. Leipzig 1884.

licheren gelangten, das ist durch die Urkunden der ägyptischen Geschichte über allen Zweifel erhoben. Wenn man sich fragt, warum nicht im Gegenteil auch der Mensch durch stete Gewöhnung zu einem vererbten Instinkte gelangt sei, der ein für allemal das Gefährliche ausschied und das Zuträgliche empfahl, ähnlich wie ihn in beschränktem Maße manches Tier besitzt, so muß die Antwort darauf hinweisen, daß es zu einer solchen Stetigkeit der Gewöhnung unter den Menschen nicht kam. Und diese Erscheinung hängt zusammen mit der Unbegrenztheit des menschlichen Verbreitungsgebietes, der unbeschränkten Expansion der Menschheit; nur als Allesesser im strengsten Sinne des Wortes konnte sich der Mensch zu seiner Stellung erheben. In Altägypten ist uns der Vollzug dieses Vorganges durch die Denkmäler klar vor Augen gestellt. Wir sehen, wie da eine jedenfalls schwarzfarbige Urbevölkerung von jedem wilden Baume, aus jedem Wasserbecken Früchte und Wurzeln sich langte, um damit die Leere des Magens zu füllen, und wie die rotfarbige Einwanderung einer geschulteren Rasse sich all dieser Schätze des Landes bemächtigt, aber nicht ohne Früchte von großer Auserlesenheit dem Lande ihres späteren Aufenthaltes als Angebinde aus einem Lande mit anderer Vegetation mitzubringen. Diese verallgemeinert allmählich der Anbau — in ihrer leichten Vervielfältigung besteht zum Teil ihr Vorzug —, jene sinken zum Brote der Armut herab. Sie würden in noch größerem Umfange aufhören, beachtet zu werden, wenn nicht die Seelen der Vorfahren immer noch derselben Nahrung bedürften, die jene selbst zu Lebenszeiten genossen, wenn sie nicht gerade in jenem Lande der weiterstreckten Fürsorge zum Teil selbst stiftungsmäßig für diesen ihren Unterhalt in ewige Zeiten hinein gesorgt hätten. In dem Maße, in welchem sich nun die Lebenden von dem Genusse dieser roheren Nahrungsmittel der Vorzeit abwandten, sie allein noch den Geistern und Göttern überlassend, in demselben Maße wurden diese Früchte als „heilige" dem profanen Leben entrückt. Aber nicht dem guten Willen der Massen war in diesem Lande der Fürsorge die Pflege der Ahnenseelen überlassen; als ein vererbliches, nicht abwälzbares Amt lag sie gewissen Personen stiftungsmäßig ob, und hier, in diesen Kreisen der „Priesterschaften", treffen wir dann als durchgreifendes Princip die Enthaltung von den geweihten Speisen; es sind die Nahrungsmittel einer vorzeitigen Kulturstufe, von denen sich der Priester jederzeit enthalten muß, während der Laie sie nur vorzugsweise den Geistern darbringt, im Falle des Mangels an anderen aber auch selbst noch genießt; ein Priester aber darf niemals durch solchen Eingriff die Gottheit beeinträchtigen. Diese Thatsachen geben uns nun einige orientierende Fingerzeige für die Klassifikation der Nahrungspflanzen.

Der ältesten Zeit gehören einige weder durch Wohlgeschmack noch leichte Erschließbarkeit ausgezeichnete Früchte von wildwachsenden Bäumen und solche sowohl wie Wurzelstöcke von Sumpfpflanzen an. Wenn man von ihrer „Kultur" reden kann, so beginnt auch sie lediglich mit Hegung

und Schonung, um von da nur in einzelnen Fällen zur Pflanzung fortzuschreiten. Zu jenen gesellen sich Samen von Hülsenfrüchten, und als eine geschätzte Ergänzung saftig-fleischige Stocktriebe von Zwiebelpflanzen. Leichter als jene fügten diese sich dem Anbau und erhielten sich länger in der Hochschätzung des Menschen durch die Art Würzhaftigkeit, durch welche sie sich von jenen unterschieden; denn gerade weil der Mensch so gut wie alles zu essen versuchte, sah er sich immer wieder genötigt, den Anforderungen seines Geschmacksinnes ausgleichsweise zu Hilfe zu kommen; die Wahllosigkeit bedingte die Mischung.

Wenn Aegypten uns vergleichsweise völlig baumarm erscheint, so fiel umgekehrt den Völkern der Steppe die fruchtbare Niederung durch ihre Bäume auf, und der Altägypter fügte mitunter dem Namen seines Landes „Kem" zur Kennzeichnung das Deutbild eines Baumes bei, oder er nannte es nach einer bestimmten Species das Land des Nehi-Baumes, etwa wie sich ein Teil Deutschlands das Land der Eichen nennen kann. Als Nahrungsbaum läßt sich mit unserer Eiche die ägyptische Sykomore (Ficus sicomorus L.) in mehrfacher Hinsicht vergleichen. Ihre Früchte, Adams-, Pharao-, gewöhnlicher Eselsfeigen genannt, galten jüngeren Geschlechtern für wenig schmackhaft und repräsentierten zur Zeit des jüdischen Propheten Amos [1]) nur noch die dürftige Nahrung der Hirten; aber dennoch war einst für die Vorfahren der Reichtum an Sykomoren das anziehendste gewesen, das ihnen das Nilland geboten hatte. Eselsfeigen, wie sie schon Denkmäler aus dem alten Reiche darstellen, blieben ein Hauptbestandteil der Opfergaben für die Toten. „Totenbuch" (Kap. 57) und Kultgebrauch haben uns auch hierin ein treues Bildchen alter Kultur erhalten. Die Seele, die des Lebens im Jenseits sich erfreuen soll, bedarf der Nahrungsspenden, und so steht denn als „Baum des Lebens" eine Sykomore am Eingange zum Jenseits; aus seinem Laubwerke ragen in der Abbildung des Totenbuches zwei Hände hervor, die der wandernden Seele Speise und Trank darbieten [2]). Darum ist es nach Zeugnis so vieler Steleninschriften der heißeste Wunsch des Abgeschiedenen, unter einer Sykomore zu wohnen [3]), darum pflegte man sie in eigenen wasserumflossenen Grabgärtchen, und darum wünscht noch der Tote zur Zeit der 18. und 19. Dynastie in stehender Formel: „Möge meine Seele sitzen auf den Zweigen des Grabgartens, den ich mir bereitet habe; möge ich mich erfrischen tagtäglich unter meiner Sykomore" [4]). So war einst dem anspruchsloseren Bewohner des Landes die Sykomore auch im Diesseits ein „Baum des Lebens", sein Eines in Allem, Obdach und Nahrungsspenderin; so hat der Kult die Erinnerung treu festgehalten.

---

[1]) Amos 7, 14.

[2]) Fr. Wönig, Die Pflanzen im alten Aegypten. Leipzig 1886. S. 285.

[3]) Ebend. 287.

[4]) Ebend. 234 nach Maspero, Recueil de travaux II, 105.

Ebenso bildet heute das Fruchtfleisch der Dumpalme (Hyphaene thebaica Mant.), die sich von Mittelägypten an bis an den Aequator wildwachsend verbreitet, selbst mit Durrhamehl verbacken nur noch ein Brot der Armut, während die Gräberfunde von einstiger Hochschätzung dieser Frucht zeugen. Das aus derselben bereitete Brot wird schon von Strabo [1]) erwähnt.

Von den Sumpfpflanzen des Ueberschwemmungsbodens gewährte der Urbevölkerung vor allem der Lotus (in den Arten Nymphaea lotus L. und Nymphaea coerulea Savigny) reichliche Nahrung in seinen Wurzeln und Samen. Wie Homer diese lotusessenden Menschen als eine fürsorgelose Rasse der aktiveren der Getreidebauer gegenüberstellt, wurde schon erwähnt. Als Wurzelesser aber können dieselben auf eine Stufe mit den von Farnwurzeln lebenden Südseeinsulanern gestellt werden. Die Samen genoß man aber bereits zur Zeit Herodots [2]) zu Brot verbacken. Die Wurzel aß man sowohl roh, wie geröstet und gesotten [3]). Als sich die wirtschaftlichen Verhältnisse gehoben hatten, trat der Schmuckwert der Blumen vor der Nahrung hervor; all das erklärt die große Bedeutung, welche die Pflanze im Leben und Kulte behielt. Wurde sie auch nicht als Nahrungspflanze kultiviert, so scheint uns doch Wönig [4]) mit Recht zu vermuten, daß die in den Lustgärten der Vornehmen, vorzüglich aber die in den Kanälen, welche Begräbnisplätze und Tempel umschlossen, erwähnten Nymphäen daselbst künstlich angebaut waren, gerade wie man auch die sonst nur wildwachsenden Sykomoren neben seine eigene Grabstätte mit Vorbedacht zu pflanzen pflegte — ein Motiv des Anbaues, welches sich als das seltenere von dem gewöhnlichen abhebt und darum auch nicht die gewöhnliche Zeitfolge einhält, wonach der Anbau baumartiger Gewächse erst am Schlusse einer langen Entwickelungsreihe eintritt. Jenen Vorbedacht, welchen der Mensch für sein irdisches Dasein noch nicht kannte, wendete er in Aegypten frühzeitig dem Leben der Seele zu, indem das gewöhnliche Bedenken gegen die Pflanzung eines Baumes — die Kürze des menschlichen Lebens — hiebei außer Betracht kam.

Auch an dem jetzt gänzlich verdrängten Papyrus (Byblus, Cyperus papyrus L.) schätzte man zunächst nur die Nahrung, die sein Wurzelstock gewährte, indem man ihn roh, geröstet oder gekocht kaute und insbesondere zur Ernährung der Kinder verwendete [5]). Erst in zweiter Linie gelangten Halme und Rinde zu einer Verwendung, welche nachmals jener einen weiten Vorsprung abgewann. Auch Knollen der verwandten „Erdmandel" (Cyperus

---

[1]) Srabo XVII, 1, 51; 2, 5.
[2]) Herodot II, 92; Diodor I, 34.
[3]) Theophrast IV, 8.
[4]) a. a. O. S. 46.
[5]) Theophrast, Hist. plant. IV, 8; Herodot II, 92; Diodor I, 80.

esculentus L.) fand man als altertümliche Speise unter den Grabgegenständen, nicht weniger aber auch Teile des spanischen Rohrs (Arundo donax L.), des Rohrkolbens (Typha angustifolia L.) und ähnliche wildwachsende Gräser [1]).

Grabfunde, deren Gegenstände der 12. Dynastie angehören, zeigten auch Bohnen (unsere Pferde- oder Saubohne, Vicia Faba L.) als Speise der Toten zum Beweise, daß die seit Herodot verbreitete Ansicht, man habe überhaupt die Bohne in Aegypten als Nahrung niemals geschätzt, in dieser Unbeschränktheit nicht zutreffend sei. Die Sache verhält sich vielmehr in der im allgemeinen schon angedeuteten Weise. Ob die ursprüngliche Heimat jener Bohne im Süden des Kaspisees oder in Aegypten selbst zu suchen sei, darüber ist die Naturforschung bisher noch nicht einig [2]). Gleichviel aber, ob die Frucht durch die roten Einwanderer von der Grenze Hochasiens herabgebracht, oder im Lande vorgefunden wurde, bildete sie fortan gerade nach Zeugnis des Kultbrauches ein wesentliches Nahrungsmittel, das jedoch gleich den früher betrachteten allmählich in den Hintergrund gedrängt wurde, so daß Herodot [3]) in betreff seiner Zeit sagen konnte, man baue weder die Bohne in Aegypten, noch genieße man die wildwachsende; der Priester aber dürfe sie als eine „unreine" Frucht nicht genießen. Plinius [4]) hat dafür den nach Zeugnis der Denkmäler und Grabfunde allein zutreffenden, dem Römer noch sehr verständlichen Grund angegeben, daß diese Enthaltung der Priester einen solchen darin habe, daß man jene Bohne in altertümlicher Weise bei den Totenfeierlichkeiten verwende und ein Brei von Bohnen den Göttern als Opfer dargebracht werde. Dagegen hatte schon lange vor ihm Herodot, der Grieche, den Weg des Rationalisierens betreten, wenn er die blähenden Wirkungen der Frucht in Betracht zog. Es bleibt aber auch zu beachten, daß der Begriff „Bohne" im Altertum ein sehr umfassender und die Bezeichnungsweise ähnlicher Fruchtkerne eine wenig unterscheidende war. Breiklumpen in Thonnäpfchen aus den Gräbern der 12. Dynastie haben gezeigt, daß auch die Linse (Ervum lens L.) schon damals in Aegypten gesammelt oder gebaut wurde [5]). Selbst die Samen einer erst zur Zeit der Perserherrschaft nach Aegypten gebrachten Lotusart (Nelumbium speciosum Willd.) bezeichnete man als Bohnen (faba aegyptiaca), die Kulturen dieser Pflanze als Bohnengebüsche [6]).

Diesen von einer jüngeren Zeit zurückgesetzten, vorzugsweise trockenen

---

[1]) Siehe Wönig a. a. O. S. 131 ff.
[2]) Wönig a. a. O. S. 213.
[3]) Herodot II, 37.
[4]) Plinius H. N. 18, 12.
[5]) Wönig S. 215.
[6]) Theophrast XII, 6; IV, 8. Strabo XVII, 1, 15.

Speisen legte die Natur des Landes selbst noch einige saftig würzende zu. Als solche fanden besonders Zwiebelgewächse eine große Hochschätzung, und diese nahm im Laufe der Zeit nicht ab. Hierin zeigt uns die älteste Kultur in China, Indien und Aegypten gleiche Verhältnisse. Die Summen, welche Herodot den priesterlichen Angaben nacherzählte, mögen ganz unzuverlässige Erfindung sein, aber mit der Angabe, daß zur Zeit Chufu's (4. Dynastie) die Nahrungsmittel der Arbeiter vorzugsweise aus Zwiebeln, Knoblauch und Rettichen bestanden hätten, charakterisiert er recht zutreffend die Zeit; denn damit stimmen die Zeugnisse der Gräberfunde und die Angaben aller jüngeren Schriftsteller, welche von einem ungewöhnlichen Hange der Aegypter nach Zwiebel und Knoblauch sprechen. Dieser war in der That so groß, daß er zu einem bekannten Mißverständnisse führen konnte. Plinius erzählt nämlich [1], die seltsamen Aegypter schätzten jene beiden Pflanzen so hoch, daß sie dieselben „bei Eidschwüren den Göttern" gleichsetzten. Bei dem ausgedehnten Systeme des konservierten Fetischismus der Aegypter, welcher, wie wir schon wiederholt bemerken konnten, den Griechen schon zur Zeit des Herodot nicht mehr verständlich war, konnte Juvenal [2]) diese Angabe zu dem Scherze umkehren, daß die ägyptischen Götter in den Gärten wüchsen. Wir werden aber seinerzeit noch sehen, wie der älteste Schwur seinem Wesen nach auf ein zweifaches Objekt hinzielte und jene Gewächse in unserem Falle nicht das göttliche, sondern nur dasjenige vertreten konnten, das wir in den Formeln „bei meiner Seele", bei allem, „was lieb und teuer" und ähnlichen einzuschalten pflegen, woraus sich ergibt, daß dem Aegypter bei dem Ungenügen der erst angeführten Nahrung jene Zukost für eine Art Lebensbedingung galt.

Ob die Zwiebel (Allium Cepa L.) in Aegypten oder Westasien heimisch sei, weiß die Naturforschung um so weniger zu entscheiden, als die Leichtigkeit ihrer Kultur, ihrer Konservierung und Uebertragung sie schon sehr frühzeitig der Wildheit entrissen haben muß. Daß sie zu jenen Nahrungspflanzen der Urzeit gehört, bezeugt, abgesehen von ihrem häufigen Vorkommen in den Gräbern ältester Zeit, wiederum die Enthaltung des ägyptischen Priesters von dieser Nahrung [3]). Rettich sollte nach Plinius in Arabien wild wachsen, in Aegypten aber auch des ölhaltigen Samens wegen sehr geschätzt werden, A. De Candolle [4]) sucht seine mutmaßliche Heimat zwischen Kaukasus, Anatolien und Palästina. Die Wassermelone (Cucurbita Citrullus L.), im tropischen Afrika heimisch, wächst auch in Oberägypten, wo man Kamele und Esel mit ihrem Fruchtfleische füttert, noch wild; der über alle Kontinente verbreitete Flaschenkürbis (Kalabasse,

---

[1]) Plinius, H. N. 19.
[2]) Juvenal 15, 79.
[3]) Plut. Is. et Osir. 8.
[4]) a. a. O. S. 37 f.

Cucurbita Lagenaria L.) war vorzugsweise im Nilgebiete zu Hause; ihm gesellte sich — unbekannter Herkunft — die gemeine Melone (Cucumis Melo L.) zu. Außer diesen Früchten zeigen die Denkmäler noch Abbildungen von Spargel, Artischocken und dem in Aegypten einheimischen Arum (Arum Colocasia und Arum esculentum L., Colocasia antiquorum Scholl.)

Für seine Zeit kennzeichnet der Verfasser des vierten Buches Moses [1]) die Ernährungsweise der unvermögenderen Aegypter mit den Worten des Verlangens: „Wir gedenken der Fische, die wir in Aegypten umsonst aßen, und der Melonen (Luther: Kürbis) und Wassermelonen (Luther: Pfeben) und des Lauches und der Zwiebeln und des Knoblauches.“ Das also waren nach der Auffassung der Nachbarn die Reize des Landes für den gemeinen Mann, dessen Ansprüche an die kostbarere Frucht der jüngeren Kultur nicht heranreichten, über die Nahrung der Sumpfpflanzen und Sykomoren aber bereits sich erhoben hatten.

Mag auch immerhin noch einiges unsicher sein, so sind doch die bisher angeführten Lebensmittel gewiß mindestens der Mehrzahl nach dem Lande selbst entwachsen und von der Art, daß sie sowohl ohne Kultur und Fürsorge, wie unter solcher gedeihen, sonach von dem einen Zustande allmählich in den anderen hinüberleiten konnten. Zu diesen tritt nun eine auserwählte Art von Nahrungsfrüchten, die, an Kultur und Fürsorge gebunden, sich sofort als ein durch die Einwanderung des roten Stammes Zugebrachtes kennzeichnen. Von ihnen spricht jener „Pöbel“ nicht, der sich nach dem sehnt, was Aegyptens fetter Boden umsonst den Massen liefert; es sind die Früchte und Mittel der herrschenden Klasse; auch der Unterthan baut sie für diese, insofern dieser Anbau mit höheren Abgaben verbunden ist.

Aber auch in betreff dieser Früchte, für uns die ersten Repräsentanten der nordischen Getreidearten, hat die Wissenschaft noch nicht alle Zweifel beheben können. Nur soviel ist ganz gewiß, daß die rote Rasse, welche diese die Zukunft beherrschenden Früchte nach Aegypten brachte, jener Zeit nur über einen sehr beschränkten Artenvorrat verfügte; mit Sicherheit läßt sich jenen Einwanderern nur Gerste und Weizen zusprechen; Roggen, Hafer und die gemeinen Hirsearten des Nordens kannten sie nicht. Dagegen ist schon nicht unangefochten geblieben, ob der altägyptische Weizen die Gattung Spelt (Triticum Spelta L.) schon mit eingeschlossen habe. Noch größer ist die Ungewißheit der Geschichte des Negerkorns (Mohren- oder Moorhirse, Durrha, Sorghum vulgare Pers.). Die meisten Gelehrten suchen in Indien die Heimat dieser groben, bis 5 m hohen Mehlfruchtpflanze, welche heute unter den Brotpflanzen Afrikas die erste Stelle einnimmt und auch in Aegypten mit Ausschluß des Deltas immer noch gebaut wird. De Candolle hält dagegen Afrika selbst für die Heimat dieser

---

[1]) 4 Mos. 11, 5.

Grasart, während Wönig[1]) zwar an der indischen Herkunft festhält, aber an eine Einführung in vorhistorischer Zeit und eine später erfolgte Verdrängung durch die feineren Cerealien des Nordens glaubt. In beiden Fällen müßten wir dann, da eine „vorhistorische" Zeit Aegyptens weit vor irgend einer Berührung Indiens mit arischen Stämmen liegt, in der gigantischen Grasart diejenige erkennen, an welcher die Frauen der schwarzen Rasse die ersten Versuche des Getreidebaues gemacht, während nordischere Rassen dann unter Beibehaltung des Verfahrens zartere Fruchtarten unterlegt hätten. Einer ähnlichen Auffassung hatten auch wir uns vordem angeschlossen; was uns aber abhält, daran festzuhalten, das ist das unsicher bezeugte, ja immer noch ganz zweifelhafte Vorkommen von Durrha unter den Totenspenden. Wäre wirklich Mohrenhirse bereits die Anbaufrucht der schwarzen Rasse bei Einwanderung der roten gewesen, so müßte sie im Kulte eine ähnliche Rolle wie Lotus und Cyperus spielen; das Gegenteil aber zwingt uns auch zu einem gegenteiligen Schlusse. Wenn aber die Deutung von Abbildungen in Beni-Hassan auf die Darstellung dieser tropischen Getreideart richtig ist[2]), so dürften wir daraus nicht auf eine Einführung in vorhistorischer, sondern in der Pharaonenzeit schließen, eine Einführung, die dann mehr dem Süden als dem für das geschätztere nordische Getreide zuträglichen Norden des Landes zu gute kam und so zur Verbreitung im tropischen Afrika geführt haben müßte. So hatte auch später die unerreichte Ertragfähigkeit dieses Getreides zur Zeit des Plinius[3]) den Versuch angeregt, dasselbe direkt aus Indien nach Italien einzuführen; aber auch hier bestand seine geringere Qualität nicht die Konkurrenz mit den schon eingebürgerten Körnerarten.

Dagegen finden Gerste und Weizen im ägyptischen Kulte ältester Zeit eine Verwendung, die sie als frühzeitig, zweifellos gleichzeitig mit der roten Rasse eingebürgert erkennen läßt. Gleichzeitig zeugen viele Umstände dafür, daß sie neben den vorher betrachteten Früchten des Landes nicht ohne einen Grad von Vornehmheit auftraten; der Flora des Landes aber gehören sie nicht an. Die mehr oder weniger gewichtigen Zeugnisse aber, welche auf die relative Urheimat dieser Früchte hinweisen, stehen in voller Uebereinstimmung mit unserer Darlegung über die Entstehung und Verbreitung der roten Rasse. Wie wir die rote Rasse in den „punischen" Resten vom Euphratlande bis Aegypten reichen sahen, wie die Aegypter selbst an der Tradition festhielten, auf ihren Gemälden die Assyrier selbst als von ihrer „Farbe" darzustellen, so führt uns auch die Verbreitung der südlichen, weißen Getreidearten zunächst in die Ebenen am Euphrat und Tigris. Herodot, Theophrast und Strabo sind einig, diesen

---

[1]) a. a. O. S. 173.

[2]) Wönig a. a. O. S. 172 f.

[3]) Plinius S. 18, 55.

eine Fruchtbarkeit zuzuschreiben, welche zur Hochschätzung des wegen seiner Unscheinbarkeit neben anderen Früchten leicht zu übersehenden nordischen Getreides führen mußte. Herodot[1]) rühmt das durch Kanäle bewässerte Assyrien als dasjenige Land, dessen Getreide zwei- bis dreihundertfältig trage, und nennt als dessen ins Riesenhafte vergrößerte Fruchtgräser Weizen und Gerste, dieselben also, die wir in Altägypten treffen, denen er jedoch noch Hirse hinzufügt, der, wenn die Bezeichnung nicht etwa ungenau ist, wohl erst nach der Verbreitung der roten Rasse nach Aegypten hinzugekommen sein müßte. Nach Berosus aber kam in der Gegend von Babylon der Weizen wildwachsend vor, und Wönig[2]) führt die neueren Forschungsreisenden — Olivier, André Michaux — an, welche diese Angabe bestätigten und auf Gerste und Weizen beiderlei Arten (einschließlich des Speltes) ausdehnten, und bis jetzt hat keine Annahme mehr Wahrscheinlichkeit als die, daß die beiden Cerealien des südlichsten Striches der vergleichsweise nordischen Zone ihre Urheimat, wenn schon nicht in Mesopotamien selbst, so doch in einem nächstbenachbarten Landstriche, aus welchem jenes Einwanderungen empfing, haben möchten. Ob hier eine Bevölkerungsschicht vor der roten Rasse vom Einsammeln zum Anbau überging, wird sich kaum mehr bestimmen lassen, wenn nicht etwa noch zu entdeckende Zeugnisse des Kultes herangezogen werden können. Auf jeden Fall aber muß angenommen werden, daß diejenigen Stämme der roten Rasse, welche in diesen westasiatischen Gegenden sich niederließen, hier Weizen und Gerste kennen und anbauen lernten. Von Mesopotamien aus erstreckte sich dann dieser Anbau über das Gebiet der phönizischen und ägyptischen Kultur.

In Aegypten selbst erhielt wieder der Weizen den Vorrang; die ganze fruchtbare Niederung verglichen die Alten einem einzigen, großen Weizenfelde; Weizenmehl hatte beim Opfer den Vorzug. Das Gebiet, in welchem die Gerste bisher wildwachsend gefunden wurde — von der Sinaihalbinsel einschließlich bis an den Kaukasus, den Kaspischen See und bis Turkmenien reichend[3]) — erstreckt sich viel weiter als das des Weizens. Vierzeilige Gerste soll (nach Kunth) auch in der Tatarei und in Sizilien wildwachsend getroffen werden; dagegen hat man die sechszeilige Gerste noch nirgends wild gefunden.

Das Semitentum, in seinen Hauptzweigen in die Erbschaft der roten Rasse eintretend, schließt sich demselben Kultursysteme an: Gerste und Weizen (einschließlich des Speltes) kennzeichnen seinen Anbau. Und auch in dieser Hinsicht schließt sich wieder an das Semitentum der pelasgische Zweig des arischen Stammes auf das engste an. Alle die genannten Völker, welche südlich vom Pontus die Wiege ihrer Kultur besaßen

[1]) Herodot I, 193.
[2]) a. a. O. S. 164.
[3]) Belege bei Wönig a. a. O. S. 169.

— Aegypter, Phönizier, Semiten und Pelasger — bilden nach dieser Auswahl der Anbaufrüchte gleichsam eine abgeschlossene wirtschaftliche Gruppe, negativ gekennzeichnet durch die Unkenntnis von Roggen und Hafer. Doch kann der Gerstenbau der Pelasger, wie ja das natürliche Verbreitungsgebiet der Gerste wirklich ein ausgedehnteres zu sein scheint, möglicherweise eine selbständige Errungenschaft der Pelasger, welche den Nordwesten dieses Gebietes durchzogen, gewesen sein, während sie den Weizenbau als einen jüngeren ihren Nachbarn entlehnt haben mögen. Darauf deutet bei den Griechen die Stellung der Gerstenfrucht im Kulte. In Eleusis wie auf Kreta behandelt die Tradition des Demeter-Kultes die Gerste als das „älteste Korn“ [1]), und die „geröstete Gerste“ bildete eine unerläßliche Grundlage im Opferritual [2]).

In Italien trifft der pelasgische Stamm auf den Anbau eines anderen Kulturkreises, den er in sich aufnimmt. Auch der Altitaliker baut wie der Grieche außer den bohnen-, linsen- und rübenartigen Früchten der Vorzeit Gerste und Weizen (Spelt), aber auch Hirse, eine Frucht, die, wenn auch nicht ganz ausschließlich, so doch vorzugsweise eine Völkergruppe charakterisiert, welche, unabhängig und unbeeinflußt von Pelasgern und Semiten, ihre eigenen Wege ging, die ersteren aber nördlich und westlich begrenzte. Von diesen Stämmen mögen die Pelasger Italiens, unter ihnen die nachmaligen Römer, den Hirsebau angenommen haben, während es scheint, daß die Hellenen nicht aufhörten, ihn als ein Schibboleth des Barbarentums zu betrachten. Noch muß hier bemerkt werden, daß sich die schweizerischen Pfahlbauer in ihrem Anbau den Römern, nicht aber den germanisch-slavischen Völkern anschlossen: sie bauten Hirse, Weizen und Gerste, darunter auch die sechszeilige [3]). Daß sie letztere, wie vermutet wurde, direkt aus Asien gebracht haben sollten, findet in der gesamten Sachlage keine Stütze. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß sie den Hirsebau — außer dem von Bohnen und Wurzeln — mit der gesamten vorpelasgischen Bevölkerungsschicht teilten, während sie Weizen und Gerste mittelbar von den Pelasgern Italiens erhielten; verhältnismäßig war ja auch bei beschränkten Verkehrsverbindungen nichts leichter zu tauschen als Saatgut, wie wir aus dem Beispiele der skythisch-griechischen Beziehungen am Pontus erfahen. Roggen fehlt in den Pfahlbauten gänzlich, Hafer wenigstens in den älteren Schichten. Es ist immerhin beachtenswert, daß trotz dem mehrmaligen Wechsel der Bevölkerungen diese Art Kulturgrenze fortan ungefähr an derselben Stelle verblieb — bis in den Süden Deutschlands herein reicht die Speltkultur. Spelt aber war das eigentliche „Korn“ der Römer wie der Semiten. Das relative Alter des Anbaues derselben fremdhergebrachten Kulturpflanze verrät

---

[1]) Preller, Gr. Mythol. I, 599. Anm. 2.
[2]) Herodot I, 132; Wachsmuth II, 2, 224.
[3]) Heer a. a. O.

sich indes immer noch in der Art der Verwendung der Frucht. Zwar erscheint auch diese in historischer Zeit überall schon international ausgeglichen, indem die Form des gebackenen, durch Säuerung aufgelockerten Teiges, indem das „Brot" jede andere hinter sich gelassen hat; aber der Gebrauch im Kulte erschließt uns wieder das Bild einer früheren Zeit. Bei Aegyptern und Semiten erscheint, wie nach ihrer Stellung in unserer Völkertafel zu erwarten war, das Brotbacken am längsten geübt; auch im Kulte schon werden in Aegypten wie in Jerusalem fertige Brote überreicht, doch haben die Juden wenigstens noch bei einer einzelnen Festfeier die Erinnerung an die ältere Form des ungesäuerten Brotes erhalten. Ein solches „Brot" war aber nichts anderes als ein an Glühsteinen zur Konservierung gedörrter Mehlbrei. Ein solcher ungebackener Brei aber (puls) erscheint im römischen Ritual noch an Stelle des Brotes [1]), während ihn im griechischen wieder noch die gerösteten Getreidekörner vertreten. Aber daneben kannte auch der Grieche noch das mit Wasser vermischte Mehl als Opfergabe [2]), während auch das römische Ritual in anderen Fällen wieder die trockenen Körner verwendete. Jenseits der römischen Kulturgrenze aber verblieb der Brei auch im gewöhnlichen Leben noch an der Stelle des Brotes vorwaltend. Obwohl es auch Hirsebrot gab, so wurde doch diese Frucht in dem weiten Bereiche ihrer ehemaligen Hochschätzung vorzugsweise als Brei genossen, und Brei überhaupt spielte noch in den germanischen Rechtsaltertümern die Rolle des jüngeren Brotes [3]). An diesem Maßstabe gemessen erscheint also, von dem babylonisch-assyrischen abgesehen, der Getreidebau der Aegypter als der älteste, und ihm folgt im Range der der Semiten. Jünger aber ist der der beiden pelasgischen Zweige, und jünger als dieser der der skythisch-sarmatischen Völker.

Wenn auch Herodot an der angeführten Stelle von babylonischem Hirsebau spricht, so bleibt es uns doch zweifelhaft, ob er damit unseren Hirse (Panicum miliaceum L., italicum L. und sanguinale L.), oder nicht vielmehr Mohrenhirse angedeutet habe. Auch Plinius, welcher bestimmt von diesem spricht, hat für ihn keinen anderen Namen als den allgemeinen, und das Riesenhafte der Pflanzendimensionen paßt besser zu jenem. Andererseits gilt die Annahme, daß die zwei erstgenannten Arten des Hirses in Ostindien heimisch seien, während die letztere allenthalben in Europa wild vorkommt; unsere Quellen aber unterscheiden auch diese Arten nicht. Wenn es sich wirklich bei allen Angaben um die indische Pflanze handelte, dann müßte man allerdings Babylonien als Vermittelungsstation annehmen, von wo dann in einer den Motiven nach uns unerkennbaren Auswahl gerade diese Frucht vielleicht durch medisch-sakische Vermittelung zu der

---

[1]) Mommsen, Röm. Gesch. I, S. 20.
[2]) Odyssee. X, 520.
[3]) Clement, Lex Salica. S. 208 f.

skythisch-sarmatischen, und von dieser zu der angrenzenden älteren Bevölkerungsschicht Europas gelangt wäre, während Aegypter, Semiten und Pelasger demselben Kulturherde — doch wohl jedenfalls zu einer anderen Zeit — die Weizenfrucht entnahmen. Wir betonen aber das Unsichere all dieser Vermutungen, ehe wir dem Leser das Wenige bieten, das sich sicherstellen läßt.

Dahin gehört, daß den alten Kulturvölkern Europas der Hirse für eine alte und für sie veraltete Anbaufrucht gilt, welche mit Bohnen und Wurzeln auf eine Stufe gestellt wird [1]). Die Griechen haben seinen Anbau frühzeitig aufgegeben und es schien keine Auszeichnung damit beabsichtigt zu sein, wenn (nach Hesychius) die Lakedämonier von den anderen Griechen Hirsebreiesser genannt wurden; möglicherweise war diese Nahrung nur von der Vorbevölkerung aus zu den Hellenen gekommen und nicht von allen angenommen worden. Dagegen gelten den Griechen die jenseits der oft erwähnten Kulturscheide stehenden Thraker als echte Hirseesser; Xenophon zog durch das Gebiet eines Stammes mit diesem Namen. Daselbst verwahrte man zu des Demosthenes Zeit Hirsevorräte in unterirdischen Räumen. Von Thrakien reicht das Gebiet der Hirsenahrung ununterbrochen einerseits zu den Skythen und Sarmaten nach Osten, andererseits bis zu den Kelten im äußersten Westen, und während von jenen die finnischen Nachbarn dieselbe annahmen, finden wir sie in gleicher Weise auch bei der iberischen Landbevölkerung, welche in gleiche Berührung zu den Kelten trat. Daß alle pontischen Völker vorzugsweise Hirseesser waren, weiß Plinius [2]), ganz besonders aber hebt er Hirsebrei als Hauptnahrung der Sarmaten hervor, und andere Zeugnisse [3]) stimmen damit vollkommen überein. Schon Herodot hatte von den ackerbauenden Skythen, welche den Namen Alazonen führten, angegeben [4]), daß sie einerseits (griechisches) Getreide, andererseits neben Zwiebeln, Knoblauch und Bohnen gerade Hirse bauten. Pytheas aber, welcher die Küsten Europas in der Richtung nach Nordosten befuhr, traf auch dort denselben Anbau. Er bemerkte nach Strabo [5]), „daß sich in den der kalten Zone benachbarten Gegenden an zarteren Früchten und Tieren teils völliger Mangel, teils Seltenheit zeige, und daß man sich von Hirse, von wildwachsenden Gemüsen und Früchten und von Wurzeln nähre.“ Ebenso baut Gallien Hirse, das keltiberische Aquitanien fast nur solchen [6]). Und während dieser Anbau sich in solcher Weise zu den vorkeltischen Iberiern verbreitete, reichte er auch mit den

---

[1]) S. Hehn a. a. O. S. 459.
[2]) Plinius 18, 101.
[3]) Hehn a. a. O. S. 459.
[4]) Herodot IV, 17.
[5]) Strabo, Casaub. p. 201.
[6]) Strabo p. 190. Plinius 18, 101.

Kelten auf italischen Boden hinüber. Plinius, Polybius und Strabo heben diese Thatsache in gleicher Weise hervor. Wenn nun auch noch der Altrömer gleich dem Lakedämonier Hirse baute, so läßt sich wohl schließen, daß diese Kulturart schon der vorpelasgischen und vorkelto-skythischen Bevölkerungsschicht, zu der wir unter vielen anderen Ligurier und Iberier zu zählen haben, angehört haben müsse. Wie dem aber auch sei, sicher ist die keltisch-skythisch-sarmatische Völkerschicht, jene, welche ihren Weg aus Turan vorwärts vom Pontus nach Europa nahm, durch Hirse, als ihre älteste Anbaupflanze, gekennzeichnet und dadurch zum ägyptisch-semitischen Kulturgebiete in einen auffälligen Gegensatz gesetzt, und wieder fällt auch in dieser Hinsicht dem pelasgischen Stamme die Vermittelung zwischen beiden heterogenen Kulturkreisen zu.

Wenn auch Aelian [1]) noch am Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. die Sarmaten als Hirsebauer kennzeichnet, so spricht es wohl einigermaßen für unsere Auffassung des Zusammenhanges von Sarmaten und Slaven, wenn nun auch wieder etwa vierhundert Jahre später Kaiser Mauritius, der in seinem Werke über die Kriegskunst zuerst des Landbaues der Slaven Erwähnung thut, Hirse als deren Hauptanbaufrucht nennt. Ohne Zweifel ist dieser Anbau von da aus zu den benachbarten Finnenvölkern vorgedrungen, denn bis heute bewahren gerade die Bulgaren, deren Beziehungen zu den Sarmato-Slaven wir schon kennen lernten, in ihrer angenommenen altslavischen Lebensweise außer dem Hange zu Roßfleisch, Met und Birkensaft ihre alte Anhänglichkeit an den Hirse [2]). Ebenso kennzeichnete die nachrückenden finnischen Völkerschaften der Hirsebau; so fand Priscus als Gesandter bei den Hunnen nur Hirse „anstatt des Kornes" und statt des Weines Met. Auch die Barbaren, welche ihn geleiteten, „führten Hirse mit sich und ein aus Gerste bereitetes Getränk, das sie Kamus nannten" [3]).

Auch heute hat die Volkserinnerung der slavischen Völkerschaften es noch nicht vergessen, daß einst gerade Hirse die Hauptnahrung des Volkes war, obgleich er jetzt von wohlschmeckenderen Fruchtarten verdrängt ist. Wieder ist es eine Art von Kult, der die Erinnerung festhält, wenn in der Niederlausitz immer noch dem „Hausgeiste" gerade Hirsebrei als sein Lieblingsgericht vorgesetzt werden sollte. Bei den Slaven in Böhmen aber blieb jener immer noch das Festgericht bei ländlichen Hochzeiten und dergleichen Festen bis auf unsere Tage. Es scheint uns daher nicht richtig, mit V. Hehn [4]) bei „Germanen, Litauern und Slaven" einen ursprünglichen Hirsebau um deswillen nicht anzunehmen, weil sie dazu schon zu nördlich gewohnt hätten. Bei den Slaven trifft das sicherlich nicht zu. Die bis

[1]) Aelian, Var. Hist. 3, 39.

[2]) S. „Globus" 1872, 2, S. 110; 1874, S. 55.

[3]) Excerpta e Prisci historia. Im Corpus script hist. Byzant. I. Bonn 1829.

[4]) Hehn a. a. O. S. 459.

heute erhaltene Sitte beweist vielmehr, daß beispielsweise die Tschechen auch in Böhmen einst Hirse bauten; wenn aber diese Frucht in den Tributverträgen mit dem Deutschen Reiche und den Vorschriften über die Leistungen an die Kirche keine Erwähnung findet, so zeigt uns das nur einen Weg an, auf welchem neben anderen die Verdrängung einer alten Anbaufrucht an ein Volk herantreten kann. Indem ein benachbarter Kulturkreis in den Beziehungen des Handels, wie in den durch politisches Uebergewicht erzwungenen Forderungen Mißachtung auf einen Gegenstand des Anbaus legt, muß dieser notwendig auch daheim in einem gewissen Grade entwertet werden, und in demselben wird sich der Anbau von ihm abkehren und den auf dem internationalen Markte besser bewehrteten Früchten zukehren. Darum können wir auch in betreff der Germanen eher annehmen, daß sich bei ihnen infolge der Berührung mit dem römischen Reiche jener Prozeß nur früher und vollständiger vollzogen habe, als daß bei ihnen, wie V. Hehn glaubt, ehemaliger Hirsebau überhaupt nicht vorauszusetzen sei. Er selbst zeigt [1]), daß auch unter der Herrschaft der Ostgoten in den Staatsmagazinen Norditaliens Hirsevorräte lagerten. In diesem Falle könnte der Anbau freilich auf die gallisch-römische Bevölkerung zurückzuführen sein; da aber doch gleichzeitig in ganz Pannonien und darüber hinaus von finnischen und slavischen Völkern vorzugsweise Hirse gebaut wurde, so ist nicht einzusehen, wie gerade die Ostgoten inmitten dieser Völker einen solchen Anbau nicht betrieben haben sollten.

Es ist indes auch möglich, daß bei den skythischen Vorfahren der Germanen diese Verschiebung schon zu einer Zeit begann, in welcher auf sie in den pontischen Sitzen der griechische Einfluß unmittelbarer und mächtiger einwirkte, als auf die durch sie gedeckten Sarmato-Slaven. Während damals nach Herodots Zeugnisse der alazonische Stamm für den eigenen Bedarf Hirse baute — beziehungsweise, was auf dieser Stufe immer hinzugedacht werden muß, durch Frauen und Hausgesinde bauen ließ —, betrieben andere Stämme den Landbau nur, um durch ihn ein auf den griechischen Märkten geltendes Tauschmittel zu gewinnen, und diese bauten dann natürlich nicht Hirse, sondern die bei den Griechen geschätzten Getreidearten. Und in der That setzen sich die Anbaufrüchte der nachmaligen germanisch-slavischen Völkergruppe, von dem dort früher, hier später veraltenden Hirsebau abgesehen, aus zwei ganz verschiedenen Teilen zusammen: aus einem ihnen allein eigentümlichen, und einem von den Griechen, beziehungsweise dem pelasgischen Völkerpaare im allgemeinen entlehnten Getreide. Für diese Zweiteilung hat auch die Sprache noch einige Zeugnisse erhalten. Wie des Römers Korn im allgemeinen seinen Speltweizen bedeutete und der Grieche zur Bezeichnung des Weizens ein Wort (πυρός) wählte, das in der Sprachverwandtschaft nur ganz allgemein das Gras

[1]) Nach Cassiod. Var. 12, 27.

oder Fruchtkraut bedeutet haben kann — altslavisch pyro bezeichnet sowohl den Weizen, wie Erbsen und Linsen, tschechisch pýr das Queckengras, das angelsächsische Fyrs das Raygras [1]) — so ist dem Deutschen sein Roggen das „Korn" im engeren Sinne, und der Slave nennt ihn in deutlicher Ableitung sein Lebensmittel, (žito) seine Nahrungsfrucht.

Weder De Candolle [2]), noch Humboldt [3]), die sich am eingehendsten mit dem Gegenstande befaßten, vermögen die Frage von der eigentlichen Heimat dieses nordischen Kornes, des Roggens, endgültig zu entscheiden. Wir wissen nur, daß es neben Hirse als Hauptbrotfrucht dem Kulturkreise der nachmaligen skythisch-sarmatischen Rossenomaden angehörte und von diesem aus über jene finnischen Völkerschaften sich erstreckte, die wir schon in mehrfacher Beziehung unter einem ähnlichen Einflusse ihrer Nachbarn stehen sahen. Auch das Wort „Roggen", von dem wir einigen Aufschluß erwarten könnten, ist bis jetzt noch unenträtselt geblieben. Benfey hat es, doch nicht ohne Widerspruch, dem Slavischen (russ. rož, tschech. rež) zugeteilt. Von daher käme das ahd. rocco, und ebenso die altnordische, altpreußische und litauische Benennung; desgleichen aber auch die magyarische (rosz) und die in den übrigen westfinnischen wie in den ostfinnischen Sprachen. Immer verbliebe also das Centrum dieser Kultur innerhalb desjenigen Völkerkreises, welcher seine Verbreitung von Turan nach Mittel- und Nordeuropa nördlich vom Pontus nahm. Ob De Candolles Ansicht richtig sei, daß die Heimat des wilden Roggens zwischen den Alpen und dem Pontus liege, so daß also die skytho-sarmatischen Völker, oder vielmehr die Skythen zunächst erst hier diesen Anbau hätten beginnen können, bleibt sehr zweifelhaft; wahrscheinlicher dürfte jene Heimat den alten Wohnsitzen näher zu suchen sein.

Sicher aber lernte der pelasgische Kulturkreis diese Frucht nur an seinen nördlichen Grenzen kennen und das erst in ziemlich später Zeit. Wieder bilden die Thraker die Vermittelung. Bei ihnen und in Makedonien lernte Galenus das mit βρίζα bezeichnete Korn kennen, dessen Mehl ihm schwarz und übelriechend vorkam. Unter den Römern nennt zuerst Plinius dieses fremdartige Getreide, das jene nicht bloß für häßlich und unschmackhaft, sondern auch für unverdaulich hielten, mit dem besonderen Namen secale.

Aber Roggenbrot war noch nicht einmal das schwärzeste und gröbste, von dem sich jener nordische Kulturkreis nährte: Haberbrot war wenigstens als Gesindebrot noch im Mittelalter das gewöhnliche; in früherer Zeit aber finden wir an seiner Stelle Brei aus gestampftem Haber. In nordischen Mythen wird sogar ab und zu von „Heringen und Hafer" in

[1]) V. Hehn a. a. O. S. 453.
[2]) Géographie botanique.
[3]) Ansichten der Natur. Stuttgart 1871. I,. 206 ff.

einer Weise gesprochen, daß man selbst noch an einen Rohgenuß der Körner denken könnte, so wie etwa nach Prokop[1]) die Mauren, mit denen Gelimers Vandalen zusammenlebten, Spelt und Gerste ungemahlen und ungekocht „nach der Weise der Tiere“ roh aßen.

Die Annahme liegt am nächsten, daß Germanen und Slaven erst in Europa den hier einheimischen Wildhaber, den die Römer nur als Feldunkraut kannten, in Anbau nahmen und durch Anbau und Auswahl zu einer erträgnisreicheren Fruchtart umbildeten, wie ja schon Plinius[2]) von einem solchen Uebergange des Unkrautes in eine „Art Getreide“ weiß. Er führt zugleich an, daß ihn die Völker Germaniens säeten und als Brei genössen. Sie konnten um so leichter zu diesem Anbau gelangen, als sowohl in Kleinasien, besonders in Mysien, wie in Griechenland jene Grasart als Viehfutter Verwendung und vielleicht als solches Anbau fand.

Roggen und Hafer sind also die Getreidearten, welche die skythisch-sarmatische Völkerschiebung nördlich vom Pontus der Kultur zuführten, wogegen dieser Kulturkreis die Cerealien des semitisch-pelasgischen von diesem entlehnte. Anlaß und Wege hierzu erkennen wir in ausreichender Weise in jenem oft berührten Verkehr, in welchem die pontischen Völker erst in passiver, dann in aktiv erwerbender Weise zu den Griechen traten. Wenn sich aber dieser Erwerb auf Weizen und Gerste beschränkte, nicht aber auch auf Anbaupflanzen, wie den Weinstock und Oelbaum, erstreckte, so liegt der leicht ersichtliche Grund in der nomadischen Wirtschaftsgrundlage der Erwerbenden, die ihm zwar den Anbau von Früchten mit kürzester Vegetationsdauer gestattete, den Anbau von ausdauernden Gewächsen aber noch ausschloß. Kelten und Germanen bezeichnen in der Sprache den Weizen als ein „weißes“ Korn, darin den Gegensatz zu demjenigen andeutend, das ihnen das gewöhnliche war, und diese Bezeichnungsweise kennt auch schon die gotische Sprache. Während aber die Slaven, die als Sarmaten in selbständigem Verkehr mit griechischen Kolonisten zur Kenntnis der Frucht gelangen konnten, auch ihre eigene Bezeichnungsweise dafür fanden, muß der Natur der Sache entsprechend ein solcher Verkehr nicht bis zu denjenigen Stämmen gedrungen sein, welche gegen die Ostsee hin die Spitze der sarmatischen Völkersäule bildeten; diese — Anstuer, Litauer — entnahmen nun ebenso mittelbar den Namen und darum wahrscheinlich auch die Frucht den benachbarten Stämmen der germanischen Völkersäule.

Eine vollendetere Aufnahme der semitisch-pelasgischen Getreidearten fand aber gewiß erst von der anderen Seite her, durch die Berührungen mit dem römischen Reiche statt. Während der Damm, den dieses der nomadischen Expansion entgegensetzte, bewirkte, daß auch bei den Germanen

---

[1]) Prokopius, De bello Vandalico II, 6, 7.

[2]) H. N. 18, 149.

und schließlich bei den Slaven der ehedem untergeordnete Ackerbau über die Viehzucht sich erhob, setzte die römische Kultur dem Vorrate der mitgebrachten Mehlfrüchte die ihren zu; doch blieb die Auswahl der Anbaufrüchte nach Klima und Entfernung von jener Kulturgrenze immer noch eine verschiedene. Auf den Gütern Karls des Großen sehen wir gleichsam auch diese beiden Kulturreiche in eins verschmolzen; man baute daselbst Weizen, Spelt und Gerste, Roggen und Hafer, und genoß jede dieser Früchte nicht nur als Brei, sondern auch als Brot. Haferbrot scheint aber in diesen Gegenden nur noch für die Dienerschaft bestimmt gewesen zu sein; im übrigen verhielten sich dem Werte nach vier Weizenbrote wie fünf Roggenbrote, drei der letzteren wie vier Gerstenbrote [1]).

Diese Cerealien können als der Grundstock unserer Kulturausstattung gelten; nur werden wir noch einen Blick dem zuwenden, was überdies noch hinzukam. Vielfach behielt auch darin dasjenige, was man den Zufall nennen möchte, die Hand im Spiele. Wiederholt ist der erste Anlaß, welcher die Aufmerksamkeit des Menschen auf eine Pflanze hinlenkte, das Ausspähen nach Nahrung gewesen, während dann die auf diesem Wege gefundene Pflanze Eigenschaften verriet, die in einer ganz anderen Richtung von kulturgeschichtlicher Bedeutung wurden. Ein Beispiel dieser Art lernten wir in dem Papyrus der Aegypter kennen. Ganz ähnlich traten Lein und Hanf in die Geschichte. An beiden schätzte der Mensch zuerst den fettigen Nahrungsstoff der Samen, um später für die zähe Faser eine Verwendung zu finden, welche die erstere an Bedeutung weit überstieg. Ursprünglich gehören auch diese zwei Pflanzen getrennten Kulturkreisen an. V. Hehn hat darauf aufmerksam gemacht, daß die annoch unbekannte Urheimat des Leins nicht notwendig im Norden zu suchen sei, denn nicht die Kälte, nur die andauerndere Feuchte des Bodens haben ihm hier eine neue Heimat geschaffen; außer dieser befindet er sich in dem warmfeuchten Indien und Aegypten mindestens ebenso wohl. In Indien wird er bis heute nur wegen des Oeles seiner Samen gebaut, während die Faser keine Benutzung findet, und auch in Abessinien dient er nur als Speise. Plinius [2]) berichtet, daß eine bäuerliche Sitte in Italien jenseits des Po Leinsamen als Opferspeise gebrauche und daß damals auch die Bewohner diese Speise gegessen hätten. Auch in Griechenland wurde nach dem Zeugnisse des Thukydides [3]) zerstoßene Leinsaat als Nahrung benutzt, während nach anderen Berichten [4]) Leinsaat einen Bestandteil einer Bäckerei bildete. Mit dem Oele dieser Frucht ein Gebäck zu schmalzen, ist heute noch in Böhmen ortsweise üblich.

---

[1]) Capitul. v. 794 n. 2.
[2]) H. N. 19.
[3]) Thukyd. 4, 26.
[4]) Bei Hehn a. a. O. S. 135.

Der Wunsch des Menschen, seine vorzugsweise trockene Vegetabiliennahrung mit solchem Fett zu verbessern, führte zur Sammlung und zum Anbau einer ganzen Gruppe von Pflanzen, zu denen auch der Lein zählt, der in der einen, jetzt verdrängten Form (Linum angustifolium Huds.) von den Kanarischen Inseln bis Palästina und zum Kaukasus wild gefunden wurde, während die jetzt verbreitete Art südlich vom Schwarzen und Kaspischen Meere bis an den Persischen Golf zu Hause zu sein scheint. Die Altägypter bauten ihn schon unter den ersten Dynastien des alten Reiches, wohin sie ihn aus ihrer asiatischen Heimat als Proviant mitgebracht haben dürften.

Während nun aber noch zur Zeit der zwölften Dynastie in einem Grabe [1]) Leinsamen unter den Totenspeisen hinterlegt wurde, hat man die Ueberreste des Königs Menkara der vierten Dynastie noch in grobe Wolle eingehüllt gefunden [2]), eine Bestattungsweise, die in späteren Jahrhunderten den Aegyptern ein Greuel war. Es ergibt sich daraus, daß auch in Aegypten die Wollenkleidung nach Verdrängung des Vließes dem Leinengewande voranging, und daß die Verwendung der Leinpflanze für den technischen Zweck jünger ist als die zur Ernährung. Münich stimmt der Annahme bei, daß erst seit der Zeit der zwölften Dynastie (2400—2200 vor Chr.) die Leinentechnik in Aegypten begonnen habe. Von da an wurde für den Aegypter das Leinen- oder Byssuskleid der Gegenstand seines Stolzes und der Auszeichnung den „Barbarern" gegenüber. Nur Kolchis am Pontus mit seiner dunkelfarbigen Bevölkerung bot in ältester Zeit eine Parallele zu Aegypten [3]). Kolchische (sardonische) und ägyptische Leinwand stand bei den Griechen in hohem Rufe. Die Vermittler bildeten auch in diesem Artikel die Phönizier und wohl von diesen gelangte die Leinentechnik zu den in jüngerer Zeit eingewanderten Juden. Der griechische „Chiton" entstammt dem phönizischen Kitonet, Ketonet, Leinwand [4]). In welchem Zusammenhange mit dieser Gruppe die Leinenkultur Babyloniens stand [5]), wissen wir vorläufig nicht. Als Sache der Auszeichnung verbreitete sich der Gebrauch des Linnens über den ganzen ägyptisch-vorderasiatischen Kulturkreis, und insbesondere suchten sich die Priesterkasten durch solche Vornehmheit der Tracht hervorzuthun; in Nachahmung dessen entstanden ähnliche Satzungen innerhalb der Bündnisse der Pythagoräer und Orphiker, während die Wolle da den Laien, dort den Barbaren zu kennzeichnen begann.

Wenn auch die Griechen schon zu Homers Zeit mit dem Linnen

[1]) Wönig a. a. O. S. 183.
[2]) Ebend. S. 182.
[3]) Herodot II, 5.
[4]) Hehn nach Movers 3, 1. S. 97.
[5]) Strabo 16, 1, 7.

bekannt sind, so scheint es doch mehr der aus Asien eingeführte Stoff, häufig genug wohl schon zum Kleide verarbeitet, gewesen zu sein, als die technische Verwendung der Pflanze selbst. Hesiod erwähnt den Flachs niemals; erst bei Theophrast [1]) wird er einmal beiläufig genannt und Pausanias [2]) kennt ihn als eine Anbaufrucht der Eleer. Linnenstoffe dagegen erscheinen seit Homer zuerst als kostbarer Schmuck der Frauen, der daran geht, die Wolle aus der Bekleidung der vornehmen Frau zu verdrängen. Auf der höchsten Stufe dieses Luxus steht der schon erwähnte, durch Qualität wie Fülle des kostbaren Stoffes ausgezeichnete „Chiton", welcher nach Herodots Zeugnis [3]) von den Kariern in Kleinasien zu den dortigen Joniern und von diesen zu den Athenern einwanderte. Ueber die Zeit dieser Neuerung hatte sich noch eine von Herodot mitgeteilte Volkstradition erhalten. Während sich früher die übrigen Stämme durch das alte über dem Leibe durch Nadeln zusammengesteckte Wollkleid der Frauen von den Athenern in sehr bewußter und betonter Weise unterschieden, kehrten nach der nationalen Erhebung der Perserkriege die Athener selbst wieder zu jenem Wollkleide zurück [4]), das nun alle Griechen von den „verweichlichten" Asiaten unterscheiden konnte. Diese Umkehr bezog sich aber mehr auf das seither auch bei den Männern überhandnehmende Tragen von Linnen; die meisten Frauen suchten immer noch darin ihre Auszeichnung. In anderer Weise waren linnene Kriegskleider als Steppröcke und Panzer zu den Hellenen gelangt. Homer [5]) kennt auch diesen Artikel bereits, der später größere Ausbreitung gewann [6]).

Nach Diogenes von Laerte [7]) wäre zur Zeit, als Pythagoras nach Unteritalien kam, hier das Linnenkleid noch unbekannt gewesen (6. Jahrh. v. Chr.). Darnach erscheint die Leinwand zuerst bei den Etruskern und zwar zunächst wieder als ein der zu weichen Wolle vorgezogener Schutz im Kriege. Der von A. Cornelius Cossus getötete König von Veji trug einen Linnenpanzer [8]). Im zweiten punischen Kriege lieferte das etrurische Tarquinii den Puniern Leinwand zu Segeln [9]) und allmählich lernen wir auch einen Flachsbau in den etrurischen Ebenen längs dem Tiber kennen. Im 4. Jahrhundert schmückten die Samniter ihren Körper mit weißem und buntem Linnen [10]); das nach Hehns Meinung [11]) aus dem Oriente stammte.

---

[1]) Theophrast, de caus. pl. 4, 5, 4.
[2]) Pausanias 6, 26, 4.
[3]) Herodot 5, 87 f.
[4]) Thukydides 1, 6.
[5]) Il. 2, 529, 830.
[6]) Ueber diese V. Hehn S. 142.
[7]) Diogenes Laert. 8, 1, 19.
[8]) Livius 4, 20.
[9]) Livius 28, 45.
[10]) Livius 9, 40.
[11]) a. a. O. S. 145.

Bei den Römern aber blieben Leinenkleider, auch als sie ihre Herrschaft über Etrurien, Samnium und Unteritalien erstreckt hatten, importierte Gegenstände des Luxus. Aber die Mode drang unaufhaltsam vor. Erst bürgerte sich, wie einst in Athen, ein linnenes Frauengewand (supparus, entsprechend der späteren camisia) ein, dann wurde es Sitte, ein Stück Linnen als Schmucktuch in oder an der Hand zu tragen, ganz nach Art jener „Handtücher", welche Herodot [1]) vergleichsweise nennt und welche im südslavischen Volksleben noch ganz den alten Zweck der Zierde sich gewahrt haben. Wir sehen wiederholt den kulturgeschichtlichen Zug wiederkehren, daß einem ursprünglich lediglich zur Auszeichnung dienenden Gegenstande, wenn er sich, auch nachdem er allgemein geworden und sonach seinen ersten Zweck verfehlt hatte, erhalten wollte, irgend ein Zweck- und Gebrauchsgedanke aufgeprägt werden mußte. Dieser Umprägung, für welche die oben angedeutete Geschichte des Schamgürtels typisch ist, mußte sich frühzeitig auch das „Handtuch" oder Manipel fügen, das ursprünglich seinen Namen in einem besseren Sinne führte als heute, da selbst in diesen Namen sich ein gemeinerer Zweckgedanke eingenistet hat. Schon die Römer gaben ihm als sudarium den Zweck des Schweißtrocknens; aber mehr in der alten Form hat es sich als ein Stück gestickten Brokats am Arme des katholischen Meßpriesters erhalten, während es die griechische Kirche zum Orarion umbildete. Bei uns hat es sich einerseits zu den niedersten Knechtsdiensten herablassen müssen, während es doch andererseits in der Hand der Dorfschönen immer noch den alten Adel gewahrt hat.

Trotz diesen Fortschritten des Luxus gewann der Flachsbau im Süden Italiens wahrscheinlich aus klimatischen Gründen keine Bedeutung. Noch zu Columellas Zeiten baute man Lein lediglich der Frucht wegen, so daß ihn der genannte Autor [2]) als Gartenkraut unter Bohnen, Linsen und Erbsen rechnet. Dagegen gewann der Flachsbau unter ihm zusagenderen Verhältnissen eine bedeutendere Ausdehnung, als sich jene Schmuckgegenstände auch zu den mit dem südlichen Kulturkreise in Berührung stehenden „Barbaren" ausbreiteten, wie denn in der Regel der Schmuck und an sich nichtige, aber auszeichnende Formen der Kultur es sind, welche dieser zuerst die Wege bereiten. Das Nützlich-Gute folgt dann nach —, oder bleibt auch für immer aus. Farbig gesäumte Linnenröcke finden wir bald bei den iberischen Kriegern [3]), Linnenharnische bei den wilden Lusitaniern [4]). Bald wurde Spanien berühmt durch seinen Flachsbau. Ihm folgte dem Rufe nach das etrurische und keltische Italien; daran schließt sich Gallien, wo zur Zeit des Plinius die Linnenweberei mit Eifer und Erfolg betrieben

[1]) S. oben S. 414.
[2]) Columella 2, 7, 1.
[3]) Livius 22, 46.
[4]) Strabo 3, 4, 6.

wurde. Von diesem Industriecentrum aus kam der zuerst vom heiligen Hieronymus genannte, ursprünglich gallische Name camisia für das linnene Unterkleid in ganz Europa mit der mehr oder weniger neuen Sache selbst in Aufnahme.

In Germanien finden wir zur Zeit des Plinius und Tacitus den Zustand ganz auf derselben Stufe, auf welcher er sich in Griechenland zu jener Zeit befand, von welcher Herodot erzählt; nur daß die Vermittlung hier durch Gallien wie dort durch Jonien ging. Noch trug der Mann das Wollkleid und selbst Felle, aber die Frau freute sich, in ihrem Arbeitsbereiche die Flachsfaser zu spinnen und mit dem Linnengewebe sich zu schmücken. Wie die nachmals in den Kulturbereich eingetretenen Germanen diejenigen, welche als echt nordische Barbaren gezeichnet werden sollten, mit der Unkenntnis der Leinpflanze neckten, zeigt die an sich kindlich erfundene Sage: die Heruler hätten auf der Flucht vor Langobarden deren blühende Leinfelder für Teiche gehalten und sich mit den Bewegungen von Schwimmenden hineingestürzt [1]). Bei den Germanen auf ehedem römischem Boden wurde natürlich das Leinenkleid sofort Modesache. Paulus Diaconus [2]) rühmt an seinen Langobarden, aber auch schon an den Angelsachsen diese Tracht. Die Westgoten vereinigten das Linnenzeug mit ihrem Pelzwerk [3]) und die Franken trugen neben den ledernen auch linnene Hosen [4]). Wieder von den Deutschen aus muß das Linnen samt dem dem Römischen entnommenen Namen zu den Slaven gelangt sein, wo wir es zur Zeit der mittelalterlichen Slavenmissionen vorfinden. Wie die deutsche Hausfrau Linnenstücke als den beliebtesten Schatz aufspeicherte, so bildete Leinwand in den Grenzgebieten der Germanen und Slaven das gewöhnliche Tauschmittel [5]). Als solches wird sie aber auch noch in altnordischen Gesetzen genannt, denn in Skandinavien, wo, wie wir oben [6]) bereits erwähnten, das Linnen erst sehr spät allgemeiner wurde, bildete es neben dem einheimischen Wollstoff (Wadmal) noch lange eine kostbare Wertsache. Endlich fand beim Weiterrücken der Kultur der Leinbau an der Ostsee und in Rußland eine neue Heimstätte.

Wenn sich aus dieser Uebersicht einerseits ergibt, daß auch dieser Kulturfaktor der Initiative des älteren, ägyptisch-phönizischen Kulturkreises entstammt, welcher nach so vielen Richtungen hin zur Ersetzung des natürlich Rohen durch ein Präparat der Menschenhand beigetragen und gerade damit recht eigentlich erst das Rad des Kultur- und Geschichtslebens ins

[1]) Paulus Diac. 1, 20.
[2]) Ebend. 4, 23.
[3]) Sidonius Apollinaris 7, 455.
[4]) S. V. Hehn 151.
[5]) Helmold 1, 38, 7.
[6]) S. Seite 443.

Rollen gebracht hat; so zeigt sich andererseits auch, von welcher Bedeutung das Eindringen solcher Kulturmomente in andere Kulturkreise wurde. So lange die uralte Leinenindustrie auf Aegypten, Kolchis und einige Teile Oberitaliens beschränkt blieb, konnte sie auch nur in sehr beschränktem Grade umgestaltend auf die Kulturlage der Menschheit einwirken; erst nachdem ihr, von keines Einzelnen Ueberlegung geleitet, römischer Einfluß das nebelreiche Land des Nordens mit seinen Niederschlägen und der Not des langen Winters eröffnet hatte, entstand ein Wettkampf, in welchem so viele Hände lohnende Beschäftigung fanden, daß — wozu wenigstens auch dieses Moment seinen Teil beitrug — eine Verdichtung von Völkern in einem Erdstriche möglich wurde, die früher jeden Ueberschuß auf den unfriedlichen Erwerb im Besitzkreise des Stammfremden hatten hinweisen müssen.

In ganz ähnlicher Weise erstarkte auch ein jüngerer Konkurrent der Leinwand erst durch seine Verpflanzung in einen fremden, jüngern Kulturkreis; wir meinen die Baumwolle, deren Verwendung im Altertum allerdings nur wenige Kreise berührt. Sie gehört auch dadurch einer besonderen Kulturstufe an, daß sie unmittelbar für eine technische Verwendung kultiviert wurde. In die ältere Kultur dieser Pflanze teilen sich Indien und China. Nach Westen hin aber dürfte die Verwendung der Baumwolle zur Zeit Herodots noch nicht über Indien vorgedrungen sein, denn dieser Reiseforscher, der sie als indisches Wundergewächs charakterisiert, würde sie auch bei anderer Gelegenheit zu nennen nicht vergessen haben. In Indien aber fertigte man zu seiner Zeit bereits Kleider aus diesem Stoffe [1]. Strabo [2] bestätigt das, indem er den gewebten Stoff als Byssus bezeichnet und hienach dem Leinengewebe gleichstellt. Nach Plinius aber [3] besaßen schon sowohl die Phönizier wie die Oberägypter eigene Baumwollplantagen. Wenn es demnach wahrscheinlich wird, als wären abermals die Phönizier die Vermittler gewesen, so ist doch möglicherweise auch Babylonien in die Reihe noch einzuschalten. Aber dieser Fortschritt hat zur Zeit Herodots, der sowohl Babylonien wie Oberägypten nach eigener Anschauung schildert, noch nicht stattgefunden. Philostrat [4] erwähnt die Einfuhr fertiger Baumwollzeuge aus Indien nach Aegypten, was ebenfalls auf eine gleiche Einführung der Kultur deuten könnte; auch bleibt uns noch der Weg aus dem Innern Afrikas nicht ausgeschlossen, wo Gossypium-Arten wild wachsen und seit ungekannter Zeit von den Eingebornen benutzt werden [5]. Nach Plinius' Zeugnis vollzog sich nun wieder in geschichtlicher Zeit ein

---

[1] Herodot III, 106.

[2] Strabo XV, 1, 20.

[3] Plinius 12, 21.

[4] Apollonius 2, 9.

[5] Schweinfurth, Pflanzengeographische Skizze, in Petermanns Mitteilungen Jahrg. 1868.

ähnlicher Umschwung in der Bekleidungsweise in Aegypten und wieder sind es die Priester, deren Auszeichnungssucht zuerst nach dem neuen Stoffe greift.

Nicht ohne Gegengabe empfing der nordisch-skythische Kulturkreis aus der Hand des südlichen den Lein; er gab dafür aus seinem Vorrate den Hanf, den weder die Aegypter noch die Phönizier jemals kannten, wie er auch den Semiten der Bibel fremd war [1]). Daß auch die Griechen diese Pflanze nicht kannten, beweist Herodot [2]) durch die Art, wie er sie ihnen als eine fremdartige vorstellt. Er zeigt zugleich, daß sie dem arisch-skytischen Kulturkreise angehört, und wenn Humboldt [3]) veranlaßt ist, ihre Heimat in Persien zu suchen, so kann sich die Thatsache auch in irgend einer andern Weise auf jenen uns bekannten Zusammenhang der Skytho-Arier diesseits und jenseits Turans beziehen. In demselben Zusammenhang dürfte die Anwendung des indischen Hanfes als „Haschisch" stehen, denn wie bereits erwähnt, benutzten auch die europäischen Skythen den Hanfsamen als Berauschungsmittel. Ebenso erwähnten wir schon, daß auch diese Pflanze ursprünglich nur als Nahrungspflanze geschätzt wurde, bis man in zweiter Reihe die Anwendbarkeit ihrer dauerhaften Faser kennen lernte. Herodot läßt uns zwar im Unklaren, ob dies bei den Skythen selbst schon der Fall gewesen sei, versichert dasselbe aber bestimmt in Bezug auf die in enger Kulturverwandschaft stehenden Thraker. Von Thrakien und Südrußland aus, wo heute noch der Frucht wie der Faser wegen viel Hanf gebaut wird, kam das für Seilerwaren geschätzte Material in jüngerer Zeit nach Griechenland und in noch späterer Zeit die Pflanze nach Sizilien und Italien. Aber auf einem anderen, gleichsam geraderen Wege muß das Gewächs und sein Anbau auch innerhalb des skythischen Kulturkreises selbst und insbesondere mit den Kelten nach Westen getragen worden seien, denn als Hiero II. von Syrakus sein Prachtschiff baute [4]), bezog er den Hanf vom Rhodanus in Gallien. In Italien kam der Einführung des Hanfes, dessen Name in römischen Quellen zum erstenmale um 100 v. Chr. genannt wird [5]), die des spanischen Spartgrases (Stipa tenacissima) gleichsam zuvor; dennoch drang jene in örtlicher Beschränkung allmählich ein.

Als Nahrungsfrüchte gehören Lein und Hanf zu einer Gruppe, deren hohen Wert für den vorzeitigen Menschen wir wiederholt motivierend hervorheben mußten. Die äußerst trockene Nahrung des rohen oder gerösteten Getreides erweckte das unabweisbare Bedürfnis einer saftigen, würzig reizenden oder fettenden Zukost. Je vorwiegender der Landbau, desto größer

---

[1]) S. Wönig a. a. O. S. 189. Hehn S. 157.
[2]) Herodot 4, 74.
[3]) Ansichten der Natur. 3. Ausg. 2, 64.
[4]) Athenäus 5, 206.
[5]) Hehn a. a. O. 158.

dieser Anreiz, weshalb wir gerade in den älteren Kulturkreisen der Aegypter, Semiten und Pelasger jene außerordentliche Hochschätzung der Zwiebelgewächse finden, die in Griechenland und Italien denselben Grad erreichten, wie in Aegypten [1]). Trotzdem finden wir auch im Bereiche der vorwiegend tierischen Nahrung, bei den Skythen, in dem Maße ihres Ackerbaus die Zwiebelkultur. Das Sprachverhältnis deutet auf eine doppelte Bezugsquelle: die unserem „Lauch" entsprechenden Formen im Keltischen, Germanischen und Slavischen auf eine einheimische, die mit Zwiebel oder Bolle (beides vom ital. cipolla, aus dem lat. cepa) verwandten auf eine ausländische. Unter letzterem Namen bezogen Germanen und Slaven das eigenartige Produkt langandauernder Kultur aus südlichem Kulturbereiche, mit ersterem bezeichneten sie noch ohne Auslese die saftigen Wurzeln des eigenen Bereiches.

Eine kulturgeschichtlich verwandte Gruppe bilden die Oelgewächse. Ihr Wert steht aber in den beiden Kulturbereichen auf einer sehr verschiedenen Stufe. Der südliche — die Aegypter, Phönizier und Semiten — suchte und fand die vom Organismus verlangte fettende Zuthat zur Körnerspeise in weiterem Maße im Pflanzenreiche, indem er hierin wahrscheinlich einem sehr frühzeitig eingeschlagenen Wege folgte; der nördlichere — der skytho-arische — erkannte denselben Ersatz in der Beimischung der Fleischnahrung und gelangte von der Anwendung der Milch aus zur Gewinnung tierischer Fette. Wenn auch jedes der beiden Gebiete sowohl tierischer wie pflanzlicher Zuthat solcher Art sich bediente, und dies ursprünglich in gleicher Weise that, so unterscheiden sie sich doch ganz wesentlich und scharf nach dem Vorherrschen des einen oder des anderen in jüngerer Zeit; „hie Butter, hie Oel," ließe sich an die Wegscheide schreiben, welche die beiden Menschenströme durch den Pontus getrennt auseinander führte. Diese Scheidung aber wurde von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung. Wo ein Pflanzenstoff das Fett ersetzte, nach dem wir den Urmenschen so lüstern sahen, da mußte sich sofort das Zünglein zwischen Landbau und Viehzucht auf jene Seite neigen und nach dem Maße der Fürsorge, welche die betreffende Pflanze erheischte, mußte Seßhaftigkeit an die Stelle des schweifenden Lebens treten. Auf beiden Seiten erwarb der Mensch andere Formen der Fürsorge, andere gesellschaftliche Tugenden, bis der Austausch der Errnngenschaften beider Gebiete zum neuen Kulturfortschritte wurde. In Indien und im pelasgischen Gebiete trafen die beiden Gegensätze in vermittelnder Weise aufeinander; es ist ein bedeutsamer Kulturmythus, der die Hellenen Attikas einst vor die Wahl stellte zwischen Poseidons Roß und Athenes Oelbaum. Er würde sich von einem noch tiefern Hintergrunde abheben, wenn wir an Stelle des Phöniziertums, durch welches das Roß in Hellas erschien, die fremdartigen Lebensformen des Skytentums einschalten könnten.

---

[1]) Hehn S. 165.

Lein und Hanf, welche der Frucht nach hieher zu zählen sind, haben nach dieser Richtung hin im nördlicheren Kulturkreise nicht entfernt jene Bedeutung erlangt, wie der Sesam für einen Teil des südlichen. Welchen Wert die Samen dieser Pflanze (Sesamum orientale L.) für ihre ursprüngliche Heimat Indien besaßen, bezeugte der alte Kult daselbst, in welchem sie völlig unentbehrlich erscheinen, während sie imstande sind, eine Menge anderer Genußmittel halb und halb symbolisch zu ersetzen. Wohl von hier aus gelangte die Pflanze durch Anbau nach Babylonien, wo es nach Herodots Zeugnis[1]) wie an anderen Bäumen so auch an Oelbäumen gänzlich fehlte, so daß man alles Oel aus Sesam bereitete. Theophrast, Dioskorides und Plinius stimmen darin überein, daß der betreffende Anbau auch nach Aegypten, wo stellenweise an Oelbäumen kein Ueberfluß war, verlegt worden sei, doch kann diese Einführung, da Kult und Denkmäler keine Zeugnisse dafür gewähren, nur in später Zeit erfolgt sein. Auch die älteren hebräischen Quellen nennen diese Frucht nicht.

Wichtiger aber als alle Früchte, die hier noch Erwähnung finden könnten, ist die des Olivenbaumes. Man könnte den südlicheren Kulturkreis wieder von Südost nach Nordwest hin in den des Sesam und den der Olive teilen; erst wo diese letztere herrscht, verschwindet die Butter und mit ihr jede Erinnerung an ein echtes Nomadenleben. Die Kultur dieser Frucht eröffnet uns zugleich die des Baumes überhaupt, die eine in drei Lebensalter hinaus erstreckte Fürsorge und eine völlige Seßhaftigkeit mit all' den eingeschlossenen Folgen für die Entwickelung der Eigentums- und Gesellschaftsformen voraussetzt. Indem wir diese Stufe der Kultur zunächst nur im südlicheren Bereiche entwickelt finden, muß fortan das nördlichere nur noch empfangend erscheinen ohne Gegenleistungen.

Die geschichtlichen Thatsachen begrenzen so eng die Urheimat der öliefernden Olive, daß wir dieselbe nur in Syrien und zwar in seinem westlichen, der See nahe liegenden Teile suchen können. Doch muß wenigstens die Verbreitung des wilden Oelbaums, dessen Früchte keine Verwendung fanden, über Kleinasien und die Inseln bis Griechenland gereicht haben; denn daß Homer diesen Baum daselbst kennt, ist außer Zweifel. Man kann vielleicht auch noch zugeben, daß es Hehn[2]) gelungen sei zu zeigen, daß das homerische Zeitalter noch keinen andern kannte; desto unzweideutiger aber sind die Nachrichten über die Hochschätzung seines kostbaren Oeles. Sicher aber hat das mesopotamische Tiefland, das in so vielen andern Richtungen als der Ausgangspunkt der ältesten Anbaukultur zu betrachten ist, den Oelbaum und seine Frucht nicht gekannt, und in Aegypten gehört jener zu den eingeführten Kulturbäumen, die nur in beschränkter Oertlichkeit gedeihen. Daß er der Urzeit daselbst nicht angehört, beweist das Fehlen seiner Früchte unter

---

[1]) Herodot I, 193.
[2]) a. a. O. S. 80 ff.

den Totenspeisen. Nach Plinius und Strabo war Aegypten auch noch zu jener Zeit im allgemeinen arm an Oel und nur in der in vieler Hinsicht vom echten Aegypten abgesonderten Provinz am Mörissee in Mittelägypten wurde der Baum mit Erfolg gezogen, während sonst nur noch in den Gärten Alexandriens Oliven zwar wuchsen, aber kein Oel lieferten [1]). Da nun trotzdem der Verkauf von Olivenöl sowohl zu Speisen wie zur Salbung ein großer war, so muß solches zu den Handelsartikeln gehört haben, wie das auch bezüglich Griechenlands anzunehmen ist, bevor daselbst die edle Olive durch die Kultur verbreitet wurde.

Dagegen sprechen die biblischen Zeugnisse von der in Palästina einheimischen Kultur des Oelbaums, und Ephraim „liefert Oel nach Aegypten [2])." In diesem Falle ist es aber ohne Belang, ob wir, den jüngern biblischen Rezensionen oder den Andeutungen des älteren Teils des Buches der Richter folgend, die Juden uns aus Chaldäa oder aus Arabien, oder nach der vermittelnden Version aus Unterägypten eindringend vorstellen; in keinem dieser Fälle konnten sie die Kultur des Oelbaums mit sich bringen. Die Annahme aber, daß sie selbst im syrischen Lande dieselbe allmählich begonnen hätten, schließt die im Buche der Richter wohlbezeugte Art und Weise aus, wie sie sich in den Besitz eines bereits wohlkultivierten Landes setzten und zu Herren einer Bevölkerung machten, die ihnen kulturell unendlich überlegen war.

Die Bevölkerung aber, von der sie mit vielen anderen auch dieses Geschenk der Kultur übernommen haben müssen, war die phönizische. Und in der That deutet der notwendig vorauszusetzende Oelhandel nach Hellas und Aegypten, die östliche Begrenzung des Olivengebietes und die ganze Lage der Umstände auf kein anderes Volk, als auf dieses, das in seinen festen Sitzen und in seiner relativen Raumbeschränkung in der Kultur des Oelbaumes einen höchst zusagenden Erwerb fand. Wir erinnern uns, daß selbst die Butter im skythischen Kulturbereiche, ihrem alten Namen nach zu schließen, ursprünglich [3]) vorzugsweise als Zuthat zu dem Hautschmucke des Leibes, als „Salbe" geschätzt wurde, und in demselben Gebrauche finden wir im homerischen Zeitalter das Oel der Olive als einen kosmetischen Schatz der Reichen und Vornehmen [4]). Nun wissen wir aber ebenfalls aus Homer, wie gerade die Phönizier es waren, welche mit Schaustellungen von Tand und Schmuck aller möglichen Art die Augen der „Barbaren" berückten, und wir sehen aus ihrem ganzen Geschäftsbetriebe, wie sie in einer unübertroffenen Art mit entsprechend glänzendem Erfolge ihre ganze Spekulation auf die eine Schwäche des un- und halbcivilisierten Menschen, auf

[1]) Strabo 17, 1, 35.
[2]) Hosea 12, 2.
[3]) S. oben S. 539.
[4]) Hehn a. a. O. S. 83.

seine Schmucksucht bauen; es würde schwer gewesen sein, bei bedürfnislosen Naturmenschen den Handel an einer anderen Stelle anzuknüpfen. Kunstvolle Gewandstücke, bunte Farben, glitzerndes Glas, schimmernde Bronze, dem konnte nach der Art, wie wir den Naturmenschen kennen lernten, keine Bedürfnislosigkeit widerstehen. Unter diesen Gegenständen mußte ein neues, feines Salböl von hohem Werte sein, und so bleibt nichts wahrscheinlicher, als daß die Phönizier den in ihrem Lande heimischen Baum durch Auswahl und Kultur in die edle Olive überleiteten. Ob nun deren Anbau entlehnungsweise oder durch phönizische Kolonien selbst auf die griechischen Inseln und endlich nach Hellas gelangte, bleibt ungewiß; für Hellas selbst bildet der jonische Stamm den Vermittler; hier galt Athen als der Ausgangspunkt dieser Kultur, während die noch ehrwürdigeren Olivenhaine auf Rhodus wahrscheinlich aus der Zeit der phönizischen Herrschaft stammten.

Mit dem Anbau im eigenen Lande mußte die Kostbarkeit des Olivenöles insoweit sinken, daß es außer zur Salbung auch zur Nahrung und Beleuchtung verwendet werden konnte. Aus Hellas gelangte sodann der zahme Oelbaum mit griechischen Kolonisten nach Sizilien und an die Küsten Italiens und Galliens, insofern nicht unmittelbar phönizischer Einfluß einen Anteil an dieser Verbreitung einer Kultur hatte, die Seßhaftigkeit bedingend und befördernd, im Bereiche ihrer Herrschaft von größter Bedeutung wird. Nachmals liefen dann Italien und die Provence Griechenland selbst den Rang ab.

Eine Parallele zu der Olive bildet ihrer Geschichte nach die Dattelpalme (Phoenix dactylifera L.). Aber noch viel auffälliger ist das Gepräge, das sie dem Süden des subtropischen Kulturkreises aufgedrückt hat, als jenes, womit der Oelbaum den nördlicheren Raum desselben kennzeichnet. Selbst ein Geschöpf der Kultur, hat sie wieder eine eigenartige Kultur geschaffen; denn wie die edle Olive, so wird auch die süße Dattel von keinem eigentlich wilden Baume gewonnen; erst derselbe Vorgang der Auslese und Kultur, der den Oelbaum schuf, hat auch die Dattelpalme veredelt. Nach Ritters Darstellung [1]) kennen die ältesten Nachrichten diese Palme noch nicht als Fruchtbaum. Es mußte ein findiges, in allerlei Fürsorge erfahrenes Volk sein, dem jene That gelang, denn der Baum gehört zu den wenigen Pflanzen mit getrennten Blüten, deren Befruchtung in der Regel nicht mit Erfolg der Natur überlassen werden konnte. Herodot, welcher sie [2]) als den einzigen Baum anführt, welcher in den Ebenen Babyloniens gepflanzt wurde, vermischt in seiner Vorstellung von dem Vorgange Richtiges mit Ungenauem, indem er angibt, daß in der männlichen Blüte, gerade wie beim wilden Feigenbaume, eine Gallwespe vorkomme,

---

[1]) Ritter, Erdkunde. S. 13, 771 ff.

[2]) Herodot I, 193.

welche dadurch, daß sie in die sich entwickelnde Dattel hineinkrieche, diese „zur Reife bringe". Deshalb binde man die „Frucht" des männlichen Baumes an die „Datteln tragenden Palmen". Aus dieser Darstellung ergibt sich, was übrigens an sich anzunehmen wäre, daß die Erfindung auf empirischem Wege gemacht wurde und der Erklärungsversuch nachfolgte. Aber welchem Volke gebührt das Verdienst?

Hehn folgt[1]) der Annahme, daß Babylonien, das Land ihrer besonderen Blüte, auch als die Heimat ihrer Kultur zu betrachten und daß sie von dort aus „nach Jericho, Phönizien, zum ailanitischen Golf am Roten Meere u. s. w." verbreitet worden sei. Ihm erscheinen dann, obgleich im babylonischen Tieflande eine ganze Reihenfolge von Völkern in Frage kommen könnten, wie selbstverständlich die Semiten wie die nachmaligen Träger, so die Erfinder dieser „Kultur". „Kamel und Dattelpalme, zwei innerlich verwandte und denselben Existenzbedingungen unterworfene Geschöpfe, gehören dem Wüsten- und Oasenvolk der Semiten, dem Volke der bitteren Mühsal und der träumerischen Muße, nicht nur ursprünglich an, sondern sind auch von ihm sozusagen geschaffen worden; es hat das erstere gezähmt und verbreitet und der anderen den nährenden Fruchthonig entlockt, und so durch beides eine ganze Erdgegend bewohnbar gemacht."

Allein vielleicht teilt sie mit dem Kamel wirklich auch dieselbe Heimat. Wohl mit mehr Recht als Babylonien wird von anderen die arabische Halbinsel „als Kulminationspunkt ihres Vegetationsgebietes" betrachtet[2]), wie dieselbe auch den geographischen Mittelpunkt derselben bildet.

Von historischen Thatsachen gilt uns freilich nur eine einzige als ein vollkommen verläßlicher Anhaltspunkt; es ist der durch eine Darstellung im Grabe Nr. 2 zu Beni-Hassan gelieferte Beweis, daß bereits zur Zeit der 12. Dynastie die Dattelpalme in Aegypten heimisch war, indem bereits erwachsene Bäume dieser Art gefällt werden konnten[3]). Wie aber ägyptische Fürsorge so kostbarer Bäume zum Nutzen des Landes sich zu bemächtigen pflegte, das zeigt uns ein allerdings weit jüngerer, der 18. Dynastie angehörender, aber gewiß nicht allein dastehender Fall. Damals rüstete Königin Hatasu eine eigene Schiffsexpedition nach dem „Lande Punt" aus, um dort „Antabäume" (Weihrauchbäume) auszugraben und in Kübeln nach Aegypten zu bringen[4]). Auf diesen Abbildungen werden die Ortschaften des „Landes Punt" außer durch jene Antabäume durch die Dattelpalme gekennzeichnet. Diese selbst brauchte nun damals allerdings nicht mehr von dort geholt zu werden; aber es liegt doch nichts näher, als an dieselbe Bezugsquelle zu denken, wenn Jahrhunderte vorher dieser Baum in ähn-

[1]) a. a. O. S. 217.
[2]) Wönig a. a. O. S. 305.
[3]) Wönig a. a. O. S. 308.
[4]) J. Dümichen, Die Flotte einer ägyptischen Königin. Leipzig 1868.

licher Weise eingeführt wurde. Denn andererseits ist wieder ebenso sicher erwiesen, daß schon der König Seanchkara (Sanchkera) der 11. Dynastie eine ebensolche Expedition nach dem Lande Punt ausrüstete, und so liegt wohl der Schluß sehr nahe [1]), daß sich ein solcher Handel schon früher allmählich entwickelt hatte und daß gerade diesem die Einführung der Dattelpalme nach Aegypten zu danken sein müsse.

Wir stehen also ungefähr in der oberen Hälfte des dritten Jahrtausends v. Chr., während die Spitze der semitischen Wanderung erst ungefähr ein halbes Jahrtausend später und zwar von Norden her Aegypten erreichte; jenes Land „Punt“ aber bezeichnet, worüber jetzt längst kein Zweifel mehr ist, den Süden Arabiens, wohin sich nach den genauen Angaben der Inschrift in Hamamât der Weg der Expedition Sanchkeras richtete. Aber die Inschriften jener Zeit wissen auch noch gar nichts von einer gelblichen oder dunkelweißlichten Rasse in Arabien, sondern verstehen, wie jetzt ebenfalls feststeht, unter den Bewohnern von Punt den punischen Stamm, welcher unter den bis heute zurückgebliebenen Resten der schwarzen Rasse dortselbst lebte. Auch nach der allgemein angenommenen Chronologie Assyriens [2]) fällt jene Zeit entweder vor oder innerhalb die Ausbreitung der Semiten nach Babylon. Hat es also während derselben schon fruchtbare Dattelpalmen in Südarabien gegeben, so können diese hier unmöglich auf Grund einer Erfindung kultiviert worden sein, welche die damals noch entschieden nomadischen Semiten gemacht hätten. Dagegen bleibt für die Erklärung gar keine Schwierigkeit zurück, wenn wir den punischen Stamm selbst, der damals in all den in Rede stehenden Ländern noch verbreitet war, als im Besitze jener Kultur betrachten, zu deren Betrieb er außer der Nahrungssorge auch in seinem Handel einen Ansporn finden mußte. Dann haben die Ostsemiten in Babylon so gut wie die Westsemiten in Arabien und Palästina die Palme aus derselben Hand empfangen, aus der sie nach Zeugnis der Benennung auch der Grieche nahm; ihm blieb „Phönix“, die Dattelpalme, der von dem Volke dieses Namens stammende Baum. Und daß sich auch die Phönizier selbst dieses ihres Anrechtes bewußt waren, beweist das Wappenbild der Palme auf den in Sizilien geschlagenen karthagischen Münzen.

Während diese Kultur für Südasien bis zum Indus und für Nordafrika bis an den Sudan von das Volksleben gestaltender Bedeutung wurde, verlohnt es der Kulturgeschichte kaum, den Versuchen ihrer Verbreitung nach dem Nordsaume des Mittelmeeres zu folgen. Der Grieche zu Homers Zeiten kannte in seinem Bereiche erst ein Exemplar dieses völlig fremdartigen Baumes, jene bewunderte heilige Eiche auf Delos, vor der auch Odysseus staunend stand,

„denn nicht trägt ein solches Gewächs sonst irgend die Erde.“

---

[1]) Wönig a. a. O. S. 309.

[2]) S. oben S. 186.

Die eigentümliche Art von Zucht, welche im Bereiche der Tierwelt Kultvorstellungen veranlaßte, fehlt auch in dem der Bäume nicht — gerade Palme und Oelbaum sind uns Belege dafür —; da sie aber an den Zuchtgegenständen nicht wie in jenem Gebiete irgendwelche Charaktermerkmale zurückließ, so genügt hier die Erwähnung.

Wenn wir uns die Resultate der neuesten Untersuchungen über die Herkunft des Feigenbaumes [1]) aneignen dürfen, so müssen wir der Feige ganz dieselbe Geschichte zuweisen wie der Dattel, wie ja auch das Verfahren zur Befruchtung beider auf ganz gleicher Empirie beruht. Nur teilen sich in ihrer späteren Verbreitung Feigenbaum und Palme in den Norden und Süden des punisch-semitisch-pelasgischen Kulturbereichs, während sie in ihrer ursprünglichen Heimat Südarabien und darüber hinaus bis Syrien zusammenwohnen. Ist wirklich Südarabien, wie Solms-Laubach nachweist, die ursprüngliche Heimat des Feigenbaums, dann gelten alle Schlüsse, die für die Zähmung der Palme gezogen werden konnten, in gleicher Weise auch für den Feigenbaum, wobei die abweichenden Grenzen, welche seine Verbreitung nachmals erreichte, nicht in Betracht kommen. Daß auch der Feigenbaum in Aegypten nicht ursprünglich heimisch war, beweist das „verschwindend seltene" Auftreten der edlen Feige unter den Opferspenden, während die Darstellungen in Beni-Hassan [2]) bezeugen, daß die Kultur des Baumes zur Zeit der zwölften Dynastie, also in gleicher Weise, ehe dem Semitentum ein solcher Kultureinfluß zugesprochen werden könnte, sich eingebürgert hatte. Der Zusammenhang dieser Thatsachen läßt dann wieder keinen andern Schluß zu, als daß das punische Volkstum jener Gegenden der ursprüngliche Träger dieser Kultur gewesen sein müsse.

Nach dem wasserdurchtränkten Boden Babyloniens folgte der Feigenbaum der Palme so wenig wie der Oelbaum. Daß er dem persischen Kulturbereiche völlig unbekannt war, hebt Herodot [3]) einmal ausdrücklich zur Kennzeichnung der Armut der Perser gegenüber den kleinasiatischen Lydiern hervor, bei denen die Feige, wie im Süden die Dattel, das Brot des Landes bildete. Ebenso kennzeichnete Kultur und Verwendung der Feige — wie schon Jesaias ein Feigenpflaster zum Aufziehen einer Eitergeschwulst ebenso verwendete, wie es noch heute volkstümlich, ist aus der Bibel bekannt [4]) — Palästina und das angrenzende Syrien, während der Baum im kleinasiatischen Lande Carien seinen zweiten Namen (Ficus carica L.) erhalten hat — sämtlich Länder, in denen der punische Stamm

---

[1]) Gr. zu Solms-Laubach, Herkunft, Domestikation und Verbreitung der gewöhnlichen Feige. Verhandl. der k. Gesellschaft d. Wissenschaften zu Göttingen. 28. B. 1882. S. 45 ff.

[2]) Wönig a. a. O. S. 297 und 293.

[3]) Herodot I, 71.

[4]) 2 Kön. 20, 7. Jes. 38, 21.

ehedem seine Wohnsitze oder seine Handelsbeziehungen besaß. Es ist darum keineswegs nötig, mit Wönig[1]) seine Verbreitung durch die Vermittlung der Araber zu erklären; nach den Erzählungen der Bibel selbst kann unmöglich irgend ein Judenstamm den Baum aus der arabischen Wüste mitgebracht haben, und selbst die substruierten Patriarchengeschichten lassen den Gedanken an eine solche Importierung nicht aufkommen. Was aber von Palästina, das gilt sicher von Syrien überhaupt und dem benachbarten Kleinasien: der herrliche Baum ist ein Stück aus der reichen Kulturerbschaft des punischen Stammes, der nach so immensen Kulturleistungen unterging, weil er in allem größer sich zeigte, als in den Fortschritten socialer Organisation.

Für die europäischen Mittelmeerländer mochte Carien als die nächste Heimat des Feigenbaumes erscheinen, und dem entspricht die nahe Verbindung der Carier mit den Joniern einerseits, welch letztere Herodot geneigt ist, im Verhältnis zu den Doriern der Abstammung nach nicht einmal als echte Hellenen anzuerkennen, und anderseits die Thatsache, daß nachmals gerade das jonische Athen sich rühmte, das europäische Stammland wie des Oelbaumes so auch der Feigenzucht zu sein. Es häufen sich sonach die Spuren, welche von den nachmals attischen Joniern zu den Cariern, denen sie einst auch das linnene Prunkgewand entlehnt haben sollten, und von diesen zu dem altpunischen Stamme hinüberleiten.

In jener Zeit, welche die Ilias kulturgeschichtlich schildert, war der Feigenbaum nicht nur in Griechenland, sondern auch auf den Inseln und den nächsten Küsten Kleinasiens noch unbekannt; ebenso wenig nennt ihn der alte Hesiod. Erst in der Odyssee erscheint die Feige in, wie die Philologen urteilen, jüngeren Zusätzen. Zuerst wird sie litterarisch bezeugt um 700 v. Chr. in Griechenland[2]). Dann rühmt sich Attika neben Sikyon derselben; sie ist ihm das Geschenk, das einst Demeter für gastliche Aufnahme einem Sohne Attikas gewährt. Was dem Araber die Dattel, das wurde nun dem ärmeren Hellenen die Feige. Mit der griechischen Kolonisation gelangte sie weiter nach Westen, vorzugsweise nach Italien, das indes in jüngerer Zeit auch direkt aus Syrien edlere Arten einführte[3]). Wenn auch Karthago, wie aus der Erzählung von Cato hervorgeht[4]), ein Land der Feigenzucht war, so führt uns auch diese Thatsache auf dasselbe Centrum dieser Kulturart zurück. Alles in allem lernen wir so jenen Zweig der roten Rasse als ein Volk kennen, das die Höhe des Nomadentums nicht erklommen hatte und darum in Bezug auf die Organisation den nachrückenden Nomaden unterliegen mußte, das aber die in vor-

[1]) Wönig a. a. O. S. 294.
[2]) Hehn a. a. O. S. 80.
[3]) Plinius 15, 83.
[4]) Plinius 15, 75.

nomadischer Lebensweise entwickelten Keime der Anbaukultur in jenem Lebenskampfe zu glänzender Entfaltung brachte, ein Verdienst, das über den technischen Fertigkeiten und dem Handelsgeschicke jenes um die Geschichte der Menschheit hochverdienten Stammes fast durchwegs übersehen wird.

Der Feigenbaum Ostindiens (Ficus religiosa L.) ist eine jener wenigen Pflanzenarten, deren Domestikation fast ausschließlich die des Kultes darstellt, wovon seinerzeit noch die Rede sein wird.

Noch müssen wir, der größeren Wahrscheinlichkeit folgend, auch den Granatbaum (Punica granatum L.) dem Bereiche der ursprünglich phönizischen Kulturbäume zuzählen. Dafür ist freilich der Name „punischer Apfel" nicht ausschlaggebend, denn die Römer, die diesen anwendeten, konnten damit auch nur die nächsten Vermittler dieses geschätzten Obstes bezeichnen wollen. Die eigentliche Heimat des Baumes aber, der erst in der Pflege des Menschen genießbare Früchte lieferte, ist streitig. Einige halten die Gegenden von Kurdistan, Afghanistan und Beludschistan dafür [1]), während Burnes im Süden des Kaspisees, andere im Süden des Kaukasus wildwachsende Bäume, Balfour und Schweinfurth aber die unveredelte Art (Punica Protopunica Balf.) wildwachsend auf der Insel Sokotra südlich von Arabien entdeckten [2]). Wieder andere [3]) halten, aus den Kulturverhältnissen der historischen Zeit schließend, an Kanaan, als dem Geburtslande der Granatkultur, fest. Das alles läßt sich am leichtesten dann vereinigen, wenn wir auch den Granatbaum dem Kulturbezirke der Palme, des Oelbaums und Feigenbaums zufügen, wogegen auch eine ursprüngliche Erstreckung des Verbreitungsgebietes der wilden Art über Persien nicht sprechen könnte. Auch in Altägypten finden wir den Baum in demselben Verhältnisse wie die genannten; während die Granate zu den Urfrüchten des Landes nach ihrer Bedeutung im Totenkulte nicht gezählt werden kann, hat man die Zeugnisse für ihre Einführung doch auch schon in den ältesten Epochen vorgefunden [4]), also wiederum in einer Zeit, in welcher wohl an eine phönizische, nicht aber an eine semitische Abstammung gedacht werden kann.

Ebenso deuten die ältesten Beziehungen zu Griechenland auf eine mit Olive und Feige gleiche Landsmannschaft. Auch der Granatbaum tritt erst in einem jüngeren Zusatze der Odyssee hervor und an seine beiden griechischen Namen (ῥοιά und σίδη) weist der erstere direkt nach Syrien (rimmon), der andere in einer älteren Form (σιβδη) nach Karien. Während der Baum so wieder über Karien und Hellas seine Verbreitung nach Italien

---

[1]) Wönig a. a. O. S. 323.

[2]) Schweinfurth, Allgemeine Betrachtungen über die Flora von Sokotra. Englers botan. Jahrb. V. S. 47.

[3]) Hehn a. a. O. S. 196.

[4]) Wönig a. a. O. S. 323 f.

fand, blieben doch die phönizischen Kolonien in Nordafrika auch in der Römerzeit die Heimat der feineren Fruchtsorten.

Die Bedeutung des Granatapfels bei den Juden in Kanaan läßt sich dann leicht durch die von ihnen hier angetretene Erbschaft erklären. Es dürfte aber nicht mehr zu entscheiden sein, ob bei den Altpuniern die Kultur des Baumes mit der Sammlung seiner im wilden Zustande kaum genießbaren Früchte oder ob sie als Domestikation des Kultes begann und dann nach jenen Analogien, die wir im Bereiche der Tierwelt fanden, auf das wirtschaftliche Gebiet übertrat. Sicher hat der durch Blüten und Früchte gleich auffallende, wenn auch nicht sofort nutzbare Baum im Bereiche der phönizischen Kultur vielfach in einer noch zu erklärenden Weise als Fetischbaum eine große Rolle gespielt, und etwas Heiliges und Mystisch-Symbolisches ist von da aus mit ihm und seinen Früchten zu den jüngeren Pflegern derselben mitgewandert. In dem Namen Hadad-Rimmon war der Name einer phönizischen Gottheit in derselben Weise mit dem des Fetischbaumes verbunden [1]), wie in Aegypten viele Götter mit dem Namen ihres Fetischtieres genannt wurden. Eine ähnliche Verbindung erhielt sich in dem Mythus, daß auf Cypern — eine jedenfalls phönizische — Aphrodite den Baum gepflanzt habe, während er in den phrygischen Mythen als Baum des Adonis erscheint. Das Wort σιδη aber hat einer Menge Ortschaften im Bereiche des phönizischen Einflusses den Namen gegeben, und dieser mag in vielen Fällen zunächst den fetischhaften Gegenstand, welcher die betreffende Malstätte als den Kernpunkt der Ansiedelung kennzeichnet, bezeichnet haben. Vielleicht ist zu den von Hehn [2]) angeführten Orten dieses Namens auch noch das phönizische Sidon selbst zu zählen, und sicher ist der charakteristische Granatäpfelschmuck im altjüdischen Kultbereiche ein letzter schwacher Ausklang solcher Vorstellungen. Sobald sie aus dem Verständnisse fielen, mußte dann die an die Eigentümlichkeiten der Frucht sich hängende Symbolik an ihre Stelle treten.

Der erste Repräsentant eines fremdartigen Kulturkreises, der erste Nadelbaum mit zur Nahrung dienenden Früchten, tritt nur in sehr unsicheren Umrissen aus dem Dunkel der Urgeschichte hervor. Wir können nicht einmal entscheiden, ob es die eigentliche Pinie (Pinus Pinea L.) oder die Zirbelnußkiefer (Pinus cembra L.) ist, die uns an der alten Grenze des südlichen und nördlicheren Kulturkreises entgegentritt. Sicher ist nur, daß in den Denkmälern von Kujundschik und Nimrud am oberen Tigris, da, wo der semitisch-assyrische Kulturkreis so oft die aus dem medisch-skythischen eindringenden Barbaren aufnehmen mußte, uns ein sogenannter „Götterbaum" entgegentritt, dessen Wesen wir wahrscheinlich am richtigsten

---

[1]) Movers, Phönizier. I, 196 ff.

[2]) Hehn a. a. O. S. 193 f.

deuten, wenn wir es dem der altägyptischen Sykomore [1]) gleichsetzen: es ist der Baum, der als der Erhalter des Lebens über den Tod hinaus gedacht wird, wie er im Diesseits auf einer niederen Stufe der Kultur des betreffenden Volkes Ernährer gewesen sein mußte. Der Baum selbst, den wir somit die Sykomore des Skythen nennen könnten, ist aus seinen Abbildungen durchaus nicht zu erkennen, weil er zu einem stilisierten Ornamente geworden war. Aber das, was die Genien von ihm pflücken und in Körbchen zu sammeln scheinen, das sind zweifellos Zapfen von der Form der Pinien- oder Zirbelnüsse und so scheint denn der Baum wenigstens insoweit bestimmbar. Die Genien aber, in assyrische Gewänder gehüllt, tragen den Kopf eines Vogels, den wir dem Kamme nach als den Hahn deuten möchten; wir werden also diese ganze Vorstellungsweise auf medische Herkunft zurückführen müssen.

Wenn wir in einer Stelle des Herodot [2]) ein Wort, das ebensowohl Läuse wie kleine Zapfen bezeichnet, in letzterer Bedeutung nehmen, dann wäre uns nördlich vom Kaspisee derselbe Baum angedeutet, wie in jenen Bildwerken südlich von demselben. Es wären dann die Budinen, die mutmaßlichen Vorfahren der Slaven, welche, in waldreicher Gegend an der heutigen Grenzscheide zwischen Europa und Asien wohnend, „allein unter den dort wohnenden Völkern", die Früchte eines Nadelbaumes genossen hätten. Und in der That ist es heute noch gerade Rußland, aus welchem die Zirbelnüsse in den Handel kommen, und im Lande der Wogulen am Ural bilden jene immer noch eine beliebte Volksspeise. Woher die verwandte Pinie in die Länder des Mittelmeeres gelangte, ist bis jetzt ungewiß; sicher ist nur, daß sie dahin als ein Gartenbaum aus der Fremde kam. Unter den ägyptischen Funden sind ihre Früchte nur höchst selten und deuten dann auf ihre Verbreitung durch den Handel [3]).

Dieser rätselhafte Baum mag also die vorgenannten Früchte des phönizisch beeinflußten Kulturkreises von denen scheiden, welche in der gemäßigteren Zone zur Ernährung beigezogen und allmählich zum Besseren umgebildet wurden. Es ist gewiß charakteristisch, daß alle diese Obstbäume engeren Sinnes in den Kulturkreis Altägyptens noch nicht eingedrungen sind. Sie gelangten erst auf den Völkermarkt, als das unternehmendste Handelsvolk der alten Welt ihm seine Vermittelung nicht mehr bieten konnte; ihr Verbreitungskreis lag mit dem der jüngeren Kultur in einer nördlicheren Zone; aber die Völker des pelasgischen Stammes waren in der glücklichen Lage, nun ebenso an diese sich anzuschließen, wie sie einst die Nahrung ihrer Kindheit im phönizisch-semitischen Kreise aufgenommen hatten; in dieser Vermittlungsstellung liegt nach vielen Richtungen hin ihre große kulturhistorische Bedeutung.

---

[1]) S. oben S. 580.

[2]) Herodot IV, 109.

[3]) Wönig a. a. O. S. 362.

Wenn die Vorfahren von dem Anerbieten der wilden Natur unserer Zone Gebrauch machten, indem sie nach bereits angeführten Zeugnissen Schlehen, Traubenkirschen, Holzäpfel, gewiß auch die verschiedenen Sorbusarten und ähnliches sammelten und aßen, so war es ihnen dabei nicht in der Art wie beim Genusse von Eichelkuchen, gerösteten oder gesottenen Getreidekörnern um die Ernährung zu thun; sondern diese an sich trockenen und reizlosen Speisen mußten ein Bedürfnis des Gaumens erwecken, dem auch jene herben und sauren Früchte, die wir jetzt für ungenießbar halten, in dieser ihrer Art genügten. Erst durch Anbau und Auswahl konnten dann diese Früchte auch in einem andern Sinne genießbar werden, beziehungsweise es entstanden örtlich solche neue Sorten, die dann durch den Völkerverkehr Verbreitung fanden.

So haben Griechen und Römer die, wie aus dem Namen geschlossen wurde, aus Kreta eingführte Quitte (Cydonia vulgaris) nicht roh genießen können, wohl aber als duftige Würze benützt. — In jenem Sinne aber ist die Pflaume ebensowohl einheimisch wie ein Produkt des Völkerverkehrs zu nennen. Wie das griechische προῦμνα nach Galenus die Frucht des wilden Baums und wohl noch ohne genauere Unterscheidung die Schlehe und die Krieche bedeutete, so ist auch das slavische sliva und unser Schlehe (ahd. slêhâ) dasselbe Wort; aber im Gebrauche des Lateiners wurde prunus, in dem des Slaven sliva zur Bezeichnung der jüngeren verbesserten Früchte, deren besonderer Name dann gewöhnlich nach den Bezugsquellen beigesetzt wurde. Diese Veredlung reicht aber nicht mehr in jene Zeiten zurück, in welchen die phönizisch-semitische Kultur in Berührung mit der altägyptischen die damalige „Welt" beherrschte.

In Catos Landwirtschaft spielt der Pflaumbaum noch keine Rolle; es gab noch keine differenzierten Sorten. Aber von der Zeit ab mehren sie sich. Columella kennt schon drei, unter ihnen die von Damaskus, die Damascenerpflaume, welche die geschätzteste blieb, obwohl schon Plinius[1]) eine ganze Schar neuer hinzuzufügen wußte. Eine wesentliche Voraussetzung für diese Art Kulturverbreitung war die Kenntnis der Uebertragung besserer Spielarten durch das Pfropfen. Die römische Litteratur zeigt uns nur, daß diese Erfindung zur Zeit der Blüte Roms, als Italien, das ehemalige Wald- und Weideland, anfing, sich in einen Garten zu verwandeln, in dem die gärtnerischen Schätze des gesamten Reiches zusammengetragen wurden, daselbst auftaucht und von den Zeiten Catos bis zu denen Virgils in steter Ausbreitung begriffen ist. Cato[2]) betont noch so sehr die Methode, edle Bäume durch Zweigbewurzelung in umhüllenden Erdkörben zu vermehren, daß man glauben möchte, das Pfropfen sei zu seiner Zeit, wenn auch bekannt, so doch noch wenig in Anwendung gewesen. Dagegen

[1]) Plinius 15, 41.

[2]) Cato 52 und 133.

erscheint es in Virgils Schilderung [1]) als blühende Modespielerei, wobei sich jedoch verrät, daß die römischen Herren selbst wenig eingehende Erfahrung in der Sache zeigen. Es ist die mit der Neuheit verbundene Phantasterei, welche Virgil Aepfel von den Platanen und Eicheln von den Ulmen erwarten läßt. Auch Plinius [2]) kennt darin im Gegensatze zu Columella noch kein rechtes Maß. Wohl mit Recht glaubt man die eigentlichen sachkundigen Gärtner in orientalischen, namentlich syrischen Sklaven zu erkennen [3]), nnd so sehen wir uns denn auch durch diese Fertigkeit wieder auf denselben Volkskreis zurückverwiesen, welchem wir die Erfindung der halbkünstlichen Befruchtung der Palme und Feige verdanken, und obgleich fortan der Zuwachs an Fruchtbäumen nicht mehr ausschließlich dem ehedem phönizischen Bereiche entnommen wurde, so bliebe doch die Möglichkeit der weiteren Vermehrung phönizisches Verdienst.

Daß uns die Geschichte von einer besonderen Bezugsquelle des Apfels und der Birne nichts verrät, hat seinen natürlichen Grund in dieser Art des Vorganges. Beide Fruchtarten gehören im wilden Zustande dem Gebiet der skythisch-arischen Kultur an, und daß man sie in dieser frühzeitig hochgeschätzt, beweist unter anderem die Stellung des Holzbirnbaumes, die dieser heute noch in Bezug auf Kulterinnerungen auf einem Boden einnimmt, der nacheinander Germanen, Slaven und wieder Germanen nährte. So bildet noch bis heute in der Neumark und Niederlausitz der Holzbirnbaum [4]) teils in der Volkssage teils in Wirklichkeit den Malbaum uralter Begräbnisplätze, und in der Vorstellungsweise der Alten war er hier gewiß nichts anderes als die ägyptische Sykomore, der Seelen „Baum des Lebens". Seltsam genug hat auch die Sage des neumärkischen Bauers den Holzbirnbaum an die Stelle des bekannten Paradiesbaumes gesetzt, wie auch seine Bezeichnung als „Drachenbaum" an seine Beziehung zur Malstätte erinnert.

Es ist gewiß, daß skythische Völker solche Bäume nicht gepflanzt, sondern der Nahrung wegen aufgesucht, daß sie unter ihnen aus gleichem Grunde mit Vorliebe, wie unter Sykomoren, ihre Toten bestattet haben, und wenn sie je anfingen einen Baum zu pflanzen, so war es gewiß zuerst an einer solchen Stelle — denn nur die Gräber waren, wie uns Herodot zeigte, die festen Punkte eines solchen Volkes. Indem aber gerade um diese Malstätten nachmals sich die Ansiedlungen gruppierten, ergab sich ein Uebergang zur Baumpflanzung in weiterer Erstreckung, und Pflanzung und Auswahl schufen auch in diesem Bereiche neue, genießbarere Sorten. Es

---

[1]) Virg. Georg. 2, 69.
[2]) Plinius 17, 120.
[3]) Hehn a. a. O. S. 350.
[4]) Vergl. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg. Berlin 1883. S. 167 ff. und 254.

läßt sich also die Frage nach der Herkunft des Apfels und der Birne im allgemeinen gar nicht stellen; nur nach der Herkunft der einzelnen Sorte könnte man fragen. Die Urkunden Karls des Großen haben uns schon ein kleines Verzeichnis solcher aufbewahrt und alle diese scheinen nach Oertlichkeiten benannt zu sein. Bis heute ist diese Bezeichnungsweise (Borsdorfer, Meißner, Stettiner, Danziger &c.) die eigentlich volkstümliche geblieben. Daß aber gerade Frankreich das Land dieser jüngeren Kultur wurde, ist nicht bloß in seinen klimatischen, sondern auch in seinen vermittelnden geschichtlichen Verhältnissen begründet.

Aber auch der Orient nahm an diesen Kulturfortschritten immer noch Anteil, insofern die Veredelungsversuche an den dorthin reichenden wilden Fruchtarten häufig gerade hier sowohl mit mehr Ausdauer und Erfahrung wie Erfolg gemacht wurden. Nur in solchem Sinne kann die Erzählung Plinius gelten, der römische Feldherr L. Lucullus habe unter der Beute nach dem Siege über Mithridates auch den Kirschbaum (Prunus cerasus L.) aus dem pontischen Lande und zwar aus der Stadt Cerasus mitgebracht. Als eine Prunus-Art war die wilde Vogelkirsche in Europa selbst ebenso einheimisch wie in Kleinasien und außer in Cerasus waren auch anderwärts Verbesserungen der daheim verachteten gelungen. So hatte schon früher ein Diphilus [1]) die Kirschen von Milet gerühmt; doch war auch damals schon der Beiname nach der Stadt Cerasus üblich, so daß hier eine ältere Kultur zu Hause sein mußte, wenn nicht etwa umgekehrt, wie vermutet wurde, die Stadt nach einem älteren Namen der Frucht benannt wurde. Solche Veredelungen waren aber bis dahin nicht nach Italien gekommen, und ein anderes Einfuhrsthor nach Europa gab es kaum. Cato nennt die Kirsche noch nicht als eine genießbare Frucht. Für Belgien wurde nachmals Lusitanien eine Bezugsquelle veredelter Sorten.

Nach der Ueberwindung des pontischen Reiches durch die Römer dehnte sich der Weltverkehr auch in der Richtung unseres Gegenstandes nach Osten hin aus; Armenien und Persien lieferten nun unmittelbar an Rom jene Früchte, welche, weil sie einer jüngeren Kultur angehörten, die Griechen durch phönizische Vermittlung nicht hatten erhalten können. So kamen erst um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr., den älteren Landwirten Italiens, wie Cato und Varro noch völlig unbekannt, in Unternehmung betriebsamer Gärtner Bäumchen nach Rom, welche die armenische Pflaume oder Aprikose (Prunus armeniaca L.) und solche, welche eine Art persischer Aepfel, den Pfirsich (Amygdalus persica L.) trugen [2]). Der wilde, in diesem Zustande dornige Citronenbaum hat seine Heimat im tropischen Asien und wurde hier wahrscheinlich an mehreren Stellen zugleich in Kultur genommen. Die Römer lernten ihn als einen Baum Mediens

---

[1]) Bei Athenäus 2, p. 51.

[2]) Plinius 15, 11—13.

kennen (Citrus medica), nachdem die Griechen seit den Zeiten Alexanders des Großen von den betreffenden Früchten in Medien und Persien gehört und durch Theophrast[1]) eine genaue Beschreibung dieses „medischen Apfels" erhalten hatten.

Obgleich dessen Kultur damals auch in Syrien blühte und daselbst zu besondern Spielarten gelangte, muß sie doch dem altphönizischen Kreise noch fremd gewesen sein, weil sie in Altägypten keine Vertretung findet[2]). Auch ist der in Medien und Persien wachsende und aller Wahrscheinlichkeit nach erst von dem medischen Zweige der Bevölkerung daselbst hervorgehobene Baum, den Theoprast beschreibt, sicher noch keine Spielart der Kultur, sondern die wilde Form der eigentlichen Citronat-Citrone (Citrus medica macrocarpa). Von ihm gilt dasselbe, wie von unseren wilden Obstsorten; nicht als Nahrung, sondern als Würze einer allzu eintönigen Speise suchte der Mensch seine Früchte. Auch im Abendlande lernte man an diesen Aepfeln, welche früher als der Baum dahin kamen, nur den würzigen Geschmack schätzen, und der ungenießbaren Säure schrieb man die abenteuerlichsten fast zauberhaften Wirkungen zu. Man schätzte sich glücklich, einen solchen Apfel für die Kleiderlade zu gewinnen, weil man dann die Kleider vor jedem Ungeziefer und jeder Art Verderben gesichert hielt. Denselben Zweck hatte man aber früher durch Einlagen von Holz des Cidrus-Baumes, einer Cedern- oder Cypressenart, zu bewirken gesucht, und so hielt man denn jetzt die neuen durch ihren scharfen Duft zu gleicher Verwendung bestimmten Früchte für die jenes Baumes und nannte sie fortan Citrusfrüchte — daher unsere „Citrone". Sicher aber wenigstens im Jahrhundert nach Plinius hatte man den Baum selbst nicht nur in Kübeln nach Rom gebracht, sondern auch daselbst vermehrt und zum reizvollen Schmucke der Gärten verwendet. Die bessere Erkenntnis konnte aber den einmal eingeführten falschen Namen nicht mehr verdrängen.

Unsere saure Citrone, richtiger Limone (Citrus Limonium, Riss.) führt aus ihrer Heimat noch viel weiter über das ehedem semitische Gebiet hinaus nach Indien, während ihre Einführung in Europa erst nach den Kreuzzügen erfolgt sein dürfte. Viel früher aber hatte der Baum nach Syrien einschließlich Palästinas Verbreitung gefunden, und nicht als Nahrung benützte man seine Frucht, sondern nach dem Zeugnisse des Jacobus de Vitriaco[3]) (im dreizehnten Jahrhunderte) als scharfe Würze zu Fleisch und Fisch. Der Gefährte dieser Pflanze war der verwandte Adams- oder Paradiesapfel, der bei den Juden in besonderem Ansehen blieb.

Mit der Limone zusammen bezeichnet die Pomeranze (Aurantia amara) für uns geographisch und geschichtlich ein neues Gebiet, das der

---

[1]) Theophrast 4, 4, 2.

[2]) Wönig a. a. O. S. 325.

[3]) Hehn a. a. O. S. 364.

ostindischen Heimat und der arabischen Völkerbewegung. Die Vermittelung zwischen Indien und dem jüngeren arabischen Kulturkreise aber bildete Persien. Endlich weist uns die süße Pomeranze und die Apfelsine (Aurantia dulcis und A. sinensis) noch über dieses weite Gebiet hinaus. Die Einführung dieser Frucht bedeutet die Berührung des bisher betrachteten Kulturkreises im weitesten Sinne mit dem in großer Selbständigkeit abgeschlossenen des äußersten Ostens der alten Welt. Portugiesische Händler brachten den Baum angeblich um 1548 aus Süd-China nach Lissabon.

Die alte Kultur im äußersten Osten Asiens innerhalb der Parallelkreise, welche unsere Mittelmeerkultur einschließen, muß, wie wir aus den noch erhaltenen Resten folgern können, derjenigen der phönikischen in Vorderasien, mit Ausschluß etwa des besonderen Antriebes zur Handelsvermittelung, den letztere empfing, nahe verwandt gewesen sein. Auf dem Festlande Ostasiens ist das Bild der ursprünglichen Kultur allerdings getrübt worden durch das Eindringen nomadisierender Mongolen; auf dem Inselreiche Japan aber hat sich eine ältere Kulturstufe rein erhalten, und diese ist es, welche wir der der altphönizischen Völker gleichstellen müssen; sie gleicht ihr auch darin, daß sie in dem einst viel weiteren Gebiete ihrer Verbreitung durch das Eindringen nomadisch geschulter Rassen immer mehr Boden verloren hat — trotz ihrer Ueberlegenheit, die wie dort auf allen Gebieten bestand, mit einzigem Ausschluß desjenigen der Organisation und jener unternehmenden Erwerbsthätigkeit in großem Maßstabe, wie sie vorzugsweise das beduinenhafte Nomadentum geboren hat. Das Wesentliche der Uebereinstimmung aber besteht auf beiden Seiten in der Entwickelung einer Kultur nahezu bis zu den höchsten erreichbaren Stufen von der Grundlage einer Lebensfürsorge, welche der Kenntnis der Vorteile und Hilfsmittel des eigentlichen Nomadentums noch entbehrte; es ist, wenn wir so sagen dürfen, eine vorsemitische und vorskythische Kulturform, und darin liegen ihre Unvollkommenheiten, aber es ist eine in ihrer Art höchstgesteigerte, und darin liegt die nicht bloß zufällige äußere Aehnlichkeit mit der altphönizischen. In ihr erscheint, von späterer Beimischung der Errungenschaften nomadischer Erwerbsweise abgesehen, die vornomadische in einseitiger, aber raffinierter Ausbildung. Noch hat uns aus jener Zeit die chinesische Volkslebensweise die Heranziehung einer bei uns längst mißachteten Fauna zu Nahrungszwecken bewahrt, während auf Japan die Fischnahrung diesem Zweige entspricht. Dafür aber ist beiderseits die Gewinnung der Vegetabilienkost zu einer höchst ansehnlichen Technik emporgestiegen. Aber auch sie erinnert, in Japan wenigstens, gerade in dieser in ihrer Art vollendeten Technik an all jene kleinen Mittel, an deren Stelle der Nomade eine großartigere Organisation der Arbeit mit weit umfassenderer Anwendung des tierischen Motors zu setzen vermochte. Das Bewunderungswürdige in jener Kultur ist gerade der intensive, ebenso raffiniert wie liebevoll durchgeführte Kleinbau Japans, der — vom Reisbau abgesehen — Pflug und Egge, und selbst

bei der Düngung die Zuhilfenahme des Tieres größtenteils ausschließt. Wir würden dieser einseitig entwickelten Richtung zugestehen müssen, daß sie das höchste Ziel erreicht habe, wenn wir nicht durch die Zuhilfenahme des tierischen Motors für die Bemessung des Arbeitsergebnisses einen anderen Maßstab gewonnen hätten. Der emsige Japaner benützt seinen Grund in jedem Jahre für Winter- und Sommer-, oder für Halm- und Hackfrucht zugleich, und weiß ihn teils durch dieses, einem unablässigen Rigolen gleichende System, teils durch die sorgfältigste Aufsparung aller Düngstoffe bei Tragkraft zu erhalten. Neben je einem Streifen Weizen oder Gerste, die er im Oktober sät und im Juni erntet, baut er, immer nur mit der Haue arbeitend, einen Streifen Sommerfrucht — Hackfrucht oder Mais, Sorghum und ähnliches — die er vor der Reife der Winterfrucht sät und nach derselben mit Heranziehung ihres Bodens behäufelt, was nach deren Ernte wieder in umgekehrter Weise geschieht [1]. Auch der einheimische Hügelreis fügt sich diesem Systeme, natürlich aber nicht der Sumpfreis. Dieses ganze System der ausgesuchtesten Sparsamkeit vermag seinen ehemaligen Zusammenhang mit dem Kreise weiblicher Wirtschaftsführung kaum zu verbergen: der ehemals weibliche Wirtschaftsbetrieb des Fruchtanbaues ist hier, indem durch die besonderen Umstände der männliche Betrieb der Jagd unergiebig wurde und zur Stufe einer ägyptischen oder einer nomadischen Viehzucht sich nicht emporschwang, zum ausschließlichen Ernährungsbetriebe des Volkes ausgewachsen, und er hat in seiner Art Vollendetes erreicht. Diese ins kleinste gehende Aufmerksamkeit, welche der Mensch der Pflanze zuwendete, führte zu ganz ähnlichen Kunstgriffen auf dem Gebiete der Baumzucht, wie sie im Westen des Erdteils als Erfindungen des phönizischen Volksschlages sich darstellten; auch der Japaner wie der Chinese ist in gärtnerischen Dingen, wie beispielsweise in der Erziehung von Zwergbäumen, ein Tausendkünstler. Aber diese Parallele erstreckt sich auch noch auf Kunstfertigkeiten der verschiedensten Art. Die ostasiatische Stahl-, Porzellan-, Lack- und Seidenwarenindustrie findet in der Bronze, dem Glasschmuck, dem Nürnberger Tand und dem kostbaren, der Barbarenwelt fremden Linnenzeug, das die Phönizier vertrieben, ihre Gegenstücke. Auch kann man in betreff des Handelsbetriebes und der sich weit erstreckenden Ansiedelungen zu Handelszwecken wenigstens von den Chinesen sagen, daß sie die Phönizier des Ostens seien.

Diese beiden Kulturgebiete, getrennt durch die hochasiatischen Wüsten und die ewig gährende „officina gentium" der Steppe, standen lange in keiner einflußreicheren Vermittlung. Der dem östlichen allein eigentümliche Bekleidungsstoff der Seide, wunderbarer noch als das Leinen in seiner Verwendung des Rohstoffes wie in seinem Glanze, und der süße „chinesische Apfel" — die Apfelsine — bahnten eine solche nachmals weiter verfolgte

[1] Siehe das Werk der „Preußischen Expedition". Bd. II. S. 70 f.

Vermittelung an. Schon vorher aber lag sie zwar nicht in einem gegenseitigen Verkehr, aber in einer von der indischen Heimat aus nach beiden Seiten hin sich ausbreitenden Frucht.

Die Verwendung des Reises (Oryza sativa L.) blieb indes auch nachmals dadurch unabhängiger von dem Einflusse der westlichen Kultur, daß sie den Fortschritt zur Brotbereitung nicht mitmachte. Sie verblieb auf dem Standpunkte, welchen ehedem auch unser Getreide als Graupenbrei eingenommen hatte. Wohin der Reis vordrang, siegte auch wieder diese Form des „Pilav".

Vom Hörensagen kannte bereits Herodot[1]) diese Indien eigentümliche Grasfrucht; denn daß er sie noch „wildwachsend" nennt, während sie doch damals zweifellos auch schon gebaut wurde, beweist nichts gegen die Identität in dem Zusammenhange mit den niedersten Volkskasten Indiens, von denen er gerade spricht. Ziehen doch heute noch einige Negerstämme Afrikas das Sammeln der wildwachsenden Reisart deren Anbau vor[2]); es sind aber ebenfalls Inder der schwarzen Rasse, von denen Herodot spricht. Im Abendlande wurde der Reis erst nach den Eroberungen Alexanders des Großen bekannt. Damals aber war die Kultur dieser Frucht schon vom Indus nach Baktrien, Babylonien und Susiana vorgedrungen, und dieses Vordringen dürfte wohl, soweit Babylonien in Rede steht, erst in die Zeit zwischen Herodot und Alexander fallen und[3]) die Vermittelung dem persischen Stamme zuzuschreiben sein. Aegypten hat ihn daher zur Zeit seiner Selbständigkeit nicht mehr kennen gelernt. Nach Rom brachte die Frucht griechische Vermittelung zuerst als Stoff für eine kostbare Arznei[4]); die Pflanze selbst aber führten erst die spanischen Araber unmittelbar und mittelbar in entsprechende Gegenden Europas ein. Unmittelbar scheint der Buchweizen, der nacheinander und örtlich die Namen Türken-, Sarazenen-, Tatar- (Tataren-) und Heidenkorn (jetzt Heidekorn) führte, aus seiner Heimat (Nordchina, Südsibirien) des östlichen Kulturkreises durch die mongolischen Völkerzüge nach dem westlichen gebracht worden zu sein. In Deutschland erscheint der Anbau dieser Frucht um den Anfang des 15. Jahrhunderts. Endlich mußte in etwas späterer Zeit auch die „neue Welt" jenseits des Ozeans dem alles umschließenden Kulturkreise der alten von ihren Schätzen mitteilen; darunter befand sich der Mais als die einzige Kulturpflanze der roten Rasse in Amerika.

---

[1]) Herodot 3, 100.
[2]) Schweinfurth in „Globus" 1872, 2; 76.
[3]) Strabo C. p. 692.
[4]) Horaz, Sat. 2, 3, 155.

Die Genußmittel engeren Sinnes in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung.

Zu dem Aufsuchen von Mitteln des Genusses, dem Würzen der Speisen und des Lebens hat die Natur den Menschen von Anfang an selbst hingeleitet, ohne ihn damit irrezuleiten. Aber wie in allen analogen Fällen entwickelte sich in ihm zuerst der zum Genusse drängende primäre Instinkt zu großer Kraft, bevor aus Erfahrung, Erinnerung, Schlußvermögen und Vorstellungsgabe der hemmende Instinkt fürsorglicher Beschränkung sich zu jenem hinzugesellte. In vielen Fällen erscheint ein solcher auch heute noch völlig unentwickelt, und nur eine reflektierende Vernunftthätigkeit zieht die Schranken weiser Mäßigung, gefordert durch ein gesellschaftlich anerkanntes Maß des Zulässigen.

Diese Genußmittel gehören zwei völlig geschiedenen Gruppen an. Die eine Gruppe bilden diejenigen, welche der Geschmacksinn instinktiv als eine mildernde oder würzende, in jedem Falle als eine verbessernde Zuthat zu der entweder zu einförmigen oder zu trockenen und dadurch die Organe ermüdenden und erschlaffenden Nahrung verlangt. Als solche lernten wir bereits ölige Samen und Beeren, würzig-saftige Zwiebelwurzeln und saure Früchte kennen, welche der Mensch eben dieser Hochschätzung wegen allmählich in seine Pflege nahm. Welche Menge von heute mißachteten, wildwachsenden Pflanzen noch zur Zeit Karls des Großen in solcher Art als Würze verwendet wurde, ersehen wir aus einer Aufzählung in einem seiner Hausgesetze. Der bis heute gleichsam rudimentär erhaltene offizinelle Charakter vieler Pflanzen mit in Wahrheit wenig wirksamen Eigenschaften schreibt sich von jener ihrer vorzeitigen Anwendung her. Als Würze zum Fleisch lernten wir bereits die Säure der orientalischen Limone kennen; eine ähnliche Pflanzenwürze einer vorgeschichtlichen Zeit bedeuten die „bitteren Kräuter", an deren Genuß zum Fleische sich der Jude zur Festzeit erinnerte.

Als ein konzentrierter Ersatz dieser Kräuterwürzen ist das mineralische Salz zu betrachten, dessen Gebrauch auch bis heute keineswegs so allgemein über die Erde verbreitet ist, wie wohl geglaubt wird. Wir müssen

uns hier begnügen, auf seine interessante Geschichte zu verweisen, wie sie uns V. Hehn geschrieben hat.

Kulturgeschichtlich erscheinen diese Genußmittel, wie nicht weniger die nachfolgend zu nennenden unter demselben Gesichtspunkte, wie die Mittel und Gegenstände des Schmuckes; auf sie legt der Naturmensch ein größeres Gewicht selbst als auf die des unmittelbarsten Bedürfnisses. Daß er mit diesen, so gut oder schlecht sie ihm das Land biete, seine Existenz erhalte, erscheint ihm als der gemeine, wenig spornende Inhalt der Lebenssorge, aber daß er als Persönlichkeit vor anderen hervortrete, daß er die gemeine Ernährung zu einem Genusse mache, den die Natur nicht jedermann schlechthin bietet, das spornt und elektrisiert seine Willenskraft. Daher bildet der Wunsch nach solchen Genußmitteln wie der nach auszeichnendem Schmuck einen der wesentlichsten Antriebe zum Verkehr der Stämme unter einander, zum Handel und zu den socialen Fortschritten desselben. Stätten mit Salzlagern oder Salzlösungen wurden frühzeitiger als irgendwelche andere auf Nomadenboden „in Besitz genommen“, „heilige“ Stätten, und es entwickelte sich in Verbindung mit ihnen ein Eigentumsbegriff, gerade so wie unter den Wilden an den Fundstellen wertvollen Waffen- oder Schmuckmaterials. Während alles Land noch offene Weide und offener Jagdgrund war, nahmen glückliche Familien jene Stellen in Besitz und durch die so bedingte Abgabe des geschätzten Stoffes wurden Verkehr und Handel geschaffen. Doch zeigt uns die Geschichte auch Kriegsscenen gern in der Nähe dieser vielumworbenen Stätten. Mitten in der Wüste Afrikas hat uns noch in unserer Zeit Nachtigal die Bilder uralter Geschichte aufrollen können, die weitherwandernden Karawanen, die glücklichen Besitzer und „Schirmherrn“ der Salzoasen, den Handel und Streit und die blutigen Kämpfe um solche Schirmherrschaft, um den Anteil am Besitz und Gewinn. Salz in Barren von bestimmter Größe bildet das einheitliche Reduktionsmittel des Verkehrs, das Geld der Naturvölker solcher Gegenden.

Ist der Mensch einmal, was bei vielen Völkern heute noch nicht der Fall ist, obgleich mit dem Weltverkehr auch gerade dieser Kulturstoff immer weiter um sich greift, zum Genusse der Salzwürze übergegangen, an deren Stelle er früher umfangreiche Mengen würzender Pflanzenstoffe seinem Leibe zuführte, so ist auch dadurch wieder von dessen mechanischer Arbeitsleistung ein nicht unbeträchtlicher Teil frei geworden für ein anderweitiges Schaffen, für eine andere Ausfüllung der Lebensfürsorge, und so ist es keineswegs zufällig, daß der Salzgenuß eine Stufe höherer Kultur begleitet, wie uns auch die Geschichte Beispiele zeigt, daß Herren- und Unterthanenstämme sich durch Gebrauch und Nichtgebrauch des Salzes unterschieden. Ein ehrwürdiges Zeichen der Tragweite und eines ersten Kulturfortschrittes zugleich war dem Römer die rituell gebrauchte Mischung von Salz und Spelt; tiefer in die Vorzeit aber, zu den „bitteren Kräutern“ reichte die Erinnerung des Semiten.

Noch derselben Gruppe angehörig, doch eine Würze anderer Art ist die süßende Zukost zu der an sich reizlosen Nahrung des Mehlkorns; sie besteht noch fort in dem Belag unserer Gebäcke mit dem Muse von Früchten, mit Rosinen, Honig und Zucker. In tropischen Ländern ist es der süße Saft von Gräsern, insbesondere des Zuckerrohrs, den sich der Mensch durch ein gewohnheitsmäßiges Kauen der betreffenden Pflanzenteile in den Zwischenpausen der Nahrungsaufnahme zuführt. In höheren Breiten müssen verdünntere Säfte, wie der des Ahorns, der Birke und ähnliche dafür eintreten. Was aber auf der einen Seite das Salz ist, der konzentrierteste Stoff seiner Art, das ist auf dieser der Speisevorrat im Bienenneste; der Name Honig löst auf einer bestimmten Stufe des Naturmenschen den Begriff des höchsten Gaumengenusses aus. „Milch und Honig" ist nach der biblischen Redensart dem semitischen Beduinen diejenige Losung, die ihn — nicht ganz ohne Enttäuschung — in das Leben der Seßhaftigkeit, des geteilten Eigentums am Boden hineinlockt. Nicht ganz ohne Täuschung, denn was die Väter in Urzeiten lockte, damit lassen sich die verwöhnten Söhne bereits zur Zeit der großen Propheten Judas schrecken — ein Land voll Honig ist ein Land der Unkultur geworden. Ebenso bedeutet dem gebildeten Griechen[1]) ein Land voll Honig ein Land der Wüste, und im Mittelalter waren es die östlichen Länder, insbesondere Littauen, welche ihres Honigreichtums wegen berühmt waren, während man daheim trotz der großen Verehrung des Honigs die Zeidlerei als die Sorge geringerer Leute betrachtete; den Leistungsunfähigen legte man Honig- nnd Wachszinse auf.

Dieses scheinbar widerspruchsvolle Verhalten ist darin begründet, wie die Gewinnung des Honigs noch sehr lange Zeit in der Art vor sich ging, welche das ehemalige Leben vom Funde bezeichnete. Es war der wilde Honig, den man aus Felsen und Bäumen sammelte, um so reichlicher, je weniger die Kultur das Bereich der Wildheit eingeengt hatte. Mit der Kultur verschwand notwendig dieser Reichtum, der Uebergang zur Züchtung der Bienen aber hielt nicht gleichen Schritt mit dieser Einschränkung. Es war eigentlich nicht so fernliegend, das Stück eines hohlen Baumes, das die Bienen besiedelt hatten, abzutrennen und innerhalb des Hofgeheges als „Beute" aufzustellen, und solche halbkünstliche Bienenstöcke kannten allerdings schon Griechen und Römer, aber wie weit auch die letzteren noch von einer rationellen Zucht entfernt waren, können wir aus Virgils berühmter Belehrung selbst entnehmen.

Ebenso sehen wir, wie in der Zeit der germanischen Volksrechte der Begriff eines Eigentums an Bienennestern erst allmählich und schrittweise sich bildet, wie z. B. durch Zeichnung des Baumes sich der Finder nur für eine gemessene Zeit ein Einzelnbesitzrecht wahrt, und wir ersehen zugleich aus den zum Teil ganz zweckwidrigen Bestimmungen der Gesetze,

[1]) Plato, Kritias. S. 15.

wie gering noch das Verständnis der Sachen war. Indem so beim Uebergang in ein höheres Kulturleben die Kultur der Bienen, weil sie ein Eindringen in weit kompliziertere Lebenserscheinungen voraussetzte, hinter derjenigen der Kulturpflanzen weit zurückblieb, konnte dieser jugendliche Betrieb der Kultur nicht in Konkurrenz treten mit der Gewinnung des wilden Honigs in noch weniger kultivierten Ländern.

Auch auf diesem ganzen Gebiete zeigt sich das Gesetz der beschränkenden Auslese, der „Ausjätung", wie es Darwin einmal nannte, in auffallendster Weise wirksam. Erst hat der Mensch, von den fesselnden Instinkten des Tieres befreit, alle Büsche und Triften durchsucht, so zu sagen von jedem Blatte und jeder Rinde gekostet, um dem das Mannigfaltigste verdauenden Leibe das ihm abgehende Behagen zu schaffen; dann traten Oel und Butter, Salz und Zucker, zum Teil als die Schöpfungen seiner Kunst an die Stelle eines Wustes von Würzen — noch erhielt sich die Pflanzenwurzel als der Stamm aller Würzen —, während ein Restchen in einer kleineren Auswahl weit aus der Fremde durch die ganze Erde getauschter „Gewürze" seine Vertretung findet. Und auch unter diesen Gewürzen engeren und jüngeren Sinnes räumt die Ausjätung noch des weiteren auf, und wir sind Zeugen dieses Vorganges. Dem im frühen Mittelalter zu allen Dingen unentbehrlichen Pfeffer haben wir viel engere Schranken angewiesen, den um jene Zeit über alle Gewürze hochgeschätzten Safran fast schon aus der Küche gewiesen.

Die zweite Gruppe der Genußmittel bilden die Betäubungs- oder Berauschungsmittel. Nach der Auffassung gewisser Moralisten ist es nur dem Kulturmenschen eigen, mit mehr oder weniger Mäßigung nach dem Genusse solcher Mittel zu streben, während der Naturmensch durch den Trank des ungefälschten Wassers gekennzeichnet sein soll. Diese Behauptung hält jedoch den Thatsachen gegenüber nur stand, wenn man den Begriff des Naturmenschen auf den des Urmenschen unterster Stufe zurückschraubt. Wenn wir den Menschen auf einer solchen Stufe aufsuchen, dann werden wir ihm freilich auch nicht mit jenen Moralisten vorwerfen können, daß er sich zu seinen Ungunsten dadurch vom Tiere geschieden habe, daß er unter Umständen Berauschungsmittel sucht, während das Tier von einem solchen Hange völlig frei ist. Dieser Unterschied besteht in der That; wenn wir aber erkennen, wie er in der ersten und wesentlichsten Differenzierung zwischen Mensch und Tier begründet ist, so fällt es uns schwer, ihn unbesehen in das Register der „Verschlechterungen" der menschlichen Natur zu werfen.

Wir haben nicht angestanden zuzugestehen, daß eine Verschlechterung menschlicher Verhältnisse nach der einen Richtung hin die Folge des Fortschreitens der Kultur nach der andern sein könne; aber daß auch jene Verschlechterung geschichtlich zugenommen habe gerade mit dem Steigen der Kultur, ist eine jener Behauptungen, die Wahres und Falsches mischend auf oberflächlicher Beobachtung ruhen. Auf der Oberfläche schwimmt nun

allerdings die traurige Thatsache, daß die Einwanderung des Europäers mit spielender Leichtigkeit überall das Naturkind durch „Feuerwasser" verdorben hat. Der Europäer ist zum modernen Phönizier der gesamten Welt geworden, und unter den Ditrichen des Handels, mit denen er sich gleich jenem alle Thüren erschloß, war leider das Feuerwasser derjenige, der unter allen Umständen am seltensten versagte. Aber die Parallele reicht auch weiter: wenn der Phönizier der Alten Welt durch Glas, Metall, Oel und Farben die Barbarenvölker köderte, so können wir von ihm doch nur sagen, daß er jene Gegenstände in den bestechendsten Formen zu bieten wußte; den Hang zum Schmucke aber, welcher vorzugsweise als Nerv seinen Handel belebte, haben wir auch bei Stämmen unterster Stufe und bei solchen nachgewiesen, die nie ein Phönizier alter oder moderner Art erreicht hat.

Ebenso verhält es sich mit dem Hange nach Berauschungsmitteln, auf welchen allerdings oft in gewissenlosester Weise der Europäer spekuliert. Aber gerade darin unterscheidet sich hier der niedere Grad der Kultur von dem höheren, daß dort noch ausschließlich der primäre Instinkt der Begehrlichkeit mit ungeschwächter Jugendkraft waltet, während hier Erfahrung und Berechnung ihm Zügel anlegen. Und noch in einer zweiten Weise entfernt sich die Kultur von der Unkultur. Wir werden dabei sehr an den Prozeß erinnert, den die Gewandung durchmachte, indem sie im Gebiete der Kultur vom Schmucke zur Kleidung des Schutzes und der Bedeckung überging, doch in einer Weise, daß sie nun beides zugleich zu erreichen vermag. In gleicher Weise hat sich in betreff der Berauschungsmittel beim Uebergange von der Unkultur in das Bereich der Kultur der Inhalt dessen, was den Begriff des Genusses bedinge, wesentlich verschoben. Während es bei den Naturvölkern das Berauschende, Bewußtseinlähmende selbst ist, was der Mensch mit Hintansetzung aller Ansprüche des Geschmackes und aller begleitenden Annehmlichkeiten sucht, mischt sich auf höheren Stufen das Angenehme als Würze und Duft dem Ursprünglichen bei, bis allmählich eine Wirkung für die Auslese des Genußmittels maßgebend wird, die von der ursprünglich erwünschten ziemlich abseits liegt. Wir können nicht sagen, daß unsere Kultur auf diesem Wege einen ähnlichen Ruhepunkt erreicht habe, wie ihn für das phönikisch-semitisch-pelasgische Kulturbereich der Genuß des gewässerten Weines bezeichnete. Neue Mittel sind mit der Erstreckung des Kulturbereichs an die Seite der alten getreten und durch solche wieder fermentiert, gärt der Prozeß aufs neue weiter.

Dieser Hang des Naturmenschen, der im Tierreiche keine Analogie besitzt, schließt sich, wie gesagt, an eine der wichtigsten Differenzierungen an und ist dadurch in der That charakteristisch menschlich geworden. Wir haben oben[1])

---

[1]) S. Seite 38 ff. 43 f.

den großen Kampf zwischen opfervoller Erstreckung der Lebensfürsorge und leistungsloser Entsagung geschildert, den Kampf, dessen Entscheidungsphasen die Unterschiede von „aktiven" und „passiven Rassen" kennzeichnen; wir haben an Beispielen gezeigt, mit welcher Wucht jede erweiterte Fürsorge auf dem Menschengemüte lastet, seit dem Augenblicke, da der erste Mensch über den ererbten Instinkt hinaus ein Werkzeug erhob; und diese Wucht wuchs, seit er, unter neuen Lebensbedingungen um sein Dasein ringend, seinen Instinkten mißtrauend, mit berechnendem Denken Entschließungen und Handlungen vor seine neuen Ziele setzte. Und daß diese Wucht wuchs, das war ja der Inhalt alles Kulturfortschrittes, und in ihm allein wieder lag die Sicherung der menschlichen Existenz. Wir sehen den Menschen alle Wege betreten, um diesem Dilemma zu entfliehen. Der mit einer fremden Kultur beschenkte Naturmensch wirft sie einfach weg, sobald er kann, um sich wieder glücklich zu fühlen; aber jenes Maß von Zukunftssorge, das der Kulturstand, in dem der Mensch geboren ist, ihm auferlegt, kann er nicht für die Dauer von sich werfen; an ihm hängt sein Dasein. Und doch muß auf jedem Kulturstandpunkte der Mensch als einen Zuwachs der Lebensfürsorge, als eine persönliche Sorge denjenigen Teil empfinden, dessen hergebrachte Lösung noch nicht zum vererbten Instinkte geworden ist. Dem Umfange nach in geringerem Maße wird darum diese Sorge den Menschen von geringeren Kulturfortschritten drücken; aber gerade bei ihm lastet wieder subjektiv drückender und empfindlicher jede geringfügigste Zuwage zu der hergebrachten Durchschnittssorge.

Dem Tiere ist seinem Bewußtsein nach dieser ganze Prozeß ferngeblieben, mit ihm die den Menschen allein kennzeichnende „Sorge", und mit ihr der Wunsch, diese Sorge auszuschalten. Mittel dazu mußte der Mensch auf empirischem Wege finden, indem er, wie wir zeigten, alle Bereiche des Genießbaren und Halbgenießbaren nach Nahrung durchsuchte. Immer kam es dabei nur darauf an, dem ins Rollen gebrachten Gedanken der Sorge Stillstand zu gebieten, und kaum ein Mittel, das eine solche Art Betäubung schaffte, ist ganz unbenützt geblieben. Nur nach den begleitenden Erscheinungen gingen diese Mittel oft weit auseinander, und in dieser Richtung lagen nachmals Auswahl und, soweit der Verkehr dies gestattete, Austausch. Wir wollen keine Geschichte der Berauschungsmittel unserer Darstellung einfügen; nur mit einigen sprungweisen Andeutungen den Beweis zu liefern, daß in der That der Gebrauch solcher Mittel über die ganze Erde und über alle Kulturstufen, die uns noch erreichbar sind, verbreitet war, ist der Zweck der nachfolgenden kleinen Auslese.

Als eine der primitivsten Arten der Befriedigung dieses Hanges können wir das Kauen roher Vegetabilien mit jener Absicht betrachten, wie es uns noch in Peru und seiner Umgebung im Genusse der Cocapflanze vertreten erhalten ist. Wie dem gleichfalls gekauten Betel (Piper betle) in ostindischen Bereichen setzt man auch jener Kalk oder Pflanzenasche zur

Vermehrung der Wirkung zu. Ueberall zeigt sich hier außerordentlich deutlich die Erscheinung, daß der Naturmensch zur Kultur und Pflege dieser Genußmittel einen weit stärkeren Ansporn in sich trägt, als zur Pflege der gemeinen Lebensfürsorge. Ein deutscher Pflanzer — Herr Wörner aus Preußen — welcher uns den heutigen Peru-Indianer als Beispiel bodenlosen Stumpfsinnes aus eigener Kenntnis schildern kann [1]), zeigt, wie nur in einem einzigen Falle dessen Lebensgeister gleichsam aufflackern — wenn es sich um Coca handelt. Sorglos in allem „verwendet er hingegen bei der Kultur dieser Pflanze und bei ihrer Ernte die allergrößte Sorgfalt; er hütet sich, ihr den allergeringsten Schaden zuzufügen, er reinigt und erntet sie mit Vorsicht, kurz er behandelt sie wie ein liebes, teures Kind, wie ein Heiligtum; die Blätter, welche der Wind etwa fortweht, sammelt er sorgfältig; es wäre ein Jammer, wenn sie nutzlos verdürben." Diese Bemerkung wurde fast überall gemacht, mag es sich um urheimische oder eingeführte Rauschmittel handeln; die blitzesschnelle Verbreitung, die der Tabak bis in die unzugänglichsten Winkel der Erde hinein gefunden hat, ist nur aus diesem Zuge der menschlichen Natur zu erklären. Die Mischmis in Assam sind nach T. T. Cooper [2]), wie auch die Nähe der Sagokultur vermuten läßt, „im Ackerbau über alle Begriffe faul und nachlässig. . . . Natürlich nagen sie dann gegen Ende des Sommers meistens am Hungertuche. Um so sorgfältiger und reichlicher bauen sie Opium und Tabak, denen sie im Uebermaße huldigen". Es möchte auffallend sein, wenn wir der südamerikanischen Coca und dem südasiatischen Betel den südeuropäischen Lorbeer an die Seite stellen wollten; aber die Verwandtschaft besteht zweifellos. Auch auf diesem Gebiet gibt uns der Kult manchen schätzbaren Fingerzeig, um so mehr als die Berauschung, genauer genommen die Verdrängung des selbstbewußten Geistes aus dem Menschen zu dem Zwecke, einem anderen Geistwesen für dessen Aeußerungen Raum zu schaffen, wie wir noch sehen werden, zu den wesentlichsten Apparaten des alten Kultus gehört. Gerade zu diesem Zwecke aber pflegte die Priesterin zu Delphi das Blatt des Lorbeeres zu kauen [3]), ein Beweis, daß man einst vor der Einführung konkurrenztüchtigerer Berauschungsmittel dieser Art sich bediente. Auf so materieller Basis ruht der nachmals zu den Wolken aufschwebende Ruhm des hellenischen Dichterbaumes.

Bei Beobachtung dieser Verhältnisse haben wir uns allzusehr auf die Definition unserer eigenen Berauschungsmittel zurückgezogen. Eigentliche Spirituosen kannte der Australier allerdings nicht; dagegen kannte er, wo sie zu holen waren, in gleicher Absicht die Zweige eines Busches, den er Pitcherie nannte. Gleich die benachbarten Papuanen zeigen uns in

---

[1]) „Ausland" 1870. S. 1193 ff.

[2]) „Globus" 1874. S. 60.

[3]) Belege in Lippert, Priestertum. S. 534.

ihrem berauschenden „Sagueer“, aus dem Safte der Palme bereitet, den Uebergang zum flüssigen Medium für denselben Zweck. Daneben kaut auch dieses unverdorbene Naturkind fleißig Betel, und Tabakkultur findet man im Innersten der unzugänglichen Insel. In ganz Polynesien aber herrscht und regierte zeitweilig durch die Herrengeschlechter der zwar nicht wohlschmeckende, aber schwer berauschende Kawatrank, aus der Wurzel von Piper methisticum Forst. bereitet. Auch der gegorene, übelriechende Brei, den die Polynesier aus der Brotfrucht bereiten, wird hierher zu zählen sein.

Wenn bestimmte Kulturkreise sich feindselig gegen das Genußmittel einer fremden Kultur verhalten, wie etwa seinerzeit die östlichen Germanen, in ähnlichen Verhältnissen die halbjüdischen Rekhabiten und dann die Araber und der gesamte Islam gegen den Wein, so ist damit noch nicht gesagt, daß sie für sich selbst kein Berauschungsmittel kannten oder bedürften. In Südarabien lernte B. v. Maltzan[1]) den Kaat kennen, „eine Pflanze, deren Blätter, wenn gekaut, einen angenehm aufweckenden und erheiternden Effekt hervorbringen“. Ohne diesen Kaat gibt es in jenen Kreisen keine Fröhlichkeit, und seine weiteste Verbreitung hindert nur seine Kostbarkeit. In den arabischen Kreisen Afrikas wieder lernte G. Rohlfs ein beliebtes Getränk aus Honig, Wasser und einer Gewürzpflanze kennen, das wir ebenfalls hierherzählen müssen.

Welcher Verbreitung Opium und Haschisch, die Präparate aus Mohn und Hanf, sich erfreuen, brauchen wir nicht zu erwähnen, und im äußersten Norden Sibiriens, wo die Natur jeden Sorgenbrecher dem Menschen versagt zu haben schien, muß der Giftstoff des Fliegenschwamms dazu dienen, den sorgenden Gedankengang des Menschen gewaltsam zu durchbrechen.

Daß der Hanf im skythischen Kulturgebiete Asiens und Europas seine Heimat habe, wurde schon erwähnt. Auf der einen Seite lernten wir den Gebrauch des Samens in seiner narkotischen Einwirkung schon bei den europäischen Skythen kennen und auf der anderen geben die Altperser der Trunkenheit einen Namen, mit dem die nach Indien ausgewanderten Arier den Hanf bezeichneten. Blieb nun auch der Hanf als Gespinstpflanze dem semitischen Kulturkreise lange fremd, so brach sich um so rascher der Haschisch dorthin Bahn und trat in arabische Kulturkreise, mit diesen nach Afrika vordringend zu jenen einheimischen, mehr lokal verbreiteten Berauschungsmitteln.

Zahllos und kaum erschöpfend anzudeuten sind die über die ganze Erde verbreiteten berauschenden Gärungstränke, die der Mensch fast aus jedem Fruchtsafte herzustellen versucht hat, sobald nur seine Technik der Speisenbehandlung so weit reichte. Wo immer irgend eine Fruchtpflanze in die besondere Pflege des Menschen trat, da nahte sich ihr dieser auch mit dem Versuche, ihren Ertrag zu jenem vorzüglichen Zwecke hinzuleiten,

---

[1]) „Globus“ 1872, 1. S. 10.

als habe er bei allen Bäumen und Gräsern Heilung suchen wollen von dem Leide der Sorge, das nun einmal notwendig das Erbe seiner Art sein mußte. Jeder durch irgend eine Anbaupflanze vorzugsweise gekennzeichnete Kulturbereich läßt sich auch durch das entsprechende Getränk bezeichnen. Die Art der Aufbewahrung von Flüssigkeiten aber brachte es mit sich, daß die damit häufig verbundene Gärung den Wünschen des Menschen vielfach entgegenkam. „Palmwein“ könnten wir das Getränk wohl nennen, das der Papua auf Neuguinea braut, und Palmwein (Lakbi) wird mit Benützung verschiedener Palmenarten durch ganz Afrika bereitet, wenn auch der Marokkaner sich verwahrt, seine Dattelpalme dazu herzugeben, weil sie die Anbohrung zur Saftgewinnung verdirbt. Reisschnaps (Saki) oder Reiswein begleitet im ganzen Süden und Osten Asiens die Kultur der Reispflanze, wie ein ähnliches Getränk die des Zuckerrohrs — die wilden Stammeltern von Arrak und Rum.

Neben den Palmwein tritt in Afrika der Pisangwein, und im Gebiete des Negerhirses (Durrha) herrscht vom Süden Afrikas bis nach dem Norden, da als „Joalla“, dort als „Pombe“ und unter anderen Namen ein Getränk, das wir ungescheut Durrhabier nennen dürfen. Da wo die alte Kultur des echten Hirses sich anreihte, treffen wir auch auf Spuren von einem einst geschätzten Hirsegetränk. Als Busa ist dasselbe heute noch bei den Kirgisen beliebt [1]), während es in der Walachei vielleicht an altbulgarische Lebensweise erinnert. Selbst aus Mohnkapseln weiß man in Turkestan ein stark berauschendes Getränk herzustellen [2]).

Auch diese Gruppe von Berauschungsmitteln findet in Amerika ihre Vertretung. Auf dem Boden des alten Inkareiches begnügt man sich nicht mit dem Cocablatte, sondern braut aus Mais einen gegorenen Trank [3]). Die Indianer Guayanas bereiten aus gekautem Cassavebrot ihr saures Paiwari [4]), ähnlich wie der russische Kwas aus zweimal gebackenem, mit Honig fermentiertem Brote hergestellt wird [5]).

Wie im Gebiete der skythischen Kultur in besonderer Weise angesäuerte Stutenmilch — Kumys — denselben Dienst that und wie bei der Expansion des Sarmatentums nach Westen hin solche immer kostbarer wurde, bis sie endlich nur noch das auszeichnende Getränk der Herrschenden blieb, haben wir an seinem Orte bereits angeführt. Als eigentliches Volksgetränk dieser Art dient im ganzen Nomadenbereiche irgend ein Honigtrank, wie wir ihn bei den Arabern bereits antrafen. Das skythische Gebiet kennzeichnete er unter Form und Namen des Metes. Ueberall in Europa

---

[1]) Wereschagin in „Globus“ 1873, 2, 23.

[2]) Ebend. S. 34.

[3]) „Ausland“ 1870. S. 1209.

[4]) Appun, Tropen II, 269.

[5]) Albin Kohn in „Globus“ 1874, 2, 237.

und weit darüber hinaus — wo einst ein Hirtenleben vorwaltend war — ist der berauschende Honigtrank heimisch gewesen. Selbst Griechenland, das sich schon in vorhistorischer Zeit der Kultur des Weines anschloß, ist davon nicht ausgenommen; Hehn hat durch ein orphisches Fragment gezeigt, wie auch Kronos, der göttliche Repräsentant eines vorhellenischen Volkstums, dereinst „honigberauscht" unter den Eichen ruhte, gerade wie der indische Indra, ein gewaltiger Zecher des arischen „Soma"-Trankes war. Als sich die pelasgische Kultur, wiederum im Anschlusse an die semitische, durch den Weintrank kennzeichnete, galt der Met ganz mit Recht als ein specifisch skythisches Getränk. Noch fand es Strabo neben seinem jüngeren Rivalen in Gallien vor; während sich bald der Met von hier und bald auch von Germanien immer mehr nach Osten zurückzog, in gleichem Schritte mit den Wanderungen der Ackerbaukultur, blieb er am längsten bei den Nordgermanen, Litauern und Slaven zurück, begleitete aber auch noch die Hunnen nach Pannonien.

In dem Maße als die Kultur von der römischen Grenze aus die Nomadenvölker zur Seßhaftigkeit zwang und der Ackerbau an die Stelle der Wanderviehzucht trat, räumte der Met seine Stelle dem aus Getreidekörnern hergestellten gärenden Tranke, dem „Biere". Die Frage nach der „Erfindung des Bieres" gehört zu jenen, welche zeigen, wie ein Grad von Orientierung vorausgehen muß, um wissenschaftlich geeignete Fragen zu stellen. Indem der Mensch, wie wir oben zeigten, überall die ihm zugänglichen Nahrungsfrüchte zu Gärungsgetränken verwendete, wurde diese Kunst nicht an einem Orte, sondern überall da erfunden, wo man zum Anbau der nordischen Getreidearten überging, falls nur nicht die fremde Importation des Weines zuvorkam. Ebenso braute man Bier aus jeder Art Getreide einschließlich des Hirses und in Afrika des Mohrenhirses, und erst eine jüngere Zeit traf auch hier wieder die Auswahl des Besseren und Besten. Noch im 12. Jahrhunderte trank man in Deutschland Hafer-, Weizen- und Gerstenbier. Wo aber schon frühzeitig vorzugsweise oder allein Gerstenbier genannt wird, da ist eben auch nur diese älteste Anbaufrucht an sich die wichtigste gewesen. Solchen Gerstentrank bereiteten die vorpelasgischen Bewohner Italiens, oder es ist doch wenigstens unter diesen bezüglich der Ligurer erwiesen. Xenophon trank Bier bei den Armeniern, und über Phrygien und Thrakien reichte der Bereich desselben bis an die Thore von Hellas. Ebenso tranken die alten Keltiberier uud Spanier Gerstenbier, selbst noch zur Zeit Strabos [1]), da doch der Wein in Spanien schon einheimisch zu werden begann. Auch Ungarn gehörte zur Zeit der Völkerwanderung, soweit seine Völker nicht sogar noch den Met vorzogen, zu den Bierländern, an deren Spitze jedoch vor allen anderen das keltische Gallien stand, wie ja auch die Kelten zuerst von allen Skythenvölkern unter

[1]) Strabo C. p. 155.

das Joch der seßhaften Kultur gebeugt wurden, wogegen die Altpreußen, die als die östlichsten und selbst griechisch-byzantinischer Berührung entzogenen am längsten an Kumys und Met sich labten, das Bier im 9. Jahrhunderte noch nicht kannten. Die mittellateinischen Namen für Malz und Brauwesen entstammten dem Keltischen, während die zuerst von Plinius angeführte Form Cerevisia auf das in Spanien gebräuchliche Cerea (Bier) zurückgeführt wird.

Aus demselben Grunde, aus welchem uns so Gallien als das älteste Bierland im Gebiete der skythischen Kultur erscheinen muß, ist Aegypten der Träger desselben Ruhmes im älteren Kulturgebiete. Wie hier zuerst die relativ nordischen Getreidearten der Gerste und des Weizens im großen zum Anbau gelangten, so finden wir auch hier dem Gerstensafte die ältesten, nicht immer auszeichnenden Denkmäler gesetzt. Nach Herodot[1]) sind es gerade die ackerbauenden Bewohner des Deltalandes, „bei weitem die intelligentesten" derer, die er kennen gelernt hat, welche „Wein aus Gerste" bereiteten, und Diodor[2]), welcher Kraft und Wohlgeschmack dieses Trankes rühmt, bezeichnet sein Alter, indem er ihn eine Erfindung des Osiris, der ältesten und populärsten Gottheit nennt. Aber nicht bloß alt, sogar altägyptisch schon ist die Klage über den übergroßen Biergenuß und den Biergeruch der Skolaren, deren Zunft in diesem schreibseligen Lande blühte[3]).

Ungelöst bleibt dagegen noch die Frage, wann und unter welchen Umständen es dem Menschen gelang, gerade durch Hopfenbittre die seinem Nektar drohende saure Gärung hinauszuschieben. Der Weg dahin ist freilich in dem allgemeinen Verhalten des Menschen vorgezeichnet. Indem er alle möglichen Würzen, selbst Honig nicht ausgeschlossen, seinem Lieblingstranke beifügte, muß er auch einmal den Erfolg einer an sich abstoßenden gefunden haben. So hat man feststellen wollen, daß auch die Aegypter bereits einerseits Zuckerwurzel (Sium Sisarum L.), andererseits Lupinenbitter[4]) ihrem Biere beigemischt hätten. Es kam also gleichsam nur auf ein Entgegenkommen der betreffenden Pflanze an, daß auch sie der glückliche Griff traf. Die ersten Urkunden, welche den Hopfen als Zinsabgabe nennen, sind solche aus dem jenseitigen Frankenreiche und dem 9. Jahrhunderte und stammen aus Klostergütern, während die Verordnungen Karls des Großen der Pflanze nicht gedenken[5]). Stiftsurkunden sind es auch, welche den Hopfen und auch Hopfengärten im 9. Jahrhunderte in Oberdeutschland nennen. Daß die Klöster auch in betreff des Trunkes die Nahrungsbereitung für ihre „Familie" im großen und mit geteilter Arbeit betreiben mußten,

---

[1]) Herodot II, 77.

[2]) Diodor S. 1, 20.

[3]) Lauth, Die altägyptische Hochschule zu Chennu. S. 67.

[4]) Sprengel, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde 1, S. 75.

[5]) Hehn a. a. O. S. 387.

kann gerade sie zu jener Erfindung geleitet haben, die Karl der Große, der Meister der Wirtschaft, gewiß nicht unbeachtet gelassen hätte, wenn sie auch ihm schon bekannt geworden wäre. Dagegen bot gerade die Organisation der Klöster ein sehr geeignetes Mittel, dem neuen Brauche Verbreitung zu verschaffen. Dann können wir aber unmöglich bei Linnés Vermutung stehen bleiben, daß der Hopfen im Geleite der Völkerwanderung nach Europa gekommen sei. Welches dieser Kumys-, Met-, oder Hirsebiervölker sollte ihn gebracht haben? Wenn aber sofort bei seinem Erscheinen armen Leuten Zinslieferungen an Hopfen aufgetragen werden, so schließen wir daraus, daß es sich bei jenen ersten Versuchen eher nur um Einsammeln von den einheimischen, wildwachsenden Stauden handelte, und daß erst allmählich durch Anbau in den Herrschaftsgärten ein feineres Produkt gezogen wurde.

Wieder sind es, wie uns alle Anzeichen zu schließen zwingen, die in die Diaspora der Alten Welt eingesprengten Söhne der roten Rasse, welche die Bahn, die wir sie bei Betrachtung der Palmen- und Olivenkultur wandeln sahen, auch auf diesem Gebiete zur Palme des Sieges führte; die Phönizier — nach aller Wahrscheinlichkeit — schufen in vollendeter Differenzierung das jenem Zwecke des Sorgenbrechens allein und in trefflichster Weise dienende Mittel des Weines durch Anbau und Veredlung der wilden Reben. Im weiteren Gebiete ist die Heimat des ursprünglichen Weinbaus nicht schwer zu begrenzen. Afrika fällt einschließlich Aegyptens außer Betracht; in Europa könnte höchstens Griechenland einen zweifelhaften Anspruch erheben; weiter aber treten der ganze Osten Asiens und Indiens außer Bewerbung, nicht minder die Steppen Arabiens und die Turkestans. In dieser Begrenzung können nur Phönizier und Semiten um die Palme ringen. Indem aber in diesen beiden Kämpfern Seßhaftigkeit und Nomadentum einander gegenüberstehen, kann in betreff einer Kultur, die von allen am meisten die Seßhaftigkeit zur Voraussetzung hat, die Entscheidung schon an sich keine zweifelhafte sein. Auch die biblische Ueberlieferung nennt keinen Semiten, sondern den gemeinsamen Ahnherrn der Semiten, Chamiten und Japhetiten als Begründer einer Kultur, an der nachmals der Jude so sehr hing. Ihrer eigenen Geschichtserzählung nach finden die Juden auch dieses Kulturgeschenk schon vor, indem sie das phönizische Land erobern; als echte Nomaden schwärmen auch sie nach Honig aus und entdecken den Wein. Das blutsverwandte Stämmchen der Rekhabiten [1]), das nach wie vor bei seiner Semitenart unter Zelten in den Steppen bleibt, kennt keinen Weinbau und verachtet den Wein. Wir werden also wenigstens den Westsemiten nicht unrecht thun, wenn wir sie aus der Konkurrenz ausschließen.

Auch Wönig [2]) glaubt freilich noch, es könnten gerade die Semiten den Weinbau „vom Oxus und Jaxartes her" den alten Völkern gebracht

---

[1]) Jeremias 35.

[2]) Wönig a. a. O. S. 256.

haben; aber abgesehen davon, daß es ganz unmöglich Semiten von der Lebensweise gewesen sein könnten, wie sie uns das Buch der Richter schildert, bezeugt er selbst, daß die Einführung des Weinbaues in Aegypten, wo er wenigstens in einigen Gauen, namentlich in Mittelägypten, festen Fuß faßte, den unzweideutigsten Denkmälern nach schon in die Zeit der fünften Dynastie, also hoch hinauf in das vierte Jahrtausend vor Chr. fällt, in eine Zeit also, in welcher von den Semiten noch gar nicht die Rede sein konnte. Und dennoch ist der Weinbau für Aegypten nur eine jüngere Importation, denn wenn auch sein Saft bei Kultspenden Eingang fand, so hielt ihn doch die uralte Kultstätte von Heliopolis immer noch fern, zum Beweise, daß er nicht mit der ursprünglichen Tradition des Volkes verwachsen war[1]). Wenn aber daneben gerade Syrien mit Palästina als vorzügliches Weinland erscheint, indem der Wein völlig jeden anderen Berauschungstrank als unebenbürtig verdrängt hat, so kann das Verdienst keinem anderen Volkstum zugeschrieben werden, als dem alten punischen. Zudem sehen wir auch genau den veredelten Weinstock in seiner Verbreitung den Handelsverbindungen jenes Volkes folgen; wir treffen ihn frühzeitig in Aegypten, das ein Brudervolk bewohnt, und sehen ihn gleichsam durch Kleinasien wandern, doch nur sprungweise und so, daß hier Wein und Getreidetrank teils abwechseln, teils einander die Wage halten. Mit einer Reihe anderer Kulturfaktoren, die wir kennen lernten, gelangte der Wein auch nach Griechenland und zwar in vorhistorischer Zeit. Die Helden Homers sind schon Weintrinker — einen Getreidetrank lehnt der Hellene als Barbarismus ab. Nur eine schwache — und schwach bezeugte — Erinnerung an die Zeit des Mettrankes blieb noch erhalten. So riß dieses Produkt punischer Emsigkeit eine Lücke in den gewöhnlichen Gang der Dinge; wohin das Hellenentum mit seiner Kolonisationsverbreitung reichte — in Italien, Südfrankreich — besiegte der Wein den Getreidesaft; dann wurde Rom selbst in seinem erstreckteren Bereiche der Verbreiter dieser Kulturart; mit Rom eroberte sie Spanien und Gallien, von Gallien aus einen Teil Germaniens.

Um endlich noch der Beiträge der entferntesten Kulturbereiche zur jungen Weltkultur zu gedenken, müssen wir des zartesten der Sorgenbanner, des Thees, eines Geschenkes des ostasiatischen Kulturkreises, und des unbesiegbaren Tabaks, des Wiegenangebindes gedenken, das uns der Nordindianer bei seinem Eintritte in unser Kulturbereich überreichte, Erwähnung thun. Denn wenn man auf die Rothaut als das unverdorbene Naturkind hingewiesen hat, das keinerlei Berauschungsmittel kannte, so hat man nicht beachtet, daß nur die Methode des Genusses eine andere war; in der That liegt auch dem Rauchen dieselbe Absicht der sanften Betäubung zu Grunde. Der Genießende wird taub gegen das ununterbrochene Pochen

[1]) Ebend. S. 274.

des in sich selbst weiterzeugenden Sorgengedankens, und der so befreite Geist scheint sich beflügelt in ein Bereich zu erheben, in dem der Gedanke, alles Quälenden entledigt, zum anmutigen Spiele des Geistes wird.

Nur die Methode ist verschieden; und darum zählen wir zu diesen Sorgenbrechern auch die Musik, wenn wir ihr auch, sie von anderer Seite betrachtend, noch einen anderen Platz werden anweisen müssen. Aber nach der einen Richtung gehört sie hierher. Daß der Mensch das gefühlt hat, bezeugen die ältesten Kultbräuche; auch der jüdische Prophet behauptete nicht weissagen zu können — ohne das Harfenspiel. Wenn es galt, im weissagenden Medium die eigenen Gedanken, den eigenen Geist zum Schweigen zu bringen, oder nach naiverer Auffassung aus dem Leibe zu locken, wenn es galt, eine „Verzückung" herbeizuführen, dann greift der Kult abwechselnd nach dem einen oder dem anderen Mittel: Betäubung durch Trank oder Rauch — oder Musik stehen ihm gleich. Nur eine Aeußerung des Mitempfindens der Musik aber ist unter naiven Verhältnissen der Tanz; ja er ist es unter Umständen selbst, der durch den Taktschall die Musik bildet. Dieser Taktschall aber, das Ursprünglichste an der Musik, übt, indem er den Geist gefangen nimmt, dieselbe erlösende Wirkung wie jede andere Berauschung; der Rhythmus, der den Gedanken fesselt, reißt ihn los von dem Stoffe, den er sonst zu eigener Qual benagt und scheint ihn zu befreien, indem er ihn bindet.

So hätten wir denn in diesem Bande dem Leser die Elemente vorgeführt, aus denen sich das sociale Leben des Menschen als das eigenste seiner Art zusammenfügt; diesen Bau nun vor uns erstehen zu lassen, wird die Aufgabe des folgenden Teiles sein.

Register.

A.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

T.

U.





